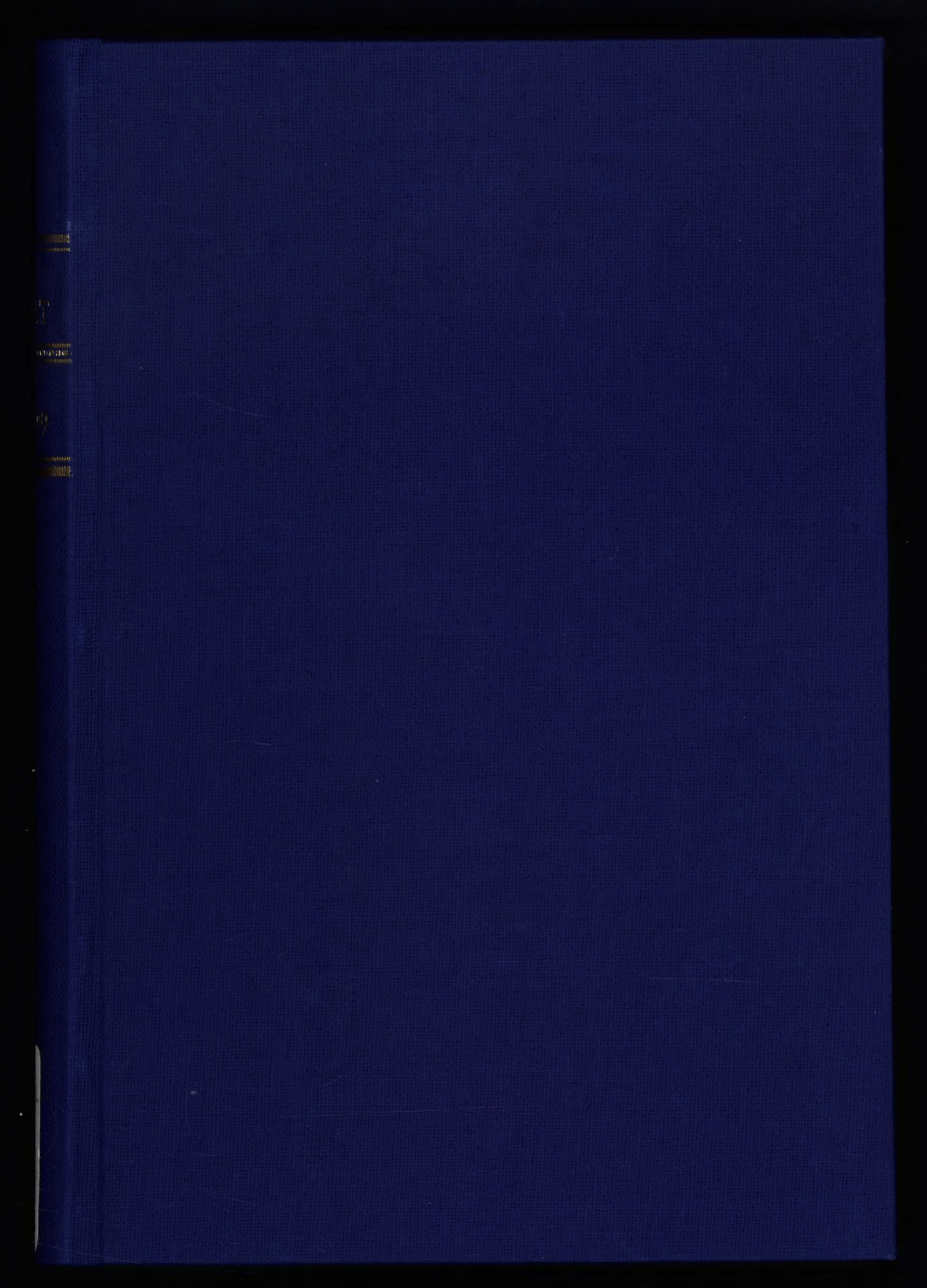




Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

VIII. Jahrgang.



Kiel, 1898.

Druck von A. F. Jensen.

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 1. Januar 1898.

Aus alten und ältesten Zeiten.[1])

Von J. Mestorf in Kiel.

IV.

Bronzealter.

Das erste Metall, welches den Bewohnern unserer Heimath zu Gesichte kam, war die Bronze. Die älteste Bronze besteht aus einer Legirung von Kupfer und Zinn.

Auf welche Weise unsere Vorfahren in den Besitz der ersten Metallgeräthe gelangten, ob durch fahrende Händler oder durch fremde Einwanderer, die, von jenseits der Elbe ins Land kommend, mit kostbaren Waffen und Schmuck von Bronze ausgerüstet waren, wovon sie für Nahrungsmittel, Wohnplätze, oder was Fremdlingen sonst noth thut, willig abgaben: das wird schwerlich jemals entschieden werden und ist für das Verständniß unserer Vorzeit auch nicht besonders wichtig. Daß die neuen Metallgeräthe gleich in so großen Massen eingeführt wurden, daß ein jeder sich damit versorgen konnte und in der That nichts eiligeres zu thun hatte, als die alten Steinwaffen und Werkzeuge fortzuwerfen — das wird heutzutage wohl niemand mehr annehmen wollen. Wir müssen vielmehr damit rechnen, daß die Bronzeindustrie dazumal noch nicht auf der Höhe ihrer Entwicklung stand, daß ihre älteren Producte (Dolche, Nadeln, Ringe u. dgl.) sehr kostbar und in Folge dessen sehr spärlich waren, und daß erst allmälig, als die Händler oder die neuen Ansiedler merkten, daß hier ein gutes Absatzgebiet für die fremdartigen Dinge gefunden sei, der Verkehr mit den fernen Kauf- und Fabrikstätten lebhafter wurde, bis dann die Zeit kam, wo nicht länger ausschließlich fertige Waare, sondern auch das Metall als Rohproduct bezogen und hier, anfänglich nach fremden Mustern, verarbeitet wurde. Man hat den nordischen Barbaren die Fähigkeit dazu absprechen wollen; allein, Leuten, die eine so große Meisterschaft in der Bearbeitung der Gesteine erlangt hatten, die sich als so kunstfertige Töpfer präsentiren, wie unsere Steinalterbevölkerung, denen kann man wohl zutrauen, daß sie alsbald die Kunst des Metallgusses und die Anfertigung

[1]) Vgl. „Heimat,“ Jahrgang 1897, S. 1. 69. 109.

der Gußformen erlernten. Fahrende Metallarbeiter mögen ihre Lehrmeister gewesen sein.

Für die Ansicht, daß nicht nur die ärmeren Classen sich noch ferner der alten Steingeräthe bedienten, sondern daß auch die reicher Begüterten neben dem kostbaren Metallgeräth Steinwaffen und Werkzeuge in Gebrauch behielten, zeugen gewisse Gräberfunde, die neben Bronzen auch Steingeräthe enthielten. Freilich ist in Beurtheilung solcher größte Vorsicht geboten. Man findet nicht selten in Museen und Privatsammlungen Bronze- und Steingeräthe beisammen liegen, von denen es heißt, sie seien beisammen gefunden. Das ist indessen nur glaubwürdig, wenn sie von sachkundiger Hand gehoben sind. Es kommt vor, daß in einem Hügel, neben oder unter Bronzegräbern, ältere Steinaltergräber liegen; auch haben bisweilen in älteren Steinkammern Nachbestattungen der Bronzezeit stattgefunden. Wird nun ein solcher Grabhügel von Arbeitern abgefahren und der Knecht bringt seinem Herrn gewissenhaft alles, was beim abräumen der Steine gefunden ist, da spricht er in gutem Glauben, wenn er die Objecte als „zusammen gefunden" abliefert. Solche Funde haben für die Forschung keine Bedeutung. Wo aber bei methodischer Untersuchung solche Fälle zu Tage treten, werden sie als besonders werthvoll begrüßt. Vor einigen Jahren wurde bei Schülp (Nortorf) ein Frauengrab aufgedeckt. Die Leiche selbst war spurlos vergangen, aber an der Lage der Beigaben ließ sich erkennen, wie sie geschmückt gewesen. Im Haar war ein Bronzeschmuck befestigt; um den Hals trug sie Bernsteinperlen, das Gewand war auf der Brust durch eine Bronzenadel zusammengehalten; zu Füßen stand ein irdenes Töpfchen, in welchem ein bronzener Pfriemen lag, und auf Gürtelhöhe (also wohl im Gürtel getragen) lag ein kleiner Flintdolch. — Bei Hohenaspe wurden kürzlich in einem Männergrabe neben einem Kurzschwert von Bronze, ein schöner Flintdolch und einige Flintspäne gefunden. Bei dem unweit davon gelegenen Dorfe Ridders fand man in einem Steingrabe, außer einem Flintdolch zu Häupten und sechs zierlichen Pfeilspitzen desselben Materials am Fußende, einen Bronzedrahtring, der nach der Lage zu schließen, am Finger getragen war. Diese Beispiele mögen als Belege für die oben ausgesprochene Ansicht genügen. Manche Steingeräthe verrathen durch ihre Formen, daß sie metallenem Geräth nachgebildet sind. Daß aber die durch Formenschönheit und Feinheit der Ornamente noch heute bewunderten Bronzen nicht nur hier im Lande gegossen werden konnten, sondern wirklich hier gegossen worden sind, bezeugen die Funde von Gußformen von Stein und Thon, von mißlungenen und unfertigen Gußproducten, von sogenanntem „Sammelerz" (d. i. eine Anzahl zerbrochener und zerstückelter Objecte, die offenbar zum einschmelzen bestimmt waren) und anderen ähnlichen Dingen.

Die alte edle Bronze besteht, wie gesagt, aus Kupfer und Zinn. Der Procentsatz des Zinns ist schwankend und richtet sich theils nach dem

mehr oder minder reichen Vorrath an diesem kostbaren Material, der dem Gießer zur Verfügung stand, theils nach der inneren Beschaffenheit des Kupfers und großentheils auch nach dem Zweck, dem die Geräthe dienen sollten. [1])

Man ist in letzter Zeit mehrerseits für die Existenz einer „Kupferperiode" eingetreten, die der eigentlichen Bronzezeit vorausgegangen sein soll. Daß in Ländern, wo das Kupfer zu den Naturproducten gehört, manche Geräthe aus nicht absichtlich legirtem Kupfer gegossen sind, ist höchst wahrscheinlich. Bei uns, wo beide Metalle importirt werden mußten, ist es bisher nicht gelungen, eine Kupferperiode zu constatiren. Wir kennen wohl zinnarme Bronzen, meistens einfache, compacte Formen, aber keine Geräthe von reinem Kupfer.

Die Ausstattung der durch Reichthum bevorzugten Geschlechter mit Kleidern, Waffen und Schmuck muß in der Zeit, wo die Bronzecultur in höchster Blüthe stand, eine überaus prächtige gewesen sein. Wir müssen in Betracht ziehen, daß die Bronzen, die, wenn sie aus dem Erdboden zu Tage kommen, mit grünem Rost überzogen sind oder, wenn sie aus Wasser oder Moor gehoben werden, eine braune Farbe zeigen, ursprünglich an Farbe und Glanz dem Golde glichen. Vergegenwärtigen wir uns einen Mann in vollem Kleider- und Waffenschmuck. Gerüstet mit goldglänzendem Schwert, Dolch, Speer und Beil, eine Goldspange am zottigen Mantel, am Arm einen Ring -- in der That eine stattliche Erscheinung. Nicht minder prächtig angethan war die Frau: Geschmeide im Haar, um den Hals, auf der Brust, am Gürtel, an Arm und Hand, bisweilen sogar am Fußgelenk (in einem Frauengrab bei Drage), oftmals auch einen Dolch im Gürtel, und alles dies im hellen Goldglanz. Die Kleidung, bestehend in einem Rock, der durch einen Gürtel gehalten wurde, einem Jäckchen, einem kunstvoll geknüpften Häubchen auf dem Blondhaar [2]) — da läßt sich denken, daß eine so reich geschmückte Frau den Aermeren der Genossenschaft wie ein höheres Wesen an Glanz und Schönheit erschien. Ein in der Nähe von Bornhöved seßhaftes Geschlecht trug sogar mit Gold durchwirkte Gewänder, von welchen freilich nur wenige Ueberreste erhalten sind.

Die Gewebe verdienen nähere Aufmerksamkeit. Sie sind von Wolle

[1]) Herrn Dr. Otto Kröhnke verdanken wir eine chemische Analyse einer Anzahl alter Bronzen des Kieler Museums. Er bestätigt den schwankenden Zinngehalt und zwar aus oben genannten Gründen. Ein beachtenswerthes Ergebniß seiner Untersuchungen ist ferner, daß die zur Herstellung der schleswig-holsteinischen Bronzen verwandten Kupfererze aus Schlesien, Ungarn und Siebenbürgen stammen dürften. Das wäre ein Hinweis auf die Richtung eines Handelsweges, für den übrigens schon andere Anzeichen da waren. Auf einem zweiten, weiter westlich liegenden Wege scheinen namentlich die älteren fertigen Bronzegeräthe nach Norden gekommen zu sein.

[2]) Dänischen Untersuchungen verdanken wir die Kenntniß, daß die Bronzealtermenschen eine blonde Rasse repräsentiren.

und zwar, wie die Untersuchungen dänischer Archäologen uns lehren, einem Gemisch von Schafwolle und dem Winterhaar des Edelhirsches. Abgesehen von den ripsartig gewebten Gürteln und einem künstlich hergestellten Krimmer ähnlichen Stoff, der zu Kopfbedeckungen für Männer verarbeitet wurde, bestehen die Gewebe aus einfacher Kreuzung der Fäden wie in unserer Leinewand. Bei einem dickeren Stoff bilden die Fäden an der unteren Seite Zotteln oder Schlupfen. Beachtenswerth ist bei den Geweben der Bronzezeit, daß die Fäden der Kette nach anderer Richtung gedreht sind, wie die des Einschlages: Das mußte einen practischen Zweck haben. Als ich diese Eigenthümlichkeit vor Jahren zuerst bemerkte, erkundigte ich mich bei verständigen älteren Bauerfrauen, die selbst spannen, und da hörte ich, daß sparsame Frauen bisweilen das Rad nach links drehten, was einen härteren aber auch haltbareren Faden gab. Ich trage kein Bedenken anzunehmen, daß der verschiedenen Drehung der Fäden in den Bronzealtergeweben derselbe practische Zweck zu Grunde lag.

Die Frauen spannen, webten und nähten. Sie kannten und übten die Ueberwandnaht, den Saum und den Festonstich. Unter dem Kleingeräth, welches sie am Gürtel trugen, finden wir Nähnadel, Pfriemen, Messerchen, Pincette u. a. m. Die Scheere kannten sie noch nicht. — So mannigfach begabt, so reich ausgestattet mit Kleidern und Schmuck, öfters gar mit einem Dolch im Gürtel, tritt uns die Frau der Bronzezeit nicht als Dienerin oder Hörige, sondern als die ebenbürtige, würdige Genossin des Mannes entgegen. Unter dem Hausgeräth finden wir neben irdenen Gefäßen auch hölzerne Schalen, die mit Bronze- und Zinnstiften reich verziert sind, Bronzegefäße verschiedener Art, alle von edler Form und mit schönen Ornamenten. Seltener sind Gefäße und Schmuck von feinem ächten Gold. In der schönsten Blüthezeit der Culturperiode war nämlich außer Kupfer und Zinn auch das Gold bekannt. Dänische Gräberfunde berechtigen zu der Vermuthung, daß der Hausstand mit mannigfachem Holzgeräth versorgt war.

Jagd, Viehzucht, Ackerbau, Handel und wohl auch Schifffahrt bildeten die Beschäftigung der Männer. Eine Bronzeschale aus einem Grabe bei Löptien (Preetz) lehrt uns, daß dazumal schon Weizen oder Spelz hier gebaut wurde. Unter dem Boden fanden sich nämlich von Rost durchzogene Reste von zerschnittenem Stroh, das auf dem hiesigen Botanischen Institut als Weizenstroh (oder Spelz) erkannt wurde.

Müssen wir der Bronzekultur eine Dauer von mindestens 1000 Jahren zusprechen, da ist es selbstverständlich, daß sich innerhalb derselben mancherlei Wandelungen vollzogen haben. Wir erkennen dies nicht nur an der Veränderung der Geräthe und der größeren Mannigfaltigktit der Bestände, sondern vor allem auch an den Begräbnißgebräuchen. Anfangs erhielt sich der alte Brauch der Todtenbestattung und zwar scheint, wie neuere methodische Untersuchungen lehren, die Leiche in einen Holzsarg gelegt zu

sein, wohl auch in eine Steinkiste; darüber wurde ein Steinhaufen aufgebaut und über diesen schließlich ein Erdhügel errichtet. Das sporadische Vorkommen sogenannter „Baumsärge" war längst bekannt. Neuerdings haben Dr. Splieth und Professor Montelius, der eine hier, der andere in Schweden und absolut unabhängig von einander, erkannt, daß nahezu in allen Skeletgräbern der Bronzezeit die Spuren eines Holzsarges vorhanden sind. Diese Spuren sind indessen so minimal, daß das erfahrene Auge eines Archäologen dazu gehört, um sie wahrzunehmen. Bisweilen sind die Umrisse noch so deutlich, daß das Bild durch Zeichnung oder photographische Aufnahme fixirt werden kann; auch sind die Holzfasern öfters noch wohl zu erkennen. In dem obenerwähnten Grabe bei Löptien scheint der Todte auf ein Lager von zerschnittenem Stroh gebettet zu sein. Nehmen

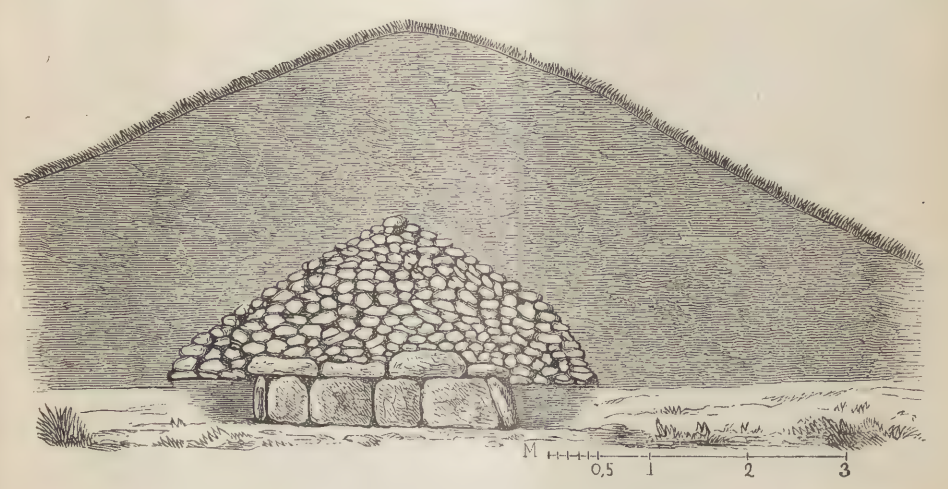


Fig. 1. Grabhügel mit Skeletgrab. Sylt.

wir an, daß ursprünglich eine Decke darüber gebreitet war, so ließe sich darin ein Hinweis finden, wie man damals das Nachtlager für die Lebenden zu bereiten pflegte.

Der Uebergang von der Leichenbestattung zur Leichenverbrennung läßt auf eine Wandelung in den religiösen Anschauungen schließen. Auch diese wird, wie alle neuen Culturelemente und Anregungen, aus fremden südlicheren Ländern zu uns herauf gedrungen sein. Nach und nach wurden die Begräbnißformen mannigfaltiger. Anfangs wurden die wohlgesäuberten Rückstände vom Leichenbrand noch in einem Holzsarge oder in einer Steinkiste beigesetzt; dann wurde die Kiste kleiner und später wurden die verbrannten Gebeine in ein Thongefäß geschüttet und dieses mit Steinen umstellt. Immer aber wurde ein Hügel darüber aufgerichtet, der jedoch mehrere Urnengräber zu umschließen pflegt. Erst seit dem letzten Jahrzehnt kennen wir Flachgräber aus der Bronzezeit, d. h. Urnen,

die in einer Steinschüttung im flachen Erdboden stehen und nur bisweilen durch eine geringe Bodenanschwellung sich von dem umliegenden Erdreich abheben. Diese Gräber gehören dem Ende der Bronzecultur an. Die Gefäße sind einfach, von alterthümlicher Form, die Beigaben bestehen in ärmlichem Kleingeräth: Messer, Pincette, Pfriemen, Nadel u. dgl.

Der Uebergang von der Leichenbestattung zur Leichenverbrennung deutet auf einen totalen Religionswechsel oder auf Aenderungen in der Glaubenslehre. Gegen ersteren spricht, daß gewisse culturelle Gebräuche sich von der Steinzeit, durch die ganze Bronzezeit und das vorhistorische Eisenalter, bis an das Ende des heidnischen Zeitalters verfolgen lassen.

Zu diesen gehören die sogenannten Depotfunde. Außer den Gräberfunden, und den zufälligen Funden, d. h. Funden solcher Dinge, die zufällig in den Erdboden hineingerathen sind, kennen wir andere, die



Fig. 2. Grabhügel mit Urnengräbern. Sylt.

unverkennbar absichtlich vergraben wurden. Dies sind die sogen. Depotfunde, die sich wiederum in 2 Classen sondern lassen. Etliche repräsentiren die Habe eines Bronzegießers, bisweilen auch eine Gußstätte. In solchen pflegen nur eine oder wenige Geräthformen vertreten zu sein. Der Guß war vollzogen, aber die Gußnähte waren noch zu entfernen, bei Schneide- und Stechwerkzeugen war die Schärfe anzuschleifen, kurz, man erkennt in den Fundstücken die z. Th. unfertigen Werke eines für den Handel arbeitenden Metallgießers. - Andere Depots, sog. Votivfunde, enthalten verschiedene, z. Th. sehr schöne Geräthe, die oftmals in gleichartiger Zusammenstellung auftreten. Z. B. ein Hängegefäß, Hals- und Armringe, Spangen, wohl auch ein Celt, ein Speer rc. Auch kostbare Gefäße und

Schmuck von feinem Golde sind bisweilen absichtlich vergraben worden. Die Sachen sind mit Sorgfalt verpackt und niedergelegt, bisweilen unter oder neben einen großen Stein, in Sumpf oder Moor. Nichts deutet auf ein Begräbniß. Man hat in den letztbeschriebenen Depots einen Cultusact erblickt und sie als Weihgeschenke für die Götter aufgefaßt. Ich werde später Gelegenheit haben, auf diese eigenartigen Funde zurückzukommen, und begnüge mich hier damit, als Stütze obiger Erklärung das Wort eines altisländischen Geschichtsschreibers, des Snorre Sturleson anzuführen, welcher Odin den Ausspruch in den Mund legt: „Was der Mensch bei seinen Lebzeiten vergräbt, des soll er bei mir genießen.“ Wer würde sich so kostbarer Dinge entäußert haben, wäre er nicht des sicheren Glaubens gewesen, durch solche Weihgeschenke das Wohlgefallen der Götter und ihren besonderen Schutz zu gewinnen und obendrein der Hoffnung, beim Einzug ins Jenseits die vergrabenen Schätze zu eigenem Nutzen und Frommen wiederzufinden; denn man wußte, daß es nicht gut sei, arm und ungeschmückt ins Todtenreich einzutreten.

Die Zeitdauer der Bronzealtercultur läßt sich nur annähernd feststellen. Den Beginn müssen wir in die erste Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. setzen, sagen wir um 2000—1500. Da nun um 400 v. Chr. das Eisen bei uns auftritt, dürfen wir das Ende der Bronzecultur nicht später setzen.

Der Ursprung der Bronzecultur war von jeher ein schwieriges Problem, an dessen Lösung viele Gelehrte des In- und Auslandes sich versucht haben. Einer der schwierigsten Puncte war, daß das sachliche Studienmaterial nicht in ausreichender Fülle vorhanden und nicht kritisch bearbeitet war. Man hatte in Folge dessen nicht die verschiedenen Stadien in der Entwicklung der Bronzecultur wahrgenommen und war in dem Irrthum befangen, daß sie gleich in ihrer voll entfalteten Blüthe in Mittel- und Nordeuropa aufgetreten sei. Einige Forscher schrieben sie den Phöniciern zu und meinten gar, sie selbst hätten sie hierher gebracht. Andere erklärten sie für etruskisch und groß war die Zahl der Anhänger der Theorie, daß die herrlichen Sachen alle aus großen Factoreien jenseits der Alpen den Nordländern zugeführt seien. Dem Einwand, daß sich dann die localen Stileigenthümlichkeiten nicht verstehen ließen, traten sie mit der schwachen Erklärung entgegen, man habe den Geschmack der verschiedenen Länder in den Factoreien jenseits der Alpen wohl gekannt und, denselben berücksichtigend, für Hannover, Mecklenburg, Holstein, Dänemark, Schweden u. s. w. die bei jedem beliebten Formen angefertigt.

Es ist möglich, daß die fortschreitende Forschung die gegenwärtige Auffassung damaliger Verhältnisse in manchen Puncten ändern und berichtigen wird. Als sicher dürfen wir indessen betrachten, daß der Ursprung der Bronzecultur im Südosten des Mittelmeerbeckens liegt, daß

von dort die Bronzewaaren auf dem Wege des Handels und z. Th. wohl auch durch Völkerbewegungen nach Mittel- und Nordeuropa gebracht sind. Anfangs mag darüber längere Zeit vergangen sein. Als jedoch, um den Bedarf zu decken, größere Zufuhren an fertiger Waare und besonders an unverarbeitetem Metall erforderlich wurden, dürfte auch der Transport beschleunigt sein. Ferner dürfen wir als sicher annehmen, daß die Zufuhren aus dem Süden sich nicht auf fertige Geräthe und Rohmaterial beschränkten, sondern, daß im Gefolge der Handelswaare mancherlei andere Culturelemente zu uns heraufgedrungen sind.



Fig. 3. Griffe von Bronzeschwertern.



Die Eckernförder Fischerei.

Von **F. Lorentzen** in Kiel.

I.

Am Sockel des in Kiel errichteten Provinzialdenkmals Kaiser Wilhelms I. trägt die eine der das eng zusammengehörige Schleswig-Holstein darstellenden Frauengestalten die Symbole der Fischerei, ein Hinweis, daß dieses Gewerbe zu den bedeutendsten Beschäftigungen und Erwerbszweigen der Bewohner unserer Heimat zählt. Die Küsten unseres meerumschlungenen Landes bieten zum Fischen die beste Gelegenheit, und besonders die tief ins Land einschneidenden Buchten der Ostsee

lockten allzeit die Anwohner zum Fange auf ihre Fluten hinaus. Heute wird am schleswig-holsteinischen Gestade der Ostsee der Fischfang von mehr als 100 Orten aus betrieben; unter diesen ist die Stadt Eckernförde die bedeutendste Station, da an Zahl der beteiligten Personen, an Zahl und Größe der verwendeten Fahrzeuge und Geräte, wie an Ausdehnung des Fanggebietes die Eckernförder Fischerei die Betriebe an den übrigen Orten bei weitem übertrifft.

Die Fischerei, welche bei den jetzigen Verhältnissen eine große Bedeutung für die Wohlfahrt und das Gedeihen der Stadt Eckernförde hat, ist schon mit der ältesten Geschichte des Ortes aufs engste verknüpft; denn eben diesem Gewerbe verdankt die Stadt ihre Entstehung. Unter dem Schutze der „Eckernborg,“ welche auf den Anhöhen des Schwansener Ufers im Gebiete des heutigen Dorfes Borby erbaut war, sollen sich Fischer am Norduser eines Sandriffs, eben auf jener flachen Landzunge, angesiedelt haben, welche noch heute das Hauptgebiet des Städtchens bildet. Damals wird sich diese Fläche wenig über den gewöhnlichen Stand der dieselbe umspülenden Fluten erhoben haben, da auch heute noch, nachdem der bebaute Untergrund beim Wiedererrichten der Stadt nach schweren Brandschatzungen, unter welchen dieselbe im 15. und 17. Jahrhundert zu leiden hatte, mehrfach erhöht worden ist, die höheren Punkte nur etwa 4 m über dem Meeresspiegel liegen. Diese kleine Halbinsel, die sich von Süden nach Norden vorstreckt, war als Ausgangspunkt für den Betrieb der Fischerei aufs beste geeignet, konnte doch bald an ihrer Ost-, bald an ihrer Westküste oder auch unter dem hohen Schwansener Ufer, je nachdem es geboten schien, im Schutze des Landes das Netz ausgeworfen werden. Wann die Fischer an dieser ihrem Berufe so günstigen Stätte ihre Hütten errichteten, ist nicht bestimmt anzugeben. Man verlegt den Anfang der Stadt ins 13. Jahrhundert. Zu ihrer weiteren Entwicklung haben vor allem Schiffahrt und Handel beigetragen; neben denselben hat die Fischerei sich in sehr engen Grenzen gehalten und keine besondere Bedeutung erlangt; dennoch findet sie in den der Stadt erteilten Privilegien mehrfach Berücksichtigung. So sah sich Herzog Adolf im Jahre 1545 veranlaßt, unter anderen Rechten den Einwohnern Eckernfördes auch jenes zu bestätigen, daß sie die freie Fischerei auf dem „Solten Haf“ haben sollten. Über dieses Recht scheint aber der umwohnende Adel, dessen große Güter fast das ganze Strandgebiet umfaßten, das für die damalige Fischerei in Betracht kam, mit den Städtern sehr bald wieder in Fehde gelegen zu haben. Schon im Jahre 1554 mußte derselbe Herzog einen Vergleich bestätigen, welcher zwischen der Stadt und den benachbarten Adligen, Klaus von der Wisch von Grünholz, Otto Sehestedt zu Kohhövede (Ludwigsburg), Asmus von Ahlefeldt zu Noer, Joachim Brockdorff zu Windeby und Sievert von Ahlefeldt zu Aschau, geschlossen worden war und dahin lautete, „daß die Eckernförder Ein-

wohner und Fischer beständig und zu ewigen Zeiten auf dem adligen Vorstrande die freie Fischerei haben sollten und ihre Netze, Waden und Garne aussetzen, zu Lande gehen, ihre Netze trocknen, Feuer anlegen und Sprock auflesen dürften."

Die Bezeichnung „Solten Haf" lenkt den Blick auf das Gebiet, auf welchem die Einwohner Eckernfördes früher die Fischerei betrieben und die Eckernförder Fischer heute ihrem Gewerbe nachgehen. Die Stadt liegt am Ende des 17 km tief von Osten nach Westen ins Land einschneidenden Eckernförder Meerbusens, der dieselbe im Osten und Norden bespült, und im Westen breitet sich die 4,16 qkm große Wasserfläche des Windebyer Noors aus. In der Dankwerthschen Chronik wird ersterem der Name „Eckernförder Wyck," letzterem die Bezeichnung „Eckelenförder Nor" und „Snaper Noer" beigelegt. Beide Gewässer standen bis in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts durch einen jetzt den Hafen der Stadt bildenden und dieselbe im Norden umflutenden schmalen Teil des Meeres, auf einem alten Bilde Tractus Oceani genannt, in ungehinderter Verbindung. An diesem Meeresarme ließen sich die ersten Fischer nieder und hatten so in der nächsten Nähe ihrer Wohnungen das zu befischende Gebiet. Hier fand der Durchzug der Fische vom Meere nach dem Noor und zurück statt, und daher konnte es an gutem Ertrag der Arbeit nicht fehlen. Daneben wird besonders auch das Noor selbst das Fanggebiet gebildet haben, wurde dasselbe doch wegen seines Reichtums an Fischen und wegen der Güte derselben lange gerühmt. Das Wasser im Noor war zwar salzig, doch entsprach der Salzgehalt nicht dem der Föhrde, da die Verbindung der beiden Gewässer nur eine sehr schmale war und dem Noor durch zahlreiche Quellen und mehrere Auen Süßwasser zugeführt wurde. Daher bildete es lange Zeit hindurch ein von den Meerfischen vielleicht zum Laichen gern aufgesuchtes Gewässer. Durch Erbauung eines festen Dammes wurden im Jahre 1856 diese der Fischerei günstigen Verhältnisse beseitigt; Noor und Hafen waren von einander fast völlig abgesperrt. Aber 1872 wurde der Damm von der Sturmflut durchbrochen, und die alte ungehinderte Verbindung war wiederhergestellt. Das Bestreben der Fischer ging nun darauf hin, diese bei Errichtung eines neuen Fahrdammes möglichst umfangreich zu erhalten, aber diese Bemühungen blieben ohne Erfolg. Es wurde ein fester Steindamm mit nur kleinem Durchlaß erbaut, aus welchem bei niedrigem Wasserstande des Hafens das Noorwasser herausströmt, und in neuerer Zeit sind nahe daran noch zwei Dämme für die Überführung der Eisenbahnen nach Flensburg und nach Kappeln hindurchgelegt, sodaß nunmehr an eine den Wünschen der Fischer entsprechende Wiederherstellung der alten Verbindung schwerlich jemals wird gedacht werden können. Das Noor ist jetzt vollkommen als Binnengewässer zu betrachten und seit 1876 vom Eckernförder Fischereigebiet getrennt. Nach der Absperrung verminderte sich beständig der durch die Sturmflut und

seit derselben wieder erhöhte Salzgehalt, und das Wasser wandelte sich mehr und mehr in Brackwasser um. Es wurden daher Versuche angestellt, das Noor mit Süßwasserfischen zu besetzen, und da diese günstig ausfielen, wurde Edelfischbrut in größeren Mengen eingesetzt. Nachdem das Gewässer dann 4 Jahre lang nicht befischt worden war, wurde es im Sommer 1880 von der Stadtverwaltung auf 10 Jahre für eine jährliche Pacht von 1255 M. einer einheimischen, zu diesem Zweck gebildeten Fischereigenossenschaft überwiesen. Die Fischerei, die nun dort sofort betrieben wurde, war eine überaus lohnende. Besonders wurden bedeutende Mengen Aal gefangen, auch das erneute Besetzen mit Brutfischen, besonders Karpfen, Brassen, Schleien, Barschen, lieferte die besten Resultate. 1890 begann die zweite Pachtperiode, aber die jährliche Abgabe ist auf 5750 M. gesteigert worden.

Das eigentliche Gebiet der heutigen Fischerei ist der ca. 70 qkm große Eckernförder Meerbusen, an dessen Küsten, welche von dem Gefilde der Stadt an sich immermehr von einander entfernen, Fangplatz an Fangplatz sich reiht, und dessen weite zwischen seinen Gestaden sich ausbreitende Fläche großen Raum zum Ausstellen der Netze gewährt. Aber noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts dachte der Eckernförder Fischer nicht daran, dieses ganze Gebiet zu befahren, sondern lag dem Fange in nächster Nähe der Stadt ob. Im Gebiet des heutigen Hafens, selbst im innersten Teil desselben und höchstens auf der Binnenföhrde betrieb er sein Gewerbe, das ihm dabei genügenden Lohn eintrug, waren die Fischgründe damals doch noch ergiebiger und andererseits die Ansprüche ans Leben so viel geringer. Es trieb durchaus nichts dazu, die Erträge möglichst zu erhöhen, war es doch fraglich, ob sich genügender Absatz für die erbeutete Ware finden würde. Erst die neue Zeit mit der großartigen Umgestaltung des Verkehrswesens, mit den zahlreichen Erfindungen auf dem Gebiete der Maschine hat auch dem Fischereibetriebe neue Ziele gesetzt und zu seinem Aufblühen Großes beigetragen. In den letzten Jahrzehnten hat die Fischerei in Eckernförde einen gewaltigen Aufschwung genommen, und die Grenzen ihres Gebietes decken sich nicht mehr mit denen der Eckernförder Bucht. Zunächst ist zwar die ganze Fläche dieses Meeresteiles ins Fanggebiet hineingezogen, und ziemlich unbehindert steht dieses Gebiet der Fischerei zu Gebote, da trotz eines tiefen Hafens, der selbst großen Schiffen das Anlegen ans Bollwerk gestattet, und trotz der Gunst der Föhrde, die bis nahe an die Küsten und an den Hafen heran Tiefen von 20—27 m, unmittelbar vor dem Hafen noch eine solche von 13—15 m aufweist, die Eckernförder Schiffahrt sehr zurückgegangen und gegen frühere Zeit fast bedeutungslos geworden ist. Infolgedessen bleibt auch der Fischerflotte das für die Schiffahrt hergerichtete Hafengebiet und Bollwerk meistens zur Verfügung, und dicht gedrängt liegen dort die Fahrzeuge beisammen. Ist die Fischerei im vollen Betriebe, so gewährt die Bucht oft einen prächtigen

Anblick, kann man doch dann zuweilen mehr als hundert Fahrzeuge bei der Ein- oder Ausfahrt gleichzeitig auf den blauen Fluten derselben dahinstreichen sehen. Solches Bild zeigen vor allem Herbst und Frühjahr. Der Sommer lockt die Fischer in die Ferne, und die einen suchen hier, die anderen dort, oft verhältnismäßig weit vom Heimatsorte entfernt ihren Beruf auszuüben. Kühn steuern sie dann aus der Bucht hinaus und lenken ihre Fahrzeuge nach der holsteinischen Küste und bis nach Fehmarn hin, nach den Gestaden Angelns hinaus und bis nach Alsen und nach



Teilansicht des Eckernförder Hafens zur Zeit der Heringsfischerei.
(Nach einer Original-Aufnahme des Photographen G. Haltermann in Eckernförde.)

den dänischen Inseln Arrö und Langeland hinüber, um von dort des Meeres Schätze heimwärtszubringen.

Bei der Eckernförder Fischerei sind ca. 350 Fischer beschäftigt. Seit vielen Jahrzehnten hat dieses Gewerbe sich in manchen Familien fortgeerbt, aber auch von auswärts sind die Reihen gefüllt worden. Mancher, der schon auf den Fluten des Ozeans und an den Küsten fremder Erdteile Jahre lang auf großen Schiffen seine Dienste leistete, hat die Fremde wieder mit der Vaterstadt vertauscht, um am Heimatsstrande die Fischerei zu betreiben. Mancher ist auch von benachbarten Küsten nach Eckernförde gekommen, hat am dortigen freien und zuweilen recht einträglichen Gewerbe der Fischerei Gefallen und in Eckernförde eine zweite Heimat gefunden. Großen Zuzug hat die Fischerbevölkerung auch aus solchen Kreisen erhalten, welchen bisher die Wasserfluten und die auf denselben betriebenen Beschäftigungen fremd waren. Vom Acker auf die See, vom Wagen ins Boot, statt Spaten, Sense und Pflug nun Riemen, Kescher und Steuerruder zur Hand, so lautete der Wechsel. Aber auch solche Leute haben sich hinein-

gelebt, und viele sind recht tüchtige, berufsfreudige Fischer geworden. Unter den Fischern findet man alt und jung; Leute von mehr als siebzig Jahren sieht man noch mit den Netzen beschäftigt und auf den Fang hinausfahren, und der kaum der Schule entwachsene Jüngling steht selbständig in ihren Reihen. Markige, kraftvolle Gestalten sind in großer Zahl vertreten, manch wetterhartes Gesicht zeigt sich in ihrem Kreise. Trotz der Mühen und Beschwerden im Beruf, besonders zur Winterzeit, steht den meisten Fischern doch eine feste Gesundheit zur Seite, und eine zähe Arbeitskraft wohnt ihnen inne. Mit wenigen Ausnahmen haben die jungen Fischer alle bei der Marine gedient, und dadurch sind sie einmal weiter über das Heimatsgebiet hinausgekommen, das sie sonst schwerlich würden verlassen haben. Ist aber die Zeit des Militärdienstes, in welchen manch einer schon frühzeitig freiwillig eintritt, beendet, so kehren die Jünglinge wieder zum Beruf der Väter heim. Da ist Freiheit, da läßt sich schnell Selbständigkeit erringen; doch führt die letztere auch dazu, daß oftmals allzufrüh der eigene Herd gegründet wird.



Eckernförder Fischertypen.
(Nach einer Original-Aufnahme des Photographen G. Haltermann in Eckernförde.)

Die Fischer sind von dem größten Interesse für ihren Beruf erfüllt; dies führt sie auch zu solchen Tagesstunden an den Hafen, wenn die Arbeit sie nicht dorthin ruft. Zu kleinerer oder größerer Schar vereinigt, stehen sie oft stundenlang, selbst bei Sturm und Regen, an der Schiffbrücke zusammen in eifrigem Gespräch über Altes und Neues aus ihrem Berufsleben. Mancher Scherz wird zum besten gegeben, manch launiges, auch drastisches Wort führt zum schallenden Gelächter; die kernige Rede trifft meistens den Nagel auf den Kopf. In den Erzählungen und Bemerkungen über ihresgleichen bedienen auch die Eckernförder Fischer sich besonderer Spitznamen, die allen Beteiligten wohlbekannt sind, wenn auch von diesen Benennungen wohl kaum so ausschließlich Gebrauch gemacht wird, wie dies bei den Mitgliedern der kleinen Fischergemeinde auf dem Holm zu Schleswig und bei der Einwohnerschaft des Fischerortes Maasholm an der Schlei der Fall ist.

Bezüglich der Sorge um Boote und Gerät gilt insbesondere der Grundsatz: Hilf dir selbst! Nachlässigkeit und Unachtsamkeit werden selten von unbeteiligter Seite eine Hand zur Hülfe bereit finden. Wenn aber Arbeit vorliegt, bei welcher sowohl der eine, wie der andere der Hülfe der Genossen nicht entbehren kann, z. B. beim Aufziehen der Boote, beim Aufeisen des Hafens, so vereinigt man sich zu gemeinsamem Werke. Wo aber die Not einmal Thaten heischte, da haben auch die Fischer sich nicht lange rufen lassen. So fuhren sie am 5. April 1849 an das von den schleswig-holsteinischen Batterien in Brand geschossene und dem völligen Verderben nahe dänische Linienschiff „Christian VIII.“ hinan, um auch mit ihren Booten die Besatzung an das sichere Ufer zu retten. Gleiche Opferwilligkeit haben sie gezeigt, als es galt, am 13. November 1872, als die Wogen der Sturmflut fast die ganze Stadt bedeckten, die Leute aus den Häusern an der Ostseite der Stadt zu retten, bevor der Einsturz erfolgte, von welchem mehr als 90 Gebäude damals betroffen wurden. Wenn einmal ein Fischer bei der Ausübung seines Berufes den Tod erlitt, da haben die übrigen stets, falls es nötig war, sich zusammengeschlossen, um nach ihren Kräften den Hinterbliebenen zu helfen, und wenn ein Notruf aus der Ferne herüberdrang, sei es von den überschwemmten Gestaden der Theiß oder der Weichsel, sei es von der preußischen oder der dänischen Küste, so verhallte er nicht unbeachtet in den Reihen der Eckernförder Fischer, die eben mit Dank der Hülfe gedenken, die ihnen aus dem weiten deutschen Reiche, wie aus den Nachbarländern zu teil geworden ist, als durch die erwähnte Sturmflut den meisten durch die Zerstörung des Hausrats, der Boote und Geräte ein so großer Schaden zugefügt worden war, und die der Fürsorge sich erinnern, die einzelnen unter ihnen zu teil geworden ist, als Sturm und Wasserflut sie an fremde Gestade verschlug.

Zur gegenseitigen Unterstützung haben die Fischer zwei Kassen errichtet, eine Krankenkasse, welche bereits im Jahre 1853 durch Zusammenschluß von 45 Fischern gegründet wurde, und eine Witwenkasse, welche seit 1876 besteht.

Wie an anderer Stelle weiter ausgeführt werden wird, entstanden unter den Fischern noch andere Vereinigungen, von welchen hier die eine genannt werden mag, die insbesondere der Geselligkeit dienen soll, der „Verein junger Fischer.“ Bei den Sommerfesten desselben, auch bei festlichen Aufzügen, wie solche früher am Sedantage stattfanden, tragen die jungen Fischer nach alter Sitte ein dunkles Beinkleid, ein weißes Manschettenhemd und einen flotten Strohhut oder in den letzten Jahren einen schwarzen Filzhut und sind mit einer roten oder blauen Schärpe umgürtet, die mit silbernen Tressen und Fransen besetzt ist. So festlich geschmückt, paradierten die jungen Leute auf ihren bunt beflaggten Booten im Hafen, als Kaiser Friedrich als Kronprinz bei seiner Rückkehr aus Norwegen 1873 in Eckernförde landete; so brachten sie in ähnlicher Weise

unserer Kaiserin bei der ersten Durchreise nach Grünholz vom inneren Hafen aus ihren Huldigungsgruß dar. Der Verein hat seine besondere Fahne, außer welcher sich im Besitze der Fischervereine noch drei Fahnen befinden, die bei Festen und Aufzügen entfaltet werden, von welchen die eine oder die andere auch bei dem Hochzeitsfeste eines Mitgliedes an der Thür des Hauses prangt, gleichwie sein Boot alsdann Flaggenschmuck trägt.

Sieht man von zwei unbedeutenden Betriebsweisen ab, für welche Sonntagsruhe angeordnet ist, so giebt es für die Küstenfischerei keine Schonzeit, und daher im Fischereigewerbe dort keine festgesetzte Ruhezeit. Tag für Tag, wenn nur, wie man sagt, „Gelegenheit" ist, liegt der Fischer seiner Alltagsarbeit ob, es sei denn, daß ihn eine in seinem Gewerbe begründete Arbeit am Lande von der Ausübung seiner Berufsthätigkeit abhielte. Von alters her dürften freilich einige Tage allzeit als arbeitsfreie Tage anerkannt nnd gehalten worden sein. So enthalten die ersten Bestimmungen des Fischervereins vom Jahre 1836 die Vorschrift, daß „am 1. Weihnachtstage, am Karfreitage und am 1. Ostertage kein Fischer zum Fischen sich auf dem Wasser sehen lassen dürfe," und dieser alten Sitte wird noch heute im allgemeinen entsprochen. Auch der Neujahrstag reiht sich diesen Feiertagen an, und daneben ist es Brauch aus alter Zeit, auch an den Haupttagen der Jahrmärkte nicht auf den Fang hinauszufahren. Andererseits bringen besonders Herbst und Frühjahr mit ihren Stürmen aus Ost und West manchmal kleine Ruhepausen herbei, denen der strebsame Fischer sich aber erst beim Zwange der größten Notwendigkeit unterwirft. Eine längere Unterbrechung des Fischereibetriebes veranlaßt zuweilen der starke Frost. Jedoch sind unter den letzten 20 Jahren manche zu verzeichnen, in welchen die Fischerei keine oder doch keine nennenswerte Stockung erfahren hat. Als ungünstig mögen folgende Jahre genannt werden: **1881**, in welchem eine feste Eisdecke vom 13. Januar bis 24. März lag; **1886**, in welchem die Fischerei vom 11. Februar bis 28. März verhindert wurde; **1888**, in welchem vom 25. Februar bis 11. April das Eis den Betrieb aufhob, stellenweise in der Außenföhrde auf den Grund hinabreichte und bis zu 18 m Stärke zusammengeschoben war; **1893**, in welchem das Eis Hafen und Föhrde vom 15. Januar bis 2. März bedeckte. Freilich bedarf es nicht immer erst einer festen Eisdecke, um das Fischen im Winter unmöglich zu machen, auch Schlamm- und Treibeis zwingen den Fischer zuweilen dazu, von der Ausübung des Berufes abzusehen, wie andererseits das feste Eis nicht ohne weiteres der Fischerei Stillstand gebietet. Wenn der Hafen vom Eise blockiert ist, da führt der Fischer rechtzeitig seine Fahrzeuge an die Eisgrenze hinaus, und je weiter die Eisdecke hinausrückt, je weiter werden die Boote am Ufer hinausgebracht. Jedesmal nach vollendeter Ausfahrt werden dieselben zur Sicherung aufs Land gezogen, während man den Fang, oft auch das Gerät auf Wagen nach der Stadt zurückbringt. Wenn der Fang lohnend ist, so harrt man aus, so

lange es irgend geht. Trägt aber erst die Eisdecke, so beginnt auf derselben ein reges Treiben; denn dann versucht man, und zwar oftmals mit gutem Erfolg, die Fischerei unter dem Eise. Große Schlitten von 2 m Länge werden mit Netzen, Leinen und anderen Fanggeräten, vor allem auch mit langen Eisäxten bepackt, die Fischer selbst spannen sich vor, und so geht es auf die weite Fläche hinaus. Wenn die Last nicht allzugroß und die Bahn günstig ist, dann steht auch wohl einer hinten auf dem Gefährt, der Bootshaken dient ihm als Pike, und mit kräftigen Stößen „peekt" er zur Fangstätte hinaus. Bei günstigem Winde aber wird in dem vorn am Schlitten errichteten Bock ein Bootssegel aufgestellt, und dann geht es um so schneller über die verdeckte Tiefe dahin. Zuweilen hat die Fischerei unter dem Eise ganz bedeutende Erträge geliefert. Lieber aber ist dem Fischer der Wogentanz seines Fahrzeugs auf freier Flut, und wenn im Vorfrühling Regen und Sturm aus Südwest dem Froste die Herrschaft rauben und seine Fesseln brechen wollen, dann stellt auch er seine Kräfte in den Dienst zur Befreiung von winterlichem Drucke. Eisbrechen! lautet die Parole. Mit Bootshaken und Eisäxten bewaffnet und mit hohen Stiefeln, die bis weit über die Kniee hinaufgezogen sind, versehen, findet sich eine große Schar zur festgesetzten Zeit und am bestimmten Orte ein. Eins der großen Boote wird hinten so sehr mit Ballasteisen und Steinen belastet, daß der starke Kiel vorne emporsteht, 20 bis 30 Mann verteilen sich in langer Kette an einem am Vordersteven befestigten Ankertau, 10 bis 15 andere heben und ziehen an den Seiten des Bootes, halten es aufrecht und suchen es geeigneten Falls, indem sie sich an den Borden festklammern, noch mehr zu belasten. Nun erschallen ermunternde Rufe, und das Boot wird hoch aufs Eis hinaufgezogen, sinkt aber alsbald unter dem Gekrach der Schollen wieder hinab; doch immer wieder geht es vorwärts, und so lange, bis Rinnen kreuz und quer gezogen sind, so daß der abstehende Wind die Eismassen aus der freien Bucht hinausführen kann. Freilich bei starker Eisdecke erweist sich diese Selbsthülfe als vergebliche Mühe. Nach strenger und langer Winterzeit sind geeignete Dampfschiffe der Kieler Reedereien zum Eisbrechen gechartert worden, vermochten aber oftmals kaum die schwere Arbeit zu leisten. Die hohen Kosten wurden aus Vereinsmitteln und aus Beihülfen der Stadtkasse bestritten. Dankenswerter Weise hat in früherer Zeit zu wiederholten Malen auch das Stationskommando der Kaiserlichen Marine in Kiel sich der bedrängten Lage der Fischer annehmen und ein passendes Marinefahrzeug zur Aufeisung der Föhrde beordern können.

Ruhepausen im Betriebe bilden für den strebsamen Fischer freilich nicht zugleich auch Feierzeit. Mancherlei Arbeit harrt seiner auch an den Tagen, an welchen er nicht auf den Fang hinausfahren kann. Vor allem gilt es, Fahrzeuge und Geräte für jede Zeit in dem gebührenden Stand zu erhalten, sei es gerade für den gegenwärtigen Betrieb, sei es als Vor-

bereitung für die in nächster Fangperiode kommende, zu anderem Zweck und in anderer Art betriebene Fischerei. Beständig hat der Fischer auch Ausbesserungen an den Netzen vorzunehmen. „Böten" nennt er es und bezeichnet mit diesem plattdeutschen Wort eine Thätigkeit, welche dem Filieren der Damen ähnelt und mit einer großen hölzernen Filiernadel (Bötnadel) ausgeführt wird, die der Arbeitende oft mit großer Geschicklichkeit handhabt. Einst war die Fertigkeit im Gebrauch dieser Nadeln freilich eine weit größere; tagein, tagaus waren dieselben in freien Stunden des Fischers Handwerkzeug, mit welchem er nicht nur die beschädigten Netze ausbesserte, sondern auch die neuen von einem Ende zum andern herstellte. Wie in jeder Bauernstube einst das Spinnrad seinen Platz hatte, so fand sich in jeder Fischerstube früher der „Knüttwock," eine aus dem Zaune geschnittene Holzgabel von etwa 1 m Höhe, welche auf einem breiten Fuße ruhte. Vor dieser Vorrichtung arbeiteten alt und jung, Mann, Frau und Kind, knoteten aus den Fäden, die mancher auch noch erst aus dem selbst gekauften Hanf sich spinnen lassen mußte, die vielen Maschen, deren Größe je nach dem Zwecke des Netzes verschieden war, mit der erwähnten Holznadel zusammen und stellten die einzelnen langen Stücke, welche „Tücher" genannt werden, für das Netz fertig. So schuf sich meistens jeder Fischer mit seiner Familie selbst sein Gerät, und wahrlich, hatte er ein solch großes Netz vollendet, wie es gerade in Eckernförde im Herbste verwendet wird, so hatte er keine kleine Arbeit geleistet. Freilich mit der Vollendung dieses einen Gerätes hörte die Arbeit nicht auf, waren doch verschiedene Netzarten je nach der Zeit im Gebrauch, und es galt zugleich, zur rechten Zeit Ersatztücher für beschädigte oder abgenutzte Stücke herzustellen. Daher war der „Knüttwock" Winter und Sommer im Gebrauch; er fand seinen Platz in der Stube, wie auf dem Boden, er wanderte mit in den Garten oder auf den Hof, auch wohl hinaus vor die Hausthür, wenn es galt, dort am Abend auf der Bank ein Plauderstündchen mit den Nachbarsleuten zu halten, ja der Fährmann nahm ihn mit ins Boot, um in der Wartezeit fleißig an demselben zu arbeiten. Noch vor 20 Jahren konnte man vereinzelt Frauen und Mädchen mit dem Knoten der Netze an diesem Geräte beschäftigt sehen; doch seit der Zeit ist es vollends beiseite gesetzt und unbekannt geworden. Auch auf diesem Gebiete menschlicher Thätigkeit hat die Maschine den Sieg davongetragen, und was einst Hausfleiß und Händearbeit vieler einzelner in vielen Werkstunden vollführte, das wird heute in großen industriellen Etablissements mit größter Leichtigkeit, Genauigkeit und Schnelligkeit von Maschinen hergestellt. Heute braucht der Fischer nur die entsprechenden Angaben zu machen, und aus der Netzfabrik empfängt er nicht nur die zu verwendenden „Tücher", sondern er erhält, wenn er es wünscht, das Netz so vollständig hergerichtet, daß er es ins Fahrzeug bringen und sogleich auf den Fang hinausfahren kann.

Die ersten Maschinennetze wurden in Eckernförde im Jahre 1862

aus der Netzfabrik zu Musselburgh in Schottland eingeführt. Aber der am Alten hängende Fischer stand der Fabrikware mit Mißtrauen gegenüber, und nur sehr langsam fand dieselbe Eingang. Im Jahre 1873 wurde die „Mechanische Netzfabrik" als erste Fabrik dieses Industriezweiges auf dem europäischen Festlande in der Stadt Itzehoe errichtet. Die Fabrikation begann in bescheidenstem Maße mit zwei englischen Maschinen, und in der ersten Zeit erwuchsen dem Unternehmen mancherlei Schwierigkeiten, fehlte es doch an geschulten Arbeitern, an passendem Rohmaterial, an genügenden Absatzstellen u. a., und das Mißtrauen der älteren Fischer war noch nicht gehoben. Den unermüdlichen Anstrengungen einer umsichtigen Verwaltung der Fabrik gelang es, alle Hindernisse zu beseitigen, vor allem als verbesserte Netzknotmaschinen beschafft werden konnten. Im Laufe weniger Jahre ist dann aus der kleinen Fabrik, deren Devise lautet: „Vor allen Dingen gut," ein Weltetablissement geworden, das seine Netze und Garne nach allen Ländern der Erde ausführt. An den bedeutendsten Fischereiorten hat die Fabrik Vertreter ernannt, welche den Verkehr mit den Fischern vermitteln. Seit 1873 wurden die Netze der Itzehoer Fabrik in Eckernförde eingeführt und gebraucht. Die Einfuhr schottischer Netze hörte auf, und die Handarbeit mußte auch alsbald der Maschinenarbeit gänzlich weichen. In späterer Zeit sind auch an anderen Orten Deutschlands Netzfabriken, von welchen einige sich ebenfalls eines Weltrufes erfreuen, errichtet worden, so besonders in Landsberg a. d. Warthe, auch in Berlin, wie in unserer Heimatsprovinz in Sonderburg auf Alsen. Auch dortige Fabrikate sind in Eckernförde eingeführt und seitdem verwendet worden. Während die mit den Händen geknoteten Netze und ebenfalls die ersten Maschinennetze aus Hanfgarnen angefertigt wurden, ging die fortschreitende Netzfabrikation auch dazu über, statt des Hanfes Baumwolle zu verwerten. Im Jahre 1871 ließ ein Eckernförder Bürger, der die Fischerei mit großen Geräten durch Berufsfischer betreiben ließ, ein großes Heringsnetz, wie es im Winter zur Verwendung kommt, aus baumwollenen „Tüchern" herstellen; aber dieses Abweichen vom Althergebrachten schien den Fischern etwas höchst Unbedachtes und Verwerfliches. Spottend sprachen sie die Ansicht aus, daß dieses Netz, nachdem es im Herbst in Gebrauch genommen worden war, mindestens schon zu Weihnachten in Fetzen im Seetang am Strande liegen würde, wurden aber nur zu bald eines Besseren belehrt. Das neue Gerät bewährte sich aufs beste und ist lange Jahre in Betrieb gewesen, trug aber stets in den Gesprächen der Fischer die Bezeichnung „de Bomwulln." Nachdem man die Haltbarkeit dieses neuen Gerätes hatte anerkennen müssen und die leichtere Bearbeitung desselben bekannt geworden war, ging man mehr und mehr zu dieser Neuerung über, und heute findet man unter den in Eckernförde verwendeten Netzen kaum eins, das nicht aus baumwollenen Garnen geknotet ist.



Johanni-Storm.

En Vertelln von J. H. Fehrs.

I.

Is nu wol enige dörtig Jahr her, do besöch ik mal wedder Jlenbeck un weer natürlich bi min oln Jehann-Ohm un Trina-Mœsch[1]) inquarteert. — De Ol un ik harrn en betjn lang slapen; as wi togang keem'n, weer de Döns[2]) torecht, de Kaffi röster an't Für un Trina-Mœsch seet al bi er Rad un spunn. „Nu man gau ran," sä se blid, „sünst stat wi vör Middag garnich op von'n Disch!" — De Döns weer so smuck un hœglich! Fotborrn mit witten Sand bestreit, de oln Möbeln so blink un blank, un op'e Finsterbank blöhn Balsaminen witt un rosenrot, en Freud för't Og, wenn buten allens swart un gries un grau is. Darbi de lütt Rum so mollig warm un de Kaffiketel so vergnögt, dat he liesen sung, Brod un Botter un Dischdok un allens so frisch un sauber — hier regeer en goden Geist un de seet mit an'n Disch un schenk in mit en bewerige Hand, awer mit en Og so fründlich as en Vörjahrsblom.

Do töffelt dar buten en lütten Fot ünner't Finster, en Pudelmütz un denn en rundes Kinnergesicht mit en rosenrode Nes kikt in de ünnerste Rut: „Hopper,[3]) Hopper, he is ganz dod!"

„Wat seggst Du, Jung?"

„He is dod — verdunken! kik dar an Bek — Vader ok dar!"

„Gott, wat is dat!" reep Trina-Mœsch un drück de Hand op't Hart.

Ik sprung op un leep an't Finster. Nerrn ünner de Wicheln an'n Bek stunn en Kluster von Lüd, lütt un grot, üm wat rüm — ik kunn't nich sehn, wat dat weer. Nu handslog min Vetter Hans un greep sülben mit an, un wat se drogen, weer en jungen Mann, den se wol ut de Au fischt harrn.

De Ol reet dat Finster apen. „Is he dod?"

„Ja!"

„Wonem wüllt Ji mit em hin?"

„Na de Schün, Vader."

„Dat geit doch nich, wat meenst Du, Kathrin — schull he hier nich op'e Del . . .?"

„As Du wullt — in de Schün kann nüms bi em waken, dat is jo to kold."

Ik gung rut un stür de Lüd na Del, op en paar Klapp Stroh war de Lik eerstmal dalleggt.

Kinner un ol Lüd leepen tosam un wulln in't Hus rin, awer de Ol slot de Dœrn un sä to Hans: „Hier hett nüms wat verlarn — Dode ward besehn, wenn se inkleedt sünd! Un dat Gœrnvolk will ich hier garnich hebbn, dörchut nich!"

En unruhigen Dag för de Kath. Eerst keem de Moder, en arme Wetfru, dodenbleek, as weer se eben ut't Sarg opstan, üm na er Kind to sehn. Trina-Mœsch stütt er[4]) un sprok er to, so god er warmes Hart dat verstunn. Denn nehmen Dokter un Kaspelvagt, de rauhalt warn, en Protokoll op, un nu kunn' en paar Fruns em inkleeden. Eerst abends lat funn de Dode sin Lager op en ol Lad, de an de Del stunn; en Leilaken war œwer em leggt un twe Lichter bi em hinstellt.

De Moder wull de Nacht waken, leet sik awer toletz bedüden, dat se to sowat to flau weer — se harr en kranke Boß un kunn sik knapp op'e Been holn. Ik gung mit er na er Kath un seet wol en Stunnstid bi er; ik dach, se schull sik mal utspreken, un dat de se denn ok. — Er Sœhn weer nu al Jahrn lang bi Henn Mehrens in Kellnhusen as Bruerknecht un harr er Utsicht makt, he wull

[1]) Tante. [2]) Stube. [3]) Großvater. [4]) er, spr. ähr = ihr und sie.

ęr to sik nęhm, wenn he en Posten darna harr. He weer œwerhaupt ümmer en heel goden Jung west, sä se, flitig un truhartig un sparsam. Wat he verdeen, bröch he sin Moder, un den Sünndag seet he meisttid bi ęr, grav ęr den Gaarn un gung ęr sünst to Hand. Mit de Frunslüd harr he sik nich afgęwen, un wenn em mal en jung Deern ansprok un tolach, wüß he keen Antwort, weer benaut un verlęgen. To Danz gung he nich, weer awer sünst ümmer still vergnögt, ja kunn ganz spaßig węn. — Do keem dar von Kiel her en nien Brumeister, de en junge smucke Fru mitbröch. De Mann weer all Dag dick un dun un mak Fru un Kind vęl Not. In'n Anfang weer't sach Mitliden, wat em darop stür, de Fru to Sit to stan, wenn de Mann Husar spęl; awer dat dur nich lang, do war dat anners. „Wat schall ik dat all optelln," klag de arme Moder, „wat nu passeer! He geev allens hin an de Person, war pewerig[1]) utsehn, lodderig in Tüch, murrsch un opsternatsch gegen mi un alle Welt. Dar holp keen Będeln un Będen, rein as weer he behext, so gung he sin Weg — un nu düsse schreckliche Utgang! Gott, wat is't en Kummer!" Se wüß sik nich to faten un to laten.

Sök dar mal en Trostwort, wat würklich een is! Ganz slukohrig gung ik na Hus. —

Jehann-Ohm weer ümmer noch nich to Rau kam. Denn stunn he hier, denn dar rüm un leep vęl ut un in. Trina-Mœsch lä em en Bok hin, wat ik mitbröcht harr, un sin Brill darop, — de Ol lees vęl un god! — awer he kunn nich op'n Stohl durn.

„Vader schull man in Lock bliebn, dat is kold, wenn't ok Dauwęder is," meen Hans, as de Ol mal wedder rutgan weer.

„Lat em man," sä Trina-Mœsch; „stellst doch nix mit em op — ik hev em den warmen Kuller ansnackt, de hollt wat af."

He keem wedder rin. „Siso! de Fruns sünd aflohnt." He trock den Kuller ut un sett sik möd in sin Stohl.

„Betalt He dat?" frog Hans.

„Natürlich, ok dat Sarg."

„Dat schenkt He de Armkaß, Vader!"

„Hm! meenst dat?" sä de Ol un schul sin Sœhn mal lurig an; denn stopp he sik en Pip Toback — de eerste an den Dag. „Wokeen hett em funn?" frog he.

„Ik sülben," sä Hans. „De Wicheln ward mi dar to wild, se mœt pöllt warrn. Ok wull ik mal sehn, ob dar nich en paar Schüffelstœln ruttosöken weern. As ik an de Eck bi de Ellernkuhl keem, seeg ik dat bleeke Gesicht — hu! gręsig!" En Schudder schütt em. „Is doch häßlich un gräßlich, wenn en Minsch sin Lęben wegsmitt un . . ."

„Segg nich to vęl, de Dode steit vör Gott den Herrn!" sä de Ol drang. „Ok is he vör düsse Nacht min Gast, ik mutt darför opkam, dat he sin Rau hett un nüms hier in Hus wat seggt un deit, wat em weh don müß, wenn he noch hörn kunn."

„He will doch unmœglich ok noch . . . ?"

„Wi wüllt bi em waken — wokeen schull dat sünst don?"

Trina-Mœsch plink Hans to un sä sachmödig: „Wakt mutt warrn, Hans; Du hest en sur Dagwark hatt un mußt morgen wedder in't Geschirr, un fremde Lüd wulln wi hier nich geern in Hus hebbn, warn ok keen krigen, se sünd jo all grulich. Du wakst doch mit?" frog se mi.

„Gewiß, geern, Trina-Mœsch!"

„Nu denn man to — ik hev ok an den Schreck nog!" meen min Vetter. He gung bald rœwer na sin Hus, verdreetlich, dat de beiden Oln sik de Last opsackt harrn.

[1]) bläßlich, leidend.

As wi naher en betjn still un nadenkern üm den Disch seeten, sä de Ol mit'n mal to mi: „Du denkst sach ebenso as Hans, wi harrn uns de Unruh sparn kunnt."

„Ja, Johann-Ohm, so ganz unrecht hett he nich, dünkt mi. Jk gönn den Doden gewiß allens, wat He üm em dan hett, awer dat harrn ok junge Lüd œwernęhm kunnt."

„Jawol, harrn't kunnt, awer ok dan? Min egen Sœhn mak jo nich mal Anstalt."

„Hans hett de lütten Kinner, un sin Fru, weetst Du . . ."

„Man still, Moder, ik verdenk em dat ok nich, dat nich. Jk mag't man nich hörn, wenn Lüd so hard sünd gegen son armen Minschen. Beduṙn, man nich bisit stöten, as hör he nich mehr to uns! Wovęl lopt noch bi un mit uns rüm, de den Weg ganz god kennt, den he toletz gan is! Se sünd wedder to ręchte Tid ümkehrt, en Arm, en warme Hand, en Og, en Tofall hett ęr trügg-holn. Dat is ęr Glück, is Gnad von Gott — een Schritt wider un se weern lang dar, wo allens in'n Grund sackt, wat de Sünn beschient. Mi hett den ganzen Dag son Geschicht op'e Seel lęgen — wat meenst Du, Kathrin, wenn ik de mal vertell? Du kennst ęr."

„Do dat, Jehann," sä Trina-Mœsch un seeg em warm an, „Du meenst sach de Geschichte mit Margot?"

De Ol nück un stell de Pip an't Sit.

„Jk weer in min jungen Jahrn," fung he an, „en węligen Bengel un mak allerlei krumme Sprüngn. Na! egentlich geit jo keen Minsch en ganz graden Strich, ok wenn he nüchtern is. Js he awer dun, denn haut he sunnerbar œwern Tœhn un tallfött op en Art, dat de Gœrn em nagrœhlt un utlacht un de Oln den Kopp schütt. Un wenn sik denn nich en goden Fründ finn deit, de em mit'n starken Arm na Hus stürt, wo he sik vermünnern kann, so is de Utgang för em en Truerspill mit gręsige Koppweh un gruliche Nagedanken. — To de Tid, von de ik vertell — so de eersten twintiger Jahrn — trock hier bi den Węwer Rav an't Olndiksholt en Frunsminsch in, de wi de „Dümmerjansch" nöm'n, wol ver-dreiht ut ęrn Tonam Thymian. Wo se egentlich to Hus hör, wüß nüms, se weer von Hamborg dal kam, as man sä. Gott weet, wat se op'n Dörpen söch; vellicht wull se sik en Tidlang verstęken. — Man wull mit den Nökelnam [1]) gewiß nich seggn, dat se dumm weer. Dat dur keen veer Węken, so leepen ęr al de Lüd na, üm sik de Karten leggn to laten, oder se reepen ęr in't Hus, wenn se von Bellerros, Hillding, Reimertissen, Riten in Kopp un Behn plagt un pisackt warn, denn se weer en halwen Dokter un kunn basig raden un böten. Dar gung se still bi her, sä wenig, harr awer de gnętersẇarten Ogen allerwęgen un seeg vęl al wid von feern, wat de meisten Minschen eerst wies ward, wenn ęr dat op'e Nęs sitten deit. En staatsch Frunsminsch, grot, völlig un ümmer smuck antrocken, ja, mitto opfliert in Samtjack un bunte Döker; darbi drog se sik, as weer se en Herodias un harr œwer König un Rik to kommandeern. Opfalln weer't, dat se mehrmal ropreis na Hamborg un wękenlang wegbleev; keem se wedder, gung't in de Węwerkath hoch her mit Kaken un Braden, ok keem sach en nies Kleed, wat hier garnich herpaß, ton Vörschien. Mal bröch se gar en Ap mit, de awer bald storv — de Lüd sän, se harr em vergift, wil dat Gœrnvolk to vęl ünner ęr Finster rümstunn un kunkelur, üm dat lütt Deert to sehn.

Awer se harr wat in Hus, wat uns jung Bengels ranlock as de Balderjan de Katten; dat weer en jung Mäden von en Jahrer achtein — ęr Dochter, as

[1]) Neckname.

man sä. So lang ik lęv, hev ik nich son smucke Deern sehn! Smętsch un slank, mit swartblanke Ogen, brune Haar mit fine Ringellocken un lange swarte Flechten, Föt un Handn as 'n Kind, lütte Kuln in de Backen, wenn se lach, un Tęhn in den lütten roden Mund so blank as Perlmutter — nę nę dat is nix, dat sünd luter Stücken un Lappen, sett Di allns tosam, so heft Du nich dat Bild, wat noch vör mi steit! Wo se gung un stunn, wat se ok don much — ümmer smuck, ümmer leevlich, un darbi klok un rasch in Don un Denken — de ęr verkehrt kam de, kreeg en Antwort as en Pitschenslag, hoch un platt, as ęr dat grad infull, awer rasch as 'n Blitz. Se muß al wat von de Welt sehn hebbn, denn wi weern all dumme Jungs gegen ęr, oder harr se en gode Schol besöcht? Se lees vęl, lehn mi ok Romanböker, domals en raren Artikel.

Dat weer en sunnerbaren Tostand in Dörp ünner uns jungen Lüd. Allens leep ęr na, un wo se sik mal sehn leet, harr se en Swarm üm sik, de bi ęr rümhummel as de Imm üm den Linnbohm in'e Blöt. Ik weer natürlich dar merrn mank, un dat Unglück wull, dat se sik mit mi mehr afgęben de as mit de annern. Se spaß un lach un nück mi to, schenk mi ok wol mal en smucke Blom för't Knoplock, de ik wahrn de as en groten Schatz, un mennich Abend hev ik mit ęr in Gaarn un vör Dœr rümstan un mit ęr spaßt un dwallert un klœnt. De Moder sä nix darto, harr uns awer ümmer in't Og, un wenn de Tid dar weer, reep se ęr Margot rin; un rasch op Hand, Arm oder Gesicht dreep mi ęr lütt Patschhand, un weg weer se as en Katt, lies un gau. Mal kreeg ik ęr darbi fat un heel ęr fast, awer se keek sik mit son grote verwunnerte Ogen üm, dat ik mi verschrak: „Du wullt doch nich . . .!" sä se mit en Ton, as harr ik mit en Spitzbowenhand na en gülden Kęd utlangt. Ik war hitt un kold, leet ęr los un hev dat nich wedder versöcht. Awer narrsch mak se mi, rein ümdreit un nüsselig darto, un ik de allens in de Weertschaft in Dœs un mit halwe Gedanken.

Min lütt gode Moder weer dat Jahr vörher storben, harr se noch de Ogen apen hatt, harr se mi lang wahrschu't. Vader leet mi vęl frien Willn, verlang blot, dat ik min Arbeit wahr un op'n Kram paß. Jung Lüd mœt Rum hebbn un sik utdaben, much he denken. Nu awer harr he vęl to makeln, he schien opmarksam to warrn un sä mal so blangbi: „Wat heft Du dar mit de Deern in de Węwerkath, Jehann? Is dat blot en Spill, so verleer den Kopp nich, hörst Du? Din Eernst kann't unmœglich węn. En Bur hollt sik en gode Hęhn; de sammelt dat Korn, wat op Dęl un Hoffstęd spillt is, un leggt em Eier för sin Pannkoken — wat schall he mit en Pagelun?![1]) wo de rümschrigt, giv't Unwęder." De Wink weer jo düdlich nog, keem awer vęl to lat, ik weer to wid weg. — „Dat weer so üm de Tid, Moder, as Du mal op'n Sünndag-Namiddag bi Elsbe Focken to Besök weerst, weetst noch?"

„Wat schull ik nich? — De Dag hett mi vęl Thran'n un slaplose Nachten inbröcht," sä Trina-Mœsch to mi. „Ik harr em al lang in't Og" — se nück mal rœwer na den Oln — „un bill mi in, he wull mi wat. Nu seeg ik, dat he garnich an mi dach — du leewe Gott, wat weer't en Not!" kümmer se un weeg den Kopp.

„Jawol, dat is so, un ward ok wol nich anners," sä de Ol nadenkern. „Son węligen Bengel, as ik domals weer, bedenkt nich, wat he mit sin Dwallern, Spaßen un söten Snack anrichten deit. Em hört de ganze Welt to, un sin Ogen springt as en paar junge Hundn œwer jeden Tun, œwer Knick un Wall, un wat ęr gefallt, dar is he achter her un gript dat op, wenn he kann. Un wenn em wat anners anlockt, denn störmt he wider, un Sorg, em kunn en Og naween' un

[1]) Pfau.

nalengn, quält em nich. — Na, Moder, as allens œwerstan weer, sungn de Vagels noch mal so schön — meenst Du nich ok?"

O düt ol prächtige Kinnerog, wat na em opseeg! „Mi dünkt, se singt noch, Vader, wenn ok op'n anner Art."

De Ol strakel ẹr mal œwer de krükelige Hand, denn sett he wedder an. „An düssen Dag weer Vader nich dar, he besöch min Broder Timm; de harr in Elmshorn en Posten in en grot Korngeschäft — naher heirat he de Dochter von den Kornkopmann un seet warm in 'e Woll. — Wenn de Katt nich to Hus is, spẹlt de Müs op'n Disch. Ik wüß, dat Margot geern in en groten Swarm weer, trummel also dat Jungvolk tosam. Domals weer de Appelhof noch jung, un daran leeg de Bleekplatz, wo nu min Immhagen steit. Hier weer en prächtig Flach to danzen un to daben, un vellicht hett de Appelhof son wẹlige, lude un lustige Gesellschaft nich wedder sehn as an den schönen Sommerdag.

As wi en Ogenblick ophölt un jeder en Bom söcht ton Anlœhn oder sik lingelang in't Gras leggt, üm to verpusten, hüppt op'n mal Margot in den Krink[1]) un fangt dar op egen Hand an to danzen, un dat seeg denn doch so nüdlich un leevlich ut, dat wi all in de Handn klatschen un lud wunnerwarken."

„Stopp, stopp, Jehann!" reep Trina-Mœsch, „wi Deerns maken dat nich mit, wi verstunn' de Saak doch en betjn anners. Jawol, nüdlich seeg dat ut, garto nüdlich! Denn dat blitz un funkel allens, wat üm un an ẹr weer, von't swartblanke Haar un de groten Ogen an bet hindal op de lütten Föt. Dat wull se awer ok wẹten! Se drog ümmer allens butenop, wat se harr, awer nu wull se dat mal spẹln un von alle Kanten besehn laten. Se sung lies mit en leevliche Stimm, hüpp darbi na'n Takt, dreih un weeg un bög sik, hẹv den schönen runden Arm œwern Kopp, as wull se uns en ripen Appel oder en blanke Windruv wiesen, un darbi angeln de Ogen op en Art — nẹ nẹ dat weer keen Danz, den de Freud erfunn hett, dat weer en leeg Spill un hör op't Theater! Neidisch weern wi natürlich ok, se weer uns garto wid œwer."

„Na Kathrin, as man't ansüht — en Pagelun, as Vader sä, allens butenop! Son Minschenkind mutt nich old un schrumpelig warrn; denn hett se allens utgẹben, wat se mal harr, denn is't en heel trurig Gestell in'n Wiwerrock. Awer lat mi wider vertelln! — Op 'n mal röppt en scharpe Stimm: Margot! Margot! De Arm sack dal un se trock de Klör — dat weer de Moder, de sach nich wull, dat se uns düsse Künst wiesen de. Margot nück na alle Siten un hüpp davon. — „Wat is se doch eenmal smuck!" reep ik so recht ut vollen Harten. „Ja!" lach Elsbe fühnsch un mit en roden Kopp, „as en bunte Slang! Dar spẹl man mit, Du scha'st di verfehrn!" nück se mi to. „Komm, Kathrin, un kamt man alltosam, wi sünd hier rein œwerflödig!" Un se gungn, de Spaß weer twei, ut un all.

Abends frog mi Margot ẹr Moder, wat de annern von den Danz seggt harrn, un as ik ẹr dat vertell, drau se ẹr Dochter mit de Ogen, sä awer nix as: „Na sühst Du wol, ol Goos?" Margot weer benaut,[2]) blot as ik von de Deerns ẹrn Arger vertell, hẹv se den Kopp un ẹr Ogen lüchten op.

Mit de Moder kunn ik mi prächtig verstan, de awer ok allens, üm ẹr man to gefalln. Ẹten un Drinken weer ẹr Best, kunn ik marken, un so slẹp ik denn vẹl rœwer na de Wẹwerkath. Geld weer œwerall knapp, ok bi mi, un Vader heel mi noch schrager hin as fröher. Awer ik steek mi achter de Grootdeern, de dat Kommando œwer Kœk un Spieskamer harr, un wat Gaarn un Höhnerstall hergẹben wulln, dat war Moder un Dochter tostẹken. Allens war mit Dank annahm, ahn to fragen, wo dat herkam de. (Schluß folgt.)

[1]) Kreis. [2]) kleinmütig.

Aus vergangenen Tagen.

Von **J. J. Callsen** in Flensburg.

1. Fahrendes Volk.

Viel Abwechselung bot vor etwa 60 Jahren uns Kindern das Leben auf der Dorfstraße und den Plätzen in und bei dem Dorfe. Da kam allerlei Volk, das unser Interesse in Anspruch nahm. In ganzen Scharen kamen aus der Stadt die Bettler in den verschiedensten Lebensaltern, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen. Mit Körben und Säcken zogen sie Haus aus und ein, und selten vergebens. Dann und wann machte der Bettelvogt (Prackervogt) eine Jagd auf sie, doch selten mit einigem Erfolg. Kam aber der „Landreuter" einmal, dann gab's ein Laufen und Rennen in alle möglichen Verstecke, und war der Gefürchtete zum Dorf hinaus, krochen — zum Gaudium der Jugend — die Geflüchteten ans Tageslicht und setzten ruhig ihren Rundgang fort. Selten wurde einer abgefaßt.

Dann kamen mit Hand- und Hundewagen Siebmacher und Kesselflicker, die auf irgend einem Platze Lager und Werkstatt aufschlugen, die Arbeiten aus dem Dorfe zusammenholten und hier ausführten.

Alljährlich erschien auch der Wagen von der Kupfermühle, hochaufgestapelt von Kesseln aller Art, auf denen in der Regel ein wachhabender Pudel uns viel Spaß machte.

Ebenso besuchte uns der Topfmann (Pottkerl) mit seiner in Heide verpackten hohen Ladung schwarzer jütscher Töpfe. Oben auf lag das Tüdergeschirr, mit dem er abends seine Pferde an der Seite des Weges befestigte, während er selbst sein Lager nahm, wo es ihm am passendsten schien: bei Mutter Grün, oder in einer Scheune, je nach der Witterung. Die Tracht des Mannes, Holzschuhe an den Füßen und eine isländische Jacke unter der Weste, ohne Rock, namentlich aber sein weitschallender Ruf: „Pott! Pott!" und sein radebrechendes Deutsch interessierte uns Kinder.

Ähnlich ging es dem ebenfalls dänisch-deutsch redenden Knopfmacher (Knopkerl), der mit seinem Korbe von Haus zu Haus ging, rufend: „Knapp! Knapp!" oder: „Vil I har Knapper idau?" (Wollt Ihr heute Knöpfe haben?) Freundlich wurde er aufgenommen, denn sein Artikel war immer zu gebrauchen, und wir Kinder guckten gerne nach den hübschen blanken Dingern! Nur ein armer Weber wies ihn einst kurz ab mit den Worten: „Was sagst Du? Soll ich es noch knapper haben? Schere Dich gleich hinaus!"

Fahrende Musiker, mit Violine oder Drehorgel (polnischer Orgel) fanden ein aufmerksames Publikum, besonders der Orgeldreher. So gerne die Musik gehört wurde, so standen beide Instrumente, namentlich die Violine, als für Bettelei und Tanz bestimmt, doch in niedrigem Kurs, und es wäre z. B. keinem Lehrer zu raten gewesen, dies Instrument in die Schule zu bringen und frohe Lieder dazu singen zu lassen. Beileibe nicht!

Um die Weihnachtszeit, vor und nach dem Feste, machten die Leute mit dem Stern, Erwachsene und Kinder, letztere oft mit einem weißen Hemde über den Kleidern, gern gesehene Besuche. Der große papierne Stern auf hoher Stange wurde gedreht und klingelte mit mehreren Glöckchen zum Gesange der Träger. Leider ist mir der Text dieser Lieder entfallen. Ich erinnere nur folgende Strophen:

Ach Stern, du mußt nicht stille stehen,
Du mußt mit mir nach Bethlehem gehen,
Nach Bethlehem in Davids Stadt,
Wo Maria das Kindlein geboren hat.

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
Auf allen vier Ecken gebratenen Fisch

nebst weiteren Wünschen für Frau und Kinder. Nach Beendigung seines Liedes heimste der Sänger seine Gaben ein.

Ein solcher Mann zog das ganze Jahr mit dem Stern von Dorf zu Dorf. Der hatte für diesen seinen ausschließlichen Beruf zwei Lieder, eins für die gewöhnliche Gabe, und ein anderes — besseres! — das „Wurstlied," wofür ihm eine gute Mettwurst gebührte. Der Mann wurde Hans Lesias genannt, ob er wirklich so hieß, kann ich nicht sagen; die Freude aber, wenn er erschien, kann ich mir noch aus meinen ersten Lebensjahren vorstellen. Er ging bis an sein Lebensende mit dem Stern und soll schließlich neben demselben erfroren gefunden worden sein.

Außer diesem eigentümlichen Manne zogen damals einige andere Originale von Dorf zu Dorf. So erinnere ich mich eines ältlichen Mädchens, „Gret Erdel" (wahrscheinlich Margaretha Ellma getauft), die immer mit Blumen und Bändern geschmückt und fröhlich lachend zu ihrer bevorstehenden Hochzeit einlud und Gaben dafür erbat und erhielt.

Zwei andere Originale, Habbes und Taas (Asmus und Klaus, weil aber der Letztere stammelte und die Namen wie vorstehend aussprach, so genannt), waren zwei unzertrennliche Brüder. Sie hatten in jungen Jahren als Knechte gedient, auch selbständig verschiedene Arbeiten übernommen, immer aber gemeinschaftlich. Das Zusammenleben war beiden notwendige Bedingung des Lebens, und die Vorstellung solchen Lebens erschien ihnen so selbstverständlich, daß beide sogar einmal die Absicht hatten, auch gemeinschaftlich eine Frau zu haben, nachdem sie eine dazu willige Person gefunden zu haben meinten. Als aber der Pastor ihnen bedeutete, daß dies gegen die Schrift sei, so standen sie sofort davon ab, denn „man muß sich nach der Schrift richten." In ihren alten Tagen mieteten sie sich ein Stübchen und sammelten sich ihren Unterhalt. Dabei richteten sie sich nach der Jahreszeit. Im Frühjahr, zur Zeit der Schafschur, erschienen sie mit einem Netze und erbaten Wolle zu Strümpfen. Im Herbst, wenn der Flachs gebrochen war, wünschten sie davon ein wenig zu Leinen, in der Schlachtzeit baten sie um ein wenig Speck und Fleisch und im Winter um Grütze u. s. w. Wolle und Flachs ließen sie sich verarbeiten, und von den Lebensmitteln zehrten sie, bis der Vorrat alle war, und wieder ein Gang gemacht werden mußte. So führten sie ein stilles, sorgloses Leben, bis an ihr Ende. Taas starb zuerst, Habbes setzte nur kurze Zeit sein einsames Leben in alter Weise fort, wurde immer schwächer und wunderte sich schließlich, daß er nicht ordentlich mehr sein Vaterunser beten könne; damit verschied er.



Op 'e Strat.

Dat is nu de Dörpplatz, un dit is de Strat,
un hier ut den Busch kiekt min Vader sin Kat.

De Gevel, de Schosteen, dat Dack un de Wänn,
se winkt mi un fragt mi, wat ik se noch kenn.

Ik kenn se so got noch un hev se so leev —
Un Gott weet am besten, wa geern ik hier bleev!

De Hänn fat von sülben de Klink an de Port.
Wa geern wulln se drücken — un ik riet se fort.

Üm Harbarg to beden in Vader sin Kat:
dat bring ik ni farig — denn bliv'k op 'e Strat.

Jr.



Stapelholmer Sagen.*)

Gesammelt von **Heinr. Carstens.**

I.

Woher Stapel, Seth und Drage den Namen haben.

Süder- und Norderstapel haben den Namen von Holzstapeln, die einst dort gelegen haben; und die Leute haben dann gesagt: Seht, wat se dar mit Holt draget. Davon haben denn auch die Dörfer Seth und Drage den Namen. Die ersten Bewohner von Drage sind Fischer gewesen. Mündlich aus Drage.

Woher Scheppern den Namen hat.

Das Dorf Scheppern hat den Namen von Scheeper, Scheeperi (Schäfer, Schäferei). Als nämlich die Pahlhorner Burg noch stand, da hatte der Besitzer dieser Burg seine Schäferei dort, wo jetzt das Dorf Scheppern liegt.

Mitgeteilt von Frau Thiemann auf Pahlhorn.

Ein weißes Pferd weist die Stätte, wo die Süderstapler Kirche stehen soll.

Als man in der Gegend von Stapel, Seth und Drage eine Kirche bauen wollte, ließ man ein weißes Pferd laufen, und da, wo dieses sich am andern Morgen befände, wollte man die Kirche erbauen. Die Süderstapler wendeten aber eine List an, sonst wäre die Kirche nach Seth und Drage zu stehen gekommen. Nun aber lockte man das Pferd dahin, wo die Kirche jetzt steht.

Mündlich aus Drage.

Die Unterirdischen im Braßberge.

Im Braßberge, südöstlich von Drage, wohnten früher die Unterirdischen. Einst kam ein Mann an diesem Berge vorbeigeritten, als die Unterirdischen gerade eine Hochzeit feierten. Da trat einer von ihnen mit einem goldenen Becher voll Wein zu dem Reiter hin und bot ihm zu trinken. Der Reiter nahm den Becher, nippte ein wenig von dem Wein und goß das Übrige den umstehenden Unterirdischen in die Augen. Dann ritt er spornstreichs mit dem Becher davon. Der Becher war von ausgezeichneter Arbeit, und stets, wenn Besuch da war, zeigte der Mann den Becher. Einstmal nun war gerade große Gesellschaft bei ihm, in der er auch den goldenen Becher herumzeigte, und noch stand der Becher auf dem Tisch, als ganz heftig gegen die Stubenthür gestoßen ward. Der Hauswirt ging hinaus, und alle Gäste folgten ihm. Aber auf der großen Diele war nichts zu sehen und zu finden. Als man aber wieder in die Stube trat, da war der Becher vom Tisch verschwunden. Die Unterirdischen hatten ihn wieder geholt.

Mündlich aus Drage.

Niß Puk.

In vielen Häusern in Stapelholm befand sich früher auch der Nißpuk. Dieser war sehr klein, nur zwei bis drittehalb Fuß hoch und hatte einen roten dreieckigen Hut auf dem Kopfe. Dennoch, wenn er über den Hausboden ging, trat er so schwer auf, daß es dröhnte und die Bretter sich bogen, gleichsam als ginge der schwerste Mann darüber hinweg. Wer ihn zum Freunde hatte, dem half er allerlei Arbeiten verrichten.

---

*) Aus meiner Sammlung dithmarscher Sagen habe ich die der ehemaligen Landschaft Stapelholm ausgeschieden, und übergebe sie hiermit der Öffentlichkeit. Es sind nur wenige, und ohne Zweifel giebt es dort noch viele, die mir bisher nicht bekannt geworden. Mögen sie eine freundliche Aufnahme bei den geneigten Lesern finden.

Niß Puk und der Kornablader.

Einst waren zwei Leute mit Kornabladen beschäftigt. Sie stritten sich — ich meine über Niß Puk — und der eine sprach: „Stände Niß Puck hier vor mir, ich würde ihn dreist mit der Forke durchstechen.“ Kaum aber hatte er das gesagt, so stand Niß Puk auch schon vor ihm. Der Abforker erschrak so sehr, daß er sofort wegging.

Niß Puk beim Düngeraufladen.

Ein anderes Mal war ein Knecht beim Düngeraufladen. Niß Puk stellte sich unvermerkt hinter ihn und faßte immer den Forkenstiel an. Der Knecht wußte wohl, wer den Stiel anfaßte, und sprach: „Nun ja, Niß, denn lade du auf!“ Und Niß Puk lud für ihn allen Dünger auf den Wagen.

Niß Puk beim Häckselschneiden.

War der Knecht beim Häckselschneiden, so stand Niß wieder hinter ihm und hielt immer das Häckselmesser an. Als der Knecht merkte, wer das war, sprach er: „Nun, Niß, willst du Häcksel schneiden, so thue das nur.“ Und Niß schnitt für ihn den Häcksel.

Niß Puk beim Mähen.

Ein Knecht ward einst von seinem Bauer ausgeschickt zum Mähen. Der Knecht mähte nur beim „Heck“ ein wenig ab und legte sich nieder in das Gras zu schlafen. Mittags bringt das Mädchen ihm Essen nach. „Na, wie viel hat der Knecht schon ab?“ fragte der Bauer das Mädchen. „Ach,“ sprach das Mädchen, „er hat nur wenig abgemäht.“ Sprach der Bauer: „Nun ja, wenn er denn nur jeden Tag sein Tagewerk (1 Demat) abmäht, so ist es auch genug.“ Der Knecht aber faullenzte 2 bis 3 Tage. Da dachte er, nun wird es wohl Zeit, ging in die Mitte der Fenne und mähte sich da einen Kreis heraus, und in diesem Kreise mähte er nun immer rund herum. Niß Puk aber mußte rund um die Fenne herum mähen und nahm auch doppelt so große Schwaden als der Knecht. So brachte er die große Fenne doch leicht zur bestimmten Zeit ab. Mündlich aus Drage.

Was sich das Volk erzählt.

Unter obigem Titel hat Heinrich Merkens 1892 den ersten und 1895 den zweiten Teil einer Sammlung von humoristischen Erzeugnissen aus älterer Zeit, die im Munde des deutschen Volkes noch leben, erscheinen lassen, um sie vor dem gänzlichen Untergange, womit unsere vielbewegte und raschlebige Zeit sie bedroht, zu retten. „Alle diejenigen, die das Volksleben wirklich kennen und noch einigen Sinn für Volkstümlichkeit besitzen,“ — so begründet er die Berechtigung einer solchen Sammlung — „werden eine so köstliche Fülle von Humor finden in dem, was sich das Volk erzählt, daß sie seiner nicht entbehren möchten, so sehr man geistreicherseits die Nase darüber rümpfen möge.“ — Müllenhoffs Sammlung hat aus unserm Lande vieles gerettet; manches ist auch sonst aufgezeichnet worden, aber an zerstreuten Stellen. Der Schriftleitung sind im letzten Jahre viele derartige Blättchen zugegangen; vielleicht findet sich hier und dort noch mancherlei, was durch die hiermit beginnende Veröffentlichung hervorgelockt werden könnte.

Die Inschriften an der Burgstubenthür. Vor zweihundert Jahren war Seegalendorf bei Oldenburg i. H. im Besitze eines Ranzau. Eines Morgens fand man zu dessen Zeit in Kreideschrift an der Burgstubenthür folgendes:

Sures Beer, verschimmelt Brod,
de Düvel schlag Hans Ranzau dod
und gev uns beter Beer und beter Brod.

Darauf seitens des Besitzers und seiner Beamten größtes Staunen und Erregung. Man wußte, daß keiner der leibeigenen Gutsuntergehörigen des Schreibens und Lesens kundig sei. Dazu blieben alle Nachforschungen ergebnislos. Kurz, man gab dem Bösen die Schuld und beschloß, an derselben Stelle als Antwort zu schreiben: „Büst du en goden Mann, so nenn di“; worauf nach Verlauf einiger Nächte an der Thür zu lesen war: „Dat lat

ik sin, Hans Ranzau, ik kenn di." Erst später stellte sich heraus, daß ein zugelaufener und wieder entlaufener fremder Dienstjunge der Thäter gewesen sei, von dem die Gutsleute erzählten, er habe zu Zeiten ihnen unverständliche Kritzeleien mit Kreide gemacht.[1])
(Mitgeteilt von H. Winckelmann in Langdeel bei Augustenburg.)

Wer hat die Polizei? Einst machte ein dänischer Minister einen Besuch in einer kleinen schleswig-holsteinischen Stadt und besah an der Seite des Bürgermeisters die öffentlichen Anstalten. Auf der Straße vollführte die liebe Jugend des Städtchens einen solchen Lärm, daß der Minister sich veranlaßt fand, den Herrn Bürgermeister zu fragen, wer denn hier die Polizei habe. „De Polizei?" erwiderte dieser verdutzt, „dat weet ik ni; awer de föftig Mark heff ich darvœr." (Vgl. Volksbuch 1847.)

De Krüzverband. Der ländliche Bauunternehmer Twisselmann hat die Holzkonstruktion eines Gebäudes aufgestellt. Sein Freund und Kollege Behrens kommt des Weges und mustert den Bau. „Segg mal, Twisselmann, schull sik dat wull holen?" — „Worüm nich, Behrens; süh mal' düsse Verband hölt denn, un de Verband hölt düssen; dat's op en Art en Krüzverband. — — Minsch, wahr di weg, dat kummt!" (Mitgeteilt.)

Anregung.

Zur Weckung des Verständnisses für heimische Kunst. Es regt sich überall das Streben, weitere Kreise „genußfähig" zu machen für die Werke der Kunst. Dazu giebt es vielerlei Mittel; das wirksamste wird doch immer das oftmalige und eingehende Betrachten wirklicher Kunstwerke sein. Größere Städte bieten dazu in Sammlungen Gelegenheit; auf dem Lande kann man dergleichen nicht haben. Und doch finden sich auch hier an manchen Orten Fundgruben für die Kenntnis der Kunst, zumal der heimischen, um welche die größten Museen oftmals ein weltabgelegenes Bauerndorf beneiden. Wie viele bedeutende Kunstwerke sind doch in den Kirchen unseres Landes zerstreut! Herr Professor Haupt in Schleswig hat sich das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst erworben, in seinem Werke über die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein die Augen der Fachgelehrten für die verborgenen Schätze unseres Landes geöffnet zu haben; das eigentliche Volk aber weiß davon immer noch wenig genug. Es hat ja auch kaum Gelegenheit, sich eine genauere Kenntnis zu erwerben. Am Sonntag während der Kirchzeit stehen die Sachen zu fern, und zu anderen Zeiten sind die protestantischen Kirchen auch in unserem Lande ja leider fest verschlossen. Auch Durchreisenden, die von den vorhandenen Kunstschätzen gehört haben, wird die Besichtigung sehr erschwert, da es immer erst besonderer Erkundigungen und meistens mancherlei Weitläufigkeiten bedarf, um des Mannes habhaft zu werden, der über den Kirchenschlüssel verfügt. Sollte es nicht auch bei uns möglich sein, was in katholischen Landen allenthalben geht, daß die Kirchen wenigstens an einigen Tagesstunden offen gehalten würden? Es ist hier nicht von dem Werte dieser Einrichtung für die Einkehr und Erbauung, für die in unserer aufgeregten Zeit das Bedürfnis groß genug sein sollte, zu reden; hier soll auf die Förderung hingewiesen werden, die Kunstsinn und Kunstverständnis dadurch erfahren würden. Es wäre dann doch jedermann Gelegenheit geboten, die Kunstschätze der Kirche zu betrachten und sich in den Genuß derselben zu vertiefen. Wenn auch anfangs nicht viele Gebrauch davon machen würden, so brauchte man sich dadurch nicht abschrecken lassen; es wäre doch schon ein Gewinn, wenn auch nur ein Einziger geweckt würde. Und daß das geschehen kann, auch ohne Anleitung, dafür liegen ja Beweise vor: man denke nur an Asmus Carstens im Dom zu Schleswig. Besser natürlich wäre es und dringend erwünscht, wenn die Lehrer die Kinder je und dann am Alltag in die Kirche führten und sie zur Betrachtung des Einzelnen anleiteten. Das könnte doch auch den Erfolg haben, daß fernerhin nicht mehr so viele Kunstwerke durch Unverstand zerstört würden. Ein zweckmäßiges Hilfsmittel dazu bietet u. a. das Werk von Haupt, das, wie neulich in der Tagespresse mitgeteilt wurde, jetzt auch in Sonderausgaben für jeden Kreis zu haben ist. Ld.

---

[1]) Ob der Herr Graf Ranzau im übrigen ein strenger und karger Herr gewesen sei, darüber wußte der Erzähler, ein hochbetagter Feldvogt auf Seegalendorf, Namens Kruse, nichts. Zu der Zeit meines Dortseins, in den vierziger Jahren, war im Gutsarchiv ein von ihm herrührendes, dem 17. Jahrhundert entstammendes Schriftstück vorhanden, eine Vereinbarung zwischen ihm und dem damaligen Hauptpastor zu Oldenburg Paul Lackmann, in dem letzterer sich verpflichtete, alle Monat an einem Sonntage auf Seegalendorf zu predigen, gegen eine summarische Vergütung von 12 Tonnen Weizen jährlich. Der Weizen wurde noch vollzählig damals geliefert, wogegen die Predigten seit Menschengedenken aufgehört hatten und somit der Verjährung anheimgefallen waren. Der Einsender.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 2. Februar 1898.

Die Mistel.

Von **H. Barfod** in Kiel.

(Vortrag, gehalten auf der 7. Generalversammlung unseres Vereins zu Meldorf am 8. Juni 1897.)

I.

Wenn die Erde in Winters Banden liegt und sich eine weiße Decke, gleich einem Leichentuche, über Wald und Flur lagert, wenn die Bäume des Waldes ihres Schmuckes beraubt sind und tiefes, einförmiges Schweigen die Natur gefangen hält: dann sind es bei uns zu Lande nur die ernsten Tannen, welche uns in ihrem dunkelgrünen Schmucke an die geschwundene Pracht des Sommers erinnern, zugleich aber auch die Hoffnung auf die Wiederkehr der Maienpracht und Maienfreude erhalten. Durchwanderst Du aber in Süd- oder Mitteldeutschland, in der Mark oder im Preußenlande den Wald in seinem Winterkleide, so wirst Du bald, wenn Du Deinen Blick zeitweilig auch nach oben richtest, durch eine andere Pflanze an die „Wiederbelebung der erloschenen Sonnenkraft" erinnert. Wenn alles schläft und ruht bis zum Auferstehungstage im Frühling, dann scheint allein die Mistel in ihrem glänzenden Grün gegen den Frost des Winters gefeit zu sein. Unwillkürlich bleibt Dein Auge auf dem sonderbaren Strauch mit seinen goldgrün gerindeten Ästen haften, und Du erkennst, wie die Sonne hier sichtbar wirkt und schafft auch inmitten des kalten Winters. Wie ist die Mistel dorthin gekommen? Wie kann sie dort oben in den schwankenden Kronen mächtiger Baumriesen gedeihen, grünen, ja, schon blühen, wenn alles um sie her noch im Winterschlaf gefangen liegt?

Daß wir es in der Mistel mit einem Schmarotzer zu thun haben, ist wohl klar. Bevor ich ihrem Schmarotzerleben nähere Beachtung schenke, lassen Sie mich des Verhältnisses der Mistel zu unserer engeren Heimat gedenken. Die Mistel zählt zu den seltensten, fast gänzlich verschollenen Kindern der lieblichen Flora unseres meerumschlungenen Heimatlandes. Es ist ein Scheidegruß, den ich ihr heute bringe. Wie lange mag es noch dauern, und auch der letzte Mistelbusch

in unserem Lande ist dahin! In früheren Zeiten muß die Mistel im Norden Europas weit verbreitet gewesen sein; das beweist allein schon ihr Auftreten in der nordischen Götterlehre. Gegenwärtig wird die Mistel in Skandinavien bis zu 50½° n. Br. gefunden; ob sie auch hier zur Seltenheit geworden ist, konnte ich nicht erfahren.[1]) Von dem ehemals häufigen Vorkommen der Mistel in Schleswig-Holstein zeugen die Funde, welche Professor v. Fischer-Benzon bei seinen Untersuchungen über unsere Moore gemacht hat. So legte derselbe in der Juni-Sitzung (1896) des „Naturw. Ver. f. Schl.-Holst." außer wohlerhaltenen Resten von Eichenblättern und Eicheln (mächtige Eichenstämme wurden gleichfalls gefunden), von Haselnüssen und Blättern nebst Zweigen des Haselstrauches auch Blätter und Stengelstücke der Mistel vor, welche gelegentlich des Abstechens eines kleinen Torfmoores auf dem Grundstück der Gebr. Howaldt in Dietrichsdorf bei Kiel gehoben wurden. Das massenhafte Auftreten der Mistel war geradezu auffallend; die wohlerhaltenen, noch lebhaft grün gefärbten Blätter und Zweige bildeten eine förmliche Schicht, nach der die Moorstücke auseinander brachen. Viele der Blätter waren von einem Parasiten, einem Pilze, befallen.[2]) Bei dieser Gelegenheit erwähnte Prof. v. Fischer-Benzon, daß er früher schon einmal in einem ähnlichen Moore am Winterbeker Wege bei Kiel neben Resten der Stieleiche ebenfalls die Mistel gefunden habe, und sprach die Vermutung aus, daß nicht nur der heute so selten gewordene Baumschmarotzer bei uns häufiger gewesen sein muß, sondern daß zugleich die Eiche wohl Hauptträgerin desselben gewesen ist. Letzterer Umstand verdient um so mehr Beachtung, als die in Rede stehende Mistel (Viscum album L.) sonst sehr selten auf Eichen beobachtet wird, selten freilich auch auf Walnußbäumen, Linden, Ulmen, Robinien, Weiden, Eschen, Weißdorn-, Birn-, Mispel-, Zwetschen- und Mandelbäumen und Ebereschen, Ahornen und älteren Weinstöcken. Als Kuriosum erwähnt Kerner von Marilaun, daß in der Gegend von Verona einmal die Mistel auf den schmarotzenden Gebüschen der Riemenblume (Loranthus europaeus), einer auf Eichen und Edelkastanien häufig vorkommenden nahen Verwandten der Mistel in Süd-Europa, beobachtet worden ist. So wählerisch in der Wahl ihres Wirtes, wie die Riemenblume, ist die Mistel jedoch nicht; es sind etwa 50 verschiedene in Deutschland heimische Bäume und Sträucher bekannt geworden, auf denen dieselbe Wohnung und Ackerfeld findet. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Mistel besonders Bäume befällt, deren Äste mit einer weichen, saftreichen Rinde bekleidet sind. Weißtannen, Apfelbäume, vor

---

[1]) Als wesentlichste Quelle über die Naturgeschichte der Mistel ist benutzt: Anton Kerner von Marilaun, Pflanzenleben. 2 Bde. Leipzig, Verlag d. Bibliogr. Instituts, 1887, ein wahrhaft klassisches Werk über Pflanzenbiologie, das allen Lehrerbibliotheken zur Anschaffung empfohlen sei. Über die „Mistel" vergl. Bd. I, S. 189—197.

[2]) Schriften d. Naturw. Ver. f. Schl.-Holst., Bd. XI (1896), S. 34 u. 35.

allem Pappeln sind darum erkorene Lieblingsbäume der Mistel. Immerhin bemerkenswert bleibt es, daß die Mistel in bestimmten Gegenden gewissen Bäumen den Vorzug zu geben scheint. In der Rheinprovinz und im Tiroler Innthale vergnügt sie sich auf fruchttragenden Apfelbäumen (freilich zum Verdruß der Obstzüchter), in Brandenburg, „des heiligen römischen Reiches Erzstreusandbüchse," muß sie sich mit der Kiefer begnügen, im Preußenlande paktiert sie mit der stolzen Pappel. In unserm Lande war sie vielleicht ein treuer Gast der knorrigen Eiche und sank mit dieser ins Grab. Prof. Knuth giebt in seiner „Flora der Provinz Schleswig-Holstein"[1]) das Vorkommen der „sehr seltenen" Mistel für die Gegenden bei Segeberg, Arnis, bei Sonderburg, früher auf einem Birnbaume bei Husum an, alles Angaben, die zumeist älteren Datums sind und heute keine Giltigkeit haben. Mit Sicherheit nachgewiesen ist das Vorkommen der Mistel gegenwärtig wohl nur noch für das mittlere Holstein, und auch hier nur für eine einzige Stelle, nämlich in Hegebüchenbusch bei Heidmühlen (zwischen Neumünster und Segeberg), daselbst in einer Wiese auf Birken schmarotzend.[2]) Dieser Fall ist um so mehr beachtenswert, da Kerner von Marilaun ausdrücklich betont, daß „Birken, Buchen und Platanen von der Mistel gemieden werden," wohl infolge der zähen, glatten Rinde dieser Bäume. — Unsere Gelehrten mögen den Ursachen des Verschwindens der Mistel in unserm Lande nachforschen; mir steht es nicht zu.

Wie kam es, daß unsere Mistel schon seit den ältesten Zeiten nicht nur die Aufmerksamkeit der verschiedensten Völker auf sich lenkte, sondern in der Götterlehre bei Griechen und Römern, Kelten und Germanen eine hervorragende Rolle spielte? Die Antwort giebt uns ein näheres Eingehen auf die Naturgeschichte dieser Pflanze. Im Winter, wenn unsere Laubbäume blattlos dastehen und mit ihnen alle andern Pflanzen in Todesschlaf gesunken sind, dann grünt, ja, blüht die Mistel, als ob alle Lebenskräfte der Natur sich in ihr vereinigt hätten: so erschien die Mistel den Germanen als die Siegerin über den zur Zeit in tiefster Ohnmacht liegenden Sonnengott, als die Eisrute, „die in Schlaf die Völker schlägt"; den keltischen Druiden aber als die allmähliche Eröffnerin des neuen Lebens, mit der man alle Fesseln sprengen, alle Krankheiten heilen könne. Eine andere Absonderlichkeit ist in dem Bau der Mistel ausgeprägt. Sie ist vollkommen zweiteilig, d. h. aus jedem Knospenpunkt wachsen zwei gabelförmige Zweige oder zwei Blätter hervor, entsprießen zwei unscheinbare Blüten, die in zwei weiße, klebrige Beeren ausreifen. Die Folge dieses eigentümlichen Wuchses ist das wirre Auseinandergehen der Zweige, weshalb die Mistel vielfach mit den „Donner- oder Hexenbesen" der Birke

---

[1]) Vergl. S. 358.

[2]) Vergl. J. Schmidt, Die Schmarotzer unter den heimischen Blütenpflanzen. „Heimat," Bd. I, S. 110.

verwechselt wird. Schließlich mußte ein so sonderbarer Pflanzenbürger, wie die Mistel es ist, die Aufmerksamkeit der mit dem Naturleben innig vertrauten Völker des Altertums um so mehr auf sich lenken, je geisterhafter, gespenstiger er die hohen, grünen Paläste bewohnte. Niemals gedeiht die Mistel zur ebenen Erde; das gilt von der ganzen Familie der Loranthaceae, zu der auch die Mistel gehört, und deren Vertreter nur auf Bäumen Wurzel schlagen, mit einer einzigen, bisher bekannten Ausnahme, nämlich des seltsamen Psittacanthus terrestris in den tropischen Wäldern Süd-Amerikas. — Schon den alten Griechen war das wunderbare Dasein der Mistel nicht unbekannt geblieben Und da der Mensch, früher mehr als heute, alles, was ihm wunderbar erschien, in den Kreis des Wunderthätigen zog, in dem Unbegreiflichen das Dasein höherer Mächte ahnend, so darf es uns nicht wundern, wenn schon Hippokrates, der weise Arzt des Altertums, den seltsamen Schmarotzer zu Ehren brachte, ihn als heilkräftig verwertete und dazu beitrug, ihm diese Ehre bis in unser Jahrhundert hinein zu erhalten. Namentlich war die Mistel als heilkräftiges Mittel gegen Fallsucht (Epilepsie) hochberühmt. Die Sache ist begreiflich. Wie der Mensch überall Ursache und Wirkung mit einander verwechselte, ferner Ähnliches durch Ähnliches zu heilen suchte und dabei oft genug die Bahn vom Erhabenen zum Lächerlichen durchschritt, so auch hier. Der Kranke fiel zur Erde, wie die Mistel ihre Blätter, Zweige und Beeren zu Boden warf. Das thaten nun zwar mit ihr auch recht viele andere Pflanzen; allein die Mistel stand nun einmal infolge ihres wunderbaren Daseins in dem Rufe des Geisterhaften, Geheimnisvollen, folglich, schloß der geheimnisgläubige Mensch, muß in dem Thun der Mistel ein höherer Wink liegen.

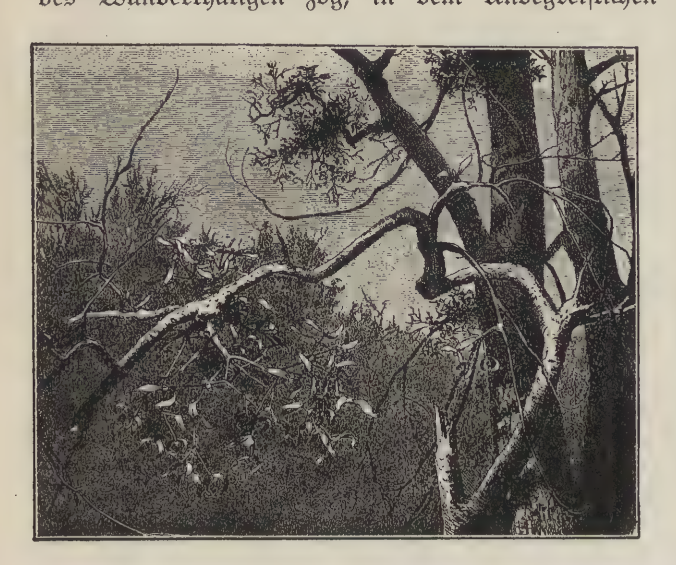


Fig. 1. Mistelpflanzen auf Pappelästen.[2]) (Nach Kerner von Marilaun, Pflanzenleben, I, S. 124; verkleinerte Wiedergabe.

[1]) Die Klischees zu den Abbildungen verdanken wir dem freundlichen Entgegenkommen des „Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien." Dem verehrlichen Vorstande, der uns die Platten gratis zur Verfügung gestellt hat, beehren wir uns unsern freundlichsten Dank auszusprechen. Der geschäftsführende Ausschuß.

Das Ähnliche entschied für das scheinbar Ähnliche, und die Mistel stand Jahrhunderte hindurch als Universalmittel gegen Fallsucht in den Listen Äskulaps. Bedingung für die Heilkraft der Mistel war, daß sie niemals den Boden berührt habe. Die Druiden, Lehrer und Priester der Kelten, glaubten, die Mistel wäre vom Himmel auf die Zweige der Bäume gefallen, und sprachen ihr belebende und allheilende Kräfte gegen allerlei Übel zu. Am sechsten Tage nach dem Neumonde (Anfang des druidischen Monats) wurde die Eichenmistel mit goldener Sichel, dem Sinnbilde des Reinsten, durch Druidenhand unter feierlichem Ceremoniell im Beisein einer andächtig harrenden Menge von der Eiche geschnitten, danach in ein weißes Tuch gehüllt, die beim Schneiden herabfallenden Zweige wurden mit weißem Tuche aufgefangen, damit sie, die himmlisch über der Erde Erzeugte, nicht den Staub der niederen Erde berühre, dadurch verunreinigt werde und ihrer Wunderkraft verlustig gehe. Die Druiden glaubten, daß die Mistel gegen Fallsucht helfe, die Hoffnung der Frauen befördere und in gekautem Zustande Geschwüre aller Art wirksam heile. Wegen dieser Wunderkraft nannten sie die Mistel „Heiland aller Schmerzen," in ihrer Sprache olhiach (nach Jak. Grimm). Da in früherer (aber schon christlicher) Zeit die Fallsucht als teuflische Besessenheit galt, begnügte man sich anfangs damit, in Silber gefaßte Stücke des heiligen Mistelholzes oder aus diesem gefertigte Rosenkränze zu tragen; Kindern hing man dieselben als Amulett um den Hals vor die Brust, um sie gegen Fallsucht und sonstige Anfechtungen zu schützen. Einer späteren Zeit war diese Art der Verwendung nicht wirksam genug, als man nämlich die Ursache der Fallsucht in mehr natürlichen Dingen und nicht mehr in teuflischer Besessenheit erblickte. Man empfahl den innerlichen Gebrauch der gepulverten Eichenmistel, welche noch bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein in den Apotheken vorrätig war. Als dann in der Medizin das ehemals so gefeierte Mistelholz in Vergessenheit geriet, hatte die moderne Kultur im Volke leise Spuren vom einstigen Wunderglauben nicht zu beseitigen vermocht. So kann in Österreich auch heute noch der Kurpfuscher, hier „Wender" genannt, der Mistel nicht entbehren, wenn es sich z. B. darum handelt, kinderlosen Eheleuten zum Kindersegen zu verhelfen. Palmbüsche mit geweihten Mistelzweigen steckt man am Palmsonntage in Wiesen und Getreidefelder. Ein Mistelzweig, in der Weihnacht an die Obstbäume gebunden, soll gegen Obstverderb durch Raupenfraß und Hagelschlag schützen und eine reiche Obsternte sichern; ein Mistelzweig im Kuhstall erleichtert das Kalben der Kühe und verscheucht die Stallhexe. Armer Mistelzweig, wie sehr ist heute dein Ansehen gesunken! Die neue unpoetische Zeit verwendet dich nur mehr als milchgebendes Futter unseres lieben Hornviehs und zum — Leimsieden. (Schluß folgt.)

Die Eckernförder Fischerei.

Von **F. Lorentzen** in Kiel.

II.

Je mehr die Bedeutung der Eckernförder Fischerei sich steigerte, je vielseitiger sich der Betrieb gestaltete, und je mehr die Zahl der bei diesem Gewerbe Beschäftigten zunahm, desto mehr erwies es sich als notwendig, die Verhältnisse zu regeln und Rechte und Pflichten der Beteiligten festzusetzen. Die in Eckernförde wohnenden Fischer bildeten früher eine Zunft, deren Mitgliederzahl jedoch wohl lange Zeit keine große gewesen ist. Es finden sich in einer Beschreibung [1]) der Stadt vom Jahre 1768 nur 15 Fischer verzeichnet, und auch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts dürfte sich die Zahl wohl höchstens auf 20 bis 30 erhöht haben. Wenn also auch der Betrieb der Fischerei damals noch kein großer geweseen ist, so scheint doch nicht immer Friede und Eintracht zwischen den Beteiligten geherrscht zu haben. Im Jahre 1833 kam man daher überein, genaue Vereinbarungen zu treffen, auf welche sich die einzelnen Fischer alle verpflichten mußten. Die damals aufgestellten „Vereinbarungs-Regeln" werden, wie folgt, eingeleitet: „Die hiesige Fischerzunft hat, um allen Streitigkeiten für die Zukunft vorzubeugen, folgende Vereinbarungen und Regeln unter sich getroffen, welche am 23. Februar 1833 vom hiesigen Hochzuverehrenden Magistrat approbirt und als Regel festzusetzen bewilligt seyn." Die getroffenen Bestimmungen sind in 13 Paragraphen zusammengefaßt, welche sich auf die dortige Fischerei im allgemeinen und auf die mit Waden betriebene Heringsfischerei, Wadenfischerei, im besonderen beziehen, waren also für den Zusammenschluß aller Fischer berechnet, welche in § 1 als „Wadenfischer" und als „die übrigen nahrungtreibenden Fischer" unterschieden werden. Die letzteren führten später die Bezeichnung „Kleinfischer." Je zwei Mitglieder dieser beiden Gruppen wurden zu Vorstehern oder Wortführern erwählt; dieselben sollten „nach Recht und Ordnung sehen und alle Streitigkeiten auf das thunlichste in der Güte schlichten." Die Vorsteher hatten ferner die Versammlungen zu berufen, in welchen die allein bindenden Beschlüsse gefaßt wurden. Das Ausbleiben der Mitglieder bei den angesetzten Versammlungen wurde mit kleinen Geldstrafen belegt. Der Schlußparagraph lautete: „Ein jeder der sämtlichen Fischer ohne Ausnahme hat sich nach vorstehenden Regeln zu richten und hat sich in streitigen Fällen an die Vorsteher zu wenden und deren Ausspruch über die Sache, wodurch der Streit entstanden, zu gewärtigen; sollte aber jemand mit deren Ausspruch oder Entscheidung nicht zufrieden sein, der hat sich binnen acht Tagen an die hiesige hochzuverehrende Gerichtsbarkeit zu wenden, und ist verpflichtet, mit deren Urteil zufrieden zu sein." Auf diese Regeln hin verpflichteten sich durch Namensunterschrift alle 37 Fischer und gründeten dadurch den „Fischer-Verein," später „Fischerei-Verein" genannt, welcher bis zum Jahre 1887 bestanden hat, bis dahin die Interessen der gesamten Fischerei zu vertreten und den Betrieb derselben, besonders den der Wadenfischerei, zu regeln hatte.

Als jeder der beiden Zweige der Fischerei an sich bedeutungsvoller geworden war, schien der „Fischerei-Verein" nicht mehr geeignet zu sein, die Interessen der Gesamtheit zu vertreten, und wurde daher in den „Verein der Wadenfischer" umgewandelt. Dieser Verein, dessen Satzungen am 1. Juni 1887 in Kraft traten, bezweckt, „die ordnungsmäßige Ausübung der Wadenfischerei zu sichern, sowie die allgemeinen Interessen derselben zu fördern." Jeder Besitzer oder Teilhaber einer Heringswade in Eckernförde oder in dem benachbarten Borby kann Mitglied werden. Der Vorstand besteht aus 3 Mitgliedern und 6 Beisitzern. An der Spitze des

[1]) Schlesw.-Holst.-Lauenb. Provinzial-Berichte. 1818.

Vereins steht ein Amtspatron, bisher der jedesmalige Bürgermeister der Stadt. Die Mitgliederzahl betrug bei der Gründung 98. Neben diesem Vereine wurde am 14. Mai 1887 auch ein „Verein der Kleinfischer" gegründet. Viele Fischer gehören beiden Vereinen an, so daß der letztere die größere Mitgliederzahl aufzuweisen hat. Dieselbe betrug zu Anfang 150, 1896 dagegen 226. Da die Fischerei ein freies Gewerbe ist, so steht es jedem Einwohner der Stadt und jedem Bewohner des Strandes frei, dasselbe zu betreiben, so daß also die Mitgliedschaft eines der genannten Vereine nicht die Vorbedingung dafür ist. Jedoch dürften die den Vereinen verliehenen Rechte nicht von anderen Fischern verletzt werden, und auch würden diese nicht die aus Vereinsmitteln hergestellten günstigen Einrichtungen auf den Fangplätzen wie am Ufer bei ihrem Betriebe benutzen dürfen; daher gehören die in Eckernförde wohnhaften älteren Fischer fast sämtlich den Vereinen an.

Die im alten Protokoll des „Fischer-Vereins" von Zeit zu Zeit zur Anerkennung der Vereinbarungen vorgenommenen Eintragungen der Namen geben einen Aufschluß über die jedesmalige Mitgliederzahl: dieselbe betrug darnach 1836: **37**, 1856: **54**, 1860: **69**, 1880: **171**, 1887: **187**. Eine statistische Übersicht, welche vom Königl. Oberfischmeister Hinkelmann in Kiel in der schleswig-holsteinischen Fischereiausstellung 1896 eingeliefert war, wies für Eckernförde 350 Fischer nach.

Schon diese Zahlen illustrieren den Aufschwung, welchen die Eckernförder Fischerei überhaupt und besonders in den letzten 30 Jahren genommen hat. An diesem Emporblühen haben sowohl die stetig vervollkommnete Netzfabrikation, als auch die immermehr gesteigerte Nachfrage nach den Fischereierzeugnissen, die erweiterte Kenntnis von der besseren Verwertung der Meeresspenden und vor allem die Vervollkommnung der Verkehrsverhältnisse mitgewirkt, durch welche ein vielseitiger und schneller Absatz der Erträge ermöglicht worden ist. So war es für die Eckernförder Fischerei bedeutungsvoll, daß im Jahre 1880 auch Eckernförde selbst durch Erbauung der Eisenbahn Kiel-Eckernförde-Flensburg ins große Schienennetz hineingezogen wurde.

Unter der von den Eckernförder Fischern heimgebrachten Beute sind über 50 Arten Fische zu unterscheiden. Einzelne treten in ungeheuren Mengen auf, manche finden sich dagegen in geringerer Zahl, und noch andere sind nur vereinzelt vertreten und unter besonderen Umständen ins Eckernförder Fanggebiet verschlagen worden. Als Nutzfische, welchen der Fischer dort besonders nachstellt, und welche auch in mehr oder minder bedeutenden Scharen gefangen werden, sind Hering, Sprotte oder Breitling, Goldbutt, Flunder, Platen, gemeiner Dorsch, Zwergdorsch, Wittling und Flußaal zu nennen. In geringeren Mengen finden sich je nach der Zeit im Fange: Lachs, Meerforelle oder Blauwittling, Makrele, Maifisch oder Staffhering, Hornhecht, Steinbutt, Margaretenbutt, Aalquabbe, Knurrhahn und Seehase. Selten und meistens nur in einzelnen Exemplaren werden folgende Fische erbeutet: Schellfisch, Kohlmaul, kleinköpfige Scholle, Hundszunge, gemeine Seezunge, echter Anchovis, Stöcker, Barsch, Meerbarsch, Leng, Stör und Neunauge. Seltenste Ergebnisse des Fanges sind Meeraal, Thunfisch und Petermännchen gewesen. Im Jahre 1832 lief sich in der Eckernförder Bucht ein 74 Pfund schwerer Meeraal,[1]) welcher 6 Fuß 7 Zoll lang war, im flachen Wasser fest und wurde dort ergriffen. Im Jahre darauf wurde ein 96 Pfund schwerer Fisch dieser Art erbeutet. Ein Thunfisch[1]) soll im Jahre 1605 in der Eckernförder Bucht gefangen und nach dem Gottorper Schlosse geschickt worden sein; derselbe hatte eine Länge von $8^1/_2$ Fuß. Einen anderen Thunfisch sollen die Fischer im Jahre 1835 ans Land gebracht haben. Ein Fisch, welcher früher in der Frühlingszeit in großen Mengen sich bei Eckernförde einfand, um ins Noor hineinzuziehen, ist jetzt, nachdem dieses Gewässer vom Hafen

[1]) Möbius und Heinke, Die Fische der Ostsee. Kiel 1883.

fast gänzlich getrennt ist, dort eine Seltenheit geworden; es ist der Sandaal oder Tobiasfisch.

Noch manch anderer Fisch wird seinem Elemente mit den Netzen entzogen, aber fast immer vom Fischer als wertlose Beute tot oder lebend dem Wasser wieder zurückgegeben. Da sind zu nennen: Seeskorpion oder Ulker, 9stachliger und 3stachliger Stichling, Kaulbarsch, Steinpicker, Meergrundel, Aalmutter, Seestichling, Seekarausche, Seenadel und Schlangennadel. Als Seltenheiten sind bei dieser Gruppe Seeteufel, Seewolf, Dornhai, Nagelroche und Glattroche aufzuführen.

In größeren Mengen fanden sich früher im Gebiet der Eckernförder Fischerei die Ostseekrabben oder Ostseegarneelen. Für die Krabbenfischerei waren eigens Fangplätze sowohl im Hafen, wie besonders im Noor bestimmt, und das Befischen derselben war unter den Beteiligten nach einer bestimmten Reihenfolge geordnet. Zum Fangen bediente man sich einer sogenannten „Glippe" oder auch eines großen Keschers oder Streichhamens, der vom Boote aus oder von dem im Wasser watenden Fischer am Grunde entlang geschoben wurde. Letztere Fangweise kann man zur Sommerzeit noch jetzt am Borbyer Strande beobachten; doch nur hin und wieder unterzieht sich ein Fischer dieser Beschäftigung, da seit der Absperrung des Noors die Erträge immer mehr zurückgegangen und seit Jahren äußerst unbedeutend geworden sind. An anderen Krebsarten werden Taschenkrebse und Seespinnen auf den Netzen gefangen, aber meistens als wertlos wieder ins Wasser zurückgeworfen.

In dichten Haufen sammeln sich am Meeresgrunde, an den Pfählen, am Bollwerk wie am Boden der Fahrzeuge die eßbaren Miesmuscheln an; doch nur selten sieht man einen Fischer bemüht, auch unter diesen Meeresspenden Ernte zu halten und durch Verkauf der großen vollen Muscheln sich einen kleinen Verdienst zu verschaffen. Freilich machte der Eckernförder Fischereiverein im Jahre 1882 den Versuch, in ähnlicher Weise, wie es in Ellerbek und Apenrade geschieht, Miesmuschelzucht zu betreiben. 300 Muschelpfähle wurden in einer geschützten Bucht am Borbyer Strande eingesetzt und 3 Jahre lang nicht gezogen. Aber nach Verlauf dieser Zeit erwiesen sich die Resultate nicht als befriedigend, und daher wurde von dem Verfolg des Unternehmens und von erneuten Versuchen an anderen Stellen am Ufer abgesehen.

Im Herbste und Frühjahr werden oft in größerer Zahl allerlei Seevögel, als Enten, Taucher, Alken, auf den ausgestellten Netzen gefangen. Es ist vorgekommen, daß 100 bis 200 Vögel gleichzeitig auf einer Netzschicht erbeutet worden sind.

Von Zeit zu Zeit kommen die Seehunde in die Außenföhrde hinein, doch die Nachricht von ihrem Eintreffen ist für den Fischer schlimme Kunde. Er ist ein erbitterter Feind dieser Tiere, da sie ihm den Lohn seiner Arbeit schmälern, seine Geräte zerbeißen und zerreißen. Sie plündern die ausgestellten Reusen und fressen an den Stellnetzen die gefangenen Butt und Dorsch ab, so daß höchstens noch Köpfe und Gräten in den Maschen hängen. Der Fischer steht dieser Plage ziemlich machtlos gegenüber, nur selten fällt ihm ein solches Tier zur Beute. Öfter schon gelingt es, ein anderes der großen Meersäugetiere heimzubringen, den Delphin oder Tümmler, der einzeln, zuweilen auch in kleineren oder größeren Scharen in der Föhrde sich tummelt. Dabei gerät er manchmal in die zwar feingarnigen, aber äußerst haltbaren Buttnetze und verstrickt sich derart in den Maschen, daß er bei aller Kraft nicht schnell genug sich befreien kann und unter dem Wasser ersticken muß. Aus dem dicken Speck dieses Tieres wird von den Fischern Thran gewonnen; manches kleinere Exemplar solcher Beute wird auch von den Händlern gekauft und nach irgend einer Stadt des Binnenlandes versandt, um dort einmal als Schaustück einer Fischhandlung zu prangen. In alter Zeit soll sich auch vereinzelt der Walfisch in die Eckernförder Bucht verirrt haben und dort erlegt worden sein.

Auf derartige Ereignisse ist auch wohl der Umstand zurückzuführen, daß auf dem Plan von Eckernförde in der Dankwerthschen Chronik die Föhrde mit dem Bilde dieses Tieres geschmückt ist. Alte Aufzeichnungen[1]) berichten, daß im Jahre 1520 bei Eckernförde ein großer Fisch gefangen wurde, dessen Zunge 300 Pfund wog und aus dessen Leber drittehalb Tonnen Thran gesotten wurden. 1580 wurde im Eckernförder Hafen ein Fisch gefangen, „der schwarz von Haut war, Augen wie ein Ochse hatte, sechsundzwanzig Fuß lang, sechs Ellen im Umfange groß und zwei Ellen dick war. Der Schwanz insbesondere hatte eine Länge von 8 Fuß. Der ganze Fisch wog etwas über 300 Pfund, Herz und Leber besonders achtzig.“ [2]) Noch am 1. April 1765 wurde, wie Hansen in seinem „Versuch einer Chronik von Eckernförde“ berichtet, ein junger Finnfisch von 36 Fuß Länge an der Schiffbrücke nach sechsstündiger Jagd von den Fischern erbeutet.

Im letzten Jahrhundert haben die Fischer nicht mehr Gelegenheit gehabt, derartige Jagden auf den Fangplätzen der heimatlichen Föhrde zu unternehmen, aber man beteiligte sich auch in Eckernförde an den Unternehmungen, welche den Namen „Grönlandsfahrten“ trugen und den Robben- und Walfischfang an der grönländischen Küste und in den nordischen Meeren zum Zweck hatten. Im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts besaß auch Eckernförde selbst zwei solcher „Grönlandsfahrer,“ eine Bark und eine Brigg, die alljährlich, sobald die Eisverhältnisse es gestatteten, unter dem Kommando von erfahrenen Seeleuten der Insel Föhr den Heimatshafen verließen und im August wiederkehrten. Dann begann die Verwertung des erzielten Fanges. Noch heute erinnert ein altes Gebäude am Ende der Schiffbrücke, die „Thranbrennerei,“ an diese alten Expeditionen, die eingestellt wurden, als die Erträge nicht mehr genügend lohnten und die Schiffe alt und untauglich geworden waren.

Die Hauptzweige der heutigen Fischerei sind der Aal-, der Dorsch-, der Butt- und der Herings- und Sprottenfang. Der Aalfischerei wenden sich nur wenige Fischer zu, und bedeutende Erträge werden nicht erzielt. Besonders im Sommer geht man auf den Aalfang aus, der verschiedenartig betrieben wird. Man bedient sich dabei der aus Weidengerten geflochtenen Aalkörbe oder kleiner Zugnetze, auch großer Angelschnüre und der Aaleisen. Die letzteren führen die Bezeichnung „Scheren“; sie werden auch im Winter benutzt. Man stößt mit denselben aufs geratewohl vom Boote oder im Winter vom Eise aus in den mit Meerespflanzen bewachsenen Grund und erkennt den erfolgten Fang an den am langen Holzschaft fühlbaren Bewegungen, welche der zwischen den sägeblattartigen Zinken eingeklemmte Fisch zu seiner Befreiung ausführt. An stillen Sommerabenden handhabt man dieses Gerät in anderer Weise. In langsamer Fahrt wird das Boot über die ruhige Wasserfläche getrieben. Außen am Bug ist eine Laterne mit großem Scheinwerfer so angebracht, daß alle Gegenstände am Grunde klar zu erkennen sind, und der vorn stehende Fischer kann die Schere zu sicherem Stoße führen. Es hat einen eigenen Reiz, wenn mehrere solcher am Bug hellglänzenden Fahrzeuge an dunklen August- und Septemberabenden fast lautlos am Ufer entlang fahren.

Die Dorschfischerei wird mit Angeln und mit Reusen betrieben. Die Zahl der sich allein diesem Zweige der Fischerei zuwendenden Leute ist ebenfalls keine große. Ein großer Teil der jährlichen Erträge wird mit den Netzen erzielt, welche insbesondere dem Butt- oder dem Heringsfang dienen sollen. Durchschnittlich dürfte der jährliche Ertrag eine Höhe von 50000 bis 80000 kg erreichen. Zuweilen treten die Dorsche in großen Scharen auf, während in anderen Jahren die Zahl sehr gering ist. Die heimgebrachte Ware wird sogleich ausge-

[1]) Kuß, Jahrb. denkwürd. Naturereignisse in den Herzogth. Schlesw. u. Holst., 1825.
[2]) Bei den Gewichtsangaben dürfte ein Irrtum vorliegen.

wogen und verkauft und meistens frisch versandt. Kleinere Dorsch werden nach Stückzahl verkauft und erst, nachdem sie geräuchert sind, in den weiteren Handel gebracht.

Die beiden genannten Zweige werden weit von der Buttfischerei überragt. Dieselbe währt Sommer und Winter hindurch, wenn auch der Sommer als Hauptfangperiode zu bezeichnen ist. Von Eckernförde aus ist diese Fischerei so bedeutend, daß wohl die Erträge für diese eine Station höher zu veranschlagen sind, als für alle anderen schleswig-holsteinischen Fischereiorte zusammengenommen.[1]) 200 bis 250 Fischer sind alljährlich bei diesem Betriebe beschäftigt, und 70 bis 80 Fahrzeuge finden dabei Verwendung. Die benutzten Netze würden zu einer Länge vereinigt gegen 450 km messen oder in gerader Linie ausgesetzt von Eckernförde etwa bis Stolpmünde reichen, also eine Strecke einnehmen, welche etwa der Entfernung von Eckernförde nach Dresden gleichkommt. Seit Jahren wird im Sommer Tag für Tag die Hälfte dieser Netze kreuz und quer in dem zu Anfang bezeichneten Gebiet ausgestellt, kein Wunder, wenn die Erträge an Güte der Ware, wie auch für das einzelne Boot an Höhe zurückgegangen sind, sei es, daß der Grund in der starken Abfischung oder in der großen Beunruhigung der überall aufgescheuchten Fische zu suchen ist. Freilich ist diesen Annahmen wieder gegenüberzuhalten, daß auch bei dem früheren kleinen Betriebe die Erträge bedeutenden Schwankungen unterworfen waren und zeitweilig sehr gering ausfielen. So ist die Binnenföhrde zu Anfang dieses Jahrhunderts sehr arm an Goldbutt gewesen. In dem dritten Jahrzehnt wurden verhältnismäßig bedeutende Mengen Goldbutt, Flunder und Platen gefangen, so daß bei der damaligen schlechten Verkehrsverbindung dieselben garnicht recht verwertet werden konnten. „Derzeit wurden Wagen voll Fische nach Hamburg versandt, und das Stieg (20 Stück) wurde für nur 1½ Schilling verkauft. Die Fischfrauen erhielten eine Mulde voll, die mehr als 150 Stück faßte, für 1 Sechsling. Ebenfalls wurden in den sechziger und siebziger Jahren reiche Fänge erzielt. Man konnte 40 bis 60 Stieg pro Tag und Boot rechnen. Die Ware war groß und schmackhaft und wurde bei hohem Preise leicht verwertet."[2]) Seit jenen guten Jahren erlangte der Betrieb eine ganz bedeutende Erweiterung, aber leider gingen die Erträge zurück. Immerhin werden jährlich 1¼ bis 1½ Mill. Goldbutt von den Eckernförder Fischern gefangen und je nach der Zeit und Nachfrage das Stieg zu 0,70 *M* bis 3 *M* verwertet. Das bei der Buttfischerei angelegte Betriebskapital beträgt gegenwärtig gegen 80000 bis 90000 *M*.

Die zum Buttfange verwendeten Netze sind zum größten Teile Stellnetze. Dieselben sind aus sehr feinem, aber starkem baumwollenem Garn hergestellt, haben eine Tiefe von 8 bis 9 Maschen, und jede Masche mißt von Knoten zu Knoten 8 bezw. 7 cm. Die Maschen der Ober- und Unterkante sind aus etwas stärkerem Garn gearbeitet und an einem am Rande verlaufenden Tau (Simm, plattdeutsch Dell) befestigt. Am Obersimm sind Flotthölzer aus Pappelborke, welche früher jeder Fischer sich selbst zurecht schnitt, heute aber meistens die Fabrik liefert, in Abständen von ¾ bis 1 m angebracht; dagegen hängen am Untersimm und zwar unter jedem vierten Flottholz Steinbänder, d. h. Schlingen, welche zur Aufnahme kleiner, am Strande gesammelter Steine bestimmt sind. Die Steine halten das Netz am Grunde, während das Flottholz aufwärts zieht, so daß sich eine Netzwand bildet. Die Länge eines einzelnen Netzes, welches vom Fischer „Garn" genannt wird, beträgt gegen 150 m; jedoch müssen die Maschen sehr lose stehen und nach allen Richtungen nachgeben können, damit ein Fisch sich um so leichter darin „verschnirrt," und daher wird die Länge, wenn das Netz an den Simmen befestigt wird, auf etwa

[1]) v. d. Borne, Handbuch der Fischzucht und Fischerei.
[2]) Hinkelmann, „Mitteilungen der Sektion für Küsten- u. Hochseefischerei." 1890.

ein Drittel, also auf 50 m, zurückgeführt. Diese Einrichtung der Netze ist von der größten Bedeutung, und stetig darauf gerichtete Sorgfalt findet in gesteigertem Ertrag ihren Lohn. Je drei solcher Netze bilden eine „Mulde Garn,“ und eine ganze Anzahl solcher „Mulden,“ etwa 25, also 75 Stücke, werden an einander befestigt, in einer Schnur ausgesetzt und heißen dann eine Schicht. Zum Betriebe gehören zwei Schichten, von welchen die eine im Wasser steht, während die andere getrocknet und wieder zum Fange geordnet wird. Je zwei Mulden Garn werden in größter Ordnung in einen Holztrog, welcher ebenfalls Mulde (Garnmulde) genannt wird, gepackt und so an Bord des Fahrzeugs aufgestapelt.

Zwei Arten Boote finden bei der Buttfischerei Verwendung, nämlich Jollen und Quasen, welche sich besonders dadurch unterscheiden, daß die letzteren im ganzen Mittelraum zu einem verdeckten Fischbehälter eingerichtet sind, dessen durchlöcherter Boden das Durchströmen des Seewassers gestattet, so daß der hineingesetzte Fang



Eckernförder Fischerboote: a Heimkehrende Heringswade, b Fischerquase.
(Nach einer Original-Aufnahme des Photographen G. Haltermann in Eckernförde.)

in demselben lebend erhalten werden kann. Die Quasen sind in Eckernförde vor reichlich 30 Jahren in Gebrauch gekommen und haben die für weite Ausfahrt nicht geeigneten Jollen jetzt fast gänzlich verdrängt. Sie gehören zu den größten im Ostseegebiet benutzten Fischerbooten. Ihre Länge beträgt am Kiel $6^1/_2$ bis $7^1/_2$ m, über Steven 9 bis 10 m, ihre Breite $2^1/_2$ bis 3 m. Sie sind aus Eichenholz hergestellt und klink gebaut, d. h. jede der neun oder zehn verwendeten Planken überragt mit ihrer Unterkante die anliegende. Der Rand der Quasen kann durch einen losen Setzbord erhöht werden. Ganz beträchtlich ist die diesen Fahrzeugen aufgesetzte Segelfläche, werden doch gegen 100 bis 120 m Segeltuch von 0,72 m Breite dafür verwandt. Lange Zeit verteilte sich dieselbe auf drei Sprietsegel und einen Klüver. Als aber die losen Masten Längen von 6 bis 7 m erhalten hatten und die dazu gehörigen Sprietstangen gegen 10 m maßen, die Hantierung mit den-

selben also äußerst erschwert war, kam man dazu, den Quasen nach Art der Kutter feststehende Masten zu geben und dieselben mit einem großen Gaffelsegel, meistens ohne Baum, und einem Focksegel nebst Klüver zu versehen. Bei leichtem Winde wird noch ein breites Toppsegel gesetzt. Es sind alles offene Boote, die höchstens vorn mit einem Halbdeck versehen sind. Die Quasen zeichnen sich durch eine vorzügliche Manövrierfähigkeit aus; sie bieten Wind und Wogen Trotz und gestatten dem Fischer die Ausübung seines Berufes auch außerhalb der heimatlichen Föhrde. Wie der Reiter sein Roß, liebt der Fischer sein Fahrzeug; er ist aufs innigste mit demselben vertraut, kennt seine Vorzüge, weiß, was es selbst im Sturme zu leisten vermag, und fühlt sich auf demselben auch bei wildem Wogengang in sicherm Horte. Die Zahl der Quasen betrug 1890 in Eckernförde 55, 1896 dagegen belief sie sich auf 76. Ein solches Fahrzeug in voller Ausrüstung kostet 900 bis 1200 ℳ. Oftmals hat eine Quase mehrere Eigentümer, die sich zu einer Genossenschaft vereinigt haben und den Erlös aus dem Fange unter sich verteilen. Die Bemannung bilden drei oder vier Fischer. Wenn eben nicht alle Bootsleute Teilhaber des Fahrzeugs sind, so wird den Besitzern eine Miete gezahlt, etwa 10 Pf. für jede Mulde Garn, also 2—2,50 ℳ für jede Fahrt; die aus dem Fange erzielten Einnahmen aber werden nach der Zahl der Mulden verteilt, welche der Einzelne in die „Schicht" eingestellt hat.

Gewöhnlich fährt man gegen Abend oder in der Nacht auf den Fang aus, damit in der Morgenfrühe der ausgewählte Platz erreicht wird. Dort bleibt das Boot unter Segel, und die Netzschicht wird, nachdem an den Anfang eine Boje gelegt ist, über Bord gesetzt und Stück um Stück versenkt, bis auch das letzte Ende ausgeworfen ist. Wieder wird eine Boje befestigt, ihre Lage nach Merkmalen am Ufer zum späteren Wiederauffinden bestimmt, und schnell geht die Fahrt nach dem Orte weiter, an welchem bei dem letzten Mal die Netzschicht ausgesetzt worden ist. Dort wird nach den Landmarken die Endboje aufgesucht, alsbald erreicht, und nun beginnt man mit dem Einziehen der Netze. Zwei Mann rudern, einer holt das Netz ein und der vierte befreit die Fische aus den Maschen und setzt sie in den Fischbehälter des Bootes. Die gleich von den Steinen gelösten Netze werden in die Garnmulden gelegt, welche ihren Platz alsdann zu beiden Seiten im Fahrzeug erhalten. Nun gilt es, den Fang an den Markt zu bringen, den eben im Sommer nicht alle im Heimatstädtchen nachsuchen. Mancher Fischer fährt mit seinen Erträgen nach Kiel oder Flensburg, im letzten Jahre auch durch den Kaiser Wilhelm-Kanal, der schon dafür genügenden Salzgehalt hat, nach Rendsburg, um an jenen Orten größeren Gewinn zu erzielen. Liegt das Boot erst im Hafen, so wird der Fang schnell ausgezählt und nach Stieg verkauft. Die Butt werden an die Räuchereien geliefert, welche allerdings nur schöne, große Ware verwerten können, andererseits an die Fischhändler und Fischfrauen abgegeben, welche dieselben in der Stadt austragen oder auf ihren Wagen oder Hundekarren nach den Dörfern bringen.

Keineswegs hat der Fischer nun nach dem Aufräumen seines Fahrzeuges Ruhe und Feierstunde. Jetzt beginnt erst recht die Arbeit, gilt es doch, die aufgezogene Netzschicht zu reinigen, zu trocknen und für die neue Ausfahrt herzurichten. In langen Reihen haben die Fischer überall am Strande möglichst nahe bei ihren Wohnungen dünne Pfähle aufgepflanzt, welche Stöken genannt werden und oben ausgekerbt oder mit Pflöcken versehen sind, daß die Netze daran aufgehängt werden können. Rückwärts schreitet der Fischer an einer solchen Reihe auf und nieder, zieht die Garnmulde mit dem Gerät an einer Schnur, mit welcher er sich umgürtet hat, mit sich fort, entwirrt das Netz, welches nach stürmischer Zeit durch Strömung und Wogen oft derartig zusammengedreht ist, daß es einem dicken Tau ähnlich sieht hakt mit der einen Hand eine der oberen Maschen über den Pflock, während er

mit der anderen zugleich die noch in den Maschen hängenden Meerespflanzen, als Blasentang, Meersalat, Seegras, weiter auch Seesterne, Muscheln und Tierreste zu entfernen sucht. Bei der Reinigung helfen Frauen und Kinder mit, pflücken mit den Händen den „Schmutz" aus den Maschen oder schlagen mit einem zusammengebogenen Rohrstock an dem straff gezogenen Netz entlang. Die Netze hängen nun bis zum andern Tage zum Trocknen und werden während dieser Zeit zugleich an größeren schadhaften Stellen ausgebessert. Später werden dieselben dann wieder abgenommen, und es ist ganz interessant, zu beobachten, zu welch' großer Gewandtheit auch hier die Übung führt. Gleiche Geschicklichkeit kann man sehen, wenn die Netze wieder mit den Steinen versehen, „eingesteint" werden und dabei zugleich aufs beste geordnet in der Garnmulde ihren Platz erhalten, Stein neben Stein, damit das Aussetzen ohne Störung vor sich gehen kann. Mancher Zuschauer hat den Fischer schon ob solcher Geduldsarbeit, welcher dieser sich nach jeder Ausfahrt von neuem unterziehen muß, bewundert. Aber hier heißt es: Jung gewohnt, alt gethan. Die meisten Fischer sind von Jugend auf mit dieser Arbeit vertraut. Bei den beschäftigten Eltern tummelt sich der Junge zwischen den „Stöken" im Sand, Garnsteine und Flottholz waren oft sein erstes Spielzeug und die vom Vater gezogene Garnmulde mit den Netzen ein willkommenes Gefährt. Der größere Knabe mußte mit in die Reihe treten, um die Netze zu reinigen, bis er endlich als geschickt genug angesehen wurde, auch das Einsteinen zu besorgen und dem Vater bei aller Beschäftigung zur Hand zu gehen.

Von alters her scheint die Buttfischerei in Eckernförde mit Stellnetzen betrieben zu sein. Vor 10 Jahren erst wurde von den dortigen Fischern auch ein Zugnetz, die Buttwade, die seit alter Zeit an der Ostküste Jütlands gebraucht worden ist, in Benutzung genommen, aber fast allgemein ist man wieder zur alten Weise zurückgekehrt. [1])



Johanni-Storm.

En Vertelln von J. H. Fehrs.

II.

So gung de Sommer hin. Mit Margot war ik wol ümmer mehr vertrut, keem awer sünst nich recht von de Stell. Wull ik mal en eernst Wort spreken œwer de Tokunft, wehr se mit Lachen un Ficheln af un meen, de Dag weer so schön, wi wulln em nich vertörn mit Fragen, wat uns de annern bringn warn; oder se sä ok, wenn ik mi darmit nich begöschen leet, ik schull er Tid laten, se weer noch so jung. Ebenso sprok de Moder, as ik mal davon andüden de. Ik geev denn lütt bi un sweeg davon still, weer ok so ganz glücklich, wenn ik abends bi er weer; awer de Dag war mi lang, de Arbeit harr keen rechten Smack un dar stell sik wat bi mi in, wat ik bet her nich kenn: en bang Geföhl, dat ik in min Dœs nich to nöm'n un to düden wüß.

Min goden, gedülligen Vader mak ik vel Koppweh; he seeg min Tostand ganz klar, wüß awer lang nich, wat he opstelln schull. Gewalt bruken? Dat weer Öl in't Für — ik harr Tüch un Tœgel toreten, dat wüß he. Toletz keem he mit sik sülben to Heck, un nu greep he to.

Ik sai Roggn ut'e Hand baben op'n Honnigkamp un harr grad den tweten Gang lank dat eerste Stück makt, do keem Vader mit sin Meerschumpip — desülwige Kopp, den Du dar smöken deist — bi mi an.

[1]) Der Schlußartikel, welcher die Heringsfischerei behandelt, folgt voraussichtlich in der April-Nummer.

En Ogenblick stunn he un schul op'n Grund, denn sä he: „Du saist to dick, Jehann! En Saier mutt de Gedanken in'n Sack hebbn, sünst is de Hand, de dar man ümmer rinlangt, nich ünner Opsicht. Awer nu hol en Ogenblick op; wi wüllt uns en betjn an den Wall setten, hev wat op'n Harten."

Ik lä min Last dal un gung mit em na den Wall, wo wi uns en paßliche Stell opsöchen.

„Sühmal!" sä de Ol, as he dalhuk, „hier wokert de Thimian prächtig. Dat is en nüdlich Krut un givt en god Lager, ik denk, darüm ward dat ok sach Mariabettstroh nömt. Ik mag dat geern liden, dat rükt so leevlich un hett en fines Blatt un smucke Blom'n. Awer op't Feld un in Gaarn much ik dat nich hebbn, dar is't Unkrut, dat Gras un Korn nich opkam lett. Is dat nich ok Din Meenung?"

Ik hör em gan un sweeg still.

„Min Sœhn," sett he wedder an, „nu versta mi recht: kannst Du de Deern in de Wewerkath nich loslaten, so heirat er, ik will Di to nix dwing'n, Du scha'st Din Willn hebbn, wenn't mi ok towеddern is. Ne ne!" stür he, as ik wat seggn wull, „hör eerst nip to un mark Di, wat ik segg. Du hest jo Tid nog hatt, Di œwer de Sak to besinn — nu mak en Enn! Ga vunabend rœwer un frag Moder un Dochter, wat se darto meent, awer segg de Wahrheit, Jehann! Ward se Din Fru, so warrst Du keen Bur, de Stell krigt Din Broder. Wat ik Di an baar Geld geben kann, scha'st Du hebbn — rek Di dat sülben ut, Du kennst jo min Ümstänn. Un denn frag Di, wat nu noch mit fief und twintig Jahr ut Di to maken is, un bedenk darbi: de in de Welt rin kutscheern will, mutt den Verstand op'n Bock setten un em Leit un Pitsch in de Hand geben. — Nu kennst Du min Meenung," sett he mit en heel eernst Gesicht hinto; „nu frag noch unsen Herrgott un legg in Din Gedanken de Sak ok mal Din gode Moder vör, de Di op'n Harten dragen hett." Damit stunn he op un schrœkel wedder na Hus.

As harr ik en harden Slag op'n Kopp kregen, so weer mi tomot. Ik wöhl wol en Stunnstid an den Wall rüm un sunn un gruwel, denn nehm ik min Sack un sai wedder los, un bi de sure Arbeit keem mi wenigstens de Insicht, dat Vader recht harr: in de Weertschaft paß Margot nich rin; so nich! se un Burfru — dat kunn nich gan! Awer wat denn? ik kunn er nich loslaten, dat schien mi ganz unmœglich. Wat schull ik er beeden? Nehm man mi den Plogsteert ut de Hand, weer ik rein garnix, en unnütz Stück Möbel. Un nu noch in de Lehr gan? wat kunn noch ut mi warrn? En paar dusend Mark kunn Vader mi sach mitgeben, — wat schull ik damit anfangn? Awer wenn Margot de Burnweertschaft lehr, wat war de Ol denn seggn? Se weer quick un geschickt mit er Handn — Kleenigkeit, dat kunn un müß gan! Ik wüß wol, Vader weer en ganz egen Mann. He leet sik Tid, wenn he wat œwerleggn de, awer weer he damit klar, denn bröch em ok nix un nüms wedder af von sin Meenung. Un dochen wull ik't versöken, wull em fragen — wenn Margot allens kunn un verstunn, wat to'n Burfru hört, weer denn de Sak nich anners?

As ik kort vör Abend klar weer mit Sain, wies ik den Knecht an, de noch to eggen harr, un gung na Hus. — Vader hör mi geruhig an. „Hm! hev mi dat dacht, Du warst wol damit kam. Hest Du er wat versproken un sünd Ji enig?"

Ik muß ne seggn.

He seeg verwunnert op. „Nich? Dat is heel god, Jehann, denn kœnt wi jo noch komodig ümwenn. Schall ik Di mal seggn, wat ik œwer de Sak denk? Ik glöv, de Deern hett ganz wat anners in'n Sinn, as hier Burfru speln, un de Moder, de ol Hex — na Du kennst de Welt noch ni, will man swiegen! Awer wenn ik Di raden schall, denn lat de Deern lopen!"

„All min Lęvdag nich, Vader!“ reep ik.

Sin kloken Ogen seegen mi mal von ünnen op an, denn sä he: „So ga rœwer un hal mi eerst de Antwort von Moder un Dochter.“

„Awer wat schall ik ęr beeden, Vader?“

„Beeden? Di sülben, is dat ni nog för den eersten Anbęt?[1]) Min'twegen, mal ęr en Burfru vör, awer en echte, hörst Du? in'n Beierwandrock un mit en Paar Handn, de wat kœnt un don mœgt! Utföhrlich, dat nix achter de Oken[2]) liggn blivt, Jehann, — wat dar vergęten ward, stickt Di naher dat Hus in Brand. Un nu ga, dat de Sak ut'e Welt kommt, de nimmt een jo den Slap!“

Dat war so eben schummerig, as ik rœwer gung. Margot lur al op mi bi den breeden Ellhorn,[3]) de achter den Backahm stunn, un weer besunners lustig un œwermödig; se vertell mi, dat se un ęr Moder in de neegsten Dag na Hamborg rop reisen wulln op Besök — o dat war en grot Vergnögen warrn! As se mark, dat ik garnich recht in Draff to setten weer, frog se toletz, wat ik harr un ob mi wat fęhl. Üm kort to vertelln: ik pack allens ut, wat ik op'n Harten harr, sprok von Vader un sin Bedenken un mal ęr würklich — wenn ok nich grad so, as he dat meent harr — en lütt nüdliche Burfru vör. Se harr sik en Druv von den Ellhorn nahm un plück nu een blanke Bęr na de anner af un flitz ęr mit en smidigen Finger na de Poort, as weer't en Schiv, de se drapen wull. Twischenin lach se mal kort op, halv verlegen, schütt den Kopp oder seeg mi mal rasch un scholu an, un as ik ęr denn bi de Hand fat un frog, ob ęr dat recht weer, wenn ik mit ęr Moder spręken de, sä se rasch: „Ik will min Moder dat seggn, œwermorgen weetst Du Bescheed!“ Darmit weer se weg as en Schatten, un ik stunn dar as Lot sin Fru, de allens, woran ęr Hart hung, in Rok un Für opgan seeg.

Ik drisel en Tidlang in't Olndiksholt rüm; wo mi tomot weer, kœnt Ji Ju denken. Se harr nich Nę un nich Ja seegt; wenn ik awer bedach, wo kold un binah glikgültig se min Andrag opnahm harr, müß mi de Antwort klar węn. Un dochen, as't düster warn weer, sleek ik wedder na de Węwerkath. — Allens still, dicht verhung, awer in de Stuv noch Licht. Ik mag wol mit'n Fot an en Steen stött hebbn, denn op'n mal slog de lütt Spitz an, un denn hör ik en häßlich Lachen achterher, dat mi de Bost tosam snör. Weer dat Margot? nę nę, dat kunn nich angan, dat weer unmœglich! De Moder harr't dan — dat Satanswiv! Ik harr ęr de Knaken tobreken mucht! Un dochen, wenn de Deern en falsch Spill mit mi spęlt harr? Un nu full mi dat Wort in, wat domals Elsbe Focken in Dullheit rutslog: „en bunte Slang — spęl man mit ęr, Du scha'st Di verfehrn!“ Domals harr ik darœwer lacht, nu full mi dat Wort as en Fürbrand op 'e Seel un jog mi in de Nacht rin.

Dar hört wol heel vęl to, ehr de Minsch sik sülben ganz kenn' lehrt. Wenn he in en geruhigen Strom so mitswömmt, gat sin Gedanken ęrn scheewen Gang un hakt narms an. Ward he awer mal von Bülgen hoch smęten oder deep ünnerdukt, denn stiegt Gedanken op, de em sindag nich bemött sünd, glupt un sprękt em an, as weern't Gespenster, oder lockt em na en Flach, dat he sünst nie opsöcht harr.

Dat weer en steernklare Nacht, un œwerall in't Feldmark harr ik seggn kunnt, wo ik weer. Awer ik seeg nich op Węg un Stęg un gung dribens wider, man ümmer wider. Wohin? Ik dach ni darœwer na, en dump Geföhl, as weer düt min letzte Gang, as weer bald alle Qual vörbi, trock mi vörwarts.

Op'n mal hör ik min Nam ropen, wid ut'e Feern, awer düdlich un in grote Angst. Weer dat nich min Moder? So harr se mal in grote Angst opschręgen,

[1]) Anbiß. [2]) Winkel zwischen Dach und Boden. [3]) Fliederbaum, Hollunder.

as ik domals von't Schündack full. Ik verschrak mi un stunn as en Bom. Wat sä Vader? Ik harr ęr fragen schullt un harr't nich dan, un nu reep se mi in Angst un Qual! Mi war tomot, as keem ik ut en swaren, grulichen Drom, Ohr un Og warn wak, ik horch un seeg üm mi. Keen Lud! Æwer de Wischen leeg as en grisen Sleier de Dak, dicht vör mi lur en breedes Water, worin de Hęben sik spegel mit all de Steerns — de Afgrund reet de Ogen apen un glup mi an. Denn keem grote Bewegung in den Spegel — weer't en Fisch oder Otter? De Steerns danzen op un dal, hin un her, un dat ruschel in'n Reetschalm an den Rand. Ik hopp trügg un full lang hin in't daunatte Gras un leeg dar wol en lange Tid, ton Deel wol ahn Besinnung.

Wosaken keem ik dar na de deepe Brœk?[1]) harr ik in den Dod wullt? Dat wüß ik: min Hœpen weer weglacht, weer ut un all, de Welt mi toweddern, de Dod ganz willkam — węhrt harr ik mi nich, wenn he mi daltrocken harr in den kolen Grund. Un nu keem en Grun œwer mi, nich vör de Stimm, de mi noch in de Ohren klung, nę vör mi sülben, vör min egen Gedanken. Ik sprung op un gung.

Op den langen Weg na't Dörp rop harr ik ümmer dat Geföhl, as gung min Moder an min Sit un harr mi bi de Hand. Ik weet wol, de junge Welt smitt mi mit min Höhnergloben, as se dat nömt, in de Rumpelkamer — se mutt dat don! Ik weet, wat ik weet: min selig Moder hett mi wedder trüggleit in't Leben.

Vader harr noch Licht un dat Finster wid apen. As he min Schritt hör, gung he na Dęl un lüch mi rin. De Wandklock fung an to rœtern, de lütt Kuckuck sprung rut un reep drollig un fierlich toglik mehrmal sin Nam. De Klock weer dre, un de ol Mann harr de langen Stunn' in Hus un Gaarn rumbistert un keen Og todan. As ik em garto lang wegblieben de, klopp he bi de Węwerkath an't Finster un frog, op se wüssen, wo ik weer. De Hund tier sik as unklok, de Olsch schull un schanndeer, dat se in Slap stört war — Trost hal he sik dar nich, se wüssen von nix, sän se. Nu weer ik endlich dar, endlich! Gott Lov un Dank! sä he wol dremal, un dat hör sik an, as full em en swaren Steen von Harten. Keen bös Wort, keen Frag, wo ik west weer un wat ik utricht harr — he much mi dat wol ansehn. „Du büst möd, min arme Jung," sä he, „ga to Bett, ik will Di todecken. Nę nę nich na Din Kamer, Moder ęr Bett steit jo lang prat — hier is dat stiller as an de Dęl." He heel mi vör krank un wull mi ünner Ogen hebbn.

As de Tid dar, weck Vader de Lüd un œwernehm min Arbeit in Stall un Schün, naher wies he de Knechten an, de to Feld schulln; en Spann Pęr un en Knecht beheel he to Hus, wat se schulln, sä he nich. Op'n halwen Vörmiddag gung he rœwer na de Węwerkath, he wull op jeden Fall de böse Nawerschop los węn. De beiden Frunslüd funn he noch in en wunnerlichen Tostand: halv in Tüch, de Haar plusig un los üm'n Kopp. De Stuv paß darto un weer sach lang nich uhlt un fęgt; op Stohl, Kisten un Kasten leeg hier en Jack oder Strümp, dar en Rock, un an de Wand hung sach de Sünndagsstaat; op'n Disch weer Melk un Kaffi verpalscht, Kętel un Tassen stunn' noch dar — en rechten Pracherkrog.

Margot witsch ut de Dœr, as he rinträ, de Olsch schul em kriegerisch an. Awer Vader wull keen Larm; so toweddern em dat Minsch weer, he dwung sik un sett ęr geruhig ut'nanner, wat he op'n Harten harr.

Se spęl de reine Unschuld. Ęr Dochter weer en frames Kind, sä se, mitto en bętjn œwermödig un utlaten ja, awer Kinner un jung Lüd müchen jo all

[1]) Tiefe Wassergrube, entstanden durch einen Deichbruch.

geern spaßen un spęln, un dat kunn man ęr günn, dat Lęben weer achterna eernst genog. Wenn ik mi darœwer wat in Kopp sett harr, so kunn ęr Dochter dar würklich nix bi don — wat kunn de darför, dat se so smuck un leevlich weer? Ik harr't awer en bętjn arg dręben, weer ęr ümmer nalopen, un se harr sik knapp vör mi bargen kunnt.

„So . . . . o?" frog min Ol son bętjn langtagsch,[1]) „dat is jo sunnerbar! Mi dünkt doch, ik hev de Deern em towinken sehn, un abends lur se hier ünnern Ellhorn op em — woto dat denn?"

Towinken? nę, dar muß he sik versehn hebbn. Se harr ümmer œwer ęr Dochter wakt as en Hęhn œwer ęr Küken, harr ęr nie ut Og laten — von Towinken kunn nich de Ręd węn! „Dat schull min Kind ok infalln!" reep se un wink af. „Wenn Se awer glövt, min gode Mann, dat ik un Margot na en Burhof angelt hebbt, denn will ik Se doch en Brill opsetten. Min Dochter is en heel raren Vagel un flüggt bald wid œwer jeden Burhof weg. Wat billt Se sik in! Hebbt S' ęr Handn mal sehn?" frog se wichtig. „Son lütte fine Handn sünd doch nich darto, Kalwer to börrn un Swin to fodern! Is jo rein narrsch, sowat to denken!"

Dat weer den Oln doch to dull. Wull dat herlopen Minsch sik ok noch op't hoge Pęrd setten un minnachtig op em dal sehn? „Wi sünd uns jo ganz verdeubelt enig!" reep he. „Denn ik segg för min Part: lewer wull ik mi en jungen Hund anlehrn as son Swiegerdochter, de ęr Handn nich natt maken mag! Min Jung wull mi man nich hörn, as ik em sä, Se bruken em blot as Spęltüch, as Hampelmann un as Lęwerant von Küken, Eier, Appeln un junge Arfen — nę nę man still, ik will dar garkeen grot Helpholn[2]) von maken, wenn't man smeckt hett! Nu is dat awer vörbi! Se hebbt mi jo en groten Gefallen dan un den dummen Jung de Ogen apen knöpt, harrn Se dat man eher dan! — Se sünd an't Packen," sä he op'n mal un seeg sik darbi in de plünnerige Stuv üm. „Wenn Se vundag noch afreisen wüllt, so steit en Spannwark för Se prat, awer blot bet Kellnhusen, denn kamt Se wull wider."

„An't Packen? afreisen?" Dat Wiw wull sticken vör Wut un glup em an, as wull se em to Kopp, un he harr sach noch vęl to hörn kręgen, wenn he nich korten Prozeß makt harr.

„Slag Klock veer steit min Wagen hier vör Dœr. Wüllt Se denn nich opstiegen, föhr ik sülben na Kellnhusen un spręk mit den Dokter, den Se vertörnt hebbt mit Ęr Quacksalwern; den Kaspelvagt bring ik mit, he ward wol mal na de Papiern fragen." Damit gung he. Wat se em nareep, klung nich leevlich, awer he leet ęr un weer man ganz tofręden, dat se em den Kaffikętel, de ęr grad to Hand stunn, nich nakęgeln de.

Üm Middag ut kommt de Węwer in grote Opregung anstörrt un klagt, de Dümmerjansch wull utrücken un keen Hür betaln. Se kunn! se harr Geld! Eerst vör'n paar Dag harr he so in't Vörbigan sehn, dat se en Barg Drüttels un Spetschdalers vör sik op'n Disch hatt harr, dat Wiv wull man nich! — Wovęl dat denn weer? frog Vader. „Fief Daler!" reep de Węwer. „Se will mi dat in veertein Dag' schicken, awer dar lur op! De ol Hex tru ik nich œwern Weg!" „Lat ęr man jo in Fręden reisen!" meen de Ol. „Din Geld schall Di warrn, dar will ik för opkam." De Węwer seil vergnögt af, un Klock veer föhr uns Knecht de beiden Frunslüd mit Sack un Pack na Kellnhusen — de Papiern weern sach nich ganz in Ordnung.

Ik mark von den ganzen Opstand nix. De Gang mit den Saatsack in't

---

[1]) gedehnt. [2]) Aufhebens machen.

plögte Land un naher dat Rümbistern in't wide Feld, darto de grẹsige Oprẹgung — allens harr Kopp, Arms un Been so möd un mœr makt, dat ik in Moder ẹr week Lager bald in en deepen Slap keem, de mi sach vör en eernste Krankheit bewahrt hett.

As ik toletz opwak, stunn min lütt Swester Anna, Din Vetter Krischan sin Moder, domals en Deern von söß bet sœben Jahr, vör min Bett un keek mi mit ẹr groten blauen Ogen an. „Du hest awer lang slapen," sä se, „hest ok wat Schönes drömt?"

Nẹ, drömt harr ik nich, awer allens, wat ik in de letzte Tid belẹvt harr, stunn nu wedder vör mi as en swaren Drom.

„Du, de Dümmerjansch is weg, un Margot hett mi seggt, ik schull di gröten! Darbi lach se lustig un nück mi to," plœter se wider; „wat hett se för witte Tẹhn un wat weer se smuck antrocken!"

Bunte Slang! klung mi dat dör den dumpen Kopp.

„Kik!" se heel en rotsiden Band tohöch, „dat hett se mi schenkt, dat schall ik min lütt Musche üm den Hals binn — is't nich smuck?"

Harr Margot dat nich von mi krẹgen? Se harr't lang in't Haar dragen, nu weer't afbleekt, awer för en Katt noch ümmer smuck.

„Du, un Vader hett den Ellhorn achter'n Backahm affsagt un dar en Eschenbom hinplant — den schast Du hebbn, seggt he. Ik much den Ellhorn vẹl leewer liden, awer Vader seggt, son Eschenbom geev en vẹl tager Holt, dar kunn man Flœgels [1]) ut maken."

Min Hœpen weer ganz tobraken — nu spẹl dat Kind mit de Schörren [2]) un harr groten Spaß davon. Dat de mi jo weh, awer Vader harr mi doch keen bẹter Sellschap geben kunnt; de lütt Deern weer as en Sünnstrahl, de in min dumpige Kamer sprung. Dar harr ik god von, un se ok, denn as Vader dat Jahr darop mit Dod afgung, harr dat Kind mehr von mi, as sünst wol en Broder hertogẹben pleggt.

Ik weer nich sund und weer nich krank. Darto war ick nu erst wies, as ik mi vermünnern de, dat ik mi en Fot verstuckt harr. Nu muß ik damit sitten un harr Tid, mi to besinn. Un as Vader marken de, dat ik wedder to Kräften keem, nehm he mi in de Bicht un sett mi in sin fründliche un geruhige Art den Kopp wedder torecht. As he mi allens vertell, wat he mit dat Wiv in de Wẹwerkath belẹvt harr, muß ik mi doch seggn: ik weer de Dummerjan, se gewiß nich, un ẹr Dochter weer würklich en — bunte Slang.

„Hett He Margot mal wedder sehn, Jehann-Ohm?" frog ik.

„Nẹ, awer von ẹr hört, dat se in Hamborg vör Jahren" — de Ol tœger son betjn — „storben is. Lat er raun, dat Gelag is jo lang ut!" He seeg vör sik hin un schütt lisen den Kopp, denn hak he wedder an:

„Üm de Tid, wenn de Linnbom sik blömt, brust hier to Landn en Storm ut de Westsee mit vẹl Rẹgen un hoge Flot. Lerch un Drossel un Nachtigal verschreckt sik un swiegt still, de Kiwitt krischt un klagt in't Moor un de Meewen küselt as Sneeflocken œwer de Wischen. De Storm rast dör Gaarn un Feld un Busch un Bom, un wat he aflangen kann, ritt und brickt he los, spẹlt en Tid lang damit un verstreit dat, un de Rẹgen fegt allens tosam un spölt dat weg. Sünd Storm un Rẹgen un Flot vergan, süht de Welt toplust und slukohrig ut, dat schöne Vörjahr is vörbi, de Sommer is dar mit sin Möh un Arbeit un mit sin gülden Segen. — Son Art Johanni-Storm harr ik nu dörmakt un weer darbi eernst, grundeernst warn. De schöne Tid, wo de Minsch Sorg und Bangen nich kennt un œwerall

[1]) Dreschflegel erfordern ein hartes, schweres Holz. [2]) Scherben.

en verborgen Glück söcht mit drömerige Ogen, weer vörbi, verstaben. Ik seeg nu op min Weg un bedach un de min Arbeit as en Mann, de garnix anners kennt un will. Un do funn ik dat Glück, en Glück, dat Dur un Bestand hett, Moder kann't betügen."

De Ol sweeg en Wil, denn sä he nadenkern: „Mag jo wẹn, dat mennicheen son Johanni-Storm garnich kenn' lehrt; awer den he tofaten krigt, mag sik wahrn! Een œwersteit em un ward denn wol en wẹderharden Mann: de anner krigt en Ruck weg un is sin Tidsleben en Krœpel, en sünnern Klas; un den drütten verlett Mot un Kraft, Storm un Flot rit em mit sik un stöt em in den Grund. —

Un nu lat uns mal na Dẹl gahn un na unsen möden Gast sehn", sä de Ol un stunn op. — —

Den annern Dag hebbt wi den jungen Mann begraben. Keen Kranz, keen Blom, keen Klockenklang, awer en lütt Gefolg un in mennich Dœr un Finster en trurig Gesicht un en barmhartig Og.

Was sich das Volk erzählt.

He bleev 'r œber. Kumt dar mal ins de ol Roßkamm B. bi'n Buern, de mit sin Lüd bi'n Disch sitt to ẹten. De Buer bütt em 'n Stohl an un fragt nu wo 't geiht un wat 't Neis gift. „Och," seggt de Ol, „is nix passeert — blot in uns Dörp is'n Tœt, de hett dree Fahlen krẹgen un kann jo doch man twee sögen." — „Ja," seggt de Buer, „wo is dat denn nu mit den drüttn wordn?" — Hett em ebenso gan as mi," seggt uns ol Roßkamm, „is 'r ok œberblẹven." — „Gotts," seggt de Buer, „heff ik gornich an dacht. Kum mit ran un itt 'n bittn mit.

Holstein in verschiedenen Gegenden. (Mitgeteilt von Eschenburg in Holm.)

De harten Klütjn. In Dingsdörp is't west, dat is dar, wo se ümmer Kantüffelmoos ẹt, un nöften stellt se sik vœr de Dœr un pult twüschen de Tänen, as wenn se Fleesch krẹgen harrn. — Malins hebbt se œber Klütjn kakt. Un wat vör welk! Dat lat Ju kort vertelln. As de Lüd bi Disch sitt un an to ẹten fangt, halt de een sik ok 'n Klütjn. He krigt em up sin Teller, nimmt dat Meß un will em dœrsniden. Æber dat Meß glippt af, und de Klütjn suſt dœrt Finster. Tofällig mutt dar grad 'n Wagen vœrbiföhrn. De Klütjn prallt int Rad, dat dat man so knackt, und gliks is'n Speek meern dœrbraken.

Holstein in verschiedenen Gegenden. (Mitgeteilt von Eschenburg in Holm.)

Mitteilungen.

1. Eine eigenartige Lichterscheinung am Himmel. (Vgl. Heimat 1897, Nr. 12, S. XLVII). Dieselbe Lichterscheinung, die Herr Buchardi-Hamburg am Abend des 16. Oktober erblickt hat, habe ich genau um dieselbe Zeit gesehen. Ich ging mit drei von meinen Kindern nach Grundhof. Als wir uns gerade nördlich von einer kleinen Baumgruppe befanden, wurde es fast taghell um uns. Schnell gingen wir 3 oder 4 Schritte zurück, um den freien Himmel sehen zu können. Da sahen wir denn unter dem Sternbilde des Pegasus einen hellen Streifen, der nach einiger Zeit verschwand. Das Meteor selbst sahen wir kaum; es war schon verschwunden, ehe wir das Freie erreicht hatten. Die Höhe desselben betrug 45°.

O. C. Nerong, Dollerup.

2. Noch etwas über den Taufstein bei Poppholz. Da Poppholz meine Heimat ist, möchte ich zur Berichtigung einiges über den Taufstein mitteilen. Seite XIV der „Heimat" 1896 („Merkwürdige Steine") wird die Vermutung ausgesprochen, daß der Stein eben östlich von der Chaussee bei Helligbek der „Tempel" sei. Dem ist nicht so; es ist der „Taufstein". Ein zweiter Stein ist unter dem Namen „Tempel" ist nicht vorhanden, vielmehr ist der „Tempel" ein erhöhter Platz im Garten des Hufners Petersen in Poppholz (vgl. v. Osten, Schl.-Holst.), auf dessen Felde auch der Taufstein liegt.

Auch der Artikel in Nr. 8 des Jahrganges 1897 bedarf der Berichtigung. Der Taufstein liegt nicht auf der Koppel Arnhoi, sondern auf einer Koppel, die im Norden von Arnhoi begrenzt wird, die aber nach dem Steine „Poppensteen" (Poppostein) genannt wird. Die Abbildung giebt keine Darstellung von dem jetzigen Aussehen. Der Stein wird zur Zeit von den Dornen, die auf dem Platze angepflanzt sind, vollständig überschattet.

Busdorf b. Schleswig. C. Kunau.

Fragen und Anregungen.

Ringreiten. Handelmann berichtet in seinen „Volks- und Kinderspielen der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg," Kiel bei Homann 1862, daß in Schleswig noch bäuerliche Reiterspiele abgehalten würden, nämlich Ring-, Quintan- und Kopfrennen. — Da es für mein Werk (vgl. „Heimat" 1897, Nr. 11, S. XLI.) von der größten Bedeutung ist, zu erfahren, ob und in welcher Weise diese Rennen noch jetzt und event. wo sie stattfinden, so würde ich für eine kurze Nachricht zu großen Danke verpflichtet sein.

Dr. jur. F. C. Devens, Amtsrichter a. D., Kavalleriestr. 17c in Düsseldorf.

Bem. Die Schriftleitung ist bereit, etwaige Mitteilungen zu sammeln und befördern, gleichzeitig aber auch eine Zusammenstellung oder einzelne geeignete Berichte in der „Heimat" abzudrucken.

Kleine Nachrichten.

Erhebungsfeier. Überall im Lande rüstet man sich, das Gedächtnis der Erhebung Schleswig-Holsteins vor 50 Jahren durch eine würdige Feier des 24. März zu erneuern. In Kiel, wo das erste Zeichen zur Erhebung gegeben wurde, soll eine Landesfeier veranstaltet werden.

Herzog Friedrich-Denkmal. Dem Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, dem Vater unserer Kaiserin, dessen Name mit der neueren Geschichte Schleswig-Holsteins untrennbar verknüpft ist, beabsichtigt man in Kiel ein Landesdenkmal zu setzen.

Der Kaiser Wilhelm-Kanal ist im Etatsjahre 1896—97 von 8287 Dampfern und 11 673 Segelschiffen, im ganzen also von 19 960 abgabenpflichtigen Schiffen benutzt worden. Von diesen führten etwa 90 % die deutsche Flagge. 8084 Fahrzeuge haben den Kanal in seiner ganzen Ausdehnung befahren; 3144 Dampfschiffe gehörten regelmäßigen Linien an. Die Frachten bestanden in Kohlen, Eisen, Steinen, Holz, Getreide, Vieh usw. — Außerdem ist der Kanal von 327 Schiffen der Kaiserlichen Marine benutzt worden. — Die Durchfahrt dauerte im Mittel $9^1/_2$ Stunden, im Sommer weniger ($7^1/_2$ Stunden im Juli), im Winter mehr ($11^1/_4$ Stunden im Februar). Für Schleppzüge währte die Durchfahrt fast 24 Stunden. Störend haben gewirkt 81 Tage mit Nebel und 43 Tage mit Eis. — Die Betriebs- und Unterhaltungskosten sind etwa zur Hälfte gedeckt worden.

Buchbesprechungen.

Freudenthal, Fr. „In Lust un Leed, en plattdütsch Gedichtenbook" und „Ünnern Strohdack, een plattdütsch Geschichtenbook." Bremen, C. Schünemann. 8°; 184 u. 179 S. Preis 1,80 u. 2 M. — Seitdem Klaus Groth unsere plattdeutsche Sprache wieder litteraturfähig gemacht und Fritz Reuter sich mit seinen Dichtungen die Herzen der Deutschen im In- und Auslande erobert hat, giebt es eine Reihe von Pseudodichtern, welche unsere Stammessprache mißbraucht zu platten Albernheiten und im übrigen Geschäfte machen will. Dem Ansehen der plattdeutschen Mundarten weniger gefährlich ist eine andere Gattung von Litteraten, welche jene beiden Altmeister schlechtweg kopiert, ohne auch dazu nur die Kraft zu haben.

Die oben genannten neu erschienenen Werke beweisen, daß Freudenthal weder zur einen noch zur andern Gruppe gehört. „In Luft un Leed" nennt er eine Sammlung plattdeutscher Gedichte. Im ersten Teil, dem rein lyrischen, äußert sich seine Liebe zur heimatlichen Heide und zur Stammessprache einfach und schlicht, aber warm und tief. Einige der Lieder vom Scheiden, Verlassen und Verraten zeigen uns in zart-wehmütigen oder stark-erschütternden Tönen den Dichter als Liebeslyriker. — Im zweiten Teil der Sammlung finden wir neben wenigen Balladen einige gut gelungene Humoresken. — Ein Epos füllt den dritten Teil: „De Invalid von Waterloo." In ihm offenbart der Dichter sein eigentliches Talent: er ist Erzähler.

Dies Talent kommt voll zur Entfaltung in dem 2. Buche: „Ünnern Strohdack." Ergreift uns in „de Invalid von Waterloo" die Tragik, so ergötzt uns hier der Humor; es ist aber nicht jener Humor, der durch drastische Schlußpointen wirken will, sondern der behäbige, naive Humor, der die ganze Erzählung trägt. In „behaglicher Breite," wie sie dem Plattdeutschen eignet, erzählt uns Freudenthal Erlebnisse und Begebenheiten aus seiner Heimat. Er erzählt wirklich plattdeutsch; das will heißen, er empfindet wie seine niederdeutschen Landsleute und bringt seine Empfindung in deren Weise zum Ausdruck. — Beide Bücher sind mit dem Bildnis des Verfassers geziert. — Gebunden kosten die beiden Bücher 2,50 M. und 3 M.

Jc., Kiel.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 3. März 1898.

Erhebung

(1848, März)

Sonett

Wir saßen still in unserm stillen Lande
Und hörten nur von ferne, wie die Wogen
Der aufgeregten Völker brausend zogen,
Abschüttelnd alt verhaßte Sklavenbande.

Da, plötzlich, nahte drohend unserm Strande
Vom Norden her, der uns schon oft getrogen,
Der Friedensstörer, wie am Himmelsbogen
Gewitterwolken vor dem Sturm und Brande.

Das rüttelte das Land aus seinem Schlafe,
Entrüstung hob sich gegen dieses Treiben,
Geduldig waren wir, doch keine Schafe.

So laßt den Dänen offne Briefe schreiben,
Am Ende trifft ihn die gerechte Strafe:
Deutsch waren wir und werden Deutsche bleiben.

Klaus Groth.



Vor fünfzig Jahren.

Im Monat März beginnen die Erinnerungstage an die Heldenkämpfe, die unsere Väter in den Jahren 1848—50 wider die Dänen geführt haben. Endeten sie auch mit einer Niederlage, so wissen wir doch, daß sie nicht vergebens waren. Das Gedächtnis an das heldenhafte Ringen des verlassenen Bruderstammes lebte in deutschen Herzen fort, und die Wunde, die damals dem deutschen Volksbewußtsein geschlagen wurde, vernarbte erst, als die Tage der Sühne kamen. Es ist sicher keine Überhebung, wenn wir Schleswig-Holsteiner glauben, daß in jenen Jahren auf unserem Boden ein wichtiger Teil jener Saat ausgestreut worden ist, die 1864, 1866, 1870 und 1871 zur Frucht gedieh. In diesem Bewußtsein gewinnen wir alle, auch die alten Kämpfer, die damals in bitterem Schmerze die Waffen niederlegen mußten, einen festen Grund, von dem aus wir mit innerer Ruhe und mit dem Gefühl der Erhebung an jene bewegte Zeit zurückzudenken vermögen.

Der „Heimat" liegt es in besonderem Maße ob, die Erinnerung an den Kampf unserer Väter aufs neue zu beleben und dem nachgebornen Geschlechte die erschütternde Tragödie jener Tage vorführen zu helfen. Der Altmeister unserer heimischen Dichter hat uns durch sein für die „Heimat" gedichtetes Sonett, mit dem diese Nummer beginnt, in die Stimmung hinein versetzt, die unsere Väter beim Eintritt in den Kampf ums Recht beseelte. Der folgende Artikel „Auf dem Schlachtfelde von Idstedt", der uns, nachdem er bereits in der Kieler Zeitung (Nr. 18195) eine Stelle gefunden hatte, freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist, läßt in großen Zügen Ereignisse und Gestalten jener Jahre an uns vorüberziehen — eine wehmütige, aber herzerhebende Erinnerung. Darauf werden wir dann, soweit wir es vermögen, nach und nach die große Zeit in Einzelbildern, sowie in Gedichten, Liedern und Berichten aus den Tagen des Kampfes an uns vorüberziehen lassen. Freilich bedürfen wir zur Ausführung dieses Vorhabens noch weitgehender Unterstützung, vor allem von seiten derer, die kämpfend oder beobachtend jene Zeit durchlebt haben.

Daß die vorliegende Nummer sich in ganz besonderem Maße mit der Erhebung beschäftigt, wird man begreiflich und berechtigt finden und es hoffentlich entschuldigen, daß aus diesem Grunde manches, was noch des Abschlusses harrt, bis zur nächsten Nummer zurückgestellt worden ist.

Lund.

Auf dem Schlachtfelde von Idstedt.

Von Dr. phil. **A. Gloy** in Kiel.

Ein weites Blachfeld liegt vor meinen Augen. Geradeaus und rechts von der uralten Heerstraße wird der Gesichtskreis durch das sanft gewellte Terrain etwas beengt. Weithin sichtbar erhebt die Mühle von Ober-Stolk ihre Arme, und Häuser schimmern zwischen den Baumgruppen

hervor; das Dorf Idstedt dagegen liegt rechts im Grunde verborgen; auch sieht man den Idstedter wie den Langsee von der Heerstraße aus nicht. Das rückwärts weit sich ausbreitende Holz entzieht sie den Blicken. Nach Westen aber vermag das Auge, wie über ein Meer, bis an den Horizont zu schweifen. Hin und wieder gewahrt man nur eine unbewohnte Torfhütte auf der dunklen, meilenweiten Moor- und Heidefläche. Goldigrot geht die Sonne unter, wo Himmel und Erde sich berühren, wunderbare Gebilde aus den dunklen Wolkenstreifen bildend. Es ist, wie wenn sich der Ausblick auf einen norwegischen Fjord mit seinen schneebedeckten Uferfelsen und mit seinen Schäreninseln eröffnete. Kein Laut durchdringt diese Stille, keine Menschenseele ist zu erschauen. Vor dem geistigen Ohr und Auge aber tauchen Gestalten aus grauer Vergangenheit empor. — — Dunkel wälzt es sich von Norden her heran. Rossesschnauben, Rindergebrüll und der knirschende Laut von Rädern dringen gedämpft an mein Ohr, dazwischen Jammergeschrei, zorniger Zuruf und Peitschenknallen. Da sind sie auch schon heran — wilde, verwegene Gesellen auf kleinen, flinken Rossen. Es folgt eine lange Reihe von Wagen, von gefangenen Männern, Frauen und Kindern, geraubtes Vieh, dann wieder bewaffnete Männer, die mit lautem Ruf Menschen und Thiere zur Eile anspornen. — Wenden sind es, die von ihrem Raubzuge aus der Gegend von Ripen beutebeladen heimkehren in ihre Heimat, nach Wagrien. Am Rande des großen Waldes, des Isarnho, der sich fast ununterbrochen vom Slyasee bis nach Schwerin erstreckt, angekommen, sind sie gerade im Begriff, die große Heerstraße einzuschlagen. Da nahen die Rächer. König Magnus von Dänemark ist mit einer starken Schar wackerer Normannen in Haddeby gelandet, um den frechen Räubern den Weg zu verlegen. Auf der Lürschauer Heide entbrennt ein wütender Kampf. Der Wende knirscht vor Wut, daß die reiche Beute ihm wieder entgehen soll; aber es gilt nicht nur die Beute. Der erbitterte Normann will das Blut des verhaßten Feindes, er will die grausam hingemordeten Landsleute rächen, die Gefangenen vor dem schrecklichen Schicksal bewahren, das ihrer wartet. — Nur wenigen Wenden gelingt es, dem furchtbaren Morden zu entrinnen. Die übrigen decken die blutige Walstatt. Heim ziehen die Sieger auf ihren Drachenschiffen. Mögen die Knochen der wendischen Hunde auf weiter Heide bleichen und ihre Thränenseelen zur Hel hinabfahren! Nur den Normann holt Odin in seine Walhalla.

Es soll am Ostertage im Jahre 1043 gewesen sein, daß diese blutige Schlacht von „Heidiba“ geschlagen wurde. Seitdem ist in der Gegend von Schleswig und Idstedt noch mancher harte Strauß ausgefochten worden. 800 Jahre vergingen, da fluteten, wieder am Ostertage, die Scharen der bei Schleswig am 23. April 1848 geschlagenen Dänen über die Idstedter Heide nach Flensburg zurück. Nach drangen die Deutschen, erfochten Sieg auf Sieg, und Schleswig wurde frei. Eine seit langer Zeit nicht gekannte

Begeisterung ging durch Deutschland und namentlich durch seine Nordmark. Da dichtete Julius Mosen seinen „Schlachtgesang der Schleswig-Holsteiner“, dessen erste Strophe folgendermaßen lautet:

Hurra! mein treues Volk in scharfen Waffen!
Laß jeden Tropfen Herzblut heißer glüh'n.
Es gilt, die alte Freiheit uns zu schaffen!
Frisch auf! frisch auf, Ihr Brüder, wild und kühn!
Hurra! In Reih' und Glied
Zuckt kein Augenlid!
Dem ganzen Deutschland brecht die Bahn!
Hurra! bald ist das Werk gethan. Hurra!

Aber was das deutsche Schwert errungen, das verdarb die scharfe Feder der fremden Diplomaten wieder. Am Vorabend des 25. Juli des Jahres 1850 erwarteten Schleswig-Holsteins Söhne allein den Angriff des überlegenen Feindes. Was die Herzen der wackeren Streiter erfüllte, dem hat ein ungenannter Dichter unter ihnen Ausdruck verliehen in einer Ode an Schleswig-Holstein, von der die ersten beiden Strophen hier folgen mögen:

An Schleswig-Holstein.

Die Nacht ist hin — der Kampfesmorgen graut,
Im Heere herrscht ein ahnend' dumpfes Schweigen.
Auf, Schleswig-Holstein, Deinem Gott vertraut,
Und mutig hin zum blut'gen Todesreigen!
Dein Blut malt jetzt der Freiheit Morgenrot,
Jetzt wirst Du eine neue Sonne schauen,
Und sinkst Du hin, so wird der Ehrentod
Ein Denkmal Dir für alle Zeiten bauen.

So traure nicht, Du Mutter, um den Sohn,
Braut, weine nicht des Herzens blut'ge Zähre,
Droht auch der Tod mit seinen Schrecken schon,
Es gilt des Vaterlandes heil'ge Ehre.
Wer feig erbleichte vor der Feinde Schwert,
Darf er die Mutter und die Braut umfassen?
Wer feig' verläßt den heimatlichen Herd,
Muß man ihn nicht aus tiefster Seele hassen?

Des Dichters Ahnung sollte sich erfüllen. Die Zeit von 1848—1850 ist das Heldenzeitalter Schleswig-Holsteins geworden, bei dessen Erinnerung die Herzen der Enkel und Urenkel noch in den spätesten Tagen höher schlagen werden. Zwar kämpften die Wackeren bei Idstedt einen vergeblichen Kampf. Was sie durch eigene Kraft fast schon errungen hatten, verdarb das unsichere Auftreten des Obergenerals v. Willisen wieder. Die dänische Uebermacht errang mit aller Anstrengung einen Sieg, den weiter auszunutzen freilich nur der Machtspruch der deutschen Großmächte gestattete.

An der Stelle, wo der Oberkommandierende des schleswig-holsteinischen Heeres während der Schlacht mit seinem Stabe gehalten hat, erhebt sich jetzt ein schlichtes, etwa 5½ Meter hohes Denkmal. Es ist ein einfacher Obelisk, der auf einem Sockel ruht. Auf der Nordseite desselben ist das

schleswig-holsteinische Wappen in Marmor angebracht, darüber liest man auf dem Obelisken selbst die Worte:

Ruhet sanft,
Ihr treuen Kameraden.
In der Erinnerung lebt Ihr fort.

Errichtet den 25. Juli 1869.

Die Südseite des Sockels trägt eine Marmorplatte, auf der Waffen und Helme aus damaliger Zeit zu erkennen sind, und der Stein die Inschrift:

1848 — 50.
Dem Andenken an die Erhebung des schleswig-holsteinischen Volkes und an den Kampf seiner Söhne für Landesrecht und deutsche Nationalität widmen dieses Denkmal die schleswig-holsteinischen Kampfgenossen.

Eine kleine Strecke nördlich vom „Idstedter Holzkruge" steht das Denkmal auf einem kleinen Hügel, rechts von der Hauptchaussee, an dem Landwege, der nach dem Dorfe Idstedt hinunterführt. Umgeben ist es von einem Tannendickicht und mit einem eisernen Gitter eingefaßt. Nicht weit davon liegt ein angegrabenes Hünengrab, von welchem der weiteste Umblick auf diesem Teile des Schlachtfeldes möglich ist. — Die feierliche Einweihung wurde am 25. Juli 1869 vollzogen. Zu Tausenden hatten sich die Kampfgenossen und deren Angehörige aus nah und fern in Schleswig versammelt, um an der blutgetränkten Stätte die Erinnerung an jene unvergeßliche Zeit mit Dank und Gebet zu feiern. In Marschkolonne, wie einst vor 19 Jahren, zogen die Kampfgenossen, nach den ehemaligen Bataillonen geordnet, hinaus nach der Idstedter Heide, wo in einem gewaltigen Viereck um das Denkmal herum Aufstellung genommen wurde. Es war eine erhebende Feier. Die einstigen Waffenbrüder, die das harte Schicksal nach Nord-Amerika und Brasilien vertrieben, hatten ihre Grüße den fernen Brüdern herübergesandt, und unter diesen selbst sah man manche ergreifende Scene des Wiedersehens nach fast zwanzig Jahren. — Bald entstand der Wunsch, das Denkmal unter die ständige Obhut eines Wärters zu stellen, der dann auch für die Pflege der in der Nähe liegenden Kriegergräber sorgen sollte. Der Schleswiger Kampfgenossen-Verein nahm die Sache in die Hand, erwarb im Jahre 1875 in unmittelbarer Nähe des Denkmals ein Areal für den Preis von 600 Mark und trat wegen der Erbauung eines Wärterhauses in Unterhandlung. Der Bau wurde 1878 in Angriff genommen und nach seiner Fertigstellung mit einem schleswig-holsteinischen Invaliden als Wärter besetzt, dem Steuereinnehmer a. D. Schlichting, welcher den Posten bis zu seinem Tode 1882 bekleidete. Seine Stelle nahm der Kampfgenosse Jeß aus Schleswig ein, der noch heute, trotz seiner Jahre, sein Amt treulich verwaltet. Die Mittel (5658 Mark) wurden hauptsächlich von den Kampfgenossen-Vereinen und einzelnen Patrioten beschafft. Bald wurde das Wärterhaus ein Sammelplatz für Denkwürdig-

keiten aus den Kriegsjahren. Was an Reliquien im Lande zerstreut war, wurde selbstlos hergegeben. Auch die geringste Gabe war willkommen. So wurde der Ausbau des Hauses und eine besondere Waffenkammer nötig, Stallgebäude u. s. w. kamen hinzu, so daß sich die Gesamtkosten nunmehr auf 7464 Mark beliefen. Der Vorort Kiel hat die Verwaltung.

— — — Ich trete in das Innere des Wärterhauses. Ein kleiner Spitz fährt mir kläffend entgegen, als käme ihm der späte Besucher ungelegen. Der alte Wärter sitzt mit seiner erblindeten Frau und seiner Enkeltochter beim Abendbrot. Ich setze mich an einen Tisch, bestelle mir ein Glas Bier und mustere die Bilder, welche dicht neben einander hängend rings die Wände bedecken. Das Bildnis des Generals v. Bonin fällt mir zuerst in die Augen; ein kluges, entschlossenes und doch gütiges Gesicht mit gebogener Nase. Ich vergegenwärtige mir den General in der Schlacht bei Kolding, wie da jede Muskel an dem kleinen eisernen Manne sich bewegte, wie sein schwarzes Auge Funken sprühte. Er wollte siegen — und er siegte.

General Bonin ließ die Trommel rühren.
Liebe Kinder, wir marschiren
Nun nach Jütland gerad' hinein . . . . .

Ich denke dann an Fredericia und an den Sturm der Begeisterung, mit dem der General trotz der von ihm zum großen Teil verschuldeten Niederlage nach dem Abschluß des Waffenstillstandes 1849 in Kiel empfangen wurde. Dann ging er — — —. Meine Augen wandern weiter. Mir begegnen die echt soldatischen Gesichter v. Gerstorffs, v. Zastrows, Stückradts. Ein Blick genügt, um zu erkennen, daß dies Soldaten von echtem Schrot und Korn sind. Ich denke an ihren Fortgang im Jahre 1850 und kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß es bei Idstedt hätte ganz anders kommen können, wenn es ihnen, wie so manchen andern, vergönnt gewesen wäre zu bleiben. Ein anderes Bild. Es ist von der Tann, der Held von Altenhof und Hoptrup. Trotzig-kühn trägt er das Haupt erhoben. „Die Kerle sollen mich nicht in den Rücken schießen und nachher sagen, ich sei geflohen," — sagte er, immer halb rückwärts an der Schützenkette entlang gehend zu einem Freiwilligen bei Altenhof, der ihn bat, sich nicht so auszusetzen. Weiter fesseln mich die entschlossenen, kalten Züge St. Pauls und das milde, gute Gesicht des Hauptmanns Delius. Ich sehe im Geiste Bonin am Sterbelager des liebsten Freundes, der drei Tage, nachdem ihn die tückische Bombe getroffen, ins Grab sank. Ob nicht sein Tod lähmend auf die Spannkraft des Generals eingewirkt hat? — — Inmitten seines Generalstabes erblicke ich Willisen. Das hagere, völlig bartlose Gesicht ist offenbar geistreich, hat aber einen nervösen Ausdruck. Sollte ein solcher Mann im Tosen der Schlacht die nötige Kaltblütigkeit haben bewahren können, wenn er sich im kritischen Moment für Stehenbleiben oder Rückzug entscheiden sollte? Lange fesselt mich noch das edle,

echt schleswig-holsteinische Gesicht von Waltersdorfs. Da weckt mich der alte Wärter aus meinen Betrachtungen. Da er merkt, daß ich ein besonderes Interesse an den Sachen habe, holt er freiwillig Stück für Stück herbei: Schlachtenbilder, eingerahmte Proklamationen, Bilderbogen und Gedichte, den Bericht Paludans über die Schlacht bei Eckernförde, und giebt in seiner Weise Erklärungen. — Aus dem ersten Raume, der zugleich Wohn- und Schankstube ist, führt mich eine Seitenthür in die eigentliche Waffenkammer. Zwei gewaltige Glasschränke, mit Waffen aller Art gefüllt, fallen hier zuerst ins Auge. Der alte Wärter leuchtet mit seiner Lampe hinein. Da sehe ich die hohen, spitzen Pickelhauben, wie die Preußen und die Schleswig-Holsteiner sie damals trugen, Jägerkäppis, Dragonerhelme und die ungefügen Kopfbedeckungen der Bürgergarde, wie es scheint, von Anno 13. Die glatten Musketen sind entsetzlich plumpe Knarren. Sie stammen zum Teil noch aus dem Jahre 1806! Besser sind die gezogenen Jägerbüchsen, mit denen ein sehr wirksames Feuer unterhalten werden konnte. Bekanntlich standen die schleswig-holsteinischen Jäger deshalb auch bei dem Feinde in hoher Achtung. Von deutschen Offizieren aus den übrigen Staaten wurden sie häufig ohne weiteres als Gardetruppen angesehen. — Säbel, Kugeln, Knöpfe, Münzen, Epauletten, Stücke von dem eroberten dänischen Linienschiffe Christian VIII. u. s. w. u. s. w. vervollständigen den Inhalt dieser Schränke. Ein weiterer enthält Uniformstücke aller Waffengattungen, auch dänische. In einem Waffenrocke sieht man noch das große, dem damaligen Kaliber entsprechende Loch, das die Kugel gerissen. Es befindet sich gerade in der rechten Brust. An anderen bemerkt man noch Blutspuren. Ein wertvoller, schwerer Tisch, einige Stühle, ein Bücherschrank und ein Pult mit Eintragelisten für die Besucher bilden das übrige Mobiliar. An den Wänden hängen Bilder, wie im ersten Zimmer, u. a. die Schlachten bei Bornhöved, bei Hemmingstedt und bei Bau, außerdem Porträts, Gruppenbilder von Kampfgenossenvereinen, unter denen die wackeren Davenporter nicht fehlen. Es ist aber noch reichlich Platz vorhanden, der durch freistehende Holzwände noch vermehrt werden könnte. Der Bücherschrank birgt neben minder Bedeutendem manches wertvolle Aktenstück, manchen wertvollen Druck. Leider befindet sich ein Teil der eingesandten, noch uneingerahmten Bilder und Karten in einem so zerfetzten Zustande, daß sie kaum noch zu retten sein werden. Darunter ist zum Beispiel eine Lithographie, die Nassauer Batterie am Eckernförder Strande darstellend. Man sollte uneingerahmte Bilder nicht direkt an den Wärter einsenden, sondern an den Vorsitzenden des Kieler Kampfgenossenvereins; denn an Ort und Stelle kann nichts eingerahmt und eingebunden werden, es sei denn, daß vom Vororte ein Glaser und ein Buchbinder hingeschickt würden, die unter sachkundiger Leitung die richtige Auswahl treffen und das retten könnten, was noch zu retten ist. Auch lassen die baulichen Verhältnisse sehr zu wünschen übrig. Die Feuchtigkeit

kann, trotz alles Heizens, nicht genügend fern gehalten werden, und es handelt sich doch um leicht vergängliche Dinge! — —

Erwähnenswert sind noch die Sammlungen von Liedern und Gedichten, die in jener patriotischen Zeit entstanden und deren Verfasser häufig unbekannt geblieben sind. Sie sind teils in geschriebenen, teils in aus Zeitungsabschnitten zusammengeklebten Büchern enthalten. Neben vielen vergänglichen, nur für die damalige Zeit berechneten, zuweilen auch etwas bedenklichen Erzeugnissen findet sich dort aber auch ein Schatz unvergänglicher, wahrhafter Poesie, welcher der heranwachsenden schleswig-holsteinischen Jugend zugänglich gemacht zu werden in demselben Maße verdient, wie die kernigen Kriegslieder Theodor Körners von 1813. Sind doch auch jene aus wahrhaft nationaler Begeisterung hervorgegangen!

— — — Draußen ist es unterdessen ganz dunkel geworden. Die Pferde stampfen ungeduldig vor dem Wagen; auch der Kutscher scheint auf meinen Aufbruch zu warten. Der Alte giebt uns bis zur Pforte das Geleit. Bald liegt der Idstedter Holzkrug hinter mir, und nun geht es durch den Wald bergauf und bergab, vorbei an der sogenannten Idstedter „Räuberhöhle", einem geöffneten Hünengrabe. Ein wahres Eldorado für spielende Knaben! — Kalt scheint der Mond hernieder und beleuchtet mit seinen bleichen Strahlen den Grabstein eines am Wege gefallenen Kriegers, der hier auch begraben liegt. Ohne Sarg in die kalte Erde hinein! Eine mitleidige Hand hat einen Kranz auf den Grabstein gelegt. — Ich hülle mich fester in meine Decke und fahre weiter in die Nacht hinein.



Die Erhebung Schleswig-Holsteins.

Ein Gedenkblatt
zur Feier der fünfzigjährigen Wiederkehr des 24. März 1848.

Von Dr. phil. **Arthur Gloy** in Kiel.

Ein halbes Jahrhundert ist bereits dahingegangen, seit sich die Herzogtümer gegen die drohende Vergewaltigung Schleswigs wie ein Mann erhoben, und um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts wird zum 51. Mal der unglückselige Tag wiederkehren, welcher alle Hoffnungen zu Grabe trug und in den Herzen des Volkes weiter nichts zurückließ als den bohrenden Schmerz, seine Söhne vergeblich geopfert und sein Recht mit Füßen getreten zu sehen. Zwar schlug nach schweren Jahren endlich die Stunde, welche Befreiung von der Fremdherrschaft und Anschluß an ein einiges, starkes Deutschland brachte, doch können wir uns eines Gefühls von Bitterkeit nicht erwehren, wenn wir daran denken, daß es uns nicht vergönnt, ja, daß es uns durch deutsche Waffen verwehrt wurde, schon damals das zu erringen, was wir durch eigene Kraft zu erkämpfen im Begriff standen.

Tröstlicher aber und erhebender als diese Zeit des Leidens wirkt die Erinnerung an den Beginn des Befreiungskampfes, an jene unvergeßlichen Märztage

des Jahres 1848, an jene Begeisterung, welche alle Gaue des schleswig-holsteinischen Landes mächtig durchloderte und alle vorhandenen Gegensätze vereinigte in der einen Überzeugung, daß es vor allem gelte, das Vaterland zu erretten.

König Christian VIII. war am 20. Januar des Jahres 1848 ins Grab gesunken. Was die Herzogtümer bei längerer Fortdauer seiner Regierung zu erwarten gehabt hätten, darüber ließen die fortgesetzten Danisierungsbestrebungen und namentlich der „offene Brief" von 1846 keinen Zweifel bestehen. Es fragte sich nun, ob Friedrich VII. die perfide Politik des Vaters gegen die Herzogtümer fortsetzen werde. Obwohl das Verfassungsreskript vom 28. Januar „an der Verbindung der Herzogtümer nichts zu ändern" versprach, so sollte doch eine Gesamtstaatsverfassung, für Dänemark und Schleswig-Holstein, eingeführt werden, bei welcher die Herzogtümer ihre Selbständigkeit dennoch eingebüßt hätten. In der Versammlung der Ständedeputierten am 17. Febr. zu Kiel wurde zwar beschlossen, die Wahl der sog. „erfahrenen Männer," welche das Reskript zur Beratung dieser Angelegenheit erforderte, vorzunehmen, doch war man weit davon entfernt, den Absichten des dänischen Königs Vertrauen entgegenzubringen. Im Königreiche vollends erregte das Reskript einen Sturm des Unwillens. Immer ungestümer verlangte dort die sogenannte eiderdänische Partei die völlige Einverleibung Schleswigs, weil man nur so den Verlust Norwegens im Jahre 1814 ausgleichen zu können überzeugt war. Holstein hätte man dann ev. auch fahren lassen. Aber das war es eben, was die Bevölkerung der Herzogtümer unter keinen Umständen zuzugeben gewillt war. Das 400jährige Band, welches Schleswig mit Holstein verband, durfte nicht zerrissen werden, und sollte es auch einen Kampf auf Tod und Leben darüber kosten. — In Dänemark regte sich bereits im Februar die Partei der sogenannten „Bauernfreunde," und am 23. erfolgte ein von vielen Unterschriften bedeckter Protest gegen die Gesamtstaatsverfassung im Sinne der Losung: Dänemark bis zur Eider.

In die allgemeine Gärung fiel wie der zündende Funke in ein Pulverfaß die Nachricht von der am 24. erfolgten Pariser Februar-Revolution. Am 26. abends 11 Uhr erschien mit dieser Kunde der Advokat Richard v. Neergaard[1]) in der Gesellschaft der Kieler Burschenschafter, welche in gewohnter Weise bei Wichmann in der Dänischen Straße (Nr. 9; jetzt Hulbe) versammelt saßen. Die Nachricht erweckte eine gewaltige, wenn auch nicht ganz allgemeine Begeisterung für die neue französische Republik unter den Studenten und regte zur Nachahmung an. Jetzt, glaubte man, sei die Zeit gekommen, näheren Anschluß an Deutschland zu gewinnen und sich von der Dänenherrschaft loszumachen. Nach lebhafter Debatte beschlossen einige Tage später die drei farbentragenden Verbindungen, die beiden Korps der Holsaten und Sachsen und die Kieler Burschenschaft (früher Albertinen), ein bewaffnetes Studentenkorps zu stellen und Waffenübungen vorzunehmen. Das bisherige studentische Leben und Treiben nahm mit einem Schlage einen ganz anderen Charakter an. Spielen, Kontrahieren, Nachtschwärmen, aber auch der Kollegienbesuch hörte auf. Statt dessen stand man früh auf und übte sich eifrigst im Scheibenschießen, um zu großes Aufsehen zu vermeiden, draußen bei Bellevue oder auf der anderen Seite des Hafens bei dem damals sogenannten Sandkruge, der heutigen Wilhelminenhöhe. Auch im Exerzieren übte man sich unter der Leitung von Unteroffizieren. Desgleichen that der im Jahre 1844 ins Leben getretene Kieler Männer-Turnverein. Nicht minder thätig war der Kieler Bürgerverein, der eigentliche Mittelpunkt des politischen Lebens in Kiel, welcher unter der Leitung des Direktors der Kiel-Altonaer Bahn und Redakteurs des

[1]) s. Möller, Erinnerungsblätter: Die Kieler Studenten zur Zeit der Erhebung. Von W. Bahnson.

„Kieler Korrespondenzblattes," des republikanisch gesinnten Theodor Olshausen, stand. Außer ihm übten noch der Advokat Hedde, sein Mitredakteur, und der Konsul und Kaufmann M. T. Schmidt einen wesentlichen Einfluß aus. — Schon am 4. März wurde die Notwendigkeit sofortiger Bürgerbewaffnung ausgesprochen und der Anschluß an ein deutsches National-Parlament für erstrebenswert erklärt, Wünsche, die in einer mit etwa 1000 Unterschriften bedeckten Adresse an den König Ausdruck fanden. Obwohl die Polizeibehörde anfangs diese Versammlungen verbot, kam es doch allmählich so weit, daß sie selbst, weil sie sich eben machtlos fühlte, die Errichtung einer Bürgerwehr wünschte und daß der Kommandant der Kieler Jäger, der dänische Oberst Hoegh, unter gewissen Bedingungen die Waffen zu liefern versprach (vgl. Möller). Der Kieler Bürgermeister Balemann aber und der Magistrat protestierten gegen alle diese Maßregeln und hielten sich von der ganzen Sache überhaupt fern.

Wie in Kiel so bildeten sich auch in den übrigen Städten und Flecken der Herzogtümer Bürgervereine, die ebenfalls die Untrennbarkeit der Herzogtümer, ein deutsches Parlament, Entlassung des Staatsministers Grafen von Moltke und des verhaßten Regierungspräsidenten Scheel in Schleswig sowie Preß- und Versammlungsfreiheit auf ihr Programm geschrieben hatten. Auch wurden Übungen in den Waffen abgehalten; aber diese entbehrten häufig der unfreiwilligen Komik nicht. In dem Landstädtchen K. z. B. suchte man alte Schießprügel hervor oder bediente sich in Ermangelung von Schußwaffen auch der Knittel und Heugabeln für Exerzierübungen, stürmte von einem markierten Feinde besetzte Knicks und schickte Patrouillen aus, die den Feind natürlich nicht fanden und sich dafür zur Entschädigung häufig recht wacker bekneipten. Einsichtige Leute hatten für dergleichen natürlich nur ein Lächeln. Es sind aber doch diese Vorgänge ein Zeichen der Zeit und ein Beweis für die Erregung, welche sich der Gemüter ziemlich allgemein bemächtigt hatte. Den Beteiligten war es jedenfalls heiliger Ernst. —

Nach Kopenhagen war die Nachricht von der Pariser Februar-Revolution erst am 1. März gelangt. Am 11. fand die von 2500 Menschen besuchte Kasinoversammlung statt, in welcher der Kapitän Tscherning, der nachmalige Kriegsminister, äußerte: „es komme garnicht darauf an, ob Schleswig wolle oder nicht wolle. Schleswig sei kein eigener, souveräner Staat, sondern wie Laaland und Fühnen ein Teil der *dänischen Monarchie*; wolle sich Schleswig losreißen, um einen eigenen Staat zu bilden, oder sich eigenmächtig an einen fremden Staat anschließen, so wäre ein solcher Schritt Aufruhr, und solche Aufrührer zum Gehorsam zu bringen, nötigenfalls mit Gewalt der Waffen, sei in diesem Falle Pflicht der Regierung; ob man ihm Recht gebe?" — Unter dem lauten Beifallsruf wurde nur ein einziges „Nein" gehört und der Sprecher niedergeschrieen.[1]) Eine am folgenden Tage unter Orla Lehmanns Vorsitz im „Hippodrom" abgehaltene Versammlung forderte ebenfalls die Eidergrenze, und am 13. erschienen gedruckte Anschläge der Kasinopartei an den Straßenecken des Inhalts, daß die Existenz Dänemarks auf dem Spiele stehe, wenn jetzt nicht die Trennung Schleswigs von Holstein bewirkt werde. Gleichzeitig herrschte im Kriegsdepartement eifrige Thätigkeit. Vorkehrungen für die Mobilmachung wurden getroffen, die Kriegsvorräte ergänzt unter dem mindestens sonderbaren Vorwande, daß man auf einen Krieg mit England oder Rußland gefaßt sein müsse. Für die Herzogtümer dagegen wurden die gleichen Maßregeln nicht angeordnet. Im Gegenteil wurde an Mannschaften beurlaubt, was nur irgend angängig war. Das war deutlich! Am

---

[1]) Droysen und Samwer, Die Herzogtümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark. Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit dem Jahre 1806. Hamburg 1850.

19. März ging dann der Befehl ab, daß sich das Generalkommando unverzüglich von Schleswig nach Rendsburg begeben solle, und daß die dortige Hauptkasse sowie die Altonaer nach Kopenhagen abzuliefern seien.[1])

Unterdessen hatte am 18. in Rendsburg unter dem Vorsitz Beselers die schleswig-holsteinische Ständeversammlung getagt. Von den Dänen wie von den schleswig-holsteinischen Radikalen wird sie bekanntlich, und von ihrem Standpunkt aus nicht ganz mit Unrecht, als der eigentliche Beginn der Erhebung bezeichnet. Und doch war eine Lossagung von der bestehenden Regierung nicht beliebt worden. Die Ständeversammlung hatte sich damit begnügt, folgende 5 Sätze durch eine Deputation dem König als die Wünsche der Herzogtümer darzulegen:

1. Die Mitglieder beider Stände sofort zu einer Versammlung zu vereinigen zum Zweck der Beratung einer schleswig-holsteinischen Verfassung;
2. bei dem deutschen Bunde die nötigen Schritte zur Aufnahme des Herzogtums Schleswig in denselben zu thun;
3. in betreff der dringenden äußeren und inneren Gefahren für die Einführung allgemeiner Volksbewaffnung zu sorgen;
4. dem Lande vollständige Preßfreiheit und das Recht zu öffentlicher Versammlung wiederzugeben;
5. den Regierungspräsidenten v. Scheel sofort von seinem Amte zu entlassen.

Der Kammerherr v. Neergaard, Theodor Olshausen, der Ditmarscher Advokat Clausen, Dr. Gülich und der Regierungsrat Engel wurden beauftragt, diese Wünsche der Herzogtümer dem König in einer persönlichen Audienz vorzutragen. Zwar hätten Olshausen und einige andere Radikale die sofortige Einsetzung einer provisorischen Regierung gewünscht, doch begnügte man sich mit der Ernennung eines permanenten Ausschusses von drei Mitgliedern, nämlich Beseler, Reventlou und Bargum, die nach ihrem Ermessen die Stände zn abermaliger Beratung wieder einzuberufen Vollmacht erhielten. — Während die Ständemitglieder in dem Saale eines Rendsburger Gasthauses berieten, fand gleichzeitig im Schauspielhause eine große, allgemeine Volksversammlung statt. Obwohl nämlich die von Olshausen im „Kieler Korrespondenzblatt" erlassene Aufforderung zu einer solchen namentlich auf den Rat des Prinzen von Noer bei einer persönlichen Unterredung zwischen den beiden Männern am 14. widerrufen worden war, so hatte sich die allgemeine Aufregung doch nicht mehr bemeistern lassen. Von Altona, von Neumünster und aus den südholsteinischen Distrikten waren zahlreiche Männer eingetroffen. Nicht wenige Teilnehmer waren bewaffnet,[2]) und man sah bei dieser Gelegenheit deutsche Kokarden in Massen an den Kopfbedeckungen. Die Debatte im Schauspielhause fand unter Teilnahme von Soldaten und Unteroffizieren der Garnison statt, von denen einige der letzteren unter donnerndem Beifall für die deutsche Gesinnung derselben Zeugnis ablegten. Die vom Schauspielhause an die Ständeversammlung abgesandte (auch von etwa 100 Artilleristen mitunterzeichnete) Adresse deckte sich im wesentlichen mit den dort bereits ausgesprochenen Forderungen. Kurz vor Schluß der Verhandlungen im Saale des Gasthofes lief noch ein Telegramm des Regierungspräsidenten Scheel (dessen Entlassung man soeben noch gefordert hatte) aus Schleswig ein, des Inhalts, daß die Erlaubnis zu dieser Versammlung noch nachträglich erteilt werde. Ein allgemeines Hohngelächter erfolgte bei dieser Ironie der zusammentreffenden Umstände. — Am 21.

---

[1]) Die Altonaer ließ man in Kiel, wenn auch mit verhaltenem Ingrimm, ohne Gewalt anzuwenden, auf den nach Kopenhagen abgehenden Dampfer verladen. Die Absendung der Rendsburger wurde indessen inhibiert.

[2]) Vgl. Otto Fock, Schleswig-holsteinische Erinnerungen, namentlich aus den Jahren 1848—51. Leipzig 1863.

erstattete Lützow, der Kommandant von Rendsburg, Bericht nach Kopenhagen, daß er für nichts mehr einstehen könne, und Scheel hatte schon am 19. berichtet, daß die schleunige Entsendung eines dänischen Truppenkorps zur See und ein Linienschiff vor Kiel unbedingt erforderlich sei.

Die Nachricht von den Vorgängen in Rendsburg und von dem am 22. zu erwartenden Eintreffen der schleswig-holsteinischen Deputation gelangte am Montag, den 20., morgens nach Kopenhagen, wie bei der herrschenden Erregung verständlich, vielleicht auch absichtlich aufgebauscht. Schon um 11 Uhr war der Parolebefehl fertig, daß eine „Defensions-Kommission" zu bilden und daß vor allem Friedrichsort mit 2 Kompagnien des in Kopenhagen garnisonierenden 4. Bataillons zu besetzen sei. Die sofortige Ausführung ist aber wieder aufgeschoben worden. — Die auf den 22. festgesetzte Kasinoversammlung wurde nunmehr noch auf denselben Montag Abend verlegt. Der berüchtigte Orla Lehmann erließ dazu die Einladungen: „Das Vaterland ist in Gefahr! Die Herzogtümer sind im Aufruhr! Jeder wahre Vaterlandsfreund wird aufgefordert, sich am Abend im Kasino einzufinden!" — Vor einer Versammlung von etwa 2000 Menschen trat Orla Lehmann abends auf und berichtete, „daß sich in Rendsburg eine provisorische Regierung gebildet, daß man die Hauptkasse genommen, daß das Bataillon Baudissin übergegangen, daß in der Festung ein Hauptmann erschossen worden sei u. s. w. — — Dem König werde er ins Gesicht sagen, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen sei." Damit mochte er schon Recht haben; im übrigen aber waren Wahrheit und Dichtung, mochte so erzählt oder mochte das Erzählte mit Berechnung umgeformt worden sein, gemischt. Jedenfalls bewies die Petition der an diesem Abend tagenden Kasinoversammlung: der König möge die Nation nicht zur „Selbsthülfe der Verzweiflung treiben," und der fünfte Satz der Adresse: Dänemarks Wohlfahrt fordert, daß der König unverzüglich seinen Thron mit Männern umgiebt, deren Einsicht, Energie und Vaterlandsliebe der Regierung Kraft verleihen und der Nation Vertrauen einflößen können, — unterzeichnet von Namen wie Orla Lehmann, Hvidt, Tscherning, Monrad und anderen Eiderdänen —, deutlich genug, was für Absichten diese Partei gegen Schleswig im Schilde führe. — Am folgenden Tage, am Dienstag, den 21., fand morgens kurz nach 9 Uhr eine Sitzung des Staatsrates statt. Sie endete mit der Auflösung des Gesamtstaatsministeriums, sodaß der König um 12 Uhr mittags, als die von etwa 15000 Menschen begleitete Deputation der Kasinopartei im Schlosse erschien, dies als vollendete Thatsache mitzuteilen imstande war. Die Entlassung seines alten Ministeriums war ihm aber nicht leicht geworden. So gelang es denn den eindringlichen Vorstellungen des Etatsrats Francke, eines Schleswig-Holsteiners, den König wieder umzustimmen. Nachdem die Nacht vom 21./22. unter fortwährenden Beratungen hingegangen war, ließ der König die Männer des alten Ministeriums zugleich mit den Kandidaten der Kasinopartei auf den Vormittag des 22., den Tag der Ankunft der schleswig-holsteinischen Deputierten, zu sich bescheiden. Eine nach Tausenden zählende Menschenlawine begleitete die Kasinomänner, um ihren Forderungen den nötigen Nachdruck zu verleihen. Obwohl wenig gebildet und ausschweifend, besaß der König doch eine gute Portion Gutmütigkeit und Schwäche, und seine Neigung, volkstümlich zu erscheinen, ließen bei ihm häufig die königliche Würde in den Hintergrund treten. Nach erregten Scenen, während welcher der König die Krone niederzulegen, wenn man ihn verließe (— es war namentlich der am Tage vorher entlassene Minister Graf Wilh. v. Moltke gemeint —), und der Magister Monrad die Standarte der Republik erheben zu wollen drohte (das war also mit „Selbsthülfe der Verzweiflung" gemeint), kam noch vor Mittag das neue Ministerium zustande. Graf Moltke trat an die Spitze des Kabinets, Graf Knuth erhielt das Auswärtige,

v. Bardenfleth die Justiz, Monrad den Kultus, Kapitän Tscherning den Krieg, Bluhme den Handel; Hvidt und Orla Lehmann wurden Minister ohne Portefeuille. — Die Entscheidung war also gefallen, ehe die schleswig-holsteinische Deputation gehört worden war, und der König hat sie vorher auch nicht hören wollen. Am 22. morgens 8 Uhr gelandet, hatte sie sofort um eine Audienz nachgesucht, war aber erst auf den nächsten Tag beschieden worden. Nachmittags am 22. durchzogen dichte Menschenmassen die Straßen, brachten dem König und den neuen Ministern Lebehochs und hinderten die Abfahrt des regelmäßigen Dampfschiffes nach Kiel, damit keine Nachricht nach dort dränge und man also die Herzogtümer unvorbereitet überfallen könnte. Aus demselben Grunde wurde die Heimreise der Gesandten, nachdem sie am 23. mit dem ablehnenden Bescheide des Königs entlassen worden waren, verzögert, sodaß sie erst am 26. morgens 6 Uhr in Kiel wieder anlangten.

Hier waren die Würfel unterdessen in der Nacht vom 23./24. gefallen. Am 23. blieb das regelmäßige Dampfschiff von Kopenhagen infolge der eben erwähnten gewaltsamen Verhinderung aus. Die Erregung wuchs, jede Stunde fürchtete man die Segel einer dänischen Kriegsflotte am Horizonte auftauchen zu sehen. Um wenigstens so früh wie möglich das Ansegeln einer Flotte zu erfahren, sorgten Privatleute für die Herstellung einer Kette von Feuersignalen von Bülk nach Kiel und Eckernförde, und ebenso von Hindernissen auf der Chaussee von Eckernförde nach Schleswig, die einen schnellen Marsch mindestens etwas aufzuhalten bestimmt waren. Und solche Befürchtungen waren nicht unbegründet. Der neue dänische Kriegsminister Tscherning hat allerdings, wie später verlautete, den Plan gehabt, sofort ein dänisches Truppenkorps nach Kiel oder Eckernförde in See gehen zu lassen. Es war aber unterblieben, weil man bei der in Kopenhagen herrschenden Gärung die Hauptstadt von Truppen nicht zu entblößen gewagt und auch noch Zeit zu haben geglaubt hatte, solange die Deputierten noch in der Stadt weilten.

Als die ersten Nachrichten von den Vorgängen in Kopenhagen auf dem Landwege in Flensburg, Eckernförde und Schleswig anlangten, war für die drei Männer Reventlou, Beseler und Bargum der Augenblick gekommen, den man am 18. in Rendsburg vorgesehen hatte. Für die Einberufung der Stände war es jetzt schon viel zu spät. Sofort nach Empfang eines Privatbriefes vom 21. aus Kopenhagen, dessen Inhalt durch die „Berlingske Tidende" bestätigt wurde, eilte Beseler nach Kiel, wo er am 23. nachmittags eintraf. In Brandts Hôtel[1]) nahm er Logis und wurde hier alsbald von dem Privatdozenten und Mitredakteur des „Kieler Korrespondenzblattes," Otto Fock, und einigen andern Mitgliedern der Fortschrittspartei aufgesucht. Nachdem er ihnen seine Nachrichten mitgeteilt hatte, entfernten sich die Herren mit der Überzeugung, daß nun auch nicht einen Augenblick mehr mit der Errichtung einer provisorischen Regierung gezögert werden dürfe. Mit Einbruch der Dunkelheit versammelte sich also die Fortschrittspartei, soweit sie benachrichtigt werden konnte und anwesend war, auf dem Rathause, wo sie den Sitzungssaal okkupierte.

Um 5 Uhr nachmittags besprach Beseler die Sache mit Bargum und einigen anderen, darunter einem Gutsbesitzer Hirschfeld aus Groß-Nordsee. Ein Eilbote an den Grafen Fritz Reventlou wurde abgesandt (der in Kiel studierende Graf Brockdorf-Ahlefeld erbot sich dazu), und ein anderer von Samwer an den Prinzen von Noer. Die Zwischenzeit bis zur Ankunft des Grafen und des Prinzen wurde von Beseler unterdessen nach Kräften ausgenutzt. In der Begleitung Hirschfelds erschien er in der Bürgerversammlung, machte dann dem Obersten Hoegh, dem Komman-

[1]) Vorstadt 5 B (neben den „Reichshallen").

danten der in Kiel garnisonierenden Lauenburger Jäger, seine Aufwartung und ersuchte ihn, den Kieler Bürgern Waffen zu überlassen. Hoegh hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, die Jäger bei der Sache Dänemarks zu halten. Als einige dänisch gesinnte Offiziere noch am Nachmittage in ihn drangen, an die Gewalt der Waffen zu appellieren, zeigte er auf die Soldaten, welche Arm in Arm mit den Bürgern, „Schleswig-Holstein“ singend, über den Markt zogen, und sagte: „Sehen Sie dort! Ich kann nichts mehr thun.“ [1]) — Er erteilte Beseler die Antwort, daß er das Kommando bereits niedergelegt und an den Major Sachau übergeben habe. [2]) Dieser begab sich alsdann auf die Hauptwache, setzte die Jäger in plattdeutscher Sprache von den Kopenhagener Vorgängen in Kenntnis und schloß mit den Worten: Nun, Jäger, ihr habt euren freien Willen. Thut, was ihr wollt! Die Jäger rissen als Antwort die verhaßten dänischen Kokarden von den Mützen und traten sie in den Schmutz.



Graf Reventlou.

Die Dunkelheit war unterdessen vollständig hereingebrochen. In den hell erleuchteten Straßen aber wogte eine große Menschenmenge in unsagbarer Aufregung auf und nieder, frohe Hoffnungen und Besorgnis zugleich im Herzen. — Durch das dichte Gedränge wand sich unerkannt im Ziviloberrock der soeben angelangte Prinz Friedrich von Noer nach Bargums Wohnung. [3]) Die von Samwer und dem Herzog Karl von Glücksburg in Kiel abgesandten Boten hatten ihn schon unterwegs getroffen. Noch vor wenigen Tagen, am 19., war er in Kiel gewesen, um sich über das in Rendsburg Vorgefallene zu informieren, und hatte dann gleich nach seiner Rückkehr von Noer aus am 20. einen Brief an den König (den Sohn seiner Schwester) abgesandt und ihm als Statthalter in den Herzogtümern, der er von 1842—46, bis zum Erlaß des offenen Briefes, schon gewesen war, wieder seine Dienste angeboten und den Vorschlag gemacht, Reventlou, Beseler und Bargum

[1]) Vergl. O. Fock. [2]) Hansen, Der 24. März 1848. Schleswig, 1873.
[3]) Dem Hause in der Vorstadt neben den „Reichshallen,“ an dem sich zur Erinnerung an die Errichtung der provisorischen Regierung eine Gedenktafel befindet.

an dieser Statthalterschaft teilnehmen zu lassen. Eine Antwort auf diesen Brief war bisher nicht erfolgt, sie scheint aber von dem Prinzen doch mit ziemlicher Bestimmtheit erwartet worden zu sein. Am 22. hatte er dann seinen älteren Bruder, den Herzog Christian August von Augustenburg, der zu Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin reisen wollte, wieder nach Kiel begleitet und war hier Zeuge der Scene am Hafen gewesen, wie die Einschiffung von zwölf nach Kopenhagen einberufenen Matrosen durch die Bevölkerung verhindert wurde. Am 23. nachmittags, kurz vor 6 Uhr, hatte er von Eckernförde aus die Nachricht von der Einsetzung des neuen Ministeriums in Kopenhagen erhalten. Sofort hatte er seine Sachen packen lassen und sich zu Wagen nach Kiel aufgemacht, um, wie er seiner Frau noch im Davongehen zurief, zu verhindern, „daß man dort Unfug mache." Kurz vor Kiel hatte er dann den Wagen verlassen und war zu Fuß, um kein Aufsehen zu erregen, in die Wohnung Bargums gegangen. Hier teilte ihm dieser alsbald mit, daß Beseler schon in der Stadt weile, daß an Reventlou ein Eilbote abgesandt sei und daß auf dem Rathause die Fortschrittspartei versammelt säße, um über die zu ergreifenden Maßregeln zu beraten. Der Prinz war als starrer Aristokrat jeder Volksbewegung überhaupt abhold. Als Oheim des Königs, als Bruder des nach dem Tode



Beseler.

Friedrich VII. in den Herzogtümern erbberechtigten Herzogs von Augustenburg und, wie er hoffte, selbst als zukünftiger Statthalter (vergl. namentlich des Prinzen Aufzeichnungen S. 54 oben, wo er diese Hoffnung trotz gegenteiliger Behauptung an anderer Stelle doch durchblicken läßt) wollte er mit den auf dem Rathaus Versammelten anfangs überhaupt nichts zu schaffen haben. So ließ er denn den Privatdozenten Dr. Stein, der die bei Bargum versammelten Herren einlud, auf das Rathaus zu kommen, grob an und erklärte, daß er mit ihnen nichts zu thun haben, ja, daß er lieber wieder nach Hause fahren, als mit seinen Konsorten sich einlassen wolle. Stein, der sich freiwillig zu diesem Gange erboten hatte, war für solche Verhand-

lungen durchaus ungeeignet, indem er sehr hitzig und aufbrausend war, wie schon die gegen Sammer im Verlaufe des Abends geschleuderte Beleidigung beweist, und er wird auch dem Prinzen gegenüber, dessen Behandlung bei seiner zuweilen schroffen Art gerade des allerfeinsten Taktes bedurfte, nicht gerade vorsichtig gegenüber getreten sein. Aufs höchste aufgebracht kehrte Stein zurück und berichtete über seinen Empfang. Auf dem Rathause saßen, wie oben erwähnt, seit Einbruch der Dunkelheit eine Anzahl meistens jüngerer Männer der Fortschrittspartei versammelt. Nur wenige Beamte der Stadtverwaltung waren zugegen. Bürgermeister und Magistrat hielten sich bis auf ein Mitglied fern. Von der Universität waren vertreten außer Stein Otto Fock, der Verfasser der Erinnerungen, Dr. Wilhelm Ahlmann, damals Privatdozent für Nationalökonomie, der Prorektor Dr. Weber, ferner der praktische Arzt Dr. Georg Weber, der Advokat Hedde, Karl Sammer, der Rechtsanwalt Wichmann und einige andere weniger bekannte Persönlichkeiten (s. Fock, Erinnerungen). Den Vorsitz führte bei der Abwesenheit Olshausens der Konsul M. T. Schmidt, den man vorher schon zum Obersten der Bürgerwehr auserkoren hatte. „Alles ward, wie Fock berichtet, bei offenen Thüren verhandelt, es war ein beständiges Kommen und Gehen; je mehr der Abend vorrückte, desto mehr sammelte sich im Saal um unseren Tisch eine wachsende Menge von Zuhörern, von denen der eine und der andere gleichfalls an der Debatte teilnahm. Spät erschien auch der Herzog von Glücksburg, doch nur auf einen Augenblick; er schien ganz andere Persönlichkeiten hier erwartet zu haben, und entfernte sich bald wieder."

Nachdem die Fortschrittspartei auf dem Rathause nach der Abweisung durch den Prinzen den Beschluß gefaßt hatte, sich nicht bei Seite schieben zu lassen, begab sich Dr. Ahlmann, welchen Beseler bereits am Nachmittage gesprochen hatte, um eine Verständigung anzubahnen, in Bargums Wohnung. Dr. Ahlmann ließ Beseler allein herausbitten, legte die Sachlage unter vier Augen dar und erhielt von ihm die Versicherung, daß man ohne die Rathauspartei zu hören, nichts Definitives abmachen werde. Beseler wollte dann später persönlich auf das Rathaus kommen. Es wurde aber 10 Uhr, ehe dies geschah. Daß der auf dem Markte harrenden zahlreichen Menge, welche wußte, daß auf dem Rathause die Entscheidung fallen sollte, die Zeit lang wurde, läßt sich denken. Die Rathausversammlung selbst wartete ungeduldig. Endlich erschien Beseler mit der Mitteilung, daß man sich bei Bargum über eine provisorische Regierung, bestehend aus ihm selbst, dem Grafen Reventlou, dem Prinzen und Bargum, geeinigt habe. Um auch einen Vertreter für Nordschleswig zu haben, gedenke man noch den Flensburger Advokaten Bremer (einen sehr geachteten, aber nicht sehr bekannten Mann) hinzuzuziehen. Gegen Bremer hatte man auf dem Rathause nichts einzuwenden. Dagegen wurde Bargum einstimmig verworfen. Auch gegen den Prinzen wurden Stimmen laut, die aber durch die mit aller Bestimmtheit abgegebene Erklärung, daß der Prinz schon wegen seines Einflusses auf die Truppen unentbehrlich sei, zum Schweigen gebracht wurden. Nun wollte man wenigstens Olshausen, Clausen oder Schmidt mit aufgenommen wissen. — In Bargums Wohnung zurückgekehrt erstattete Beseler nunmehr Bericht. Bargum verzichtete, es entspann sich aber doch wieder eine längere Debatte. Endlich einigte man sich, und Reventlou und Beseler begaben sich in Brandts Hotel, um den Wortlaut der zu erlassenden Proklamation aufzusetzen. Der Prinz traf unterdessen die nötigen Vorkehrungen zum Zuge nach Rendsburg. Major Sachau meldete die Stärke des Jägerkorps auf 250 Mann. Diese sowie die ebensoviel zählenden Turner und Studenten wurden unter den Oberbefehl des Hauptmanns Michelsen gestellt, weil er ein großes Vertrauen bei den letzteren schon genoß. Major Sachau sollte als Kommandant in Kiel bleiben. Auf den Rat des Prinzen

legte dann noch am Morgen des 24. der auf dem Kieler Schlosse damals wohnende Prinz Karl von Glücksburg den Oberbefehl über die bisher von ihm befehligte Schwadron des 2. in Kiel garnisonierenden Dragonerregiments nieder und übergab ihn an den Premierlieutenant von Bernstorff. — Die Ordre war, daß Jäger, Studenten und Turner am nächsten Morgen um 7 Uhr mit dem fahrplanmäßigen Zuge nach Rendsburg abgehen sollten.

Mit der inzwischen entworfenen Proklamation begaben sich nachts um 1 Uhr Beseler, Reventlou und der Prinz nach dem Rathause. Der Verlesung derselben folgte anfangs ein kühles Stillschweigen der Enttäuschung, dann erhob sich der Advokat Hedde und bemängelte namentlich den Ausdruck vom „unfreien Herzog". Würde man sich etwa von dem freien Herzog die Inkorporation Schleswigs gefallen lassen? Man müsse das gute Recht der Herzogtümer zum Ausgangspunkt nehmen! Nachdem noch mehrere Andere, auch Stein, gesprochen hatten, führte Reventlou durch sein taktvolles, aber festes Eingreifen die Sache zum Abschluß. Bei seinen warmen, eindringlichen Worten verstummte jeder Widerspruch. Man fühlte allgemein, daß Einigkeit dem Feinde gegenüber das erste Bedürfnis sei und daß das nationale Empfinden alle ohne Ausnahme jetzt vereine. Die provisorische Regierung trat alsdann vor die Thür des Rathauses, von wo Beseler mit seiner volltönenden Stimme der atemlos harrenden Menge die Proklamation vorlas. Sie hatte den folgenden bekannten Wortlaut:

Mitbürger.

Unser Herzog ist durch eine Volksbewegung in Kopenhagen gezwungen worden, seine bisherigen Ratgeber zu entlassen und eine feindliche Stellung gegen die Herzogtümer einzunehmen.

Der Wille des Landesherrn ist nicht mehr frei und das Land ohne Regierung. — Wir werden es nicht dulden wollen, daß deutsches Land dem Raube der Dänen preisgegeben werde. Große Gefahren erfordern große Entschließungen. Zur Verteidigung der Grenze, zur Aufrechterhaltung der Ordnung bedarf es einer leitenden Behörde.

Folgend der dringenden Notwendigkeit und gestärkt durch das uns bisher bewiesene Zutrauen haben wir, dem ergangenen Rufe folgend, vorläufig die Leitung der Regierung übernommen, welche wir zur Aufrechterhaltung der Rechte des Landes und der Rechte unseres angestammten Herzogs in seinem Namen führen werden.

Wir werden sofort die vereinigte Ständeversammlung berufen und die übernommene Gewalt zurückgeben, sobald der Landesherr wieder frei sein wird oder von der Ständeversammlung andere Personen mit der Leitung der Landesangelegenheiten beauftragt werden.

Wir werden uns mit aller Kraft den Einheits- und Freiheitsbestrebungen Deutschlands anschließen.

Wir fordern alle wohlgesinnten Einwohner des Landes auf sich mit uns zu vereinigen. Laßt uns durch Festigkeit und Ordnung dem deutschen Vaterlande ein würdiges Zeugnis des patriotischen Geistes geben, der die Einwohner Schleswig-Holsteins erfüllt.

Der abwesende Advokat Bremer wird aufgefordert werden, der provisorischen Regierung beizutreten.

Kiel, den 24. März 1848.

Die provisorische Regierung:

Beseler. — Friedrich, Prinz zu Schleswig-Holstein. — F. Reventlou.
M. T. Schmidt.

Ein dreifaches Hurra aus mehreren hundert Kehlen begrüßte die neue Regierung. Militär, Bürgerwehr, Studenten und Turner stellten sich zur Verfügung, und damit war der erste Akt der schleswig-holsteinischen Erhebung vorüber.

Die Mitglieder der neuen Regierung begaben sich nun in Brandts Hotel, um bis morgens 6 Uhr noch die nötigen Briefe, insbesondere an die Behörden, zu schreiben und sonstige Vorkehrungen zu treffen.

Zu den bei Bargum Versammelten hatte auch der schon erwähnte Gutsbesitzer Hirschfeld von Groß-Nordsee gehört. Wie er sich schon im Laufe des Nachmittags Beseler nützlich gemacht, so bot er nun dem Prinzen an, noch in der Nacht nach Rendsburg zu reiten, um den ihm persönlich bekannten Eisenbahndirektor Brackel daselbst, einen patriotisch gesinnten Mann, von dem Handstreich gegen Rendsburg zu benachrichtigen. Der Prinz habe ihm nun — erzählt Hirschfeld in seinen beiden „Kleinen Beiträgen zur Erhebung Schleswig-Holsteins“, abgedruckt in Dr. Ludwig Meyns Hauskalender von 1873 — zwei Briefe mitgeben wollen, den einen an den General Lützow, den anderen an den Kommandanten Seyffarth, mit der Aufforderung, ihm die Festung zu übergeben und sich ihm anzuschließen. Die Überbringung dieser Briefe konnte indessen nur dann einen Sinn haben, wenn der Prinz sie in der Eigenschaft als Königlicher Statthalter abgesandt hätte. Das dahin gehende Anerbieten des Prinzen war aber bisher ohne Antwort geblieben, und so wußte er selbstverständlich, auch ohne daß andere ihn erst darauf aufmerksam zu machen brauchten, daß unter den obwaltenden Umständen dieser Schritt die Einnahme Rendsburgs in Frage stellen konnte. Denn sowohl Lützow als Seyffarth waren Dänen. Daß es ihm mit der Absendung dieser Briefe auch nicht Ernst gewesen sein kann, scheinen seine von Hirschfeld selbst citierten Worte zu sagen, die der Prinz Michelsen gegenüber äußerte: Hirschfeld wollte selber nach Rendsburg reiten, wollte aber die Briefe nicht mithaben. Der Prinz hätte sich doch ohne Mühe einen anderen Boten verschaffen können, wenn er es gewollt. Auf Hirschfeld war er doch nicht angewiesen. Hätte er es gethan, so mußte er aber entweder ganz borniert oder ein Verräter sein. Daß er beides nicht war, steht aber über jeden Zweifel erhaben. Es könnte ja aber in den beiden Briefen, wenn anders sie überhaupt schon geschrieben waren, eine kleine Kriegslist enthalten gewesen sein, sie konnten vielleicht das, was der Prinz immer noch erwartete, die Zustimmung des Königs zu des Prinzen Statthalterschaft, als Faktum hinzustellen. — Hirschfeld ritt nunmehr ohne die Briefe nach Rendsburg, erreichte die Stadt noch vor Morgengrauen und klopfte seinen Freund Brackel aus dem Bett. Dieser sorgte dann dafür, daß der um 10 Uhr eintreffende Zug von Kiel ungehindert bis in die Festungswerke fahren konnte. Außerdem benachrichtigte er den deutsch gesinnten Bataillonskommandeur Grafen von Baudissin und die Rendsburger Bürgerwehr. Nach Beendigung seiner Mission begab sich Hirschfeld dann mit dem Frühzuge nach Neumünster, um hier den Kielern Bericht zu erstatten. In Neumünster traf er bereits den Advokaten Koch nebst 60 mit Knitteln bewaffneten Segeberger Bürgern. Dieselben hatten sich auf ein etwas verfrühtes Gerücht aus Kiel noch in der Nacht aufgemacht, um an dem Zuge gegen Rendsburg teilzunehmen.

Als in Kiel der Morgen des 24. März zu dämmern begann, läuteten von den Türmen die Glocken, und die Bevölkerung strömte nach dem Marktplatze. „Die um 6 Uhr aufgehende Sonne,“ erzählt Friedrich von Noer, „beschien die dort versammelte Garnison, die bewaffneten Bürger, Studenten und Turner und den gänzlich mit Menschen gefüllten Platz.“ Es herrschte trotzdem eine so feierliche Stille, daß man von einem nahen Fenster das Zwitschern eines Kanarienvogels deutlich vernehmen konnte. „Beseler verlas vom Rathause herab die Proklamation,

die von einem dem Vaterlande geltenden Hoch aus aller Munde begrüßt wurde. Es tönte dies nicht als ein gellendes, rohes Geschrei von Unruhestiftern oder eines befriedigten Haufens, der sich über das abgeworfene Joch, das ihn bedrückte, entzückt fühlt, nein, es lag in der ganzen Scene ein Ausdruck des Ernstes, der Ruhe und der Entschlossenheit, daß jeder Unbeteiligte fühlen mußte, hier herrsche nicht Übereilung vor, sondern der Entschluß, in aller Ordnung seine Rechte gegen äußere Angriffe zu schützen." — Bis zur Abfahrt des Zuges nach Rendsburg war es jetzt nur noch eine Stunde. Die Jäger und 50 Kieler Freiwillige wurden direkt vom Markte nach dem Bahnhof dirigiert, die Turner und Studenten erhielten Anweisung sich vorher mit Munition zu versehen, was durch ein Versehen in der Nacht unterblieben war. Bei dieser Verteilung verstrich die Zeit, so daß das Korps um 7 Uhr auf dem Bahnhof nicht zur Stelle war zum Leidwesen des Prinzen, der auf diesen „verwegensten Teil seiner kleinen Schar ungern verzichtete." Bahnson erzählt übrigens, daß von vielen Gewehren noch die Schlösser abgeschroben gewesen wären. — Die Mitglieder der neuen Regierung gingen unterdessen nach Brandts Hotel zurück. Der Prinz, welcher als Oberkommandierender die Führung des Zuges nach Rendsburg übernommen hatte, bat unterwegs Reventlou, sich an der Expedition zu beteiligen, damit es nicht so aussehe, als ob er (der Prinz) allein alles eingefädelt habe. Da nun Reventlou verhindert war, erbot sich Beseler ohne Bedenken. Als die beiden, nebst dem Ingenieurhauptmann Lesser, den der Prinz gebeten hatte, den Adjutantendienst zu übernehmen, auf dem Bahnhofe anlangten, waren die 250 Jäger und die 50 Kieler Freiwilligen schon eingestiegen, Turner und Studenten waren noch nicht da. Während man noch wartete, lief plötzlich ein Dampfschiff um die Hafenecke und legte an der Brücke an. Da gab der Prinz, in der augenblicklichen Überlegung, daß das Dampfschiff von Kopenhagen vermittelnde und hindernde Vorschläge bringen könnte, dem neben dem Coupé stehenden Eisenbahndirektor Dietz einen Wink, das Zeichen der Abfahrt ertönte, und unter brausendem Hurrah und den Segenswünschen der auf dem Bahnsteig stehenden Menge verließ der Zug die Halle und eilte dem jungen Tage entgegen, welcher der Zukunft Schleswig-Holsteins so freundlich zu winken schien. Während die Kieler Bürgerwehr vom Hafenbollwerk, wohin sie der Generalmarsch bei der Annäherung des bekanntlich harmlosen Dampfschiffes Christian VIII. gerufen hatte, wieder nach Hause zog, erreichte der Zug Neumünster. Hier erhielt man Verstärkung durch die schon erwähnten 60 Segeberger und hörte durch Hirschfeld, daß in Rendsburg Eisenbahndirektor und Bürgerwehr instruiert seien. Dem sich ihm hier noch anschließenden Sohne des Generals Krohn erteilte der Prinz den Auftrag, sofort nach dem Aussteigen in Rendsburg zum Küster der Garnisonkirche zu eilen und die Glocken läuten zu lassen, damit die Soldaten, in der Meinung, es sei Feuer ausgebrochen, ihre Baracken unbewaffnet verließen und so dem Einflusse der Dänischen Offiziere entzogen würden. (vgl. die Aufzeichnungen des Prinzen von Noer — Zürich 1861 — auf denen auch die folgende Schilderung beruht.) Die Jäger erhielten außerdem Befehl, die Gewehre zu laden, aber die Zündhütchen noch nicht aufzusetzen, auch keine Tschakos aus den Fenstern blicken zu lassen, damit keine Aufmerksamkeit erregt werde. Ja, der Zug sollte nicht einmal pfeifen, wenn er in Rendsburg einliefe.

Um 10 Uhr fuhr der Zug geräuschlos in die Festung hinein. Nichts regte sich auf den Wällen, doch soll, wie erzählt wird, im selben Augenblick die Signalflagge gehißt worden sein. Die Jäger traten an, setzten die Zündhütchen auf und marschierten, 2 Kompagnien unter Michelsens Führung nach der Hauptwache am Paradeplatz, eine dritte bei den Baracken herum, um die Garnison nach eben diesem Platze zu locken, die 4. nebst den Bürgern unter Führung des Prinzen

folgte in einiger Entfernung, um einer etwa aus der Altstadt kommenden Truppe den Weg zu verlegen. Beim Aussteigen, — erzählt der Prinz von Noer, — wies Beseler scherzend auf seinen Regenschirm als seine einzige Waffe, worauf der Prinz ebenfalls lachend erwiderte: „Gehen Sie nur immer mir zur Seite, und treffen wir auf Widerstand, so spannen Sie den Parapluie auf, damit Sie nicht sehen, daß man auf Sie schießt.“

Als die vierte Jägerkompagnie in die große Allee einbog, läuteten bereits, von Krohn in Bewegung gesetzt, alle Glocken, und alsbald sah man den Kommandanten Seyffarth in aller Eile nach dem Paradeplatze sich begeben, um dem General von Lützow über das vermutete Feuer Meldung zu machen. Der Prinz ging auf ihn zu, verwickelte ihn in ein Gespräch und hielt ihn solange fest, bis er sah, daß die Hauptwache unterdessen umstellt war. Dann wies er auf diesen Vorgang hin und sagte, nun möge er zum General gehen und ihm mitteilen, daß jetzt er (der Prinz) in Rendsburg kommandiere. Zur Hauptwache hinübergehend wiederholte der Prinz dann die schon von dem Lieutnant Lützow an den wachhabenden Offizier ergangene Aufforderung, die Mannschaft abtreten zu lassen. Das geschah denn auch. Die Erscheinung des Prinzen, des ehemaligen Statthalters, in voller Uniform wirkte offenbar verblüffend. — Der Paradeplatz begann sich jetzt mit den Rendsburger Bürgergardisten und in Drillichjacken herbeieilenden Soldaten zu füllen. An einen Widerstand war unter diesen Umständen, zumal bei der Gesinnung der Garnison, kaum zu denken. So kam denn Seyffarth im Auftrage Lützows zum Prinzen zurück und meldete dessen Vorschlag, daß er die Garnison antreten lassen wollte, damit sie sich selbst für den Übertritt oder ihr Bleiben unter dänischer Fahne entscheiden könne. Der Prinz nahm den Vorschlag an und begab sich nunmehr persönlich zu Lützow, um das Weitere zu verabreden. Man einigte sich, daß die 3 Bataillone (das 14., 15. und 16.) drei Seiten eines großen Karrees auf dem Paradeplatze bilden und die Kieler Jäger nebst den Bürgerwehren die 4. einnehmen sollten. Der Generalmarsch war unterdessen schon geschlagen und die Aufstellung wurde in kurzer Zeit genommen. Während Lützow die dänischen Offiziere vor die Front rief und hier fast eine halbe Stunde mit ihnen redete, stand der Prinz mit übergeschlagenen Armen ganz allein mitten im Karree. Er erzählte, man habe es den dänischen Offizieren in Kopenhagen später zum Vorwurf gemacht, daß sie ihn nicht zusammengehauen oder niedergeschossen hätten, und diese hätten sich damit entschuldigt, daß er ihnen zu imponierend ausgesehen habe. Und in der That hat wohl die königliche Gestalt des Prinzen im Verein mit seinem ehemaligen Amte und seiner Stellung zum dänischen Herrscherhause auf die Anwesenden geradezu einen lähmenden Eindruck ausgeübt. Außerdem mußte aber ein Offizier, der Hand an ihn zu legen Lust gehabt hätte, sich sagen, daß er im nächsten Augenblick wohl selbst massakriert worden wäre.

Als die Unterhandlung der Offiziere kein Ende nehmen zu sollen schien, trat der Prinz kurz entschlossen an Lützow heran und sagte, er möge ihm das Wort an die Truppen erteilen. Mit Lützows Einwilligung wandte er sich dann an das ganze Karree mit folgenden Worten: „Soldaten! Es hat sich in Kopenhagen ein Volkshaufe gegen das Schloß gewendet und den König gezwungen, sein bisheriges Ministerium zu entlassen und statt dessen ein neues aus den Leuten zu wählen, welche sich seit einiger Zeit so entschieden gegen die Rechte der Herzogtümer erklärt haben. Diese Nachricht hat mich und mehrere vaterländisch gesinnte Männer bewogen, eine provisorische Regierung zu bilden, deren Aufgabe es ist, im Namen unseres jetzt nicht freien Landesherrn die Regierung zu führen, bis dieser die Rechte des Landes sichergestellt haben wird. Meine Frage ist daher an Euch, ob Ihr mit mir für diese Rechte Euch erklären oder ob Ihr nach Norden ziehen wollt. Wer

dies letztere will, der trete vor!" — Kein Mann rührte sich. Der Prinz machte dem General v. Lützow sein Kompliment und sagte: „Herr General, Sie sehen, die Mannschaft stimmt mir bei." Dann wandte sich Lützow zu den noch immer beisammenstehenden Offizieren und sagte: „Meine Herren, jeder handle nach seiner Überzeugung, ich reiche meine Entlassung ein." Damit verließ er samt den dänischen Offizieren den Platz, die in Schleswig-Holstein geborenen Offiziere traten wieder ein, und der Prinz beschied die Garnison für den Nachmittag um 4 Uhr wieder auf den Paradeplatz, damit die neue Verteilung der Kompagnien unter die übrig gebliebenen Offiziere vorgenommen würde. Während der Prinz über den Platz nach der Hauptwache zurückschritt, stellten sich ihm Offiziere und Artilleristen der ehemaligen, 1842 aufgelösten Rendsburger Bürgerartillerie vor. Als er nun ihr Korps zur Sicherung der Festung für wiedererrichtet erklärte, hätte ihn die jubelnde Bevölkerung vor Dankbarkeit fast erdrückt. Er aber rief auf plattdeutsch: „Kinder! Kinder! laßt uns das Jubeln nur aussetzen, bis wir die Katze im Sack haben, wovon wir bis jetzt noch weit entfernt sind."



Prinz Friedrich von Noer.[1]

Um 11 Uhr war alles vorüber, und man wünschte sich allseitig Glück zum neuen Vaterlande. Am Nachmittage langten zuerst die Kieler Turner und Studenten strammen Schrittes vom Bahnhof her an, und um 4 Uhr folgte noch eine Abteilung des 17. Bataillons aus Glückstadt. Es waren bekanntlich auch die übrigen Garnisonen des Landes übergetreten, teils erfolgte ihr Übertritt an den folgenden Tagen. Den Beschluß des 24. März bildete der Einzug des Schleswiger Dragoner-Regiments unter dem Rittmeister v. Fürsen-Bachmann abends um 10½ Uhr; unter Fackelschein und den Klängen des Schleswig-Holstein-Liedes ritten die Dragoner mit einer schwarz-rot-goldenen Fahne durch die Straßen, umbraust von einem wahren Sturm der Begeisterung. — Das Volk hatte sich entschieden. Nun sollte es sich zeigen, ob dem mutigen Entschluß die Kraft des Könnens entspreche. Und das hat Schleswig-Holstein namentlich in den Jahren 1849 und 1850 bewiesen.



Kleinigkeiten von der Eroberung Rendsburgs.

Dem freundlichen Leser ist Rentner Jürgen Rohwer, jetzt in Hamburg (früher Hufner Rohwer jun.-Holtdorf), bereits in der „Heimat" entgegengetreten. 1846 war er an der allgemeinen Landesversammlung beteiligt (vergl. „Heimat" 1896,

[1]) Die Bilder von Reventlou und Beseler stammen aus dem Werke „Schleswig-Holstein meerumschlungen"; wir verdanken sie der Verlagsbuchhandlung von Lipsius & Tischer in Kiel. Das Bild des Prinzen von Noer ist uns von Herrn Buchhändler Eckardt zur Verfügung gestellt worden. Lb.

S. 251 f.), 1848 organisierte er die berittene Ehrengarde für den Ausflug der Land- und Forstwirte durch das Amt Rendsburg (vergl. „Heimat“ 1897, S. 213 f.). Was in den folgenden Jahren die Herzen der Schleswig-Holsteiner bewegte, erfüllte auch sein Leben. Es wird deshalb ein Abschnitt aus seinem (freilich nicht unmittelbar in der Kampfeszeit, aber doch schon vor 1855 begonnenen) Tagebuche in den Tagen der Landesfeier gerne gelesen werden, worin er als Augenzeuge etwas von den ersten Tagen der Erhebung erzählt. Es heißt in dem Tagebuch: „Von der Bewegung des Jahres 1848 wurde ich aufs höchste ergriffen. Ich glaubte mit vielen andern, daß jetzt die Zeit der Volksfreiheit gekommen und kein Rückfall wieder möglich sei. Ich hatte am 23. März von einem Freunde, dem Dr. Ahlmann, einen Boten von Kiel bekommen, daß ich mich des Abends in Kiel einfinden möchte; Näheres war in dem Briefe nicht angegeben. Ich sollte den folgenden Tag in Angelegenheiten meines Vaters nach Rendsburg, ahnte auch nicht, was in der Nacht in Kiel vorfallen würde. Ich ging nach der neuen Brücke, und da begegnete mir mein Jugend- und Schulfreund, der Hauptmann Wilhelm Gönner, mit seiner Abteilung Kieler oder sog. Lauenburger Jäger. Er nahm mich am Arm und ließ mich erst los, als wir auf der Hauptwache eingingen, und erzählte von dem, was in der Nacht in Kiel vorgefallen, daß dort eine provisorische Regierung gebildet und die Überrumpelung der Festung Rendsburg beschlossen sei. Jetzt erst sah ich die Gefahr ein, daß ich mit dem Hauptmann Gönner unberufen hierher gekommen war, im Fall die vielen anwesenden dänischen Offiziere von ihren Waffenrechten Gebrauch gemacht und den kleinen Haufen der Ankömmlinge angegriffen hätten. Als ich einen Augenblick dort gestanden, wurde der Prinz mich gewahr, mit dem ich früher mehrfach in Holzgeschäften in Berührung gekommen war. Er rief: „Rohwer, schaffen Sie augenblicklich die Amt-Rendsburger Bauern mit ihren Pferden zur Stadt, damit wir die Kanonen auf die Wälle bekommen.“ Dieser Zuruf charakterisiert recht die wilde Aufregung damaliger Zeit. Ich dachte garnicht weiter über den dummen Auftrag nach, sondern sann nur darauf, wie ich ihn am besten ausführen und mich der nunmehr obersten Macht des Landes gefällig erweisen konnte. Schnell lief ich zum Amtmann und sagte ihm, er habe jetzt die Wahl, seinen Posten zu behalten und der neuen provisorischen Regierung seine Dienste anzubieten oder mit den Dänen abzuziehen. Zu Anfang war er ungläubig, erschrocken, und hatte ganz den Kopf verloren, bis er die Ordres an die Kommünen zur Herbeischaffung von Mannschaften und Pferden nach dem Auftrage des Prinzen ausfertigte und an die Kirchspielvogteien versandte. Als die Leute am Nachmittag kamen, konnten sie natürlich, nachdem ich bei reiferem Nachdenken dem Prinzen seine Übereilung und unsinnige Anordnung verständlich gemacht hatte, wieder abziehen, aber vielleicht diesem lächerlichen Umstande hatte der Amtmann sein Verbleiben im Amte zu verdanken, weil die provisorische Regierung ihn, den die Schleswig-Holsteiner mit aufs Korn genommen hatten, als einen sehr zuvorkommenden, dienstgefügigen Beamten von nun an in Schutz nahm, der sich zu allererst ihr zur Disposition gestellt hatte. Hundert andere tolle Geschichten passierten mehr in diesen Tagen, die in der allgemeinen Aufregung begründet waren und worüber man später bei kaltem Blute gelacht hat. Eine zweite wilde Anordnung des Prinzen war, daß allen Bauern Waffen ausgeliefert wurden und eine vollständige Volksbewaffnung eingeführt werden sollte. Er gab dadurch so viele Gewehre und Säbel weg, daß bei dem Ausbruch des Krieges garnicht genug waren und schon gleich die eben ausgeliehenen teilweise wieder eingezogen werden mußten!“

St.



Zur 50. Gedenkfeier der Erhebung.

Zur 50. Gedenkfeier der Erhebung Schleswig-Holsteins wird das Thaulow-Museum in Kiel eine Ausstellung veranstalten, um mit den Mitteln, die einem Museum zur Verfügung stehen, zu der Verherrlichung der Feier beizutragen. Beabsichtigt wird eine Ausstellung von zeitgenössischen Illustrationen zu den kriegerischen und politischen Ereignissen der Jahre 1848—50, die auf die Erhebung Bezug haben. Porträts sollen nicht zur Ausstellung gelangen, da die historische Landeshalle für Schleswig-Holstein bereits seit 2 Jahren eine hervorragende Sammlung derselben zu dauernder Benutzung des Publikums ausgestellt hat und seine Bestände zur Gedenkfeier noch durch geliehene Blätter vervollständigen will. Die Ausstellung des Thaulow-Museums wird sich also auf Flugblätter, Darstellungen der Schlachten, Gefechte und sonstigen Kriegsereignisse, Armeebilder, Karikaturen und vielleicht auf Gedenkmünzen erstrecken; sie wird also in erster Linie eine Geschichte der Erhebung in Bildern bieten. Aber zugleich will sie mehr sein als ein historisches Bilderbuch. Seit die Kunst erfunden wurde, Bilder zu drucken und in Tausenden von Blättern zu verbreiten, hat das Bild gedient als Mittel politischer Propaganda. Es ist eine alte Wahrheit, daß eine drastische Darstellung, eine gelungene Zeichnung mehr wirkt als 10 Leitartikel. Unmittelbarer, packender als die Schrift, wirkt das politische Tendenzbild, die politische Karikatur, und mit der Freude an der gelungenen Darstellung finden Ideen Zugang, die sonst nur Widerspruch oder Zweifel gefunden hätten. So sind auch die Kriegsjahre 1848—50 reich gewesen an bildlichen Darstellungen, die nicht Illustrationen der Zeitgeschichte sind, sondern selbst Kombattanten, Kampfmittel wie Flugschriften, Leitartikel und Programme. Was wir aus ihnen lernen, sind nicht sowohl die Ereignisse, als die Stimmung, die Schleswig-Holstein beseelte, der dauernde Grundton nationaler Begeisterung und das Auf und Ab von Zorn und Hoffnung, Verstimmung und freudiger Erregung. Sie führen uns in die Einzelheiten der Bewegung, machen uns mit dem Fühlen der Zeit vertraut und zeigen uns den Reflex der Ereignisse in den Gemütern des Volkes. Sie sind historische Dokumente, die bei unserer Gedenkfeier nicht unbeachtet bleiben dürfen.

Die Ausstellung des Museums soll sich nicht auf die deutscherseits erschienenen Darstellungen beschränken, sondern auch die von den Gegnern herausgegebenen Kriegsbilder und fliegenden Blätter umfassen. Mit dem Grundsatz audiatur et altera pars hat dieser Plan nichts zu thun. Aber um die Erbitterung in Schleswig-Holstein richtig zu verstehen, muß man den Gegner kennen und seine Waffen; und dem Zweck der Ausstellung, durch Einzelheiten das Verständnis des Ganzen zu fördern, dienen die dänischen Blätter so gut wie die unsern.

An alle Leser der „Heimat“ aber richten wir die Bitte, zum Gelingen des Planes zu helfen und zu sorgen, daß wirklich alle im Lande vorhandenen Bilder vereinigt werden können. Sehr erwünscht wäre es, wenn diejenigen, welche Bilder nachweisen oder leihen können, vorher auf einer Postkarte den Titel und kurzen Inhalt angeben wollten, damit die Verwaltung des Museums mitteilen kann, ob das betreffende Blatt etwa schon in der Sammlung des Museums vorhanden ist. Die Ausstellung soll Ende März eröffnet werden und 3—4 Wochen dauern. Nach Schluß derselben werden die geliehenen Bilder den Eigentümern sofort wieder zugestellt werden.

Kiel. Dr. Georg Haupt.



Zwei wertvolle Bereicherungen der schleswig-holsteinischen Litteratur.

Von Oberlehrer H. **Krumm** in Kiel.

I.

In dem Schlußworte meiner Abhandlung über die einheimischen Dichter und Schriftsteller in „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ sagte ich unter anderem, daß sie „aus dem mütterlichen Boden stets ihre beste Kraft gesogen hätten, daß es das Autochthonische unserer Poesie sei, das ihre gesunde Entwicklung gefördert habe.“ Wohl mag es manchem Verzagten öfters so erschienen sein, als ob der unaufhaltbare Prozeß, der unser Land dem großen Vaterlande angliederte, zuviel seines eigenartigen Lebens rasch und gewaltsam vernichtet habe. Ich glaube dagegen, man sollte die Thatsache mit freudiger Genugthuung anerkennen, daß, nach Überwindung des kurzsichtigen politischen Partikularismus, die Stammeszusammengehörigkeit, trotz der Befehdung und Zerklüftung der Parteien und Gesellschaftsklassen, allen Landsleuten immer mehr zum Bewußtsein gekommen ist. Man hat einsehen gelernt, daß es patriotisch und der Gesamtheit förderlich ist, den nivellierenden Einflüssen der Zeitverhältnisse kräftigen Widerstand zu leisten, die Sprache und Sitte des Volkes mit Zähigkeit zu verteidigen. Vor allem können Litteratur und Kunst nur dann gedeihen, wenn sie fest im heimatlichen Boden wurzeln, sie haben sich vor nichts so sehr zu hüten wie vor der Verflachung, die sofort eintritt, wenn sie ihre provinzielle Selbständigkeit verlieren und sich der in den großen Metropolen tonangebenden Mode unterwerfen.

Wer diese Überzeugungen teilt, wird mit aufrichtiger Freude zwei soeben erschienene Werke schleswig-holsteinischer Dichter begrüßen, die aus echtem Heimatsgefühl geboren sind: „Die Wohnung des Glücks“ von Timm Kröger und den Roman von Adolf Bartels „Die Dithmarscher.“[1]) Da die „Heimat“ mit Energie und Erfolg auf allen Gebieten für die Erhaltung und Pflege unserer Eigenart eintritt, möchte ich nicht unterlassen, auf beide gerade an dieser Stelle hinzuweisen. Sie sind grundverschieden in Thema und Behandlung, mehr noch in der Tonart, aber aus beiden spricht vernehmlich die innige Liebe zu unserer Landschaft und unserem Volksschlag.

Am unmittelbarsten empfangen wir diesen Eindruck aus dem Buche Timm Krögers, das man am besten als einen Lobgesang auf die Heimat, die altvertraute Stätte der fernen Jugendfreuden, bezeichnen kann. Sie ist die „Wohnung des Glücks,“ nach der die unwiderstehliche Sehnsucht den Dichter hinaustreibt aus der kläglichen Einförmigkeit des Berufes, dem unruhigen Hasten des städtischen Lebens. Dem Fremden sagt sie nichts, diese Landschaft um die Gieselau, die uralte Grenzscheide zwischen dem Holstenlande und Dithmarschen, mit ihren weiten Mooren, braunen Heiden, dem fern in bläulichem Duft verschwimmenden Wälderkranze. Namentlich wenn er vom Dampfschiffe, zwischen den grauen Mauern, welche die Spritzbagger aufgeworfen haben, die von dem Kaiser Wilhelm-Kanal in langweiliger Geradlinigkeit durchschnittene Gegend zum ersten Mal erblickt, wird er von dem Gefühl der Öde erdrückt werden. Kein Wunder, denn er hört nicht die Klagen

---

[1]) „Die Wohnung des Glücks“ von Timm Kröger. Schuster und Loeffler, Berlin 1897. „Die Dithmarscher.“ Historischer Roman in 4 Büchern von Adolf Bartels. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer, 1898.

der alten Eider, die um den poetischen Zauber ihrer Ufer betrogen worden, nicht das Zwiegespräch zwischen ihr und dem Flutengotte des jungen Kanals. Ihm wird das Herz aber auch nicht aufgehen, wenn er tiefer in die Einsamkeit, die keusche, unberührte Natur eindringt. Wie ganz anders aber wirkt dieselbe Landschaft auf den, der sich der Führung des Dichters anvertraut und sein „Jungsparadis“ mit seinen Augen sieht! Hat er mit ihm eine Stunde in der verfallenen Moorhütte verträumt, so ist er in seinem Bann, bis auch ihm diese Natur das Geheimnis ihrer weltabgeschiedenen Schönheit offenbart hat. Er wundert sich nicht mehr über die Begeisterung, die den Dichter ergreift, wenn plötzlich auf heimatlicher Feldmark die Kuhherde vor ihm auftaucht. Auch ihn packt süße, stimmungsvolle Wehmut, wenn dem Heimkehrenden aus den Gesichtszügen des Hirtenmädchens, das mit einem vertrockneten Erbsenbusch die entsetzt auseinanderprallenden Tiere vorwärtstreibt, die längst vergessene Geliebte aus den Tagen der Kindheit entgegenlächelt. Andächtig folgen wir ihm zur großen Buche, in deren dicke Rinde er einst seinen und ihren Namen tief einkerbte, unter deren Schatten der alte Kuhknecht Johann köstliche Märchen zu erzählen pflegte. Bald ist auch das Dorf erreicht, langgestreckt und weitläufig, bald das Vaterhaus, vor dessen Thür zwei Riesenbäume Wache halten und den Ankömmling rauschend und nickend begrüßen. Aus dem Grunde des Herzens bricht dann das Lob der Heimat hervor, der tiefversteckten Dörfer mit ihren aus Baumgruppen hervorlugenden Gehöften, der selbstherrlichen freien Bauern, die ihren Nacken nie unter das Joch der Hörigkeit gebeugt haben, die „mit herzerfrischender Dreistigkeit, mit gesundem Mißtrauen auch die feinste Kalesche der Allerfeinsten anäugen und sich wahrlich für nichts Geringeres halten als der unbekannte Geheime, Hochwohlgeborene, der, von dem Hofhund verfolgt, gelangweilt vorüberrollt.“

Wonnige Tage stillen Glückes und wehmütig-süßer Erinnerung verleben wir mit dem Dichter auf dem engumfriedeten Hofe. Auch der Mann klettert, freilich auf weniger halsbrecherischem Wege als einst der Knabe, zur Scheunenfirst empor, um den weiten Rundblick über Weideland, Heide und Wald zu genießen, „schöner fast als vom Rigi.“ Dann streifen wir mit ihm hinab zur Moorkoppel, über deren schlammigen Tiefen die Rohrkeulen, „Kattkühlen,“ in trügerischer Schönheit sich wiegen. Hier hat der Knabe einst, an den steilen Wänden einer Mergelkuhle hinabgleitend, in wenigen kurzen Augenblicken, die ihm wie eine Ewigkeit däuchten, die unsäglichste Todesangst durchgekostet, bis ihm das Blut in den Adern stockte und die Besinnung schwand bei dem Anblick der gefürchteten Moorfrau, die ihn hinabziehen wollte in ihr feuchtes Reich. An anderen Tagen wandelt er noch einmal die alten Pfade durch die bunte Herbstespracht des Waldes, bis seine Seele wieder von dem süßen Kindergrauen erfüllt wird, dort, wo die Baumriesen sich immer dichter zusammenschließen, im tiefsten Innern des meilenlangen dunklen Forstes, im „Waldgebirge,“ wo der sonst flache Boden Wellen wirft. Lebendig tritt es ihm wieder vor die Seele, wie er hier einst mit zwei Gespielen von der Dunkelheit überrascht worden, wie ein ausgegrabener Fuchsbau sie in der lauen Sommernacht beherbergt habe, bis beim ersten Lichtschimmer von der gegenüberliegenden Hügelwand ein langer Zug sich herabbewegte, „kleine, fußhohe Erdgeister in großen, possierlichen Zipfelmützen.“ Und weiter gen Westen lenkt er zuletzt seine Schritte, in das ferne Wald- und Heideland am Horizonte, das man dem Knaben, wenn er, hinter den Kissen des väterlichen Staatswagens auf einem Strohsack sitzend, dort mit wachsendem Staunen eindrang, als „Dithmarschen“ bezeichnet hatte. Schon damals hatte er eingesehen, daß das schmale Bett der Gieselau in mancher Beziehung auch in unseren Tagen noch eine recht scharfe ethnographische Grenzscheide bildet. Jetzt lockt ihn geheimnisvoll ein Häuschen,

das er vom Dache des väterlichen Gehöftes aus in weiter Ferne einsam liegen sah, zu neuen Entdeckungsfahrten.

„Ein Kreuzbau war's und strohgedeckt,
So lag's auf roter Heide."

Durch die grausige Wildnis des Reitmoors nähert er sich seinem Ziele, tagelang durchstreift er die Gegend, bis ihm die Geschichte des Häuschens und seiner Insassen vertraut geworden ist und er mit der Erzählung: „Das Glück auf der Offensether Heide" in der Rocktasche heimkehrt.

Diese Erzählung ist die denkbar einfachste. Der alte Peter Nissen „von der Kuhle," der in der vielgenannten Heidekate in Frieden und Glück lebt, setzt beides in gutmütiger Leichtgläubigkeit aufs Spiel, weil er dem renommistischen Johann Großmacht (Grotmaack) vertraut, der ihn durch allerhand trügerische Vorspiegelungen dahin bringt, sich für ihn mit einer größeren Summe zu verbürgen. Bald werden ihm die Augen geöffnet, er sieht ein, daß jener ihn in das Verderben nachreißen wird. Er trägt die Last seiner Schuld um so schwerer, als seine Frau, die ihn vergeblich vor dem schuftigen Freunde gewarnt hat, sich schweigend von ihm abwendet. Mit jedem neuen Tage steigen jetzt Sorgen, selbst verbrecherische Bilder und Pläne vor seiner gequälten Seele auf. Schließlich wird Johann Großmacht zum Brandstifter, in der Kate hat aber schon vorher das „Glück" aufs neue seine „Wohnung" aufgeschlagen, da Mann und Frau sich in Liebe und Treue wieder zur Seite stehen, nachdem die energische Dörten dem Störenfriede mit rücksichtsloser Verachtung die Wahrheit gesagt hat. Es handelt sich hier, wie ebenfalls in der an einer früheren Stelle eingeschobenen Erzählung „Dreschermelodieen," keineswegs in erster Linie um die Darstellung eines Menschenschicksals, an dem der Leser tieferes Interesse nehmen könnte, noch weniger um die Schürzung und Lösung eines Konflikts, auch nicht um die Vorführung scharf umrissener Charaktere. Wohl weiß der Dichter mit großer Kunst uns heimisch zu machen in der engen Welt, die sich vor uns aufthut. Der alternde, aber noch kräftige Peter Nissen, auf dem Acker, den Saatsack um die Schulter, oder im Hause, die Holzpantoffeln auf die Breitseite seines Beilegeofens stemmend, und viele andere Bilder, liebevoll und mit fast niederländischer Gegenständlichkeit entworfen, haften in unserem Gedächtnisse. Das eigentlich Epische dagegen tritt sehr zurück. Bisweilen fällt auch, nach meinem Urteile, eine gewisse Manieriertheit des Vortrags unangenehm auf. Man hat die Empfindung, als ob der Verfasser sich nicht ganz frei fühle, sobald er Situationen darzustellen oder den Faden der Erzählung weiter zu spinnen hat. Er jubelt auf, wenn er wieder einen vollen lyrischen Klang anschlagen kann. Was er als Lyriker in Prosa leistet, ist aber des höchsten Lobes wert. Bereits in seinen früheren Büchern, in der Novellensammlung: „Eine stille Welt" und in dem „Schulmeister von Handewitt," hatte er bewiesen, daß er wie sein Vorbild und Meister Storm den tiefsten Zauber der heimatlichen Landschaft zu bannen und aufzufangen versteht, doch will ich ehrlich gestehen, daß ich ihm eine solche Kraft der Stimmung, eine solche Schärfe der Zeichnung, wie er sie in diesem schönen Werke offenbart, nicht zugetraut hätte. Auch ihm ist es gelungen, was Storm so oft meisterhaft verstand, am schönsten vielleicht in einem so duftigen und unendlich tiefen Gedicht wie „Abseits": die schweigende Natur zu beseelen, sie gewissermaßen aus dem verzauberten Schlafe zu erlösen. Vor allem bewundernswert ist, wie derselbe Ton, die Liebe zur Heimatscholle, so vielfach variiert wird, ohne auch nur jemals etwas an Kraft und Innigkeit einzubüßen. Und noch in einem anderen Punkte ringt Kröger mit dem älteren Dichter um die Palme, in der meisterhaften Personifizierung phantastischer Gestalten; seine Moorfrau, sein Waldpan, seine alte Eider stehen nicht hinter Storms „Regentrude" zurück. Gewiß ist der Verfasser der

„Wohnung des Glücks“ nicht den großen Dichtern zuzuzählen, er behandelt keine tiefen Probleme, er erstrebt keine geschlossene künstlerische Form, aber er erreicht trotzdem eine bedeutende und nachhaltige Wirkung. Niemand wird sein Buch lesen, ohne warme Sympathie zu gewinnen für die Persönlichkeit, die sich zwanglos in ihm offenbart. Alle Landsleute aber werden ihm dankbar die Hand drücken, weil er ihnen das Auge geschärft und das Herz erwärmt hat für die Schönheit der Heimat.



Alte Heimat.

Alte Heimat, längst verloren,
Aber nimmermehr vergessen,
Nun zu kurzer Rast erkoren,
Wie im Traum zuerst durchmessen,
Laß, o laß noch einmal wieder
Klingen mir die Zauberlieder
Aus dem sel'gen Kinderland,
Laß mich Jugendglanz umglühen,
Laß dieselben Blumen blühen,
Die ich einst als Knabe fand!

Alte Heimat, ja, sie klingen
Süß um mich, die alten Töne,
Und Erinnerungen schlingen
Sich im Kranz zu frommer Schöne;
Lichter Bilder reine Wonnen
Halten meine Seel' umsponnen,
Alles Gute will herauf —
Ach, da brechen mir mit Schmerzen
In dem nie geheilten Herzen
Auch die alten Wunden auf.

Alte Heimat, goldne Stunden
Gabst du mir und frühe Leiden.
Als ich dann mich selbst gefunden,
Mußt' ich trostlos von dir scheiden,
Und du sandtest Fluch und Segen
Treu mir nach auf allen Wegen —
Wirken sie auch jetzt noch fort?
Alte Unbill möcht' ich rächen,
Doch da muß ich leise sprechen:
Sei gesegnet, Heimatort!

Adolf Bartels.

Mitteilungen.

1. Zur Erhebungsfeier sollen an vielen Orten im Lande Doppeleichen gepflanzt werden. Der Gedanke ist äußerst ansprechend, aber ohne besondere Vorbereitungen schwer ausführbar. Es möge deshalb gestattet sein, durch den Abdruck des nachfolgenden Briefes, den Professor Klaus Groth in dieser Angelegenheit an den Gärtner A. Beck in Westerland auf Sylt gerichtet hat, auf eine Bezugsquelle aufmerksam zu machen. Das uns freundlichst zur Verfügung gestellte Schreiben lautet: „Geehrter Herr Beck! Es war ein hübscher Gedanke von Ihnen, den Sie mir schon früher einmal auf Sylt mitteilten, als Gartenkünstler eine ganze Anzahl wirklicher Doppeleichen für unsere Erhebungsfeier zum Verkauf herzustellen, ein Gedanke, den Sie jetzt, wie ich sehe, zur Ausführung gebracht haben. Sie haben also Hunderte von jungen vier-, fünfjährigen Eichenstämmchen paarweise mit den Stämmen „kopuliert,“ wie es in der Gärtnersprache heißt, mit der ich nicht ganz unbekannt bin; die beiden Pfahlwurzeln bleiben für sich, die beiden Kronen wachsen zusammen. So stellen Sie wirklich lebende plastische Bilder unseres politischen Symbols der schleswig-holsteinischen Doppeleiche her: op ewig ungedeelt. — Ich danke Ihnen herzlich für die Übersendung eines Exemplars Ihres Gartenkunststückes, das ich in meinem Garten sorgsam pflanzen und pflegen werde, und hoffe, daß Sie dadurch den Lohn für Ihre Arbeit finden mögen, daß viele Gartenbesitzer, auch Kommünen des schleswig-holsteinischen Landes sich bei Ihnen Exemplare Ihrer „lebendigen Doppeleiche“ bestellen werden.

Ihr ergebener Klaus Groth.“

2. Frühlingsboten im Januar. Als ich am Sonntag den 30. Januar den einsamen Feldweg von der Wellingsbütteler Mühle nach Bramfeld ging, sah ich an der

linken, als Ödland liegenden Seite des Weges einen dunkelgrünen Streifen mit goldgelben Blüten dicht übersäet. Es war der europäische Stechginster, Gaspeldorn, Heckensame, Ulex europaeus, der in hiesiger Gegend vereinzelt vorkommt. Wenn die botanischen Werke auch diese frühe Blütezeit verzeichnen, so dürfte diese Erscheinung doch selten, diesem milden Winter aber besonders zuzuschreiben und darum hier zu verzeichnen sein. — Veilchen, Primeln, Schneeglöckchen blühen seit Mitte Januar in meinem Garten.[1])

Poppenbüttel, den 1. Februar 1898. L. Frahm.

Fragen und Anregungen.

1. Ich lese: „Samuel Meigerius (weil. Pastor in Nortorf in Holstein) schreibt in seinem Buche: „Men vindet hen unde wedder hyr im Lande up den Tynen steken Perde edder Ossenköppe, daran se ungetwivelt Byloven hebben, welkes ik nicht hebbe ervaren könen." Als Quelle wird ziemlich unleserlich de Ponurg, lamiar Buch II Cap. I angegeben. Ist das Buch dort vielleicht bekannt? Wann ist es wohl erschienen? Wie steht es überhaupt mit dem Pferdeaberglauben?

Düsseldorf, Cavalleriestr. 17c. Dr. jur. Devens.

2. Marterkreuz. Im XI. Bande der Zeitschrift für Schl.-Holst.-Lauenb. Geschichte, S. 231, findet man eine Notiz über ein altes Marter- oder Sühnekreuz. Dasselbe steht zwischen Tellingstedt und Schallholz (Norderdithmarschen) auf einer Koppel, nahe dem Eingangsthor, ist etwa 1 m hoch, aus Granit und trägt die Inschrift: Karsten Groth is geschadten Ao. ..80. Links und oberhalb der Inschrift sind zwei Hausmarken eingemeißelt, unter der Schrift ein großes Kreuz. Die Sage berichtet, daß hier ein Bruder den andern erschossen hat, weil beide ein und dasselbe Bauernmädchen liebten. — Existiert dieses Kreuz heute noch? Wer berichtet Näheres darüber?

Leitmeritz (Böhmen). Ankert, Heinrich.

Kleine Nachrichten.

Die Eisenbahn von Oldenburg nach Heiligenhafen ist am 15. Januar dem Gebrauch übergeben worden. — Am 22. Januar ist die erneuerte Marienkirche zu Hadersleben durch den Generalsuperintendenten Kaftan eingeweiht worden. Die Baukosten haben sich auf reichlich 50000 ℳ. belaufen. — Zur Erbauung der Gedächtniskirche bei Idstedt waren bis zum 8. Februar 4622 ℳ. eingegangen. — Der im vorigen Jahre abgebrannte Turm des Schlosses Gottorp wird wieder aufgebaut und hat vor kurzem ein neues Geläut bekommen. — Die Schleswig-Holsteinische Kunstgenossenschaft veranstaltet mit erfreulichem Erfolge Wanderausstellungen in verschiedenen Städten unseres Landes, z. B. in Schleswig, Flensburg, Husum. — Behufs besserer Denkmalspflege in unserer Provinz sind vom Provinziallandtag 5000 ℳ. bewilligt worden.

Bücherschau.

Sach, Prof. Dr. Aug., Geographie der Provinz Schleswig-Holstein und des Fürstentums Lübeck. Für zwei Stufen. 8. verb. Aufl. Schleswig, Julius Bergas, 1897. 75 S.; 8°. Preis? — Die Vorzüge des Buches werden längst allgemein anerkannt; jede neue Auflage zeugt von dem Bemühen des Verfassers, durch neue Verbesserungen den alten Ruhm zu erhöhen. Die vorliegende Auflage unterscheidet sich von den vorhergehenden vor allem dadurch, daß der geognostische Anhang fortgefallen ist. Was davon behaltenswert erschien, ist in den Text hineingearbeitet worden. Den Mitteilungen über das Volks- und Staatsleben hat der Verfasser größeren Raum gewährt; ebenso hat er auch das Kulturhistorische und Antiquarische in weiterem Umfange herangezogen, als früher. — Eine mir zugegangene Mitteilung aus dem Herzogtum Lauenburg macht auf einen Irrtum aufmerksam, der sich auf S. 10, Zl. 3 v. o., findet. Dort wird von einem Zufluß der Steckenitz, namens Radagast, gesprochen; dieses Flüßchen gehört aber der Stepenitz in Mecklenburg an.

---

[1]) Auch aus Lauenburg a. E. sind der Schriftleitung bereits um die Mitte des Januar Blumengrüße aus dem dortigen Fürstengarten zugegangen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 4. April 1898.

Die Mistel.

Von H. Barfod in Kiel.

II.

Im Volksmunde führt die Mistel nicht mit Unrecht den Namen „Leimmistel.“ Was liefert den Leim? Es sind die Beeren. Sie geben uns zugleich den Schlüssel in die Hand, um zu erfahren, welches Geheimnis dem Schmarotzer Macht gab, sich in luftiger Höhe schwankender Baumwipfel einzunisten. Aus zwei unterständigen Blüten, welche in dem Winkel von je zwei der schraubig gedrehten, gegenständigen, lederigen stiellosen, immergrünen Blätter entsprießen und bereits im Februar ihre Köpfchen erschließen, entwickeln sich zunächst 2 oder 3 grüne, unterständige Beeren, welche hernach in ebenso viele weiße Beeren mit glatter, glänzender Schale ausreifen. Lederig sind die Blätter infolge der sehr stark verdickten Außenwände der Zellschicht der Haut, worin dieselben ein wirksames Schutzmittel gegen übermäßige Verdunstung der Blattfeuchtigkeit besitzen, eine Anpassungserscheinung, welche allen Überpflanzen auf der Borke von Bäumen (z. B. auch den prächtigen Orchideen der Tropen) eigen ist. Während der heißen Jahreszeit sind dieselben oft großer Trockenheit ausgesetzt. Die Blüten unserer europäischen Mistelarten sind höchst unscheinbar und stehen hinter der Pracht ihrer tropischen Vettern weit zurück. Die Staubfäden sind mit den Blütenblättern verwachsen; das Staubblatt enthält 40—50 Pollenkammern. Unter dem Mikroskop zeigen die Pollenzellen auf der Oberfläche stumpfe Wärzchen, den Staubkörnern der Seerose sehr ähnlich. Nimm die Beeren und zerdrücke dieselben zwischen den Fingern, und es wird Dir klar werden, warum die Mistel zur



Fig. 2. Die Mistel (Viscum album).
1. Zweigstück mit Früchten (nat. Gr.) — 2. Same (nat. Gr.) — 3. Same, auf dem Aste einer Pappel keimend (nat. Gr.)
Sämtliche Aufnahmen nach der Natur.

Bereitung von Vogelleim dienen kann. Jetzt verstehst Du auch die Bedeutung ihres lateinischen Doppelnamens, mit welchem heutzutage jedwedes Lebewesen beglückt und (wie in diesem Falle) ins botanische Taufregister eingetragen wird. Linné nannte die Mistel Viscum album; die weißen, klebrigen Beeren hatten es ihm angethan. Viscum kommt vom griechischen iskein, d. h. kleben, hängt zusammen mit dem lateinischen viscosus, klebrig, und alba bedeutet die weiße. Schwieriger wird es hernach, ihren deutschen Namen zu deuten. Jede Beere enthält einen eiförmigen Samen, der von einer zähschleimigen, aus Viscin bestehenden Hülle umgeben ist. In der Art, wie diese Früchte verbreitet werden, offenbart sich eine sehr sinnreiche Einrichtung der Natur. Bliebe sich die Beere selbst überlassen, so würde sie in 90 von 100 Fällen von dem Mistelbusche auf die Erde fallen und dort verkümmern. Für Verhütung eines solchen Mißgeschickes ist Sorge getragen; denn bevor sich noch die Beeren vom Mutterschoße lösen, sind sie längst von gewissen Vögeln, namentlich von Drosseln, gesehen und verzehrt worden, und nun ergeht es dem Mistelsamen, wie weiland dem Däumling im Märchen, der seine Reise in einer Wurst machen mußte, oder wie Hamlets Wurm, der eine Wanderung durch den Darm eines Bettlers unternahm. Doch der Schmarotzer weiß sich in jede Lage des Lebens zu schicken, so daß ihm selbst dieser wunderbare Ausflug ins Leben eher förderlich als schädlich wird. Die Vögel vermögen nur die äußere glatte Fruchtschale zu verdauen; die im Innern enthaltene Viscin-Masse mit dem eingeschlossenen Samen geht entweder mit den Exkrementen unbehelligt ab oder wird vom Vogel ausgebrochen. So hat ihn der Sänger der Luft über die weiten Räume des niederen Erdenlebens dahingetragen und wieder in dem stolzen Palaste irgend eines Baumriesen abgesetzt; denn es kann nicht fehlen, daß die Samen vermittelst ihres freigelegten Klebestoffes von selbst an den Baumzweigen hängen bleiben. Auch bleiben die Beeren beim Ausbrechen oft schon am Schnabel der Drosseln haften und werden dann beim Wetzen des Schnabels direkt an die Äste angestrichen. Früher hielt man diese Art der Verbreitung des Mistelsamens auf „einem nicht mehr ganz gewöhnlichen Wege" nicht wohl für möglich, mit besonderem Hinweis darauf, daß der Same doch unmöglich der Verdauungskraft der Vögel unbehelligt entrinnen könne. Wir haben aber hinreichend Zeugnis dafür, daß auch andere Samen auf darmverschlungenen Pfaden verbreitet werden. Dann kam eine Zeit, in der gesagt und geglaubt wurde, daß die Samen *nur* dann keimfähig wären, wenn sie den Darmkanal der Vögel, richtiger eines Vogels, nämlich der *Misteldrossel* (Turdus viscivorus L.) passiert hätten. Jetzt weiß man, daß man auch frisch vom Baume abgenommene Beeren in Ritzen der Baumrinde zum Keimen bringen kann, und zum andern, daß *viele* Vögel an der Mistelverbreitung beteiligt sind und damit der Mistel einen Dienst verrichten, den sie in der Hand des Menschen mit schnödem Undank vergilt. Denn aus den Mistelbeeren kocht

der Vogelsteller mit Öl und Terpentin seinen Vogelleim, mit diesem seine Leimruten bestreichend. Natürlich geht neben andern Vögeln auch die Drossel auf den Leim. Daher hatten die Alten das sinnige Sprichwort: „Turdus ipse sibi malum cacat," d. h. die Drossel macht (sät) sich selbst ihr Unglück, indem sie für die Verbreitung eines Gewächses sorgt, das ihr und allen ihren Mitvögeln durch Arglist und schnöde Habsucht des Menschen zum Verderben wird. Nach Carus Sterne soll der Name „Mistel" eben daher kommen, daß die Drossel die Samen mit ihrem Miste auf die Bäume aussät. Jedenfalls ist dies eine einfache Erklärung; ob sie das Richtige trifft, das mögen die Sprachgelehrten entscheiden, die denn auch nichts versäumt haben, um ihre Gelehrsamkeit bei der Deutung dieses Namens auszukramen. So wollen etliche den Namen auf das wirr auseinandergehende Wachstum des Strauches beziehen, andere das Wort von dem gotischen migan (= ergießen, beregnen; altindisch mih = Regen, Nebel) ableiten, mithin den Mistelstrauch nach altgermanischem Vorbilde mit dem nebligen Winter in Beziehung bringen.

Ist ein Mistelsame (zumeist im Herbste) auf einen Ast gelangt, so bleibt er zunächst längere Zeit liegen. Erst im nächsten Jahre beginnt er zu keimen, und in der Art, wie sich der Keim entwickelt, zeigt sich wiederum eine merkwürdige Besonderheit. Sonst können wir an allen Gewächsen folgende mit der Schwerkraft zusammenhängende Erscheinung beobachten: der Stengel wächst senkrecht nach oben, die Wurzel dringt senkrecht ins Erdreich. Bei dem keimenden Mistelsamen richtet sich das Würzelchen allemal gegen die Achse des Zweiges, dem der Same anhaftet, auch dann, wenn der Same seitwärts oder unterwärts dem Aste anklebt. Eigentlich wird man die Mistelbüsche fast ausschließlich aus den Seitenflächen der Äste entsprießen sehen, weil die Samen durch den zähflüssigen, sehr klebrigen, an den Seiten des Astes herabfließenden Kot der Drosseln dorthin gelangen. Doch der Schmarotzer paßt sich auch diesen Lebenslagen an, treibt lustig Wurzeln und Stengel und stellt das Gesetz der Schwerkraft förmlich auf den Kopf. Zunächst erscheint der Keimling (seltener zwei bis drei), der sich mit seinem verdickten Ende an den Ast legt; danach bricht aus der Mitte des Samens das Würzelchen hervor, das sich allemal gegen den Ast richtet, auch dann den Ast zu finden weiß, wenn das Würzelchen dem Aste abgewendet zu liegen kam. In solchem Falle findet eine auffallende Krümmung der Wurzeln gegen die Rinde hin statt. Immerhin keimt die Mistel sehr leicht. Englische Gärtner machen sich diesen Umstand zu nutze, indem sie die Misteln auf kleinen Apfelbäumchen in Töpfen heranziehen, weil sie bestrebt sind, das Geld dem Lande zu erhalten. Fast ungeheuerlich klingt es, daß zur Weihnachtszeit die Mistel in ganzen Schiffsladungen aus der Bretagne und Normandie für den Londoner Markt eingeführt werden muß, so im Jahre 1890 über Granville 5 Mill. kg, über Cherbourg 2 Mill. kg. Die junge, auffallender Weise grün gefärbte Wurzel

durchbricht die Rinde des Astes, dem sie anklebt, und das Schmarotzerleben nimmt seinen Anfang. Der Holzkörper gebietet jedoch ein kräftiges Halt! Was kümmert das die Mistel! Wie der bekannte Sandfloh der Tropen, der sich zudringlich und gefährlich genug für seinen Ernährer zwischen Haut und Fleisch, zwischen Nägel und darunter liegende Teile einschiebt, so wächst auch die Wurzel der Mistel zwischen Rinde und Holzkörper dahin, durch weitgehende Verzweigung erhebliche Ausdehnung erlangend. Noch hat sie kein Mittel gefunden, sich am Busen ihres Gönners zu ernähren. Dies gelingt ihr durch die Senker, das sind keilförmige Organe, welche die Wurzel entsendet. Doch nicht die Senker sind es, welche in das Holz hineinwachsen, sondern das Holz wächst über dieselben hinweg, umwallt sie, indem der Ast jedes Jahr einen neuen Ring ansetzt. Aus der Anzahl der Ringe, durch welche sich der tiefgehendste Senker erstreckt, kann man die Zeit berechnen, welche seit dem ersten Keimen des Mistelsamens verstrichen ist (s. Fig. 3, 1). Man hat in Weißtannen Senker von 10 cm Länge gefunden, welche sich über 40 Jahresringe erstreckten und auf ein Alter von 40 Jahren schließen ließen. Damit hat die Mistel im allgemeinen wohl ihre höchste Altersgrenze erreicht. Überall entsendet die Wurzel ihre Senker, nach außen aber auch grüne Triebe, welche die Rinde durchbrechen, um so zahlreicher, je freigebiger ihr Wirt im Auftischen von nährenden Säften sich zeigt. Letztere werden durch die Senker dem Saftstrom des Baumes entzogen: die Mistel ist ein Schmarotzer. Über diese hier nur ein kurzes Wort. Die Naturforschung ist sich längst darüber einig, daß ein durchgreifender Unterschied zwischen Tier und Pflanze nicht besteht. Viel schärfer kann man die Grenze zwischen den niederen Lebewesen ziehen, wenn man diese (mit Rücksicht auf Ernährung) in Erzeuger und Verbraucher scheidet. Verbraucher sind zunächst alle Tiere; denn sie besitzen nicht die Fähigkeit, zu assimilieren, d. h. aus anorganischen Stoffen (z. B. Kohlensäure, Stickstoff, Wasser ꝛc.) organische Stoffe (z. B. Eiweiß, Stärke, Zucker, Holzstoff) zu bilden. Der Assimilationsprozeß ist stets an das Vorhandensein des Blattgrüns oder Chlorophylls gebunden, das kein Tier besitzt. Verbraucher sind also auch jene Pflanzen, denen das Blattgrün fehlt; ich erinnere nur an die Pilze, jene Dunkelmänner, welche das Licht scheuen. Pflanzen mit Blattgrün können nur unter Einwirkung des

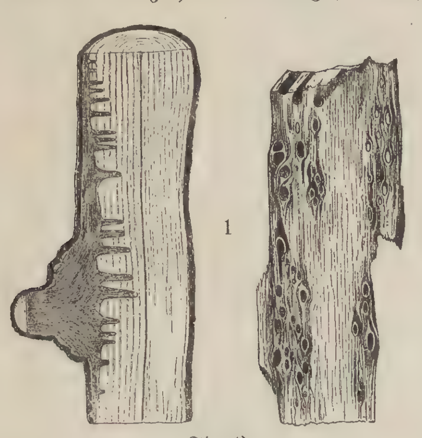


Fig. 3.
1. Längsschnitt durch einen Pappelast mit der Wurzel und den Senkorganen einer 7 Jahre alten Mistel. — 2. Holz eines durch die Mistel getöteten Astes. (Nach Kerner von Marilaun, Pflanzenleben I, S. 193.)

Sonnenlichts ihre hochwichtige Arbeit der Stofferzeugung verrichten, sie sind Erzeuger. In gewissem Sinne könnte man alle Tiere, uns selbst nicht zu vergessen, als Schmarotzer bezeichnen; die Wissenschaft versteht darunter jedoch (wenn es sich um echte Schmarotzer handelt) Tiere und Pflanzen, welche lebendige Tier- und Pflanzenkörper anfallen und ihnen ihre Nährstoffe entziehen. Aber nirgends in der Natur sind scharfe Grenzen gezogen; überall giebt es Übergänge, so auch zwischen Erzeugern und Verbrauchern, nämlich Pflanzen, die sowohl erzeugen als verbrauchen. Zu ihnen zählt die Mistel, der einzige Fall eines grünbelaubten Baumschmarotzers, den unsere heimische Flora bietet. In südlicheren Ländern, besonders in den Tropen, giebt es deren viele. Die Mistel bedarf des Blattgrüns in den Blättern; denn der Saft, den die Pflanze ihrem Wirte entzieht, ist zumeist Rohsaft, der behufs völliger Assimilation erst noch die Blätter des Baumes durchwandern mußte. Diese Arbeit kann die Mistel selbst besorgen, ja, sie kann gar auf einem entblätterten Aste die Rolle der Blätter übernehmen, kann gar, etwas kühn gesprochen, einen winterkahlen Baum in einen immergrünen umwandeln. Die neuesten Untersuchungen des französischen Botanikers Prof. Dr. G. Bonnier an der Sarbonne haben rechnerisch erwiesen, daß, während im Sommer die Mistel einen reichlichen Teil ihrer Nahrung dem Wirte entnimmt, dies Verhältnis im Winter sich umkehrt: ihre Gewichtszunahme bleibt hinter der Kohlenstoffaufnahme aus der Luft zurück. Während also die Mistel im Sommer reichlich nimmt, zahlt sie im Winter einen kleinen Teil ihrer Zechschulden zurück. Man bezeichnet ein solches inniges Verhältnis als „Symbiose.“ Immerhin bleibt die Mistel ein Zechpreller, ein Schmarotzer, der mehr nimmt, als er giebt. Wir dürfen uns darum nicht darüber wundern, daß Förster, Landwirte und Gärtner dem Schmarotzer überall da, wo er in so großen Mengen auftritt, daß selbst Vögel in seinem Geäste ihre Nester bauen (z. B. in Frankreich, wo die Mistel mit Vorliebe Apfelbäume heimsucht, in den Tannenwäldern des Wiener Waldes, in den Pappelauen des Wiener Praters), einmütig den Krieg erklärt haben. Ausrotten ist aber leichter gesagt als gethan; denn ein bloßes Abschneiden oder Abbrechen der Mistelstöcke allein nützt garnichts, da aus der im Aste verbleibenden Wurzel neue Sprossen gebildet werden, mehr noch als zuvor. Größere Schäden werden nur dadurch vermieden, daß man die jungen Mistelpflanzen, wenn sie noch keinen festen Nährboden gefunden haben, rechtzeitig und vollständig herausbricht, ältere Äste mit Mistelstöcken einfach absägt. Unter Umständen kann die Mistel ihren Ast töten, wodurch sie sich selbst den größten Schaden zufügt. Ein solcher Ast ist leicht zu erkennen. Nach dem Absterben desselben gehen nämlich auch die Mistelsenker bald zu Grunde, fallen aus dem Holze heraus und hinterlassen in diesem in der Richtung der Baumradien verlaufende Löcher (s. Fig. 3, 2). Der Nutzen, den die Mistel in manchen Gegenden als

Viehfutter bietet, wiegt genannte Schäden nicht auf. Isidor Pierre hat das Laub der Mistel auf seinen Nährwert untersucht und gefunden, daß es im Frühjahr das wasserärmste und stickstoffreichste Grünfutter darstelle, was er kenne. Er weist hin auf das Beispiel normännischer Gutsbesitzer, welche jährlich 500 kg Misteln verfüttern, ein in futterarmen Gegenden gewiß in die Augen springender Vorteil. In Offenbach (Kreis Gebweiler) werden die auf den Tannen wachsenden Misteln seit mehr als 50 Jahren bis auf mehrere Stunden in der Umgegend während des Winters mühsam von den Bäumen abgeerntet, in kleine Bündel gebunden und den Kühen am Morgen und Abend nach dem Füttern und Trinken in kleinen Rationen verabreicht.[1]) Milchergiebigkeit der Kuh und Fettgehalt der Milch werden dadurch erhöht; das Mistelfutter giebt der Milch eine gelbliche Färbung. Die Misteln, welche auf Apfelbäumen wachsen, sollen säuerlichen Geschmacks und nicht den Kühen, wohl aber Ziegen und Schafen, ein wohlbekömmliches Futter sein.

Der Mistel als heilkräftiges Mittel gegen die Fallsucht ist bereits Erwähnung gethan. In der Götterlehre der Griechen bildete die Mistel den Zauberstab der Persephone, der Göttin der Unterwelt, welche mit dem Gabelzweige die Pforten der Unterwelt öffnete. Hermes, der Merkur der Römer, Bote und Sprecher der Götter, bedurfte desselben Zweiges, wenn er Tote hinab in den Hades geleitete. Odin ist der nordische Merkur, Erbe seines Wünschelhutes und Stabes; auch er hält die Reif- und Winterrute in seiner Hand und versenkt durch Berührung mit derselben die schöne Brunhilde, die verkörperte Natur, in einen todesähnlichen Schlaf, bis dann der jugendschöne, hochgesinnte Held Siegfried, die Frühjahrssonne, die Schlafende mit glühendem Strahlenkusse wachküßt. Es ist dies der Gedanke des Erwachens des Frühlings, welchen wir in dem Märchen „Dornröschen" gleichfalls ausgedrückt finden. Vor allem tritt uns in der Baldur-Sage das entgegen, was früher bereits angedeutet worden ist: die Mistel ein Sinnbild des Todes. Der böse Loki veranlaßt den blinden Hödur, daß er den Lichtgott Baldur, der gegen alles, nur nicht gegen die verwundende Kraft einer Mistel gefeit war, mit einem Mistelger niederstrecke: Das Böse siegt über das Gute, wie beim Beginn des Winters die Nacht über das Licht.

„Von der Mistel kam häßlicher Harm, da Hödur schoß," — singt die nordische Edda.

Das Heidentum mußte der christlichen Lehre weichen. Daß die Kirche Duldung übte, indem sie nur allmählich die liebgewordenen Anschauungen verdrängte, heidnische Feste, Sitten und Gebräuche ins Lager herübernahm, ihnen ein christliches Gepräge verlieh, daran hat sie klug gethan. Ebensowenig nahm die Kirche dem Volke seine Lieblingspflanzen, sie heiligte

[1]) Landwirtschaftl. Zeitschrift f. Elsaß-Lothringen, 1879.

sie nur; so auch die Mistel. Christus lehnte man an den lichten Gott Baldur, das Bild der Unschuld. Damit war das Weitere von selbst gegeben, nämlich das Mistelholz, das dem heidnischen Gotte Tod und Verderben brachte, sonst aber im Volke als wunderkräftiges Holz in hohem Ansehen stand, vorbildlich als das Kreuz Christi aufzufassen, das dem Gottessohne den qualvollen Märtyrertod, der gläubigen Menschheit Vergebung, Leben und Seligkeit brachte. Man nannte die Mistel in Anlehnung an das ehemals gabelig dargestellte Kreuz Christi „das heilige Kreuzholz" (lignum sanctae crucis). So kam die Mistel unter die stattliche Reihe der Passionspflanzen.

Daß die Haselmistel ursprünglich das Vorbild zur Wünschelrute gegeben hat, sei hier nur kurz erwähnt. Dieselbe stand besonders bei den alten Germanen in hohem Ansehen, wohl eine Folge des seltenen Vorkommens; mit ihr konnte man Schätze heben, Krankheiten heilen, Diebe bannen, Schlösser sprengen und sich selbst gar unsichtbar machen. Eine spätere Zeit schnitt die Wunschgerte direkt aus der Haselstaude, wenn die Verästelung der Zweige nur einigermaßen an das Aussehen der Mistel erinnerte.

Das Julfest der Germanen war dem Sonnengotte Fro oder Freyr gewidmet, fiel in die Zeit der Wintersonnenwende (Weihnacht) und währte zwölf Tage, während welcher Zeit die Götter feierliche Umzüge veranstalteten. Dann ruhte aller Streit; unsere Altvordern versammelten sich zu festlichen Gelagen, die Räume des Hauses, besonders die Festhalle, waren mit Mistelzweigen geschmückt, auch der als Festgericht aufgetragene, dem Gotte Fro geheiligte Eber. Die Männer legten ihre Hände auf den Eber und schwuren beim geweihten Becher des Gesangesgottes Bragi, in dem soeben begonnenen neuen Jahre irgend eine kühne That zu vollbringen, um würdig in den Heldenliedern der Barden fortleben zu können.

Bei uns zu Lande hat die Mistelverehrung kaum merkliche Spuren hinterlassen; meine darauf bezüglichen Anfragen in Nr. 1 der „Heimat" (1897) haben keine Beantwortung gefunden. In England und Frankreich hat der Mistelkultus als Überbleibsel altkeltischen Brauchs heute noch eine Stätte. Was uns der Weihnachtsbaum bedeutet, das ist den Engländern um dieselbe Zeit die Mistel. Die Thür wird mit holly, den Zweigen der Stechpalme, und mit Tannenreis geschmückt. Einen grünen Busch mit weißen Beeren hängt man in der christmas unter die Zimmerdecke. Der Hausherr führt sein Gemahl unter den Zweig und wünscht ihm Glück und Segen. Wenn ein Hausfreund, selbst ein Fremder, die Tochter des Hauses unter dem Mistelbusch stehend ertappt, dann hat er nach altem Brauche ein Anrecht auf einen Kuß, und die Fama erzählt, daß ihm ein solcher Kuß in Ehren niemals verweigert werde. Auf diese Sitte spielt auch Ferdinand Freiligrath an, wenn er singt:

„Wir sitzen gedrängt um den trauten Kamin,
Es knattern die Brände, die Kohlen glüh'n.
Mit der Festzeit Laub ist das Haus bekränzt,
Die Tanne duftet, die Stechpalm' glänzt,
Und vom Balkenknauf, weißbeerig sie,
Lauscht die Mistel nieder, die Schelmin, die!
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Hundert und Hunderte, tot, tot, tot!
Durch das schwarze Land gellt der Schrei der Not!
Und die Witwe weint und die Waise klagt,
Und über dem Sohne die Mutter zagt.
Und die Braut harrt stumm, ein Erschlagener ist,
Der unter der Mistel sie einst geküßt!
Heuer kein Jul für das schwarze Land!
Sein Weihnachtsfeuer ist Minenbrand![1])

In Frankreich laufen Kinder mit Mistelzweigen am Neujahrstage von Haus zu Haus und erbitten mit dem Rufe: „Der Mistel sei geweiht das neue Jahr!" Eßwaren und Geschenke. Ein ähnlicher Brauch mit dem Rufe „guthyl!" soll früher auch in Deutschland geherrscht haben.

Eines ist mir bei meinen Vorarbeiten zu diesem Vortrage aufgefallen, nämlich daß die Mistel, welche doch von altersher das Interesse der verschiedensten Völker herausforderte, bei unsern Dichtern so wenig Beachtung gefunden hat. Außer dem soeben citierten Freiligrathschen Gedicht ist mir nur noch eine einzige Stelle bekannt, nämlich in Lenaus Dichtung „Savonarola." Der Held der Dichtung ist wegen seiner reformatorischen Ideen und seines kühnen Auftretens gegen den Papst bei diesem in Ungnade gefallen, muß sogar seine Kühnheit mit dem Feuertode büßen. In einer seiner Verteidigungsreden legt ihm der Dichter folgendes Gleichnis in den Mund:

„Das Evangelium ist das Leben;
Das nur kann gültigen Entscheid
Und Richterspruch im Kampfe geben,
Ob ihr die Kirche Christi seid.
Das ist die Wurzel, ewig bleibend
Unschütterlich, und ohne Rast
Den Saft des Lebens weiter treibend
Als Tradition von Ast zu Ast.
Der Eiche grünes Leben sprießet
Aus ihrer Wurzel nicht allein,
Sie dorrt, wenn nicht vom Himmel fließet
Der milde Tau und Sonnenschein.

Doch was der Wurzel nicht entsprossen,
Ist falsch, wenn's auch sich heilig nennt;
Wem Nebel nicht das Aug' umflossen,
Die Mistel von der Eiche trennt.
Der Glaubensbaum, der lebensreiche,
Ist uns gepflanzt von Gottes Sohn;
Die Mistel, wuchernd an der Eiche,
Das ist die falsche Tradition.
Im Eichenlaub als Vöglein singen
Die Seelen, fröhlich und daheim;
Die Mistelbeeren aber bringen
Dem Teufel seinen Vogelleim.
(„Der Bann.")

[1]) „Fürs schwarze Land" von Ferd. Freiligrath. Gedichtet anläßlich eines Grubenunglücks in England um die Weihnachtszeit 1866.



Die Schlacht bei Bau (9. April 1848) und die Kieler Freischaren.*)

Von **E. Strohmeyer** in Kiel.

Die Schlacht bei Bau leitete als erstes Treffen die Reihe der Kämpfe ein, die im Kriege der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen ausgefochten wurden. Wenngleich dieses Treffen wegen der geringen Anzahl der (namentlich von schleswig-holsteinischer Seite) darin verwandten Kämpfer kaum als Schlacht bezeichnet werden kann, so war es, abgesehen von dem Umstande, daß es eben das erste bedeutende kriegerische Ereignis in jenen Feldzügen war, noch von ganz besonderer Bedeutung dadurch, daß die Scharen der Freiwilligen dort eine hervorragende Rolle spielten und dasjenige Freikorps, welches sich bei der Bevölkerung der Herzogtümer der größten Sympathie erfreute, das der Kieler Studenten und Turner, in jenem Kampfe seinen Untergang fand.

Als die Kunde von der Februar-Revolution in Paris wie ein Lauffeuer durch die Lande eilte und auch unser engeres Vaterland erreichte; als man fühlte, daß auch hier, wo schwere, unheildrohende Wolken den politischen Horizont bedeckten, bald das Kriegsgewitter sich entladen werde: da rüstete sich zuerst in Kiel, dem Mittelpunkte der nationalen Bewegung, die Jugend, um in der Stunde der Gefahr mannhaft und wehrhaft eintreten zu können für die hohen Güter, die es zu verteidigen galt: es waren die Angehörigen der Kieler Burschenschaften, der Korps der Holsaten und Sachsen, sowie die Mitglieder des 1844 gegründeten Turnvereins, die sich zusammenthaten, um sich durch gemeinsame Waffenübungen und militärische Exerzitien für den Kriegsdienst vorzubereiten. Man übte sich eifrig in allen Arten des Waffendienstes, namentlich im Schießen; plötzlich aber fiel die Entscheidung und machte allen Vorbereitungen ein Ende: der Kampf begann.

Die Ehre, an der ersten Waffenthat, der unblutigen Eroberung der Festung Rendsburg, teilnehmen zu können, ward den Turnern und Studenten allerdings nicht zuteil, da sie infolge einer ohne ihre Schuld eintretenden Verzögerung zu spät eintrafen; aber bald sollten sie zu einem ernsten, blutigen Ringen gerufen werden.

Nachdem das neugebildete schleswig-holsteinische Heer nach Norden marschiert war, um sich durch Besetzung eines möglichst großen Teiles von Schleswig die militärischen Hülfsquellen dieses Landes zu sichern, und nachdem mehrere kleinere kriegerische Unternehmungen ausgeführt worden waren, nahmen die Truppen nördlich von Flensburg Stellung, um hier den anrückenden Feind zu erwarten. Der Oberbefehlshaber war der Prinz Friedrich von Noer; doch befand dieser sich nicht bei der Armee und hatte dem alten General von Krohn, der schon lange das Waffenhandwerk aufgegeben hatte, die Führung der Truppen anvertraut. Das Heer bestand aus ca. 5000 Mann, wovon reichlich 1500 Mann Freiwillige waren, die militärische Disziplin und Ordnung nicht kannten. Doch waren gerade diese Kämpfer von feurigem Mute beseelt, während viele der übrigen Soldaten nur ungern in den Kampf zogen, in den Kampf gegen ihren früheren Kriegsherrn, dem sie den Fahneneid geleistet, in den Kampf gegen die Truppen, denen sie noch vor wenigen Wochen angehört hatten, deren Uniform sie noch trugen, deren

*) Quellen: A. Baudissin, Geschichte des schleswig-holsteinischen Krieges; Lüders, Denkwürdigkeiten zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte; Prinz Fr. v. Noer, Aufzeichnungen aus den Jahren 1848—50; O. Fock, Schleswig-holsteinische Erinnerungen; F. v. Levetzow, Erinnerungen eines schleswig-holsteinischen Offiziers; F. v. Wardenburg, Erinnerungen eines schleswig-holsteinischen Freiwilligen; W. Bahnson, Die Kieler Studenten zur Zeit der Erhebung 1848; W. Frölich, Das Treffen bei Bau; W. Struve, Geschichte des Kieler Männer-Turnvereins von 1844.

Offiziere ihre Führer gewesen waren. Ein fühlbarer Mangel an Geschütz und Reiterei machte sich bemerkbar, und es wäre wohl besser gewesen, wenn man mit dem Kämpfen noch etwas gewartet hätte. Aber die Truppen sollten sich an das Feuer gewöhnen, und im übrigen hoffte man auch auf baldige Unterstützung von seiten der preußischen Armee, die bereits in Holstein stand.

Die einzelnen Teile des Heeres wurden in beträchtlichen Entfernungen von einander aufgestellt: Das Zentrum stand bei den Dörfern Bau und Niehuus in einer von Natur recht starken Stellung und wurde von dem tapferen Oberstleutnant Otto v. Baudissin befehligt. Es bestand aus sechs Kompagnien Infanterie. — Der linke Flügel, unter Hauptmann v. Schmidt, stand bei Harrislee; außer zwei Kompagnien Infanterie und einer Schwadron Dragoner befanden sich hier die Freischärler des Amtsverwalters v. Krogh. Dieses Korps, dessen 1. Kompagnie die später so rühmlich bekannten Bracklower Schützen bildeten, zählte 550 Mann. — Die Verbindung zwischen den beiden Heeresabteilungen sollte durch die Reiterei hergestellt werden, welche, 2 Regimenter stark, bei Fröslee, Ellund und Handewitt postiert war. — Der rechte Flügel, unter dem Major v. Michelsen, hatte bei Krusau und der Kupfermühle Stellung genommen; seine Vorposten hatten die nördlich gelegenen Höhen besetzt, die einen weiten Ausblick gestatteten. Bei diesem Heeresteile befanden sich außer einer Kompagnie Infanterie die von Kiel ausgerückten Truppen, das Jägerkorps und die Freischaren der Turner und Studenten. Die Turnerschar war 80 Mann stark und wurde von dem Hauptmann Henne, einem Buchbinder aus Breslau, geführt. Diesem Manne, der früher als Unteroffizier in der preußischen Armee gedient hatte, war auch die kriegerische Ausbildung der Turner zu verdanken. Das Korps der Studenten stand unter der Führung des umsichtigen Studenten Kier aus Apenrade und zählte 126 Mann; ihm war auch das neugebildete Scharfschützenkorps zuzurechnen, welches unter dem cand. jur. Versmann (jetzt Bürgermeister in Hamburg) stand. — Während die beiden Führer der Studenten noch heute am Leben sind (Hauptmann Kier war später Landrat in Heide), deckt den Führer der Turner, Henne, längst die Erde. Bei Bau verwundet, kämpfte er später wieder in den Reihen der Schleswig-Holsteiner, bis ihm beim Sturm auf Friedrichstadt ein Arm und drei Finger der anderen Hand weggeschossen wurden. Nach seiner Heilung wanderte er nach Amerika aus, wo er den Krieg der Nordstaaten gegen die Sklavenstaaten mitmachte. In diesem Feldzuge verlor er noch ein Bein. In fremder Erde fand dieser kühne Kämpfer der Freiheit sein Grab. — Jeder Abteilung des schleswig-holsteinischen Heeres waren zwei Geschütze beigegeben, sodaß die ganze Streitmacht 3000 Mann und 6 Geschütze betrug. In Reserve standen in Flensburg eine Batterie und ein Bataillon Infanterie; am Kampfe des 9. April nahmen diese Truppen nicht teil. — 1900 Mann waren aus übergroßer Furcht vor Überrumpelung nach der anderen Seite des Flensburger Meerbusens beordert worden; dies war ein Fehler, der sich schwer rächen sollte.

Nördlich von der schleswig-holsteinischen Armee stand das dänische Heer, 10500 Mann stark, mit weit überlegener Kavallerie und Artillerie. Dem schleswig-holsteinischen Zentrum gegenüber stand vor Bau die Avantgarde, 1200 Mann Infanterie, vier Geschütze und etwas Kavallerie. Dicht hinter der Vorhut stand die Hauptmacht, während gegen den rechten Flügel der Schleswig-Holsteiner ein Flankenkorps von 2500 Mann mit 6 Geschützen gesandt wurde. Im Flensburger Hafen lagen fünf dänische Kriegsschiffe und einige Kanonenboote, welche durch ihr Geschützfeuer in den Kampf eingreifen konnten. — Wenngleich die dänische Übermacht ja ganz bedeutend war, so hätten sich doch wohl das Zentrum und der rechte Flügel der Schleswig-Holsteiner in ihren starken Stellungen halten können,

wenn genug Truppen vorhanden gewesen wären, die linke Flanke zu sichern. Hier wäre der Platz für die fortgeschickten 1900 Mann gewesen. Im Westen lag die Schwäche der schleswig-holsteinischen Stellung. Von Norden nach Süden führt hier durch die Heide eine breite Landstraße, der Ochsenweg oder die Königsstraße genannt. Die Verteidigung dieser Straße erfordert, da die Gegend eben ist, größere Truppenmassen; da aber diese nicht vorhanden waren, so lag die Gefahr nahe, daß die Dänen, auf dem Ochsenwege vorrückend, die ganze schleswig-holsteinische Armee umzingeln und gefangennehmen konnten. Der General v. Krohn sah, obwohl er unbegreiflicher Weise keine Kenntnis vom Vorhandensein des Ochsenweges hatte, das Gefährliche seiner Stellung wohl ein und bat, sich zurückziehen zu dürfen; der Prinz von Noer stellte es aber dem General anheim, nach eigenem Ermessen zu handeln, und da er versprach, am 9. April bei dem Heere einzutreffen, so wurde der Rückzug bis zu diesem Tage aufgeschoben. Auch der Major v. Michelsen erkannte die gefährliche Stellung seiner Truppe, da für ihn im Falle einer Umgehung am wenigsten Aussicht auf ein Entkommen vorhanden war. Ihm wurde aber der Befehl gegeben, seine Stellung solange wie möglich zu behaupten. Später, während der Schlacht, soll ihm der Befehl zum Rückzuge erteilt worden sein; da aber war es bereits zu spät.

Nachdem die Dänen am 8. April bei einem Angriffe auf Bau zurückgeworfen worden waren, rückten sie in der Frühe des 9. gegen die schleswig-holsteinische Linie vor. Der Plan des dänischen Generals v. Hedemann war folgender: Die Avantgarde nimmt den Weg über Bau nach Flensburg; die Hauptmacht geht auf dem Ochsenwege vor und wirft den linken Flügel des feindlichen Heeres auf das Zentrum zurück, dabei gleichzeitig den Rückzug abschneidend. Das Flankenkorps hält den rechten Flügel durch ein Scheingefecht fest, bis die Umgehung vollendet ist, und wirft ihn dann auf die in Flensburg eingerückten Dänen, sodaß dann die ganze schleswig-holsteinische Armee gefangen ist. Die im Flensburger Hafen liegenden Kriegsschiffe unterstützen die Operationen durch ein energisches Feuer.

Um 6 Uhr morgens begann bei Bau der Kampf. Einige Stunden hielten hier zwei Kompagnien unter dem Hauptmann v. Jeß ihre Stellung, wurden dann aber durch die dänische Übermacht gezwungen, sich zurückzuziehen und den Ochsenweg preiszugeben, auf dem nun die Dänen vorrückten. Graf Baudissin hielt noch eine Stunde lang bei dem Dorfe Niehuus dem weit überlegenen Feinde stand, mußte sich dann aber zurückziehen, da ihn der energielose Major v. Kindt, der die linke Flanke sichern sollte, im Stiche ließ, und die Kavallerie mit der Artillerie auf Befehl des Generalkommandos nach Flensburg zurückgegangen war, statt die Verbindung zwischen dem linken Flügel und dem Zentrum aufrecht zu erhalten.

Gleichzeitig mit der Avantgarde hatte die dänische Hauptmacht den Ochsenweg betreten und griff bei Harrislee den linken Flügel der Feinde an. Hier befehligte Hauptmann v. Schmidt, und dieser tapfere Offizier war es, der das Zentrum der Armee rettete. Mit 850 Mann, worunter 550 Freischärler, hielt er stundenlang seine Stellung gegen 5000 Dänen und ging dann kämpfend auf Flensburg zurück. Leider wurde dieser tapfere Führer durch eine Kugel schwer verwundet und starb wenige Tage nach der Schlacht. Das v. Kroghsche Freikorps warf sich, von der feindlichen Reiterei verfolgt, in das Handewitter Gehege und entkam gegen Südwesten hin nach Holstein. Vor Flensburg trafen der linke Flügel und das Zentrum der Schleswig-Holsteiner zusammen; durch die Stadt nahmen sie ihren Rückzug. Die Höhen nördlich von Flensburg wurden von den Dänen besetzt.

Der rechte Flügel des schleswig-holsteinischen Heeres war bereits frühmorgens, als man den Feind heranrücken sah, in Kampfbereitschaft gesetzt, blieb aber unthätig, da die Dänen ihren Angriff auf die Stellung von Bau und Niehuus kon-

zentrierten. Als der Geschützdonner sich immer mehr nach Süden zog, unternahm Major v. Michelsen, da er vom Oberkommando weder Nachrichten noch Befehle erhielt, es gegen 11 Uhr, auf eigene Hand zu operieren. Er wollte dem Zentrum den Rücken decken und sein Korps mit jenem vereinigen. Um den Rückzug längs der von den Schiffskanonen bestrichenen Chaussee bewerkstelligen zu können, ließ er die dänischen Schiffe beschießen. Als aber seine beiden Geschütze dem überlegenen Feuer der Feinde weichen mußten, ließ er seine Truppe nach Westen schwenken, wo das Kluesrieser Gehölz Schutz gegen die Geschosse gewährte. Es sollte bis zu der von Bau nach Flensburg führenden Straße marschiert und auf dieser der Rückzug bewerkstelligt werden. Während sie bisher von den dänischen Truppen nichts gespürt hatten, wurden die Schleswig-Holsteiner jetzt plötzlich von hinter den Knicken liegenden Schützen beschossen. In dem nun folgenden Kampfe zeichneten sich namentlich die Studenten und Turner durch Mut und Unerschrockenheit aus. Sie bildeten die Nachhut und hatten die Aufgabe, die nachrückenden Dänen aufzuhalten. Durch lebhaftes Feuern und kühne Sturmangriffe gelang es ihnen auch eine Zeitlang; aber die Übermacht der Feinde war zu groß. Die Jäger, welche die Spitze des Zuges bildeten, stießen vor Flensburg auf die Dänen, die schon das Norderthor besetzt hatten und sie auf das bei einer hochgelegenen Windmühle kämpfende Freikorps zurückwarfen. Ein längeres Verweilen mußte verhängnisvoll werden, denn immer mehr Dänen langten vor Flensburg an. Darum suchte jeder Offizier seine Truppe zu ordnen, um durch einen Sturmangriff die Reihen der Feinde zu durchbrechen. Jäger, Studenten und Turner schlossen sich zusammen, froh, eine entscheidende That unternehmen zu können. Leider wurden gerade beim Sammeln nach dem ersten Anlaufe viele Offiziere verwundet: der Hauptmann der Studenten, der Führer der Turner, Major Michelsen und andere Offiziere der Jäger.

Dennoch kam die Sturmkolonne zustande: mit dem Rufe: „Hurra für Schleswig-Holstein!“ stürmten die todesmutigen Kämpfer den Hügel hinab. Bei den ersten Häusern der Stadt standen die Dänen, Hecken und Gräben mit Schützen besetzt haltend. Kein Schuß fiel aus den Reihen der Stürmenden, und auch die Feinde feuerten nicht. Erst als die Sturmkolonne bis auf eine geringe Entfernung herangekommen war, gaben die Dänen der dichtgeschlossenen Schar eine Salve, die verheerend wirkte: die Kolonne ward auseinandergesprengt; Tote und Verwundete bedeckten die Straße. Wer noch stand, suchte nur noch der Gefangenschaft zu entgehen; jeder fühlte, daß der Kampf zu Ende gehe. — In kleinen Scharen warfen sich die Zersprengten in die Vorstadt Flensburgs, als plötzlich aus dem Harrisleer Wege eine Abteilung dänischer Dragoner herbeisprengte, um die Flüchtlinge niederzuhauen. Diese aber warfen sich in die Häuser, erkletterten die Wälle, drückten sich an die Mauern und feuerten unter die Angreifer, daß Roß und Reiter stürzten und der Rest in eiliger Flucht davonjagte. Ein tollkühner Student, Ottens (als Leutnant bei Fredericia gefallen) hatte sich alleine der Reiterei entgegengestellt und mit seinem Bajonett zwei Pferde erstochen. Da der Weg durch die Stadt bereits durch dänische Infanterie verlegt war, so besetzten die Umzingelten eine Anzahl von Häusern, um sich in denselben noch so lange wie möglich zu verteidigen; die meisten Kämpfer fanden sich in den Gebäuden einer Eisengießerei zusammen, wo sie gegen die Geschosse der Kanonenboote einigermaßen geschützt waren. Eine Zeitlang wurde noch auf die anrückenden Dänen gefeuert, als aber die Munition ausging, steckten die Jäger weiße Tücher auf ihre Bajonette, zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollten; gezwungen und widerstrebend folgten Turner und Studenten; die Waffen wurden, so weit möglich, unbrauchbar gemacht: dann lieferten sich die Kämpfer ihren Feinden aus. — Einigen gelang es, zu entkommen.

Der Gesamtverlust der Schleswig-Holsteiner in dem Gefecht betrug 950 Mann: 30 Tote, 143 Verwundete und 777 unverwundete Gefangene. An schwerverwundeten Offizieren fielen den Dänen in die Hände: Major Michelsen, Hauptmann von Schmidt, Hauptmann v. Wasmer, Leutnant v. Lützow und Unterarzt Dr. Weiß. Dieselben wurden zunächst in Flensburger Lazarette gebracht; nach kurzer Zeit aber kam der Befehl, sie nach Augustenburg zu überführen. Die dänischen Ärzte widersetzten sich dieser Maßnahme auf das nachdrücklichste, da, wie sie behaupteten, ein Transportieren den Verwundeten den Tod bringen müsse. Der dänische kommandierende General aber meinte: „Insurgenten gegenüber brauche man keine Rücksicht zu nehmen" und bestand auf der Ausführung seines Befehls. — Die Folge dieser unmenschlichen Handlung war, daß die fünf Offiziere ihren Wunden erlagen. — Major Michelsen war von dem dänischen Obersten Bülow noch in barbarischer Weise körperlich gemißhandelt worden. — Der schwerverwundete Führer der Studenten kam auf Verwendung von Flensburger Bürgern in Privatpflege und verdankte wahrscheinlich diesem Umstande die Erhaltung seines Lebens.

Am stärksten hatte das Kieler Freikorps in dem Kampfe gelitten; fast die Hälfte der auf schleswig-holsteinischer Seite Gefallenen hatte jener Schar angehört; die Studenten hatten an Toten und Verwundeten den fünften, die Turner den vierten Mann verloren. — Die Gefangennahme der tapferen Truppe war ein besonders harter Schlag, als damit dem jungen Heere die Elemente für ein einheimisches Offizierkorps für einen ganzen Feldzug verloren gingen. — Die Gefangenen wurden mit echt dänischer Brutalität behandelt, mit Schlägen und Kolbenstößen bedacht und mit gemeinen Schimpfwörtern überhäuft.

Daß das schleswig-holsteinische Heer unterliegen mußte, war vorauszusehen; zu bewundern ist noch, daß bei den vielen ungünstigen Umständen, welche für die Schleswig-Holsteiner während der Schlacht in Betracht kamen, daß bei der mangelhaften Organisation der Truppen, der gänzlichen Unfähigkeit des Oberbefehlshabers und des daher rührenden Mangels einer einheitlichen Leitung sowie der erdrückenden Übermacht des Feindes nicht das ganze Heer vernichtet wurde. Daß das nicht geschah, ist dem Heldenmut und der Umsicht einzelner Abteilungskommandanten (vor allem Oberstleutnant von Baudissin und Hauptmann von Schmidt) sowie der Tapferkeit der Truppen zu verdanken. — Der dänische Generalstabsbericht sagt, daß sich die Schleswig-Holsteiner mit verzweifeltem Mute verteidigt und mehrmals die dänischen Truppen zurückgetrieben hätten. Wie hartnäckig der Widerstand gewesen ist, erhellt aus dem Umstande, daß die Dänen trotz ihrer so unendlich überlegenen Artillerie fast ebenso viele Leute an Toten und Verwundeten verloren wie ihre Gegner. — Vor allem hatten sich die Freiwilligen ausgezeichnet, und nach Beendigung des Krieges war man in der dänischen Armee der Ansicht, daß in allen Kämpfen der drei Jahre keine Truppe, weder auf dänischer noch auf deutscher Seite, mit solcher todesverachtenden Tapferkeit gekämpft habe, wie die Schar der Studenten und Turner im Gefecht von Bau.

Den gefallenen Turnern ist an der Stätte, wo der letzte Sturmangriff unternommen wurde, am 25jährigen Gedenktage des Treffens von Flensburger Turnern ein Gedenkstein gesetzt worden, der am 9. April jedes Jahres durch Kränze geschmückt wird. — Aber auch die anderen Braven sind nicht vergessen, und wenn auch dem jüngeren Geschlecht in unseren Landen leider größtenteils die Kenntnis von den Ereignissen jener großen Zeit fehlt, so wird doch die fünfzigjährige Wiederkehr jener Tage die Kunde davon wieder wachrufen, und der müßte kein echter Sohn seines meerumschlungenen Vaterlandes sein, der nicht mit Stolz und Ehrfurcht dächte an die tapferen Kämpfer für Recht und Freiheit!

Zwei wertvolle Bereicherungen der schleswig-holsteinischen Litteratur.

Von Oberlehrer **H. Krumm** in Kiel.

II.

Wie ganz anders mutet uns der Roman von Adolf Bartels „Die Dithmarscher" an, dem wir uns jetzt zuwenden. Dort verschwimmende Weichheit in Stimmung und Umrissen, hier gedrungene Kraft und plastische Rundung! Der Gegensatz fällt sofort in die Augen. Sollte Kröger Recht haben, der schon als Knabe, bei seinen gelegentlichen Streifzügen in das benachbarte Dithmarscher Land, die Bemerkung gemacht hatte, daß „die scharfen, hartknochigen Sachsengesichter und die dazu gehörigen weichen Sachsenherzen aufhörten?" „Es begann," fügt er hinzu, „das Land der starken, gutgenährten, schönen Menschen des breiten Kinns . . . . . Der ganze Mensch trat uns mehr als Persönlichkeit entgegen, als Persönlichkeit, die ein herbes, hartes Gemüt haben konnte und jedenfalls einen klaren, durch Rührseligkeit nicht getrübten Blick besaß". — So einseitig diese Beobachtung, wie alle verallgemeinernden Beobachtungen, sein mag, es liegt doch viel Wahres darin. Es läßt sich schwerlich leugnen, daß in dem Charakter der Dithmarscher, die ihre alte Bauernfreiheit so zäh gegen Dänen und Holsten verteidigten, eine überschüssige Kraft und machtvolle Energie des Willens scharf hervorsticht, der sich die Nachgeborenen auch jetzt noch mit Stolz bewußt sind, und mit der sich ein harter Egoismus bisweilen paaren mag. Wer Altdithmarschen kennt, wird dies von vornherein begreiflich finden. Auch die bedeutendsten Dichter Dithmarschens, Groth und Hebbel, verschmähen nichts so sehr als die Sentimentalität, das Zerfließen in Gefühlen. Doch wird es allen, die sich tiefer in sie versenken, bald klar werden, daß die obige Bemerkung doch einer wesentlichen Einschränkung bedarf. Sie sind allerdings beide, obgleich große Lyriker, nicht bloß lyrische Naturen, wie es nach meinem Urteile z. B. Storm, auch der Novellist, bis in die letzte Periode seines Schaffens im wesentlichen geblieben ist, sondern übertreffen ihn und andere gleichartige Talente jedenfalls an Umfang, Hebbel auch wohl an Kraft der poetischen Begabung, ohne ihnen an Tiefe des Gefühls nachzustehn. So ist es Groth — ganz abgesehen von seinen epischen Dichtungen, die ich am meisten bewundere — auch in seinen Liedern mindestens ebensosehr um die treue Darstellung des dithmarsischen Volkstums zu thun, hinter dem die dichtende Persönlichkeit sich keusch zurückhält, als um dem Ausdruck seiner subjektiven Empfindung. Ich glaube nicht, daß seine Lyrik dadurch an Innigkeit und Wärme verloren hat. Als noch mehr spezifisch dithmarsisch erscheint Hebbels Eigenart. Er ist ohne Frage der niederschmetterndste und gewaltigste unserer Tragiker und stößt zarter besaitete Gemüter nicht selten ab. Auch als Lyriker verleugnet er nicht eine gewisse Sprödigkeit, die das im Herzen wogende Gefühl zurückdrängen möchte. Aber dieses Gefühl ist in allen seinen Schöpfungen, wenn auch öfters tief versteckt, dem feineren Ohre stets wahrnehmbar, wie eine in unterirdischer Verborgenheit rauschende Quelle, die plötzlich mit elementarer Gewalt möchtig hervorbricht. Gemeinsam ist ferner diesen beiden dithmarsischen Dichtern die Kampffreudigkeit. Mit dem Einsatz der ganzen Kraft hat Groth zeitlebens für das Plattdeutsche, die Gleichberechtigung und Wertschätzung der geliebten „Modersprak", gestritten. Hebbel war das gegen den Strom schwimmen von jeher Bedürfnis, er rechnete auf die Anerkennung seines Strebens durch spätere Generationen und wies jedes Paktieren mit den Moden und Strömungen des Tages vornehm von sich ab; auf niemanden möchte das schöne Goethesche Wort so sehr Anwendung finden als auf ihn:

„Denn er ist ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein."

Das ist echt dithmarsische Art, und wer die Wurzeln dieser Kraft erkennen will, lese den historischen Roman „Die Dithmarscher," mit dem sich Adolf Bartels seinen größeren Landsleuten würdig anreiht.

Schwerlich wird ein Anderer wieder dieselbe Liebe zu der schönen Aufgabe, die Heldenzeit der Dithmarscher in einem weitgespannten Gemälde vorzuführen, und dieselbe Fähigkeit mitbringen, den großartigen aber schwierigen Stoff zu meistern. Dem Dichter ist der kühne Wurf gelungen, nicht so sehr, weil er jeden Fußbreit heimischen Bodens kennt und mit allen Quellen der Geschichte des Stammes gründlich vertraut ist, sondern vor allem, weil er mit so begeisteter Liebe an der glorreichen Vergangenheit hängt und weil sein Charakter und Talent, wie bei Groth und Hebbel, den echten Stempel dithmarsischer Eigenart tragen. Ein kurzer Blick auf seine Entwickelung wird dies klar zeigen. Der Kritiker und Essayist, in weitern Kreisen bis jetzt noch bekannter als der Dichter, hat unermüdlich mit scharfer Feder den Kampf gegen falsche Götzen und ungesunde Richtungen der jüngsten litterarischen Bewegung geführt; sein neuestes Buch über Gerhart Hauptmann, vielgeschmäht und von der kurzsichtigen Wut der Gegner angefeindet, wird je länger desto nachhaltiger wirken, weil es aus der Tiefe einer geschlossenen, festgegründeten, ästhetischen Überzeugung heraus furchtlos die Wahrheit sucht und verkündet. Über den Dichter ist ein abschließendes Urteil noch nicht zu fällen. Der Lyriker offenbart bereits in der bis jetzt allein vorliegenden Sammlung von Jugendgedichten, die neben manchem Unreifen auch viel Schönes enthält, daß er im Kerne seiner Artung Hebbel nahe verwandt ist und auf seinen Schultern steht. Der Dramatiker haßt falsches Pathos und entwickelt in einzelnen Scenen wenigstens dramatische Kraft; wahrscheinlich ist sehr Tüchtiges von ihm zu erwarten, sobald er einmal den seinem Talent zusagenden Stoff gefunden hat. Seine „Geschichten in Versen," die den Titel „Schleswig-Holstein meerumschlungen" tragen, sind in der Heimat viel beachtet worden, enthalten auch manches Schöne, sind aber noch zu ungleich in der Behandlung, als daß sie einen reinen Eindruck machen könnten. Das komische Epos: „Der dumme Teufel" dagegen, eine scharfe Satire auf das Deutschland unserer Tage, legt für alle, die sehen können und wollen, trotz einzelner Übertreibungen und Geschmacklosigkeiten, bereits einen bündigen Beweis ab von der seltenen Vielseitigkeit und der kräftigen Originalität seiner Begabung. Der vorliegende historische Roman endlich, einer der besten seiner Gattung, wird hoffentlich alle Freunde unserer Litteratur, in erster Linie die Schleswig-Holsteiner, veranlassen, dem Dichter näher zu treten und ihm die Ehre zu erweisen, die sie ihm schuldig sind.

Es ist eine Art von nationalem Epos, in dem kein Einzelner, sondern das ganze dithmarsische Volk die Heldenrolle spielt, was Bartels hier mit sicherer Hand entwirft. Sie steigt leibhaftig vor uns auf aus den Blättern dieses Romans, jene gewaltige Zeit des heißen Kampfes um Dithmarschens Unabhängigkeit, die mit der Hemmingstedter Schlacht beginnt, der größten, die je auf dem Boden der Cimbrischen Halbinsel gefochten worden, und mit der „letzten Fehde" schließt, in der die Sonne der Freiheit blutigrot untersinkt. Auf zwei verschiedene Weisen konnte der Dichter die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, lösen: er mußte entweder eine freie, in Stimmung und Ausführung subjektive Phantasie über die dithmarsische Geschichte schreiben, wie es etwa Wilhelm Jensen, allerdings nicht immer glücklich, mit Stoffen aus der Zeit der Hohenstaufen und des dreißigjährigen Krieges gemacht hat, oder eine schlichte Darstellung geben, der innere fortreißende Gewalt einzig und allein aus dem Stoffe selbst kommen konnte. Der realistische Dichter, dem daran lag, alles Zuständliche breit zu entwickeln, seine Landsleute, die er sich zunächst als Leser des Buches dachte, in ihre Vergangenheit gleichsam zurückzudrängen, schlug den zweiten Weg ein, er stellte das Geschichtliche in den

Vordergrund des Bildes, ohne gleichwohl auf rein dichterische Wirkung verzichten zu wollen. Wenige werden die großen Schwierigkeiten gerecht würdigen, die er bei der Ausgestaltung dieses Planes zu überwinden hatte, da wenige die dürftigen und widersprechenden Berichte kennen, aus denen er schöpfen mußte. Wie viele Phantasie und lebendige Gestaltungskraft mußte er aufbieten, um alle die historischen Vorgänge in einen wohlgeordneten pragmatischen Zusammenhang zu bringen! Eine so reiche Fülle von Einzelzügen, klar geschaut und kräftig umrissen, auf engen Raum zusammenzudrängen, war sicherlich keine leichte Aufgabe. Gerade das ist ihm aber so vorzüglich gelungen — das ist auch das Urteil Klaus Groths, dem niemand die Kennerschaft auf diesem Gebiete abstreiten wird —, daß es mich garnicht wundern sollte, wenn seine Darstellung der Ereignisse den Landsleuten unmittelbar und unwillkürlich als die einzig richtige erschiene.

Doch auch das noch Schwierigere, die Verkettung des Einzelschicksals mit dem Schicksale des Stammes, ist geglückt. Die Figuren, die er auftreten läßt, sind alle mit großer Kunst individualisiert, doch mußte die psychologische Analyse, nach Art unserer Modernsten, vermieden werden, da sie den Kern dieser einfachen, derben Bauernnaturen zerstört hätte. Sie sind alle wie aus einem Guß, aus hartem Gestein kraftvoll herausgemeißelt, und trotz der größten Unterschiede in Alter, Geschlecht und ursprünglicher Anlage verleugnen sie nicht den gemeinsamen Familienzug, der sie zu echten Kindern Dithmarschens macht. Sie gruppieren sich um die reckenhafte Gestalt Johannes Holms, der im Mittelpunkte der Handlung steht. Er feiert seine Hochzeit, als die schwarze Garde in das Land einrückt, er ist einer der Tapfersten bei Hemmingstedt, er erschlägt den eigenen Bruder Karsten, der aus Ehrgeiz zum Landesverräter geworden ist. Als der Apostel der neuen Lehre, Heinrich von Zütphen, einige Jahrzehnte später in Meldorf zu predigen beginnt, ist Johannes Holm sein Gegner, weil er ihren zersetzenden Einfluß auf das altdithmarsische Volkstum ahnt und fürchtet, er ist es denn auch, der dem Märtyrer den tötlichen Schlag versetzt. Er schürt später die Unruhen im Lande, welche der Ermordung Peter Swyns vorangehen, da er mit ganzer Seele an den festgeschlossenen Geschlechterverbänden hängt, auf die sich des Vaterlandes Kraft stützt. Als Greis kämpft er noch gegen die siegreich vordringenden Feinde und fällt, von den Kugeln der eigenen Landsleute durchbohrt, als auf der Koppel an der Aubrücke vor Heide die Freiheit auf immer unterliegt. Es ist bewundernswert, wie hier die Tragödie des einzelnen Geschlechts, der Individuen, mit der Tragödie des Volksstammes in eins zusammenfällt. Ueberhaupt ist die Komposition, in ihrer großartigen Einfachheit, der Gewaltigkeit des Stoffes durchaus ebenbürtig. Um nur eins herauszuheben: trotz der Liebe, mit der des Dichters Auge auf der Kraft und dem Heldentum der Dithmarscher weilt, wird ihr Schicksal doch als unabwendbar hingestellt. Wir erkennen klar die innere Auflösung der Formen, die sich überlebt haben, und blicken vorwärts in mildere, menschlichere Zeiten, die an Stelle der blutigen Fehden und wilden Sitten treten und dadurch für den Verlust der Freiheit entschädigen werden.

Mit derselben Treue wie das Individuelle der Personen ist auch das Landschaftliche behandelt. Schon die Einleitung trifft mit meisterhafter Sicherheit den Ton. Der von der Nordsee sausende Nordweststurm, der um seine Kirche wie zusammengeduckt liegende Ort Weslingburen, die herbstlich trübseligen Felder, die öden Watten draußen! Wir sind auf die Menschen vorbereitet, die zu dieser Natur passen. Doch auch alle späteren Bilder sind ebenso farbenfrisch, ob sich das unendliche Schweigen der weiten, in Schnee gehüllten Ebene vor uns aufrollt, oder der grüne, von der blauen Himmelswölbung überspannte Teppich der Marschen in goldner Frühlingszeit. Eine kurze Probe wird vielleicht manchen Lesern willkommen sein.

Kaum hat sich der Vorhang über die erschütternden und grausigen Scenen gesenkt, mit denen der erste Teil des Romanes schließt, als wir, zu Beginn des zweiten Teils, durch folgende, entzückend stimmungsvolle Einleitung überrascht werden: „Die Sommerstille kurz vor dem Beginn der Ernte lag über dem Lande Dithmarschen. Es waren wunderschöne Tage, der eine so klar und köstlich wie der andere. Das Sonnenlicht verbreitete einen wahrhaft goldenen Glanz über die weite Kornebene der Marsch, die Dörfer erschienen im blauen Duft, ein leiser Seewind kühlte die Hitze. Kein Laut war zu vernehmen, höchstens hier und dort das schwerfällige Wandeln des Viehs auf den fetten Weiden, ein kurzes Gebrüll der Rinder, ein Schütteln der Pferde. Sonst jene fast unheimliche Stille der völligen Einsamkeit im goldenen Tageslicht." Mit so wenig knappen Strichen dies Bild auch hingeworfen ist, es haftet in der Erinnerung und gewinnt, wie alles Echte, bei wiederholter Betrachtung.

Es ist selbstverständlich, daß die Kritik an dem schönen Werke auch manches aussetzen könnte, doch glaube ich, daß kaum ein ernsthafter Tadel erhoben werden dürfte, der nicht in der von dem Dichter gewählten Art der Behandlung seine Erklärung oder Entschuldigung fände. So ist es nicht zu leugnen, daß er manchmal zu lakonisch über die bedeutendsten Schicksale, die tiefsten Seelenerschütterungen seiner Personen hinweggeht. Man darf sicher sein, daß er dies gewollt hat, damit kein Einzelner sich ungebührlich vordränge, die Darstellung der unaufhaltsam vorwärts eilenden historischen Ereignisse nicht an Wucht und Konzentration einbüße. Er hat die Farben gespart, sie sind ihm nicht ausgegangen. Auf gewissen Höhepunkten der Handlung, für die der Dichter die volle Kraft zusammenfaßt, wird jeder Leser bis ins Innerste gepackt werden. Der nächtliche Ritt Karsten Holms von Meldorf nach Heide, die furchtbare Scene auf dem Sarzbüttler Moor, das den von Bruders Hand Erschlagenen verschlingt, die noch unheimlichere Scene auf dem Heider Marktplatz, wo Johannes Holm, als er sich selbst anklagt, den Bruder mit eigener Hand gerichtet zu haben, von dem ersten Blitzstrahl des plötzlich heranziehenden Unwetters getroffen zu Boden sinkt, auch manche zarte und rührende Momente der Erzählung, die mit gleicher Kunst ausgeführt sind wie die gewaltigen und großartigen, beweisen, daß der Verfasser sich ruhig an das Höchste wagen darf. — Andere werden klagen, daß Bartels sie durch die übermäßig vielen Namen, mit denen sie nichts anzufangen wissen, weil sie keine bestimmten Vorstellungen in ihnen erwecken, ermüde und verwirre. Wirklich wird uns, um ein Beispiel anzuführen, kein noch so kleines Dorf erlassen, wenn wir den „Bruder Heinrich" auf seiner Wanderung von Brunsbüttel nach Meldorf begleiten. Auch das ist Absicht. Der Dichter möchte durch diese Genauigkeit im Einzelnen den unmittelbaren Eindruck der Wirklichkeit hervorrufen und die Glaubwürdigkeit seines Berichtes erhöhen. Auch mag er hoffen, bei Landsleuten das, was er etwa bei Fernerstehenden dadurch verlieren könnte, doppelt und dreifach zu gewinnen. — Anderen mag die gelegentliche Steife und Trockenheit des Ausdrucks unangenehm auffallen. Doch möge man hierbei besonders vorsichtig im Tadel sein, da der Dichter doch längst vorher bewiesen hat, daß er das Instrument der Sprache in allen Registern zu spielen versteht. Er wollte in seinem Buche den Volks- und Zeitton so genau wie nur irgend möglich treffen, und manche Schwerfälligkeiten, die verwöhnten Lesern nicht behagen wollen, verstärken entschieden die beabsichtigte Illusion. Manches, das in hochdeutschem Gewande einen etwas zweifelhaften Eindruck macht, gewinnt unendlich, wenn man es in die plattdeutsche Mundart überträgt, die dem Verfasser, im Dialoge wenigstens, überall vorgeschwebt hat. — Doch, wie viel man auch im einzelnen tadeln möge, es bleibt sicherlich genug übrig, was dem Romane ein kräftiges Leben verspricht. Namentlich die Schleswig-

Holsteiner haben alle Ursache, sich den Namen des Dichters zu merken und seiner aufsteigenden Entwicklung mit regem Anteil zu folgen.

Meine ausführliche und liebevolle Besprechung hofft beiden Dichtern und ihren Werken in gleicher Weise gerecht geworden zu sein. Kaum wird es noch zum Schlusse der ernsten Mahnung an die Landsleute bedürfen, mit ihrem Dank gegen sie nicht zu kargen. In unseren Tagen herrscht nicht zum wenigsten auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur jene mit einer tastenden Übergangsperiode untrennbar verbundene Zerfahrenheit und Unklarheit der Bestrebungen und Ziele, die viele, die nur naiv genießen möchten, verwirrt, auch wohl anekelt. Da ist es eine besondere Freude, auf Bücher zu stoßen, die nicht in den häßlichen Kampf der Parteien hinabgezerrt werden, die allen gefallen können. Seien sie denn den Empfänglichen, die sich warme Liebe für die schöne Litteratur bewahrt haben, nicht zuletzt auch allen Volksbibliotheken als gesunde Kost angelegentlichst empfohlen!

Mitteilungen.

1. „Dingstock." Noch bis in die neueste Zeit hinein wanderte in dem Dorfe Vorby bei Eckernförde der „Dingstock" von Haus zu Haus, um den Gemeindemitgliedern Bekanntmachungen zu unterbreiten oder dieselben zur Gemeindeversammlung anzusagen. Erst vor einem Jahre wurde, da die Gemeinde sich mehr ausgedehnt hatte, der „Dingstock" dort außer Gebrauch gesetzt, nachdem das eine der beiden vorhandenen Exemplare fast zwei Jahrhunderte seinem Zwecke gedient hatte. Der Vorbyer „Dingstock" ist eine oben mit einem Ringe versehene eiserne Klammer, in welche die zusammengefalteten Zirkulare hineingeschoben wurden, um in derselben, vom Gemeindevorsteher ausgesandt, in festgesetzter Ordnung von Nachbar zu Nachbar weitergegeben zu werden und endlich an die Ausgangsstelle zurückzugelangen. Nach mir erteilter Auskunft trägt der ältere „Dingstock" auf der einen Seite die Jahreszahl 1697 und die Buchstaben BB; Eingravierungen auf der andern Seite sind unleserlich geworden. Auf der zweiten Klammer findet sich die Jahreszahl 1777. Das Jahr 1897 sah den Vorbyer „Dingstock" durch mehrere Aushängekästen und bei kurzen Bekanntmachungen durch einen Boten mit einer Glocke ersetzt. F. Lorentzen, Kiel.

2. Nutt, butt, jiepsteert — ein Jugendspiel hinterm Ofen.*) Wenn wir zu Hause an langen Winterabenden im traulichen Stübchen hinter dem warmen Ofen saßen und Langeweile spürten, dann pflegten wir Brüder uns die Zeit mit einem Glücksspiel zu vertreiben. Aus seinem wohlgefüllten Nußbeutel nahm mein Bruder einige, jedoch höchstens drei Nüsse in seine fest geschlossene Hand, hielt mir sie hin und rief: „Nutt, butt, jiepsteert?" Antwortete ich auf gut Glück etwa: nutt (eins), so öffnete er die Hand. War in diesem Falle nur eine Nuß darin, so gehörte sie mir, waren es aber butt (zwei) oder jiepsteert (drei), so mußte ich die Differenz aus meinem Nußbeutel begleichen. (Der Ratende gewann überhaupt stets, wenn er den Inhalt richtig nannte; er verlor, wenn er falsch riet.) Dann kam ich an die Reihe u. s. f. — So ist dies harmlose Glücksspiel noch jetzt in Kisdorf bei Kaltenkirchen im Gebrauch. In Söhren, Kreis Segeberg, pflegt man den drei Zahlwörtern den rätselhaften Ausdruck hinzuzufügen: „Hatt för't erst!"

Hamburg. C. H. Dannmeyer.

3. Roland. Zu den bisher nachgewiesenen 47 Rolandsarten (wovon in Holstein allein 5) tritt Schleswig als der 48. Hier — wie auch an den andern Orten — stand der Roland auf dem großen Markt, oben auf dem Bake (Pranger). 1564 und 1565 wurde er repariert, noch 1646 mit großen Kosten neu wieder aufgerichtet. Es scheint bemerkenswert, daß hier bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts feierliche Rundgänge um die Säule stattfanden, und die Säule zugleich als Pranger benutzt ward. Daneben stand das Drillhaus, welches Umhertreiber und Betrunkene aufnahm, mit folgender Inschrift:

Alle lose Gesindel schrenk ich ein,
hüte dich, daß du nicht kommst drein!

J. J. Callsen, Flensburg.
(Nach Dr. Sach, Geschichte der Stadt Schleswig 1875.)

4. Die Spätzin als Pflegemutter. Schon oft habe ich Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie sehr die Meisen und Schwalben unter der Frechheit und Bosheit des Spatzen zu leiden haben. Umsomehr war ich überrascht, als ich im vorigen Sommer eine Handlungsweise dieses schlimmen Gesellen sah, die ihn in ein besseres Licht stellt. Auf dem

*) Zu vergleichen: Handelmann, Volks- und Jugendspiele, S. 35.

Schulhofe hörte ich eine junge Bachstelze nach Futter schreien und schaute aus dem Stallgebäude hin. Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu können, als ich eine Spätzin heranfliegen sah, die dem Schreihals Futter in den geöffneten Schnabel reichte. Ich konnte noch eine Zeitlang beobachten, wie die Spätzin in kurzen Zwischenräumen wiederkehrte und den Hungerleider versorgte. Als die Bachstelze mir aus den Augen gekommen war, wagte ich mich hervor und verscheuchte sie leider, konnte aber noch beobachten, wie die Spätzin ihr sogleich folgte. Ob wohl die Spatzenmutter die Bachstelze auch schon ausgebrütet hatte?

Eschenburg, Holm.

5. Das Übernachten der Vögel an Bord eines Schiffes auf hoher See. Im Herbste des Jahres 1889 beteiligte ich mich an einer Expedition zur Erforschung von Heringslaichplätzen in der Nordsee. Als wir uns mit unserm Schiffe ca. 50 Seemeilen nordwestlich von Sylt befanden, erhielten wir Besuch von kleinen Vögeln, u. a. von einigen Schnepfenarten. Die Tiere waren offenbar sehr erschöpft, weil sich ihnen nirgends ein Ruhepunkt bot, und ließen sich ohne Scheu auf unserm Dampfer nieder. Nachdem sie sich ein wenig erholt hatten, liefen sie auf dem Deck hin und her und waren so zutraulich, daß selbst das Gerassel der Dampfwinde sie nicht zu verscheuchen vermochte. Hoch über uns zog ein kleiner Habicht seine Kreise, der offenbar die Veranlassung gewesen war daß sich die kleinen Vögel Schutz suchend auf unserm Schiffe niedergelassen hatten. „Lat em man tofred'n," sagte der Steuermann des Schiffes, „de kümmt ok noch to uns an Bord." Und so geschah es. Als der Abend hereinbrach, setzte auch er sich auf dem Mast des Schiffes nieder und ließ sich alsdann vom Steuermann ruhig herunterholen. Als derselbe mir seine Beute überreichen wollte, fragte ich ihn, ob es nötig sei, bei dem Fang eines solchen Vogels Handschuhe anzuziehen. „Ja," erwiderte er mir, „aber keen von Glacé; son Art mut man mit Fußhandschen gripen; de Brüder könt bös bieten." — Als ich am andern Morgen in aller Frühe auf das Deck kam, saß der Habicht wohlverwahrt unter einem Torfkorbe, während die andern Vögel vom Deck auf das Reeling hüpften, um bald darauf das Schiff unter lautem Gekreisch und Gezwitscher zu verlassen und dem Lande zuzufliegen. Den Habicht aber behielten wir noch einige Tage an Bord, bis wir in die Nähe von Helgoland kamen, wohin er sicherlich mit gutem Appetit — er hatte während seiner Gefangenschaft jegliches Futter verschmäht — geflogen ist. — Das Übernachten von Landvögeln an Bord der auf hoher See befindlichen Schiffe geschieht nicht selten. Die Seeleute lassen sie ruhig gewähren. „Wi lat se ruhig betämen," erklärte mir der Steuermann, „denn gewöhnlich, wenn wi den enen Dag na de Vageln griept, könt wi de anner Dag in de Segel griepen," was so viel heißen soll, daß es dann Sturm giebt und die Segel gerefft werden müssen.

Kiel. A. Hinkelmann, königl. Oberfischmeister.

Fragen und Anregungen.

Erforschung unserer heimatlichen Seen. Mit einer Monographie über unsere Seen beschäftigt, bitte ich die Vereinsmitglieder um gefällige Mitteilungen und Litteraturangaben über die schleswigschen Seen (besonders Wittensee und Bistensee) und die nordholsteinischen Seen (besonders Westensee und Selenter See). Zumal wären mir Bemerkungen über vorhandene ältere Karten und Tiefenkarten, wie über ausgeführte Lotungen erwünscht. Im voraus besten Dank.

Gut Westensee. Alfred Berg.

Kleine Nachrichten.

Bei Pahlhude ist ein Kreidelager entdeckt worden; ein Förderschacht von 38,75 m ist kürzlich vollendet worden, und demnächst wird der bergmännische Betrieb beginnen. — Auf dem Knivsberg ist ein Turn- und Spielplatz fertiggestellt worden; demnächst denkt man mit dem Turmbau zu beginnen. — Der geplante Abbruch der Duburg in Flensburg ist regierungsseitig untersagt worden. — Am 28. Februar ist Professor Dr. Eduard Alberti, der lange Jahre Universitäts-Bibliothekar in Kiel gewesen ist, in Voorde gestorben. Er hat sich durch wissenschaftliche und populäre Abhandlungen, durch Gedichte und Jugenderzählungen bekannt gemacht; ein besonderes Verdienst hat er sich durch sein „Lexikon der schleswig-holstein-lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1829 bis 1866" erworben.

Buchbesprechung.

Die Erhebung Schleswig-Holsteins vom 24. März 1848. Aufzeichnungen aus dem Nachlaß von Karl Friedrich Lucian Sammer. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann. Preis 1 M.

Mit Freuden begrüßen wir die von seinem Sohne besorgte Herausgabe der Aufzeichnungen eines Mannes wie Samwer, der sowohl 1848 wie 1863—66 den leitenden Männern nahe gestanden hat. Als Professor der Geschichte in Kiel hat Samwer bekanntlich im Verein mit Droysen die „aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit 1806," eine gründliche Widerlegung der Hirngespinnste des dänischen Historiographen Wegener, herausgegeben; für die Rechte der Augustenburger ist er von jeher warm eingetreten und ja schon in Gotha für das zu bildende Ministerium Friedrichs VIII. in Aussicht genommen gewesen. Das in seiner, dann in seines Sohnes Karl Samwer Verwahrung befindliche Archiv des Herzogs hat endlich die Grundlage gebildet für das vor einem Jahre erschienene Werk: Schleswig-Holsteins Befreiung, von Professor K. Jansen und K. Samwer.

Die vorliegende, 34 Druckseiten enthaltende kleine Schrift besteht aus zwei Teilen. Der erste behandelt die Ereignisse vom 23. März bis zum 5. April 1848 in knappen Zügen und ist, wie im Vorwort gesagt wird, 1852 niedergeschrieben, der zweite ist betitelt „Aus den Lebenserinnerungen Samwers" und erst 1878 während einer schweren Krankheit des Verfassers aufgezeichnet worden. Samwers Schilderung der Vorgänge am 23./24. März in Kiel (im 1. Teil) bringt zu dem von O. Fock, Friedrich von Noer und Hansen (Der 24. März nach „authentischen," leider aber nicht näher bezeichneten Quellen) Gesagten nichts wesentlich Neues. In den „Lebenserinnerungen" aber wird das Gesamtbild um einige Einzelheiten bereichert, die sich freilich nicht immer mit den Berichten Focks und des Prinzen vereinigen lassen. Da Samwer, wie gesagt, mit den leitenden Männern in engster Verbindung stand und bei diesen sein staatsmännischer Rat etwas galt, so verdient seine Auffassung und Darstellung der Sache im ganzen vielleicht den Vorzug vor manchen anderen. In einigen abweichenden Punkten machen dagegen die Schilderungen Focks in ihrer Ausführlichkeit und zeitlichen Aufeinanderfolge einen glaubwürdigeren Eindruck, während Samwers Angaben in der Zeit vielfach vor- und wiederzurückgreifen, häufig auch mit einem bescheidenen „ich meine" eingeleitet sind (namentlich betrifft das die Vorgänge auf dem Rathause). Dazu kommt, daß Fock noch in der Nacht vom 23./24. einen Bericht für die „Weser-Zeitung" geschrieben hat, auf den er zurückgreifen konnte. Daß die vorhandenen Berichte in den Nebendingen nicht immer stimmen, ist indessen bei der herrschenden Aufregung psychologisch wohl erklärlich, und solcher gehässigen Auslassungen, wie sie gegen die Aufzeichnungen des Prinzen gemacht worden sind, hätte es nicht bedurft. Lägen Berichte von Beseler selbst und von Reventlou vor, so würde man wahrscheinlich auch hier nicht alles in Einklang bringen können. — Neu erscheinen, soweit nicht andere Augenzeugen darum wissen, z. B. folgende Punkte bei Samwer: — Auf dem Rathause habe der Stadtsyndikus Witte den Vorsitz geführt, also nicht M. T. Schmidt, wie Fock, allerdings auch mit Vorbehalt, meint. Zum Obersten Hoegh begab sich Beseler in der Begleitung Samwers und einiger Bürger. Darunter mag denn jener in der Nacht nach Rendsburg abgesandte Bote (Hirschfeld) gewesen sein, dessen „Kleine Beiträge," wie schon im vorigen Heft der „Heimat" angedeutet, ein etwas reichliches Selbstbewußtsein durchblicken lassen. Samwer berichtet nun, daß Hoegh erst in der Nacht das Kommando niedergelegt, vorher aber schon um seinen Abschied nachgesucht habe. Das abfällige Urteil Focks über Stein wird von Samwer vollauf bestätigt. Derselbe habe im Auftrage der auf dem Rathause Versammelten den General Krohn an der Spitze des Militärwesens, Olshausen und Claussen als Mitglieder der Regierung haben wollen, ohne überhaupt beauftragt worden zu sein. Abweichend von Fock („Heimat" Nr. 3, S. 64 oben) wird von Samwer noch berichtet, daß der Herzog von Glücksburg aus dem Rathaussaale zurückgewiesen worden sei. Die Rathauspartei hat übrigens auf die Bildung der Regierung so gut wie keinen Einfluß ausgeübt. Beseler, der Prinz und Reventlou (gegen Bargum protestierte der erste selbst in dessen Gegenwart) hatten, der weit stärkeren konservativen Partei sicher, den Gang der Dinge in der Hand. Daß man Olshausen und Schmidt in die Regierung (Samwer hatte „Regentschaft" vorgeschlagen) mit aufnahm, war ihr freier Wille. — Was noch die persönliche Anteilnahme Samwers betrifft, so interessiert es, zu erfahren, daß er das Kommando über die 38 Kieler Freiwilligen übernahm, welche den Zug nach Rendsburg mitmachten. Ihre Namen werden auf S. 31 veröffentlicht. — Bisher nicht gedruckte Einzelheiten finden sich bei Samwer noch über die Einnahme von Rendsburg. Es handelte sich bei dem Einfahren des Zuges namentlich darum, ob eine Brücke niedergelassen war, welche von dem außerhalb der Festungswerke gelegenen Bahnhofe in die Festung selbst, und zwar in einen trockenen Graben auf den Punkt führte, wo Altstadt und Neuwerk sich verbinden. Über die weiteren Ausführungen Samwers ließen sich noch manche Vergleiche mit dem bereits vorhandenen Material machen, doch verbietet das der in diesem Hefte der „Heimat" recht beschränkte Raum.

Dr. Gloy.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 5. Mai 1898.

Die Schlacht bei Hemmingstedt.

Von **Adolf Bartels.**

Die Schlacht bei Hemmingstedt, wohl die größte, die jemals auf dem Boden der cimbrischen Halbinsel geschlagen worden ist, gehört zu denen, über welche völlige Klarheit und absolute Gewißheit heute nicht mehr zu erlangen ist. Es fehlt der Bericht eines kriegskundigen Augenzeugen; die wichtigste gleichzeitige Quelle, des Hamburger Domherrn Albert Krantz Saxonia, giebt wohl nur das, was in Hamburg über die Schlacht bekannt wurde, Neocorus, über fünfzig Jahre nach der Schlacht geboren, bringt die dithmarscher Überlieferungen, mit dem, was seither über die Schlacht gedruckt worden und ihm zugänglich war, in Einklang gesetzt; die Holsteiner Johann Petersen und nach ihm Johann Ranzau und Cilicius Cimber (Heinrich Ranzau) mögen die holsteinische Überlieferung vertreten, sind aber als Angehörige des besiegten Volksstammes nicht eben glaubwürdig. So steht weder die Größe des gegen die Dithmarscher kämpfenden Heeres noch die Zahl der in der Schanze befindlichen Dithmarscher noch die Lage dieser Schanze und damit der Ort der Schlacht noch endlich die Zahl der auf fürstlicher Seite Gefallenen vollständig fest, und wenn auch der Verlauf der Schlacht im allgemeinen übereinstimmend geschildert wird, ein klares Bild im einzelnen ist nicht leicht zu gewinnen. Namentlich über die Lage der dithmarscher Schanze und den Ort der Schlacht hat sich neuerdings wieder ein heftiger Streit entsponnen, der sogar praktische Bedeutung gewann, da von ihm die Entscheidung über die Aufstellung des im Jahre 1900 zu errichtenden Hemmingstedt-Denkmals abhing. Diese Entscheidung ist inzwischen erfolgt, wie ich glaube, durchaus richtig.

Es giebt, wie ich hier des Breiteren kaum auseinanderzusetzen brauche, eine Art Prüfstein für die Richtigkeit von Schlachtberichten, wodurch falsche Angaben widerlegt, Unklarheiten aufgehellt, zweifelhafte Thatsachen zur Evidenz erhoben werden können: die genaue Untersuchung der Gegend, in der die Schlacht stattfand, nämlich. Freilich, auch Gegenden

verändern sich im Laufe der Jahrhunderte, Moore werden ausgetrocknet, Heiden kultiviert, Wälder abgeholzt, Wege verlegt, Gräben zugeworfen. Doch ist wenigstens die Terraingestaltung im ganzen nicht zu verändern, Hügelland kann nicht zur Ebene, Marsch nicht zu Geest werden, und alle Veränderungen pflegen auch irgendwie Spuren zurückzulassen, aus denen ein scharf beobachtender Blick auf den ursprünglichen Zustand Schlüsse ziehen kann. Die Schlacht bei Hemmingstedt hat, das wissen wir bestimmt, in der Marsch stattgefunden, und gerade die Marsch ist eine sozusagen historische Gegend par excellence, ihre Wurten und Wege, Deiche und Dörfer predigen ihre Geschichte bis in die Vorzeit zurück. So können wir denn auch einigermaßen genau feststellen, wie die Hemmingstedter Gegend um das Jahr 1500 aussah, und danach ergiebt sich, wie ich glaube, auch ein ziemlich gutes Bild der Schlacht. Ich bedurfte eines solchen für meinen Roman „Die Dithmarscher“ *) und habe deshalb die Gegend mit Zuhilfenahme guter Karten sorgfältig studiert; für mich giebt es seitdem kaum Zweifel mehr über den Ort und den Verlauf des großen Kampfes.

König Hans und sein Bruder Herzog Friedrich hatten mit ihrem gewaltigen Heere, das, wenn auch nicht, wie die Dithmarscher angaben, 30—40 000 Mann, doch sicher 20 000 Mann zählte, darunter 6000 Mann Garde und 2000 Ritter, die hohe Lieth, den Dithmarschen und Holstein verbindenden Heiderücken, bei Grünthal am 11. Februar 1500, einem Dienstage, überschritten und die erste Nacht in Albersdorf gerastet. Am Mittwoch zogen sie von Albersdorf (wohl über Tensbüttel, Süderhastedt, Frestedt) nach Windbergen. Der Marsch war strategisch sehr geschickt und zeigt, daß die Fürsten landeskundige Führer hatten; denn erstens umgingen sie dadurch die jenseits Tensbüttel beginnende, von der Meldorfer Landstraße durchschnittene Süderhamme (im weiteren Sinne), die hier aus Ausläufern des großen Riesewohldes und dem von den Dithmarschern jedenfalls besetzten, durch Schanzen verteidigten Engpaß der Dellbrücke bestand; zweitens ließen sie unentschieden, ob ihr Angriff auf den Süderstrand oder Meldorf gerichtet sein werde. Hätten die Dithmarscher hier Widerstand leisten wollen, so hätte es bei Frestedt, hinter dessen Bach sich alte Befestigungen finden, geschehen müssen; nachdem Windbergen erreicht war, war es zu spät, dem Feinde stand der Weg über Gudendorf in den Süderstrand und nach Meldorf offen. Natürlich war es auf die alte Landeshauptstadt abgesehen, der Zug dorthin erfolgte aber nicht — was wieder das Vorhandensein landeskundiger Führer beweist — auf dem über den Elpersbüttler Donn führenden gewöhnlichen Verbindungswege zwischen Windbergen und Meldorf, sondern durch die Niederung des Windberger Sees und über Wolmersdorf. Durch diese Niederung führt noch heute

*) „Die Dithmarscher,“ geschichtlicher Roman in 4 Büchern. Verlag von Lipsius & Tischer, Kiel und Leipzig.

nur ein Fußsteig, und es wird berichtet, daß dieser von Wasser überlaufen war; das Wasser war aber jedenfalls fest gefroren, sonst wäre der Zug eines solchen Heeres mit seinem ungeheuern Trosse hier ganz unmöglich gewesen. So kam der Feind von Osten an Meldorf heran, während die Dithmarscher ihn im Süden von Meldorf, an der Bohlenbrücke, wo sich eine Hamme befand, d. h. Fluß (Süderau), und die an ihn heranstreichenden Dünenhöhen des Ammerswurther Sandbergs eine feste Stellung ergaben, erwarteten. Es sollen hier aber nur von den Dithmarschern angenommene Landsknechte gewesen sein, die nun, da der Feind von Osten kam, sofort, jedenfalls am Meldorfer Hafen entlang nach Norden, über die Mielbrücke flohen. Meldorf wurde geplündert, alles, was von seinen Einwohnern zurückgeblieben war, erschlagen.

Die nächsten drei Tage, den Freitag, Sonnabend und Sonntag, blieben die Fürsten, wahrscheinlich, weil sie nun die Unterwerfung der Dithmarscher erharrten, in Meldorf, und das ward ihr Verderben; denn in der Nacht vom Sonntag auf den Montag trat plötzlich Tauwetter ein, und damit wurde der beschlossene Marsch nach Heide, der durch die Marsch gehen mußte, auf alle Fälle schwierig, weshalb denn auch der Feldmarschall Hans von Ahlefeld vom Aufbruch abriet. Dagegen meinte der Anführer der schwarzen Garde, Junker Schlenz, daß das trübe Wetter mit Sturm, Regen und Schneegestöber dem Zuge gerade günstig sein werde, da man den Feind so überraschen könne, und seine Ansicht drang durch, man erwartete wohl garkeinen Widerstand der Dithmarscher. Diese aber hatten durch einen aufgefangenen Kundschafter von dem geplanten Zuge nach Heide erfahren und ihre Maßregeln getroffen: der Landweg zwischen Meldorf und Heide war durch eine auf Wolf Isebrands Rat über Nacht aufgeworfene Schanze gesperrt worden. Zwischen dieser Schanze und Meldorf fand denn am Montag, dem 17. Februar des Jahres 1500, die große Schlacht statt, die man allgemein die Schlacht bei Hemmingstedt heißt.

Sehen wir uns nun die Gegend zwischen Meldorf, Heide und Wöhrden, die so ungefähr ein rechtwinkliges Dreieck mit dem rechten Winkel bei Wöhrden bildet, etwas näher an! Sie ist größtenteils Marsch, im Westen vom Meer, im Osten von der großen Fieler Niederung begrenzt, doch springt von Nordosten, von Heide, die Hemmingstedter Geesthalbinsel ziemlich tief in die Marsch hinein und nähert sich der Meldorfer Geesthalbinsel bis auf wenig mehr als eine Stunde (6 km). Gelang es dem fürstlichen Heere, glücklich an die Hemmingstedter Geest heranzukommen, so war es geborgen; denn von nun an führte der Weg sicher auf dieser dahin, sowohl der alte Landweg, der westlich von Hemmingstedt die Dünen von Lieth und Lohe benutzte, wie der über Hohenheide gehende direkte Verbindungsweg zwischen Hemmingstedt und Heide. Zwar Reste von alten Befestigungen hat man, wie an so vielen Punkten Dithmarschens,

auch hier entdeckt, aber gegen ein solches Heer hatten die schwerlich etwas zu sagen. Den Dithmarschern also galt es, den Feind von der Geest überhaupt fernzuhalten, und so mußten sie ihre Schanze in der Marsch, zwischen Hemmingstedt oder richtiger Lieth (denn dieses Dorf berührt die alte Landstraße, nicht Hemmingstedt) und Meldorf aufwerfen. Wo nun aber da? Doch sicher an einem Orte, wo der Feind nicht ausweichen, die Schanze nicht umgehen konnte. Nach Osten war eine Umgehung überhaupt nicht möglich, da lag die große wasserreiche und unwegsame Fieler Niederung; aber nach Westen in die Marsch hinein, größtenteils in der Richtung auf Wöhrden führten manche Wege, meistens wohl Dammwege, wie es die bedeutenderen Marschwege damals alle waren, und es war also die Möglichkeit auszuschließen, daß der Feind, den Weg nach Heide gesperrt findend, die Richtung auf Wöhrden, das ja auch wichtig genug und Hauptquartier der Dithmarscher war, einschlage. So muß denn die Lage der Schanze im Hinblick auf die Wege, die von der Meldorf-Heider Landstraße nach Westen abgehen, bestimmt werden, und in der That haben auch alle neueren dithmarscher Geschichtschreiber dies versucht.

Es sind namentlich zwei Anschauungen, die sich da gegenüberstehen: nach der einen lag die Schanze dort, wo ein Nebenweg nach dem Kanzlei genannten Hofe von der Meldorf-Heider Landstraße abgeht, auf der Dehling, reichlich 4 km von Meldorf, unmittelbar an der Wurt, die der hier doch schwerlich täuschenden Überlieferung nach das Dusenddüwelswarf ist; nach der andern hat man sie viel weiter nördlich, genau westlich von Hemmingstedt, wo sich der Weg nach diesem Dorfe von der Landstraße trennt, zu suchen. Die erstere Anschauung ist namentlich von Kolster, die letztere von Chalybaeus vertreten worden; Nehlsen, der jüngste der dithmarscher Historiker, hat sich gegen Chalybaeus erklärt, ohne doch selbst eine Hypothese über die Lage der Schanze auszusprechen. Für Kolster ist unbedingt die Tradition, die die Schlacht am Dusenddüwelswarf stattfinden läßt; da Neocorus, der Vertreter dieser Tradition, zu Wöhrden, unweit des Schlachtfeldes und noch in den Zeiten der Freiheit geboren war, ist hier die Tradition natürlich nicht wie eine beliebige Sage zu behandeln. Aber, sagen nun die Gegner der Kolsterschen Anschauung, eine wichtige Episode der Schlacht kann ja immerhin am Dusenddüwelswarf stattgefunden haben; daß die Schanze dort war, wird keineswegs berichtet. Zwischen dem Dusenddüwelswarf und Hemmingstedt lag das wilde Schwienmoor — ist es wahrscheinlich, daß die Dithmarscher dieses im Rücken Stellung genommen hatten? Und weiter: konnte sich das gewaltige feindliche Heer bis eben über Epenwöhrden hinaus auch nur einigermaßen entwickeln, singen nicht alte Lieder, daß die Schlacht „vor der Thür" von Hemmingstedt stattfand, heißt sie nicht nach Hemmingstedt und selbst nach Lieth, wie denn ein Zeitgenosse berichtet, daß die Garde und des Königs von Dänemark Volk „in campo prope Lyt pagum" (auf einem Felde bei der

Feldmark oder dem Dorfe Lieth) gefallen seien? So scheint Chalybaeus' Ansicht doch schwerwiegende Gründe für sich zu haben.

Die Entscheidung bringt die genaue Betrachtung der Gegend, und sie bringt sie so vollständig und unwiderleglich, daß von einer Verteidigung der Chalybaeusschen Hypothese überhaupt nicht mehr die Rede sein kann. Gesetzt, das fürstliche Heer wäre über das Dusenddüwelswarf und die Dehling hinausgekommen, hätte das Schwienmoor auf der Landstraße durchquert und sich Hemmingstedt genähert, so hätte es, sobald die dithmarscher Kugeln aus der Schanze einschlugen, nicht bloß einen, sondern vier Wege zum Ausbiegen in die Marsch gehabt, und die Zusammenkeilung und Stockung des Zuges hätte einfach garnicht stattfinden können. Diese vier Wege sind: der Weg von Epenwöhrden über die Kanzlei und Ketelsbüttel nach Wöhrden (der Fußweg von Meldorf nach Wöhrden), der Nebenweg von der Dehling zur Kanzlei, ein zweiter Nebenweg, der nördlich des Schwienmoors nach der Kanzlei führt, endlich der Weg nach Böddinghusen (s. die Kartenskizze). Diese vier Wege gehen auf einer Strecke von höchstens 3 km von der Meldorf-Heider Landstraße ab; anzunehmen, daß ein auf dieser Strecke befindliches Heer, dessen Marsch durch einen Angriff von

vorne gehemmt wird, sie nicht zur Ausgleichung der eingetretenen Stockung benutzen sollte, wäre doch wohl geradezu thöricht. Ja, selbst ein Versuch, die ganze Marschrichtung zu ändern, statt auf Heide, auf Wöhrden zu ziehen, wäre bei solcher vierfachen Gelegenheit unzweifelhaft gemacht worden. Nun könnte man freilich einwerfen: Existierten denn jene Wege damals auch schon? Wer die Marsch kennt, wird das nicht bestreiten, die Wege neueren Ursprungs sind verhältnismäßig selten in ihr, die meisten Wege gehen sogar auf alte Deiche und Dämme, Verbindungen zwischen den einzelnen Wurtsiedelungen, zurück. Also, nimmt man die Schanze westlich von Hemmingstedt an, so war es unschwer möglich, ihr und ihrem Feuer auszuweichen.

Aber weiter: Zwischen dem Schwienmoor und Hemmingstedt, genau zwischen den beiden zuletzt genannten Wegen, liegt auch noch eine ziemlich große Geestinsel mitten in der Marsch — wer von der Hemmingstedter Geest auf dem alten Landwege durch die Marsch nach Epenwöhrden wandert, bemerkt mit Erstaunen, daß die Gräben zu beiden Seiten des Weges plötzlich wieder aufhören und die Knicke wieder anfangen. Lag die Schanze unmittelbar westlich von Hemmingstedt, so konnte das fürstliche Heer unangefochten auf diese Geestinsel, die sich natürlich als niedriger Hügel darstellt, gelangen und hatte damit den beherrschenden Punkt der Gegend, eine vorzügliche Position zur Aufstellung des Geschützes, selbst zur Ausbreitung eines Teiles der Truppen gewonnen. In einer Entfernung von kaum einer Viertelstunde sah es dann auch rechts die Masse der Hemmingstedter Geest (ich weiß freilich nicht, wie viel das trübe Wetter verbarg, aber fortwährend war doch sicher nicht alles verborgen) und damit das Ziel, das erreicht werden mußte. Gewiß hatte das schreckliche Unwetter das Heer mitgenommen, gewiß wirkte der unerwartete Angriff der Dithmarscher verblüffend, aber wenn ein solches Heer von 20000 Mann das rettende Ziel einmal vor sich sieht und der Gegner zunächst nur wenige hundert Mann stark ist, dann ist an ein Halten nicht mehr zu denken, das Ziel wird erreicht. Auch wird ja in der That von mutigen Umgehungsversuchen der Garde berichtet — wie hätten sie bei solcher Lage, wie wir sie, genau der Gegend entsprechend, soeben geschildert haben, scheitern können? Selbst ein Umgehungsversuch über Böddinghusen wäre dann naheliegend und von den Dithmarschern kaum zu hindern gewesen.

Wie ganz anders stellen sich die Dinge dar, wenn man die Kolster'sche Anschauung für richtig hält und die Schanze nach der Dehling in die Nähe des Dusenddüwelswarfs verlegt. Da haben die Dithmarscher zwar das Schwienmoor im Rücken, aber da Wöhrden das Hauptquartier ist und der Rückzug auf dem Weg nach der Kanzlei vor sich gehen mußte, macht das ja garnichts aus, abgesehen davon, daß die Landstraße doch eben durch das Schwienmoor führt, und für die wenigen hundert Verteidiger der Schanze zum Rückzug auch diese wohl genügte. Natürlich lag die

Schanze südlich von der Wegteilung, nach Meldorf zu, aber wahrscheinlich doch ganz unmittelbar südlich, so daß sie sich direkt an das Dusenddüwelswarf selber, das die Ecke zwischen den beiden Wegen ausfüllt, anschloß. Damit hatten die Dithmarscher die die Gegend beherrschende Position; denn das Dusenddüwelswarf, nun wohl stark zusammengesunken, muß, wie ja der Name andeutet, eine Wurt von auffälliger Mächtigkeit gewesen sein; hinter ihr, auf dem Wege nach der Kanzlei, fanden die Dithmarscher, die nicht in der die Landstraße sperrenden Schanze waren, guten Schutz, von ihr herab konnten die Ausfälle der Dithmarscher auf die die Schanze zu umgehen versuchende Garde die größte Wucht gewinnen. Nehmen wir diese Position an, so wird der Kampf völlig in die tiefste Marsch verlegt, an ein Erblicken der rettenden Geest ist nicht zu denken, an ein Ausweichen nur auf dem einen Wege von Epenwöhrden aus, aber natürlich drängte sich grade am Dorfe alles am wirrsten und wüstesten zusammen, und dann zeigt auch dieser Weg kein Ziel, scheint sich in der Marsch zu verlieren, wird dazu noch früher als das eigentliche Schlachtfeld von der von Westen, von Barsfleth kommenden Überschwemmung erreicht worden sein. Wären die Feinde der Dithmarscher aber auch diesen Weg gezogen, so hätten sie so gut wie an der Dehling Widerstand gefunden; Kranz berichtet, daß ein Teil der Dithmarscher anderswo als in der Schanze Stellung genommen hätte, und das kann nur an der Kanzlei gewesen sein. Dieser detachierte Haufe aber konnte in wenig mehr als zwanzig Minuten zum Dusenddüwelswarf gelangen und die dort Kämpfenden verstärken, hat es jedenfalls auch gethan. So war die Lage des fürstlichen Heeres hier von vornherein ziemlich aussichtslos. Die Landstraße war zwar ziemlich breit, wie sie es auch heute, wo sie längst nicht mehr die Hauptverkehrsader des dithmarscher Landes, sondern ein stiller Landweg ist, noch erscheint, die Garde und die übrigen Fußtruppen hätten auf der mehr als ein Kilometer langen Strecke von Epenwöhrden bis zur Dehling wahrscheinlich leidlich Platz gefunden, aber ihnen nach drängte die Reiterei aus Epenwöhrden hervor, und diesem Dorfe näherte sich von der Meldorfer Mielebrücke her der gewaltige Troß, so daß denn bald alles „gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge“ war. Da schlugen nun die Kugeln der Dithmarscher ein, ausweichen ließ sich nicht, weil eben dort, wo es hätte geschehen müssen, im Dorfe Epenwöhrden, das Gedränge am größten war, den Nachkommenden das Dorf ja den Anblick des Schlachtfeldes verbarg — also los auf die Schanze! Auch hat es natürlich nicht im Willen der Garde gelegen, zurückzuweichen, sie hat sich das Nehmen des Hindernisses zunächst nicht allzuschwierig vorgestellt. Es gelang ihr, über die Seitengräben aufs Feld zu kommen und sich zu entwickeln — ich nehme an, daß dies namentlich links vom Wege, dem Dusenddüwelswarf gegenüber geschah, das sich ja als die zu nehmende Position darstellen mußte und in der That, in der Hand der Garde, die Dithmarscher von Wöhrden abgeschnitten, sie die

Schanze zu verlassen gezwungen hätte. Hier also links vom Wege, auf den großen Feldstücken, die man auf alten Karten[1]) denn auch als „Blutfeld" bezeichnet findet, entwickelte sich der heftigste Kampf, hier trafen die sich immer mehr verstärkenden Dithmarscher und die Garde in wiederholten Zusammenstößen zusammen, hier ward die Garde vernichtet, und damit das Schicksal des Tages entschieden. Denn zu einem Angriff der Reiterei kam es nicht, inzwischen war wohl schon die Überschwemmung, durch Öffnung der Barsflether Schleuse verursacht, zu weit fortgeschritten. Aber auch der Rückzug war nicht mehr möglich; wohl jenseits Epenwöhrden hatten sich die Wagen des Trosses so schrecklich ineinander verfahren, daß die Straße völlig gesperrt war, und so wurde denn fast das ganze fürstliche Heer, das schon durch das Unwetter halb und halb kampfunfähig gemacht worden war, von den Dithmarschern erschlagen.

Auf die Einfügung der überlieferten Einzelzüge in dieses kurze Schlachtbild verzichte ich; sie passen alle mehr oder minder zu der geschilderten Lokalität. Nur über die Zahl der Dithmarscher in der Schanze möchte ich noch einiges sagen. Neokorus läßt hier nur dreihundert Mann sein, Kranz redet von mehreren Tausend da aber der dithmarscher Chronist die Heimat seiner Dreihundert genau angiebt (die Kirchspiele Oldenwöhrden, Hemmingstedt und Neuenkirchen, die etwa vierhundert Mann stellen konnten), so dürfte doch seine Nachricht nicht so ohne weiteres abzuweisen sein. Ein wenig umfangreiches, nur einen Weg sperrendes Bollwerk konnte auch garnicht mehr als dreihundert Mann Besatzung gebrauchen, und die Dithmarscher mochten zunächst wirklich nicht mehr zur Verfügung haben; denn die Errichtung der Schanze war ja erst am Sonntag Abend beschlossen worden, und die verschiedenen Haufen der Dithmarscher standen natürlich an den gewohnten Punkten, wo ein Angriff erwartet werden konnte: die Nordhamminger an der Tielebrücke, die Mittel- und Westerdöffter zum größeren Teil in der Hamme östlich von Heide (auf die das fürstliche Heer von Meldorf über Sarzbüttel und Odderade leicht losrücken konnte). Verfügbar waren in Wöhrden also jedenfalls nur die Meldorfer, die dann an der Kanzlei Stellung nehmen mußten, und die Mannschaften jener Kirchspiele. Aber die übrigen Haufen hatten Ordre, denen in der Schanze zuzuziehen, und sind denn wohl auch bald erschienen, zunächst die, die an der Kanzlei standen, dann die aus der Hamme, der stärkste Haufe, mit dem die Zahl der kämpfenden Dithmarscher sicher auf einige tausend Mann (die Kranz'sche Zahl!) stieg, endlich auch die Nordhamminger. Diese aber sollen sich in Hemmingstedt verzögert haben, was ganz unmöglich wäre, wenn die Schlacht „vor der Thür" dieses Kirchdorfs stattgefunden hätte. So spricht alles gegen die Verlegung des Schlachtfeldes nördlich des Schwienmoors; am oder im Schwienmoor selbst kann die Schanze aber natürlich

[1]) Wenn ich Geerz' historischer Karte trauen darf!

auch nicht gelegen haben, da dann ja gerade den Dithmarschern die Bewegungsfreiheit genommen, ein Ausfall z. B. unmöglich gewesen wäre — bleibt also nur die Dehling! Hier mitten in der Marsch, die sich nach und nach zum Meer verwandelte (die Barsflether Schleuse lag keine dreiviertel Stunden entfernt und das Wasser konnte sich durch einen mehrästigen Strom rasch verbreiten), ist das stolzeste Heer, das nicht bloß der deutsche, sondern der europäische Norden jemals sah, in weniger als drei Stunden vernichtet worden. Es mag die schauerlichste Schlacht der Weltgeschichte sein, diese Schlacht bei Hemmingstedt: Himmel und Erde, Meer und Land, alles wirkte mit zum Untergange der Eroberer, und sobald diese ihre Lage erkannten, gab es nichts mehr für sie als völlige Verzweiflung. Ein Wunder, daß noch die Fürsten entkamen!



Die Eckernförder Fischerei.

Von **F. Lorentzen** in Kiel.

III.

Althergebracht ist auch die Betriebsweise, die man in dem bedeutungsvollsten Zweige der Eckernförder Fischerei, der **Herings- und Sprottenfischerei,** befolgt. Ein Bild von Eckernförde aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts zeigt, daß schon damals mit großen Zugnetzen von zwei Booten aus am Strande in unmittelbarer Nähe der Stadt in fast gleicher Weise gefischt worden ist, wie man noch heute an der ganzen Küste der Eckernförder Bucht die Fischerei mit den großen Heringswaden betreibt. Die Art und Weise ist im großen und ganzen dieselbe geblieben, aber der Betrieb gerade dieses Zweiges hat sich vor allem zu ganz bedeutender Höhe aufgeschwungen.

Im Jahre 1833 besaßen die Eckernförder Fischer nur 9 Heringswaden, und bis 1841 war die Zahl erst auf 12 erhöht. Als man aber zu Anfang der neuen Fangperiode im Herbste 1842 beabsichtigte, noch zwei neue dieser großen Geräte einzustellen, da wurde aufs bestimmteste Verwahrung dagegen eingelegt, weil es nicht für angängig gehalten wurde, die Zahl noch zu vermehren. Unterm 4. Oktober 1842 findet sich im Protokoll des Fischer-Vereins folgende begründende Eintragung: „Die Vorsteher sowohl, als auch die übrigen Wadenfischer mit Ausnahme der Beteiligten sind der Meinung, daß mehr als 12 Waden nicht gleichzeitig existieren können, ohne sich zu sehr zu beschränken." Der vorgebrachte Protest hat wahrscheinlich keinen Erfolg gehabt; im Dezember schon sah eine neue Generalversammlung von den letzten Beschlüssen ab, und 14 Waden waren alsbald in Betrieb. Hiermit scheint nun das Mögliche erreicht gewesen zu sein, ist doch diese Zahl lange Zeit nicht wesentlich überschritten worden. 1850 waren 16 Waden vorhanden, doch war man in diesem Jahre insofern weitergegangen, als man einzelne der bis dahin benutzten kleinen Waden, welche mit vier Mann bearbeitet wurden, in große Netze gleicher Art umwandelte, welche sechs Leute erforderten. Von der Zeit an wurden die großen Waden immer mehr eingeführt. Im Herbst 1874 wurde mit 23, 1884 mit 35, 1890 mit 57 solchen Geräten gefischt. Der Betrieb der Fangperiode 1895/96 umfaßte 53 Waden und 106 Boote mit 318 Mann Besatzung. Das in den Fahrzeugen und Geräten angelegte Kapital belief sich auf etwa 180000 *M*, dem ein Ertrag von etwa 180000 *M* gegen-

übersteht. Im Herbst 1896 wurden sogar 61 Waden eingestellt, aber die Fangergebnisse waren sehr wenig befriedigend, so daß der Gesamtertrag wohl nur die Hälfte der Summe des ebenfalls nicht gerade günstigen Vorjahres erreicht haben wird. Trotzdem wurden im Herbst 1897 für die jetzige Fangperiode 62 Waden in 124 Booten in Betrieb genommen, und 372 Leute sind dabei beschäftigt.

Mehr als ein Drittel aller an der Ostküste Schleswig-Holsteins verwendeten Waden findet sich in Eckernförde, und dabei ist zu bemerken, daß die anderswo benutzten meistens kleinerer Art sind. Die Eckernförder Heringswaden sind Zugnetze von äußerst beträchtlichen Dimensionen. Sie bestehen aus einem mächtigen Sack, der aus sieben sich stetig verjüngenden Netzringen zusammengenäht wird und hinten in eine Art Netzschlauch von 7 m Länge, die „Pinne", endigt. Dieser große Fangsack, der „Hamen," hat eine Länge von 18 m und mißt an seiner vorderen Öffnung 48 m im Umfang. An dem Hamen sitzen als Leitnetze zwei Flügel von je 128 m Länge; dieselben haben anfangs eine Tiefe von 22 m, sind aber nach vorn bis auf 7 m abgeschrägt. Der dort an den Simmen befestigte „Bogen," ein etwas gekrümmter Holzstab, mißt nur reichlich 1 m, so daß schon dadurch veranlaßt wird, daß beim Einziehen des Netzes die Flügel sich genügend bauschen und nicht wie steile Wände im Wasser stehen, wenn auch die am Obersimm angebrachten großen Korkstücke nach oben, die am Untersimm hängenden Steine, unter denen sich Exemplare von 4 bis 10 kg befinden, nach unten ziehen. In der Mitte jedes Bogens ist eine Leine von 380 m Länge befestigt, an welcher das gewaltige Netz ans Boot herangewunden wird.

Zu jeder Wade gehören 2 Boote, große, offene Fahrzeuge, welche am Kiel eine Länge von 6 bis 7 m, über Steven eine solche von 8 bis 10 m und eine Breite von 2½ m haben. Sie sind stark und dauerhaft, im Winde steif, von großer Tragfähigkeit und dabei gute Segler. Wie die Quasen, sind auch die Wadenboote und fast alle Eckernförder Fahrzeuge auf der kleinen Werft des Schiffszimmermeisters Glasau in Eckernförde erbaut worden, und zu ihrer Entstehung haben die an der Bucht belegenen herrlichen Waldungen von Altenhof, Noer, Hemmelmark und Ludwigsburg manch stolzen Eichbaum und manche stattliche Buche preisgeben müssen. Die Glasausche Werft hat wohl über 300 Boote geliefert, von welchen eine Reihe auch auswärts, so an der Kieler Föhrde, an der Schlei, in Neustadt, Travemünde, Tönning ihre Auftraggeber hatten. Die hintere Hälfte eines jeden Wadenbootes wird fast ganz von dem hochaufgetürmten Netz eingenommen, so daß nur ein Sitz für den Steuerer frei bleibt. Vorne sind drei Sitzbretter angebracht, von denen zwei zur Aufnahme der Masten eingerichtet sind, die breite Sprietsegel tragen. In der Mitte liegt quer von Wand zu Wand eine Winde mit zwei durchgehenden Speichen, mit welcher die Leine aufgewunden und das Netz gezogen wird. Unter dem mittleren Sitzbrett steht eine große Holzmulde, die zur Aufnahme des Fanges bestimmt ist und etwa 300 bis 800 Wall Sprotten zu fassen vermag. Zur weiteren Ausrüstung gehören ein kleiner Anker, zwei gewaltige Riemen aus Föhrenholz von 7 m Länge, ein paar Kescher und zwei Pulse[1]), hohle, an Stielen befestigte Gefäße, mit denen man ins Wasser stößt, um durch den Schall die Fische ins Netz zu scheuchen. Es finden sich dort ferner eine Saugpumpe zum Ausschöpfen des Wassers, das beim Einziehen des Netzes mit ins Boot gebracht wird, eine Laterne und ein Kompaß, seit einiger Zeit auch wohl ein großer eiserner Grapen, in welchem Holzfeuer angefacht wird, wenn es gilt, zur Stärkung in kalter Nacht den Kaffee zu bereiten, für dessen Bereitung in einem Holztönnchen oder in einem Kessel frisches Wasser mitgenommen wird.

[1]) Vergl. Abbildung Heft 1 S. 13.

Die Fischerei mit den großen Heringswaden dauert sieben bis acht Monate. Lange Zeit hindurch wurde der Anfang alljährlich auf den 20. oder 21. September und der Schluß auf den 15. Mai des folgenden Jahres angesetzt. Erst in den letzten acht Jahren hat man einzeln auch schon im August Fangversuche unternommen, aber selten sind die Resultate bedeutende gewesen, und die volle Aufnahme des Betriebes fand nach wie vor um die Herbst-Tag- und Nachtgleiche statt. Im Herbste wird fast ausschließlich in der Nacht gefischt, während im Frühjahr sowohl schon gegen Abend, wie auch am frühen Morgen das Netz gezogen wird. Über die Zeit und die Höchstzahl der Züge in einer Nacht hat der Vorstand des „Vereins der Wadenfischer" den Beschluß zu fassen, dem jedes Mitglied unterworfen ist. Innerhalb der getroffenen Vorstandsbestimmungen vereinbaren sich wieder die Fischer, die Fangplätze derselben Station befischen sollen, über die Zeit des Hinausfahrens, und dann wird der Mannschaft, von welcher gewöhnlich einer für die Nacht das Wecken übernimmt, die Stunde des Versammelns bestimmt.

Zur festgesetzten Zeit kommen die Leute schweren Trittes nach der Schiffbrücke hinunter. Große Stiefel reichen ihnen bis hoch über die Kniee hinauf, dicke „Isländer" müssen gegen die Kälte der Nacht schützen. Nur bei regnerischem Wetter ist die blaue Schiffermütze oder der alte weiche Filzhut mit dem geölten „Südwester" vertauscht und der Ölrock über die Schulter geworfen. Eine Schürze, „Schotfell" genannt, und Ärmel aus geöltem Leinen, wie eine wohlgefüllte Proviantkiste vervollständigen die Ausrüstung. Ist die ganze Mannschaft zur Stelle und das Wetter günstig, so werden alsbald die Taue losgeworfen, und die Fahrt nach dem Fangplatz beginnt. Gewöhnlich sind die beiden Boote (Abbildung S. 39) nebeneinander zusammengekoppelt. Bei stillem Wetter übernimmt einer das Steuer, und die übrige Mannschaft arbeitet an den vier gewaltigen Riemen. Wenn es irgend angeht, wird aber anstatt dieser oftmals sogar dreistündigen Ruderfahrt der Fangplatz unter Segel aufgesucht. Vor dem Winde ist es eine schnelle Fahrt; die beiden Sprietsegel eines jeden Bootes werden dann je nach links und rechts wie Schmetterlingsflügel aufgestellt und bieten dem Winde eine große Fläche dar. Bei entgegengesetztem Winde müssen die Boote aber kreuzen. Dann wird vorerst der eine Flügel des großen Netzes abgetrennt, die Boote werden losgekoppelt, und jedes Fahrzeug erreicht für sich allein den Fangplatz. Nach der Ankunft dort vereinigen sich beide wieder, das Netz wird durch eine Naht schnell wieder verbunden, und alles ist zum Zuge klar. Mit achtzig bis hundert kräftigen Ruderschlägen werden die vereinigten Boote quer vom Ufer seewärts gerudert. Dann beginnen zwei Mann mit dem Aussetzen des Netzes, zunächst des Hamens, dann der Flügel, während je zwei Mann die nun getrennten und sich immer mehr von einander entfernenden Boote in einem Bogen dem Lande zurudern, bis die langen Leinen von der Winde abgelaufen sind. Nun kommen die Anker über Bord, und es beginnt das eigentliche Ziehen oder Einwinden des Netzes. Je zwei Mann arbeiten an den Speichen der Winde, der dritte achtet auf die straff gewundene Leine und kommt auch, wenn es nötig ist, seinen Genossen zu Hülfe. Um ein gleichmäßiges Ziehen herbeizuführen, sind auf den Leinen Merkmale angebracht; sobald dieselben ans Boot heranreichen, wird es der anderen Mannschaft durch Zuruf kundgethan. Sobald die Enden der Flügel ans Boot herangewunden sind, werden die Anker wieder gelichtet, und die Boote fahren, nun sich einander nähernd, während die Leinen wieder abrollen, dem Ufer zu, um sich dort zu vereinigen und wieder zu ankern. Das Winden beginnt von neuem und währt so lange, bis das Netz wieder bis an den Bord reicht. Nun wird das Gerät von den nervigen Händen der Fischer an den Simmen gepackt und ins Boot hineingezogen. Dabei werden schon die mit den Köpfen in den Maschen der Flügel

hängenden Heringe und Sprotten, „dat Bestick," abgeschlagen und aufs hintere Sitzbrett geworfen. Reichliches „Bestick" läßt auf reichen Fang schließen; dieser wird im Hamen umschlossen und durch die geöffnete „Pinne" ins Boot gebracht, zunächst in die beiden Mulden, wenn dieser Raum aber nicht ausreicht, auch in die freien Vorboote. Nach dem Ausfall des ersten Zuges wird, wenn die Vereinbarungen es zulassen, oft ein zweiter und noch ein dritter gethan. Ist die Heimfahrt beschlossen, so gilt es meistens, möglichst schnell die Ware an den Markt zu bringen, und je nach der Gunst des Wetters führt eine Segel- oder eine Ruderfahrt in den Hafen zurück.

In den ersten Vormittagsstunden wird an der Schiffbrücke der Fang je nach seiner Größe in Mengen von 20 bis 60 Wall in Auktion an die Fischhändler und an die Inhaber der großen Räuchereien verkauft, und alsbald beginnt man mit dem Aussammeln und Einzählen der verkauften Fische. Wenn guter Fang heimgebracht worden ist, bietet die Schiffbrücke ein sehr interessantes Bild. Am Bollwerk entlang sind bei jedem Liegeplatz auf losen Böcken Tische errichtet, deren



Teilansicht des Auktionsplatzes an der Eckernförder Schiffbrücke.
(Nach einer Original-Aufnahme des Photographen G. Haltermann in Eckernförde.)

Platten an der Längsseite mit hoher Kante versehen, an den Enden aber frei sind. Aus den Bootsmulden werden die Heringe und Sprotten mit Keschern in Körbe gefüllt, aus diesen wieder auf die Zähltische geschüttet, und die Fischer suchen und zählen nun die Fische aus, vereinigen vier zu einem Wurfe und fügen nach jedem zwanzigsten (1 Wall) einen Wurf als Zugabe unter der Bezeichnung „voll" hinzu. Bei großen Erträgen wird vom Zählen Abstand genommen; dann werden die Fische nach Gewicht oder nach Maß (Kiste, Zuber) verkauft. Da reihen sich dann Kisten an Kisten, Körbe an Körbe, alle voll silberglänzender Ware, die alsbald gleich „grün" versandt oder vorerst mit Karren und Rollwagen nach den dortigen dreißig großen Fischräuchereien befördert wird.

Vielfach zahlen die Käufer den Betrag der empfangenen Waren sogleich in klingender Münze aus. Wie liegt es da nahe, daß der Fischer, falls der Fang

nicht allzuklein ausgefallen ist, nach den Anstrengungen in der oft recht kalten Nacht und nach dem oft stundenlangen Hantieren am Hafen sich ein wenig Erholung und Stärkung in den nahe gelegenen warmen Wirtsstuben gestattet! Die zusammengehörigen Gesellschaften laben sich am braunen Gerstensaft und am dampfenden Grog, rauchen ihre Zigarre und sind alsbald im eifrigsten Gespräch. Man unterhält sich über die Erlebnisse der letzten Ausfahrt, trifft Vereinbarungen über den Fangplatz und über die Stunde der Zusammenkunft für die neue Fahrt und teilt den Nebenerlös vom letzten Fang. Nach kurzer Rast geht es heim, und ein fester Schlaf giebt Kraft zur Arbeit in kommender Nacht.

Die Fangplätze für die Wadenfischerei ziehen sich vom letzten Duc d'Alben des Hafens an der Nordküste der Föhrde bis fast nach Waabs und an der Südküste bis unter Grönwohld hinaus. Fangplatz reiht sich an Fangplatz, im ganzen sind fast 100 Plätze an der Küste für die Wadenfischerei in Anspruch genommen, so daß dieselben vom Gerät der Kleinfischerei frei gehalten werden müssen. Sie führen die Bezeichnung „Züge“ und tragen von alters her bestimmte plattdeutsche Namen, jedoch sind oftmals mehrere „Züge“ unter dem Namen einer Station zusammengefaßt und werden alsdann einzeln nur nach Nummern unterschieden. Einzelne Namen entsprechen denen der Ortschaften am Ufer oder ganzer Uferstrecken, wie Noer, Lindhöft, Louisentog, Ohrt, Kronsort, Wik. Andere sind von der Beschaffenheit des Meeresgrundes an jener Stelle hergeleitet, so Kul, Mælenkul, Lukskul, Schar, Knappschar, Sot, Pahlentog. Viele sind Merkmalen und Eigentümlichkeiten des Ufers entlehnt, so Eekholt, Steenwall, Scheedtun, Appelbom, Au, Bęk, Nibęk, Fulbęk. Unmittelbar beim Hafen liegt „Kęteltog“; dort soll man einmal in alter Zeit einen großen kupfernen Kessel mit dem Netz heraufgeholt haben. Auch der Humor ist bei der Benennung zu seinem Rechte gekommen; ein Zug an der Südküste nahe der Stadt wird nämlich „Hot“ genannt, weil auf dem Gelände der dortigen Uferstrecke oft ein alter Fischer arbeitete, der wegen seines eigenartigen Hutes bekannt war. Die „Züge“ werden unter die einzelnen Waden verlost; da aber die Zahl der Plätze die der Waden übertrifft, so werden auf eine Nummer zuweilen mehrere zusammengelegt, dabei gewöhnlich so verteilt, daß ein „Zug“ der Außenföhrde mit einem der Binnenföhrde oder ein solcher an der Südseite mit einem an der Nordküste verbunden ist. Diese Verlosung findet zwei-



Heringswade, auf einen Wagen geladen,
zur Fahrt nach dem Trockenplatz.
(Nach einer Original-Aufnahme des Photographen
G. Haltermann in Eckernförde.)

mal in jeder Fangperiode statt, einmal zu Beginn im Herbste, das zweite Mal zu Anfang der Frühjahrsfischerei gleich nach Neujahr. Innerhalb der durch das Los bestimmten Reihenfolge tritt alle 24 Stunden ein Wechsel ein, nämlich so, daß jedem Berechtigten der „Zug“ von Sonnenaufgang bis zu Sonnenaufgang zufällt. Durch mancherlei Bestimmungen wird der große Betrieb weiter aufs beste geregelt.

Bei der Frühjahrsfischerei schließen sich je zwei Waden zu einer „Kompanie“ zusammen. Selten werden dann noch beide Geräte benutzt, sondern gewöhnlich wird nur das eine in Betrieb genommen, während das andere in der Zeit zum Trocknen auf „Stöken“ gehängt wird. Meistens ist dann die Mannschaft auf acht Leute erhöht, so daß vier bei jeder Ausfahrt freibleiben. Als Trockenplätze werden eine Anzahl Weidekoppeln in der Nähe der Stadt gemietet und mit „Stöken“ besetzt. Auch schon im Herbst müssen die Waden, die im Boot nie trocken werden, etwa alle zwei bis drei Wochen herausgenommen und aufgehängt werden. Die Steine werden alsdann abgelöst, das Netz wird hoch aufgestapelt auf den Wagen geladen, die Mannschaft setzt sich oben darauf, und so geht es zur Stadt hinaus. Gleiche Fahrt wird unternommen, wenn das trockene Gerät wieder in die Fahrzeuge geschafft werden soll. Um das Netz dauerhaft zu machen, wird dasselbe einmal vor Beginn der Fangperiode und nochmals während derselben mit einer heißen braunen Lauge aus Catechu oder Terra japonica, einem Extrakt aus dem Holze einer Akazienart, getränkt.

Wenn die Wade zum Trocknen aufgehängt ist, wird in der Zwischenpause zugleich jedesmal Abrechnung über den bis dahin erzielten Verdienst gehalten, und den einzelnen Leuten wird ihr Anteil ausgekehrt. Der Lohn der Mannschaft besteht nämlich in einem Anteil an den Einnahmen, welche jeder Fang bringt. Vom Gesamtbetrag fällt eine Hälfte den Besitzern der Wade zu, während jeder der Mannschaft — wenn der Besitzer auch zu derselben gehört, also auch dieser — im Herbste den sechsten, im Frühjahr, wenn die „Kompanien“ gebildet sind, den zwölften Teil der andern Hälfte empfängt. Nach dieser Norm stellt sich der Durchschnittsverdienst eines Wadenfischers für eine Fangperiode auf 300 bis 500 ℳ; jedoch ist zu bemerken, daß bei dieser Rechnung eben nur der Gewinn, der aus den gefangenen Heringen und Sprotten erzielt wird, Berücksichtigung findet. Alle anderen im Fang enthaltenen Fische, wie Makrele, Dorsch, Wittling, Butt, Aal, Hornfisch, Lachs, Lachsforelle, werden als „Plattfische“ (ursprünglich sind also wohl nur die Buttarten gemeint) bezeichnet, und der Erlös aus denselben wird in sechs oder zwölf gleiche Teile geteilt, ohne daß den Besitzern als solchen für die Hergabe des Gerätes etwas von diesen Erträgen zuerkannt wird, und doch belaufen sich diese „Plattfischgelder“ für den einzelnen durchschnittlich auf etwa 250 ℳ. Wenn die Wadenfischerei zeitweilig überhaupt wenig lohnend ist, kommt man wohl auch dazu, einfach den Erlös aus dem ganzen Fange nur für die Mannschaft aufzuteilen, um den Leuten einen größeren Verdienst zu gewähren. Freilich jederzeit kann dieses Prinzip nicht durchgeführt werden, muß doch auch den Besitzern ein Sonderverdienst zufließen, zumal die jährlichen Reparaturen am Gerät sich schon auf etwa 500 bis 600 ℳ belaufen.

Die Wadenfischerei wird durchaus nicht allein von Berufsfischern betrieben, sondern manche der dabei beschäftigten Leute haben nur die Gelegenheit ergriffen, auch im Winter guten Verdienst zu erlangen. Viele sind Arbeiter, Gelegenheitsarbeiter vom Hafen, vom Lande, wie von Baustellen, Maurer und Zimmerer; schon manchmal hat ein Handwerksbursche, der früher kaum einmal das Meer gesehen hatte, bei der Fischerei den Winter unter gutem Verdienst verbracht.

Die Erträge der Wadenfischerei sind für die einzelnen Jahre, für die einzelnen

Tage, wie für die einzelnen Waden sehr verschieden. Die schönsten Fische bringt der Herbstfang, die größten Mengen liefert die Frühjahrsfischerei, der daher nicht minder lohnender Verdienst verdankt wird. Der größte Gewinn wird durch die Sprotten erzielt, da die Heringe wegen der geringen Größe nicht so hohe Preise erreichen, oftmals im April und Mai gänzlich unverwertbar sind. Bei den aufgeführten Erträgen an Heringen hat man nämlich an die kleinen Heringe zu denken, die in Eckernförde Sielen genannt werden, eine Bezeichnung, die vielleicht aus dem dänischen sild (Hering) entstanden ist. Die großen Heringe, wie solche vor allem die benachbarte Schlei liefert, scheinen die Eckernförder Bucht seit der Absperrung vom Noor zu meiden, wenigstens treten sie jetzt sehr selten zahlreicher auf. Erst in den letzten Jahren ist auch den oft sehr schmackhaften Sielen ein höherer Wert zuerkannt worden, seitdem sie die Ehre hatten, als geräucherte Ware unter der Marke „Sekunda-Sprott" guten Absatz zu finden. Die Sprotten kosten das Wall 0,20—3 *M*. Zu einem niedrigeren Preise geben die Fischer laut Vereinbarung keine Sprotten ab, fahren dieselben lieber wieder ins Wasser hinaus und stellen, wenn die Nachfrage so gering ist, die Arbeit einige Tage ein, lassen, wie es heißt, „die Züge stehen." An Sprotten wurden in den Jahren 1890 bis 1895 jährlich durchschnittlich Erträge von 200 000 Wall erzielt, im gleichen Zeitraum vorher dagegen waren die Fangergebnisse jährlich 350—400 000 Wall. Den größten Ertrag, nämlich gegen 700 000 Wall, lieferte die Fangperiode 1886/87, und auch für die folgende wurden über 500 000 Wall eingetragen.*) An Heringen (besonders Sielen) wurden in den Jahren 1890 bis 1895 durchschnittlich jährlich 150 000 Wall gefangen. Den Höchstertrag, gegen 250 000 Wall, brachte die Fangperiode 1888/89, deren Frühjahr besonders durch bedeutende Höhe der Gesamt- und der Einzelfänge sich auszeichnete, wurden doch in demselben über 200 000 Wall ans Land gebracht. Der Preis der Sielen ist sehr verschieden. Dieselben werden bei starker Nachfrage in bester Zeit wohl mit 2 bis 2,50 *M* das Wall bezahlt; sind aber, besonders im Frühling, große Mengen an der Brücke, so wird ein Zuber voll (etwa 20 bis 24 Wall) für 1,50 bis 2 *M* abgegeben, ja, wenn der Handel brach liegt, ein ganzer Bauwagen voll den Landwirten für nur 1 *M* verkauft oder gar umsonst überlassen.

Wie bedeutend sich zuweilen der Tagesfang gestalten kann, zeigen folgende Aufzeichnungen. Am 19. April 1888 lagen 20 Bootsladungen Sprotten an der Brücke. Am 19. Januar 1889 wurden 18 Boote voll Sprotten in den Hafen gebracht. Am 24. Januar 1889 hatte eine Wade 10 Boote voll Fische, besonders Heringe, eine zweite 5 Boote voll Heringe und Sprotten gefangen, während von anderen Fangplätzen der Bucht wenig heimgebracht wurde. Am 17. Februar 1889 fingen 5 Waden zusammen 50 000 Wall kleine Heringe und 30 000 Wall Sprotten. Manche anderen Waden zerrissen und konnten bei der umschlossenen Menge der Fische nicht gelandet werden. Am 21. März desselben Jahres wurde sogar von einer Wade allein in einem Zuge ein Fang von 30 000 Wall Sprotten gemacht. Wenn in früheren Jahren einmal ein solcher Fang, für welchen der freie Raum der beiden Boote nicht genügend erschien, dem Fischer beschert wurde, dann flatterte alsbald ein „Schotfell" oben am Maste, ein Signal, das in der ganzen Fischerbevölkerung schnell die frohe Botschaft verbreitete, die am Lande weilenden arbeitsfreien Fischer mit leeren Booten zur Unterstützung herbeirief und den Frauen Veranlassung gab, den alsbald landenden, aber dann noch lange beim Auszählen des Fanges am Hafen beschäftigten Männern die wohlverdiente Labung zu beschaffen. Die Theekessel mußten sausen, Kaffee und Grog wurden bereitet und

---

*) „Ergebnisse der Beobachtungen zur Untersuchung der deutschen Meere." 1874—1893.

nebst großen Körben voll „Heedwęken,“ Schnecken und anderm Gebäck an die Landungsstätte gebracht.

Neben dem althergebrachten Betrieb der Herings- und Sprottenfischerei mit großen Waden ist lange Zeit hindurch keine andere Fangweise aufgekommen. Ein einziges Mal und zwar schon 1846 hat man den Versuch machen wollen, in dem Hafen, der damals noch in ungehinderter Verbindung mit dem Noor stand, einen Heringszaun zu errichten, wie solche in großer Zahl in der Schlei beim Heringsfang verwendet werden; aber der Plan scheiterte, da derselbe außerhalb des Kreises der Berufsfischer entstanden war, an dem energischen Widerstand der sämtlichen Fischer. Im Jahre 1881 fand dagegen das ebenfalls in der Schlei, wie auch an den dänischen Inselküsten benutzte „Bundgarn“, eine große, an Pfählen befestigte und vom Ufer seewärts stehende Heringsreuse, in Eckernförde Eingang, und im Jahre 1882 wurden sogar schon 15 dieser großen Geräte ausgestellt. Aber die freie Bucht, mit ihren bei Sturm so hoch und so gewaltig rollenden Wogen, erwies sich alsbald für dieselben nicht geeignet. Die Netze wurden oft zu sehr beschädigt, so daß sich der Betrieb nicht lohnte. Seit einer Reihe von Jahren schon hat man daher gänzlich von dieser Fangweise abgesehen.

Besser haben sich die Heringsstellnetze und besonders die Breitlingsstellnetze bewährt, deren Einführung den Bemühungen des Königlichen Oberfischmeisters Hinkelmann in Kiel zu verdanken ist. Im Jahre 1892 waren gegen 30 Fahrzeuge bei dieser Art der Fischerei beschäftigt. Mit mehr als 1000 Sprottnetzen ist in dem genannten Jahre wie in den folgenden gefischt worden, und in den 5 Jahren sind mit diesem neuen Gerät Jahreserträge von durchschnittlich 100 000 Mk. erzielt worden. Diese Stellnetze, die seit langem in den norwegischen Fjorden verwendet werden, fanden zuerst in Eckernförde sehr schwer Eingang. Erst auf vieles Zureden hin entschlossen sich im Herbst 1890 zwei dortige Fischer, einige Fangversuche zu veranstalten. Aber die beiden ersten mißglückten völlig. Nur ein paar einzelne Sprotten waren die jedesmaligen Erträge. Als aber die beiden Beteiligten sich nochmals zu einem Versuch, der mindestens 8 Tage andauern sollte, hatten ermutigen lassen, lohnte guter Erfolg ihre Mühe, und die Brauchbarkeit und Bedeutung dieser Netze wurden erkannt, waren doch schon über 60 Wall Sprotten in der festgesetzten Zeit gefangen worden. Von da an sind diese Geräte in großer Zahl angekauft worden, zumal die Anschaffungskosten gering sind und alsbald durch den erzielten Verdienst gedeckt werden. Von jedem Boote aus wird mit 8 bis 12 Netzen gefischt, von welchen ein einzelnes eine Länge von 40 bis 50 m bei einer Tiefe von 120 bis 200 Maschen zu 14 bis 15 mm Weite hat und zum Fange hergerichtet 40 bis 50 *M* kostet. Die Stellnetzfischerei wird neben der Wadenfischerei ihre Bedeutung haben, zumal oft noch mit den Sprottnetzen der Fang betrieben werden kann, wenn Sturm oder Eis den Betrieb der Wadenfischerei unmöglich macht. Im Frühjahr gehen beide Weisen Hand in Hand, indem bei manchen „Kompanien“ die vier Leute, welche abwechselnd von der Ausfahrt mit der Wade frei sind, gleichzeitig durch die Fischerei mit Sprottnetzen den Gesamtverdienst zu erhöhen suchen.

So gilt es auch auf dem Gebiete der Fischerei, am guten Alten festzuhalten, aber auch Neues zu erproben und das sich Bewährende einzuführen. Diesem Zwecke widmen sich überall die Fürsorge der Provinzialregierungen, die Anregungen, Belehrungen und Maßnahmen, welche von den Königlichen Oberfischmeistern und Fischmeistern ausgehen, wie auch die Bestrebungen des „Deutschen Seefischerei-Vereins“. Auch die Eckernförder Fischerei, schon als eine der bedeutendsten im ganzen preußischen Ostseegebiete bekannt, erfreut sich seit langem dieser Begünstigungen, die dazu beitragen dürften, sie in ihrer Bedeutung zu erhalten und ihr zu weiterem Aufblühen zu verhelfen.

Stapelholmer Sagen.*)

Gesammelt von **Heinr. Carstens.**

II.

Der wilde Jäger.

Der wilde Jäger fährt in einer Kutsche oben durch die Luft und jagt nach den Seelen ungetaufter Kinder. Seine Hunde begleiten ihn, und ihr „Jiffen“ kann man dann deutlich hören. Der wilde Jäger selber aber ruft immer: „His da! his da!“ Ein Dienstjunge, der abends die Pferde weggebracht hatte, hörte den wilden Jäger „his da!“ rufen, äffte ihm nach und rief auch: „His da! his da!“ Nachts Uhr 12, als der Knabe in seinem Bette lag, trat der wilde Jäger bei ihm ein, schlug auf den Tisch und sprach: „Du hast mitgejagt, nun sollst du auch mitessen“; und warf einen Pferdeschinken auf den Tisch.

Mündlich aus Drage.

Der Freischütz.

Einst lebte ein Holzvogtssohn, der die Jagd sehr liebte, aber nie etwas treffen konnte. Einst jagte er im Walde und schoß viel, aber traf nicht einmal. Da begegnete ihm ein alter Mann (nach anderer Fassung ein altes Weib). „Hast du deine Tasche noch nicht voll?“ fragte ihn der Alte. „Nein,“ sagte der Jäger, „ich kann ganz und gar nichts treffen.“ Sprach der Alte: „Ich will dir ein Geheimnis mitteilen, das sollst du gebrauchen und dann kannst du alles treffen.“ „Sage mir das Geheimnis,“ sprach der junge Jäger. Sprach der Alte: „Wenn du zum heiligen Abendmahl gehst und der Prediger dir die Oblate in den Mund steckt, so nimmst du dein Taschentuch und thust, als wolltest du die Nase schnäuzen, und mit dem Tuch nimmst du dann die Oblate wieder aus dem Mund heraus. Dann befestigst du sie an einen Baum und schießest darnach, und von Stund an kannst du alles Wild treffen.“

Der Holzvogtssohn ging schon am nächsten Tage zum heiligen Abendmahl und that mit der Oblate, wie ihm geheißen war. Dann befestigte er sie an einen Baum, nahm seine Flinte und zielte. Da hing Jesus am Kreuze vor ihm. Dennoch schoß er nach der Oblate, und von jetzt ab konnte er alles Wild treffen. Wenn er aber später einmal betrunken war, so pflegte er zu erzählen, was ihn quäle, und sprach: „Ich habe unsern Herrn Christus zum zweitenmale gekreuzigt.“

Mündlich aus Drage.

Tier als Seele.

Zwei Arbeiter schliefen in einer Fenne zu Mittag. Nachdem sie eine Zeitlang geschlafen, erwachte der eine von ihnen und erblickte jenseits des mit Schilfrohr bewachsenen Grabens, in dessen Nähe die beiden schliefen, ein kleines weißes Tier, das immer ängstlich am Ufer hin- und herlief und mehrfach versuchte, über den Graben zu gelangen. Er versuchte seinen Gefährten zu wecken, doch dieser schlief fest. Endlich nach langem vergeblichem Bemühen gelang es dem kleinen Tierlein, über ein Schilfrohr hinüber zu gehen und nach dem Schläfer hinzulaufen, in dessen Mund das Tier verschwand. Nun wachte der Gefährte auf und erzählte: „Ich hatte soeben einen wunderbaren Traum. Ich befand mich nämlich vor einem Wasser, über welches ich hinüber sollte und mußte, und endlich gelang es mir denn auch.“

Mündlich aus Drage.

Gespenstisches Tier.

Einst mußte ein Mann, dessen Frau in der Not war, die Hebamme holen, und ging quer über Feld. Schon war es dunkel, und der Mann hatte es sehr

eilig. Da lief vor ihm vorüber immer ein großes merkwürdiges Tier, das Haare hatte wie Kohlbüschel, als wolle es ihn aufhalten oder zur Umkehr bewegen. Der Mann schlug das Tier mit seinem Stock, da verschwand es. Am andern Morgen kommt im Dunkeln ein Dienstjunge, der die Pferde holen soll. Er sieht ein Tier liegen, und da es noch dunkel ist, meint er, es sei ein Pferd, legt ihm den Zaum an und setzt sich im Liegen auf dasselbe. Kaum aber sitzt er oben, so geht das Tier im sausenden Galopp mit ihm davon, und ein Glück war es nur für den Jungen, daß er bald abfiel, sonst wäre es ihm sicher nicht gut ergangen.

Mündlich aus Drage.

Gespenstische Hasen.

Ein Krupschütze ging einst auf die Jagd. An einem mit Busch bewachsenen Wall, wo gerade eine prächtige Lichtung sich befand, legte er sich hin und dachte: Kommt nun ein Hase, so kann ich ihn schön schießen. Kaum hatte er das auch nur ausgedacht, so kamen zwei Hasen an die Öffnung, dicht vor den Lauf seiner Flinte. Schon will er anlegen und schießen, da wird der eine Hase immer größer und größer und zuletzt so groß wie ein Kalb. Unser Jäger aber wirft eiligst seine Flinte über die Schulter und geht heim.

Mündlich aus Drage.

Höllenhunde.

Zwischen Seth und Drage, gerade auf der Dorfgrenze, geht ein schwarzer Pudel mit großen glühenden Augen um. Begegnen ihm Leute, so geht er ihnen aus dem Wege, steht aber eine dann Zeitlang still und schaut ihnen mit seinen glühenden Augen unheimlich nach und verschwindet.

Zwischen Norderstapel und der Holzkate geht auch ein schwarzer Pudel.

Mündlich aus Drage und Seth.



Aus vergangenen Tagen.

Von **J. J. Callsen** in Flensburg.

2. Session.

Session oder, wie es jetzt heißt, Stellung zum Militärdienst war früher ein für die jungen Leute schreckliches Wort, und der Gedanke, Soldat zu werden, brachte das kalte Gruseln. Freilich war es damit auch eine andere Sache als jetzt. Die Söhne der Städtebewohner waren frei, ebenso die der Beamten, bis zum Prediger und Lehrer auf dem Lande hinab. Der Bauer, welcher ein paar hundert Mark leicht aufbringen konnte, nahm für seinen Sohn einen Stellvertreter, und so blieben nur die Söhne der Unbemittelten übrig zum Dienste fürs Vaterland, und dabei erfuhren sie noch obendrein eine wenig rücksichtsvolle Behandlung. Rückte nun die Zeit der „Session" heran, dann suchten die jungen Leute sich auf alle mögliche Weise dieser peinlichen Pflicht zu entziehen, der eine um sein Geld zu sparen, der andere um seinen eigenen Pelz zu wahren. Es wurden alle erdenklichen Künste gemacht: einige fasteten, aßen Kreide, nahmen allerlei ein, um schwach und elend auszusehen; andere banden sich lange vorher einen Finger fest, daß er steif wurde, oder verwundeten sich an einer Zehe, um marschunfähig zu erscheinen, oder ließen sich einen Vorderzahn ausbrechen, damit sie keine Patronen abbeißen konnten; wieder andere simulierten — oft mit vieler Geschicklichkeit — Taubheit, Blindheit oder gar Geistesschwäche u. s. w. Wenn die Künste diesem oder jenem glückten, oder wenn sich einer frei gelost hatte, dann

gab's zu Hause einen Jubel; wurde aber trotz alledem einer „gezogen," dann war die Familie in Trauer versetzt, ausgenommen, wenn er zur Garde bestimmt war, denn das war eine Ehre. — Kam einmal ein Soldat auf Urlaub, dann wurde auf seine Uniform nicht viel gehalten; sie war auch wenig ansehnlich und recht unbequem; kam aber ein Gardist, dann stolzierte er als ein Ehrengast durchs Dorf und erzählte überall von den Herrlichkeiten Kopenhagens und von dem Dienst und der Behandlung der Gardisten, wobei ein Vergleich mit dem gewöhnlichen Soldaten für diesen recht schlecht ausfiel.

Wiederholte Schritte und Eingaben der Landleute um Aufhebung der Vorrechte und Einführung allgemeiner Volksbewaffnung blieben ohne Erfolg, als aber 1848 alle diese alten Schranken fielen, da — ging jedermann mit Jubel unter die Fahnen, und als große Schande galt es, sich zurückziehen zu wollen!



Auf Gassen der Heimat.

Droben der Mond und die dämmernde Nacht,
Die Welt so still und verlassen,
Leise nur klirrt mein langsamer Schritt
Auf träumenden Heimatgassen.

Am Markt der Brunnen, ich lehne mich dran,
Hab' hier ja so oft gesessen......
Ihr ragenden Bäume und Dächer ringsum,
Sagt, habt ihr den Buben vergessen?

Ich fasse den Eimer und lasse ihn sacht
Zur Tiefe herniedergleiten:
Aus der Jugend Brunnen nur einen Trunk, —
Und dann will ich weiterschreiten.

Kiel. Wilhelm Lobsien.



Mitteilungen.

1. Marterkreuz. (Vgl. „Heimat" 1898, Nr. 3, S. 76.) Auf meine Anfrage in der „Heimat" teilte mir Herr Jensen in Schieren bei Segeberg gütigst mit, daß das Marterkreuz bei Schalkholz im Kirchspiel Tellingstedt heute noch steht. In Tellingstedt erzählt man sich, daß der Mörder mit einem schönen, reichen Mädchen verlobt gewesen, daß ihm aber von seinem Bruder, Namens Karsten Groth, dasselbe abtrünnig gemacht worden sei. Karsten Groth nahm die Braut seines Bruders zu einem Gelag (Tanzmusik) mit nach Tellingstedt. Der verratene Bräutigam Klaus Groth lauerte dann zwischen Tellingstedt und Schalkholz dem Bruder auf und erschoß ihn. — Das erwähnte Marterkreuz ist der „Steen bi Schalkholt," von dem Klaus Groth in seinem Quickborn singt.

Leitmeritz. Ankert, Heinrich.

2. Pferdeaberglaube. (Vgl. „Heimat" 1898, Nr. 3, S. 76.) Herr Professor Kauffmann in Kiel teilt mit, daß es sich in der Anfrage des Herrn Dr. jur. Devens um das bekannte, für die Geschichte der Hexenprozesse wichtige Buch handelt: Samuel Meigerius, De Panurgia lamiarum sagarum, strigum ac veneficarum usw. Hamburg 1587.

3. Die Mistel. Herr Professor Kauffmann macht ferner darauf aufmerksam, daß die Mistel in Müllenhoffs Sagen, Märchen und Liedern auf Seite 243 erwähnt wird. Dort heißt es: „Wer von der Mähr (Nachtmähr) geplagt wird, dem sei die Mistel, ein Gewächs, das auf alten Eichen wächst, empfohlen. Man nennt es darum auch Marentaken oder Alfranken." Der Herr Professor weist darauf hin, daß es von Interesse ist, hier zu

finden, daß die Mistel auf Eichen wächst, und knüpft an die Mitteilung die Anfrage: Ist etwas über die Namen Marentaken, Alfranke bekannt? Sind sie heute noch gebräuchlich?

4. Ankunft der Störche. Die Störche sind gestern angekommen. Ich sah 7 bei starkem Schneegestöber nordwärts fliegen. Auch ein paar schwarze meine ich heute über dem Grammer Wald gesehen zu haben.

Gramm, 28. März 1898. Dr. Hansen, Kreisphysikus.

Fragen und Anregungen.

Herr Lehrer Schwennsen in Westerterp bei Lügumkloster bittet, in der „Heimat" nach Pflanzen, welche, von Kühen genossen, die Buttergewinnung verhindern, zu fragen.

Bücherschau.

Up ewig ungedeelt. Die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848. Herausgegeben von Detlev von Liliencron. Mit 2 Buntdruckbildern und ca. 100 Illustrationen. Vollständig in 20 Lieferungen à 50 Pfg. 4°. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). — Das Buch will keine wissenschaftliche Darstellung sein, sondern im Charakter und Ton einer Chronik in erster Linie das menschlich Schöne und Große der Erhebung unseres Stammes gegen seine Unterdrücker vorführen. „Der breite Rahmen der historisch beglaubigten Thatsachen wird durch die Erzählung einer großen Reihe interessanter Episoden, die das wissenschaftliche Werk nicht berichtet und die in den zeitgenössischen Schriften noch nicht veröffentlicht worden sind, ausgefüllt." Wir werden nach Vollendung des Werkes darauf zurückkommen.

Die Schleswig-Holsteinische Armee in den Jahren 1848—51. Die Bildung, Schlachten, Gefechte, Verlüste derselben nach eigener Wissenschaft und Erfahrung, nach Aussage von Kameraden, sowie nach schriftlichen Quellen zusammengestellt und allen alten Kampfgenossen der damaligen Zeit gewidmet zur Feier der 50jährigen Erhebung Schleswig-Holsteins. Kiel 1898. 32 S. 8°. Preis? — In kurzer, aber eingehender Darstellung bringt der Verfasser, einer der Gründer unsers Vereins und sein mehrjähriger Vorsitzender, der Gymnasiallehrer a. D. M. W. Fack in Kiel, eine Übersicht über alle militärischen Operationen unserer Armee in den Jahren der Erhebung. Der besondere Wert des Heftchens liegt in der knappen, übersichtlichen Darstellung, die sich vor allem bemüht, durch genaue Zahlenangaben ein deutliches Bild der Streitkräfte und ihrer Verwendung zu geben. Auf den letzten Seiten finden sich interessante Mitteilungen über das Alter der Soldaten, über die Bewaffnung, die Uniform, die Löhnung, die gebräuchlichsten Soldatenlieder, die verteilten Tapferkeitsmedaillen, die Denkmünzen usw. Das Heft ist nicht nur für die alten Kampfgenossen von Wert, sondern wird für alle, die sich eingehender mit der Geschichte der denkwürdigen Jahre beschäftigen wollen, ein zweckmäßiger und zuverlässiger Wegweiser sein.

Erinnerungen einer alten Schleswig-Holsteinerin. Lübeck, Verlag von Eduard Schmersahl (Richard Brunn). 8°. 2,40 M.

Unter den mancherlei Schriften, die zur Erhebungsfeier erschienen sind, ragt dieses Büchelchen vorteilhaft hervor. Die Tochter des Pastors Lorenzen-Adelby ist es, welche diese Erinnerungen veröffentlicht. Als Tochter eines der thätigsten Vorkämpfer für unser Recht, als Schwägerin Bremers, der gleichfalls stets im Mittelpunkt der Bewegung stand, von vorneherein mit der ganzen Sachlage vertraut, hat sie außerdem noch in der allernächsten Nähe Flensburgs Gelegenheit gehabt, die Ereignisse der denkwürdigen Zeit persönlich durchzuerleben und Anteil daran zu nehmen. Mit großer Lebendigkeit werden die einzelnen Phasen der Entwickelung der Bewegung uns vorgeführt; die Verfasserin versteht es, ihre Leser zu fesseln, und mit warmer Teilnahme lesen wir die Schilderung der ersten Flucht aus Adelby, die Kunde vom Tode des einzigen Bruders, der Gefangennahme des Vaters und seiner Überführung nach Kopenhagen, wo er im Kerker schmachten mußte, weil er ein deutscher Mann war. Das Buch bringt ja keine neuen geschichtlichen Thatsachen, aber es schildert uns so recht die Leiden, die Schicksale und Gefahren, welchen deutsch gesinnte und für ihre Heimat kämpfende Männer und deren Familien damals ausgesetzt waren. Das Buch verdient einen zahlreichen Leserkreis und ist auch Volks- und Schulbibliotheken zur Anschaffung warm zu empfehlen. H. E.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 6. Juni 1898.

Die Entstehung der Dörfer und die landwirtschaftlich-geschichtlichen Verhältnisse im südwestlichen Schleswig.

Von **M. Voß** in Husum.

I.

Über die landwirtschaftlichen Verhältnisse bei den Germanen zur Zeit der Geburt Christi haben zwei römische Schriftsteller, Tacitus und Cäsar, uns — allerdings nur in wenigen Worten — berichtet. Beide Darstellungen sind wiederholt zum Ausgangspunkt weiterer Forschungen gemacht worden; eine ganze Reihe von Schriftstellern, Geschichts- und Sprachforschern hat sie sich zum Thema feinsinnigster Betrachtung gestellt, ihnen immer wieder neue Aufmerksamkeit geschenkt und diesem Teil deutschen Lebens und deutscher Vergangenheit allmählich solche Klarheit verschafft, daß unsere Augen auch in diese ferne Vorzeit hineinschauen können und wir mit Hülfe einiger Phantasie ein Bild derselben zu entwerfen imstande sind. Die Stelle in Tacitus' Germania, Kap. 26, lautet: „Zinsen zu fordern und anwachsen zu lassen, ist unbekannt. — Die Ackerfluren werden gemäß der Anzahl der freien Bauern von der Bauerschaft abwechselnd in Gesamtbetrieb genommen, sodann teilen sie dieselben nach dem idealen Anspruch der Einzelnen unter sich; leicht wird die Teilung durch weite Ausdehnung ebener Felder. Das Pflugland tauschen sie jährlich, und reichlich Land bleibt über. Denn sie ringen auch nicht in harter Arbeit mit der Fruchtbarkeit und Größe von Grund und Boden, so daß sie Obstpflanzungen anlegten und Wiesen ausschieden und Gärten berieselten: nur die Saat wird vom Boden verlangt. Und daher teilen sie auch das Jahr selbst nicht wie wir in vier Jahreszeiten; ihnen sind nur Winter, Frühling und Sommer bekannt; vom Herbste kennen sie weder den Namen noch seinen Segen."

Cäsar sagt (de bell. gall. IV. 1): „Getrennten Grundbesitz giebt es bei ihnen nicht; auch darf niemand denselben Fleck länger als ein Jahr bebauen. Sie leben auch nicht sowohl von Getreide als größtenteils von

der Milch und dem Fleisch ihrer Herden und sind außerdem eifrige Jäger."[1])

Inwieweit obige Darstellung der landwirtschaftlich-geschichtlichen Verhältnisse auf Wahrheit beruht, soll in folgender Ausführung nachgewiesen werden.

Die ersten Ansiedelungen Schleswig-Holsteins, die zurückreichen in jene ferne Steinzeitperiode der „Kjökkenmöddinge", lagen teils am Ufer des Meeres, teils auch im Binnenlande. Besonders an der Ostseeküste und zwar der Gjenner Bucht, zwischen Apenrade und Hadersleben, bei Ellerbek an der Kieler Föhrde und bei Neustadt hat man Spuren von der Hinterlassenschaft eines noch in bezug auf seine Entwickelung in Kinderschuhen wandelnden Urvolkes von Fischern und Jägern gefunden. Der erste der drei genannten Fundorte liegt am Fuße einer Bodenerhebung unmittelbar neben dem „Hopsö", einem kleinen Gewässer bei Süderballig, das jedenfalls früher mit der Ostsee in Verbindung stand; der zweite Fundort wurde bei den Ausschachtungs- und Wegbaggerungsarbeiten bei Ellerbek nördlich von der Kaiserlichen Werft freigelegt; er liegt 8 bis 10 m unter dem Niveau der Ostsee. Die dritte Fundstelle findet sich unfern des Marienbades bei Neustadt an der Ostsee und liegt nur zu Tage bei starken West- und Südwestwinden, die die Wasser von unserer Küste hinwegtreiben. Einzelfunde vom Flintgerät im Kjökkenmöddingtypus sind außerdem hier und da im Binnenlande und auf den Inseln, unter andern auf Fehmarn, gefunden worden. Die ersten Bewohner unseres Landes scheinen also besonders das Meer als die Bezugsquelle ihrer Nahrung angesehen zu haben, das beweisen uns auch die gleichzeitigen großartigen Küchenabfallhaufen an den jütischen und dänischen Küsten. Später ist der Steinzeitmensch mehr ins Innere unseres reichbewaldeten Ländchens gekommen und hat auf seinem Einbaum auf Seen, Teichen und Flüssen den Fischen und Wasservögeln und in den Wäldern den wilden Tieren nachgestellt. Auch zahme Tiere — wir dürfen wohl sagen Haustiere — hat er sich gehalten. An Knochenresten aus Steinzeitgräbern sind als Haustiere bei ihm nachgewiesen: Rind, Pferd, Schaf, Schwein, die Ziege und der Hund. Daß die Steinzeitmenschen imstande gewesen sind, mit Hülfe ihrer Geräte Bäume zu behauen und daraus Blockhäuser zu bauen, hat uns der Kammerherr von Sehestedt zu Broholm auf Fühnen gezeigt.[2]) Er ließ eine Anzahl geschliffener Flintäxte mit Stielen versehen und damit durch seine Arbeiter eine Anzahl Fichtenstämme fällen. Nachdem dieselben geschält und behauen waren, stellten seine Arbeiter nach seiner geschickten Anleitung daraus ein Häuschen zusammen. Die Thür wurde aus Birkenrundhölzern gemacht und die Füllungen derselben aus Pferdehaut herge-

---

[1]) Die Übersetzung beider Stellen ist aus Dr. Hennings „Die agrarische Verfassung der alten Deutschen nach Tacitus und Cäsar" genommen.

[2]) Siehe Fräulein Mestorfs Ausführungen im vorigen Jahrgang der „Heimat".

stellt. Das Dach wurde mit Stroh gedeckt und in demselben eine verschließbare Klappe, durch die der Rauch des Herdfeuers entweichen konnte, angebracht. Kein Stück Eisen ward bei dem Bau dieses Hauses verwendet; kein Nagel oder Stift oder Klinke war metallen; nur Holz und Stroh und einige Fundamentsteine waren als Materialien gebraucht worden. Daß nun die Steinzeitmenschen solche Wohnungen sich hergestellt haben, ist damit nicht erwiesen; zur Wahrscheinlichkeit aber wird es, daß die Lehrmeisterin Not, die sie die Geräte machen lehrte, sie auch das Häuserbauen gelehrt hat. Da es nun in dieser Zeit keine Gesetze gab und nur das Faustrecht Gültigkeit hatte, gebot es die Sorge für gemeinsamen Schutz, zusammenzuwohnen. Die Beobachtungen des verstorbenen Malers Holm in Schenefeld, der auf einem Felde der Gemeinde Aasbüttel fünf Estriche (Fußböden) aus der Steinzeit neben einander fand, bestätigen obige Annahme. Das Haus der Steinzeitmenschen war im Verhältnis zu dem unserigen ein jämmerlicher Bau; wahrscheinlich kann es nicht einmal den Vergleich mit einer elenden Dorfrauchkate aushalten. Jedenfalls war es ein sogenannter Einraum, in dem die menschliche Wohnung nicht durch Wände, sondern nur durch Zaun und Reck von den Ställen des Viehes getrennt war. Ob das Dach bis auf die Erde reichte, wie wir es noch häufig bei unseren Moorhütten in Schleswig-Holstein sehen, oder ob Ständerwerk mit Busch durchflochten und Lehm beworfen, dasselbe stützte, wissen wir nicht. Wahrscheinlich wird das letztere der Fall gewesen sein, da Holz und Busch und Lehm leichter zu beschaffen waren als Stroh und Rohr, und Fachwerkwände nach oben hin mehr Platz gaben und außerdem das Anbringen von Thür und Gucklöchern mit Klappe besser ermöglichten. Die Geschicklichkeit im Häuserbau wird mit Einführung der Metalle, der Bronze und des Eisens, bedeutend größer geworden sein; auch mag der Kaufmann der Mittelmeerländer, der selbst unseren rauhen Norden aufsuchte und für seinen Handel erschloß, diese oder jene Verbesserung der Wohnung hierher übertragen haben. Die Entstehung der ersten Dorfgemeinden gehört also vorgeschichtlicher Zeit an. Fräulein Mestorf hat sogar für das Dorf Hammoor im Kirchspiel Bargteheide ein Alter von 2500 Jahren nachgewiesen.[1]) Es ist also ein Irrtum, wenn behauptet worden ist, daß die Dorfanlagen in das Mittelalter zu verlegen seien. Niemals — oder doch nur äußerst selten — sind Dorfgemeinden durch Zusammenrücken vereinzelt gelegener Häuser entstanden, sondern meistens geschah die Gründung derselben durch gemeinsamen Beschluß der überschüssigen Bevölkerung eines sogenannten Urdorfes. Der zweite oder weitere Sohn eines Hauses hatten, sobald sie erwachsen waren, im Vaterhause kein Heim mehr. Schon lange vor dem Ausscheiden aus der Muttergemeinde sahen sie sich nach Genossen um, mit denen zusammen sie sich selber

[1]) Siehe den 41. Bericht des Schlesw.-Holst. Museums vaterländischer Altertümer, S. 18.

eine neue Heimat, ein neues Dorf gründen wollten. Es wurden Beratungen gepflogen, dieser oder jener für das Projekt noch hinzugewonnen, und der Platz für die neue Gründung bestimmt. Das Interesse an dem gegenseitigen Schutz brachte alle verschiedenen Meinungen über die Platzfrage unter einen Hut. Es wurde Rücksicht genommen auf nahegelegenes Trinkwasser für Menschen und Vieh, womöglich die Dorfanlage an einem Bache gemacht; auch sah man auf eine bequem zu ermöglichende Bewirtschaftung der Felder, auf leichte Beschaffung der nötigen Baumaterialien und auf den Schutz gegen vorherrschende Winde. Vielfach sind daher die Dorfanlagen südlich einer Anhöhe gemacht, so daß diese Wasser und Schutz vor Nordwinden zugleich gewähren. Zuerst wurden die Tofte, die Räume für die Errichtung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude, für den Hausgarten und den Hofplatz abgesteckt. Dieselben wurden wahrscheinlich mit Nummern versehen und verlost. Jeder hatte nun sein Grundstück selbst einzufriedigen und seine Gebäude aufzuführen. Inmitten des Dorfes ließ man einen ziemlich geräumigen Platz frei und legte an demselben meist auch den Dorfteich an, damit man das dort vom Hirten zusammengetriebene Vieh tränken konnte. Später baute man vielfach an diesem Platze die Hirtenwohnung, noch später das Schulhaus, die Dorfschmiede, das Spritzenhaus und die Meierei auf. Die um den Ort liegende Flur war allen gemeinschaftlich. Meist führten nach derselben vier Wege, nach Osten, Westen, Süden und Norden hinaus. Die Art des gemeinsamen Besitzes der Flur hat eine Menge von kommunalrechtlichen und kommunalpolizeilichen Bestimmungen hervorgerufen; sie hat sogenannte Dorfwillküren, geschriebene, selbstgeschaffene Gesetze, die in der Dorflade aufbewahrt wurden, hervorgerufen und — wenn es nötig schien — daran wieder Verbesserungen und Abänderungen vorgenommen. Der gemeinsame Besitz ist es gewesen, der in den Interessenten einer Feldmark den Gemeingeist erzeugte und nährte, und der den selbstgeschaffenen Gesetzen immer wieder Achtung und Gültigkeit gab. Alle Familienhäupter waren gleichberechtigt und gleichverpflichtet; alle erhielten gleich viel, gleich gutes und in gleicher Entfernung liegendes Ackerland; alle konnten gleich viel Vieh auf die für die ganze Gemeinde ausgelegte Weide schicken. Die einzelnen Familienhäupter waren nicht eigentliche Besitzer des Grundes und Bodens, den sie bearbeiteten, sondern nur Nutznießer des ihnen zugewiesenen Stückes, das zur Ernährung der Familie gerade ausreichte und dessen Beackerung mit eigenen Kräften geschehen konnte. Die Verteilung der Ackerfläche war ein schwieriges Geschäft. Das eine Stück Land lag nahe, das andere entfernt vom Dorfe; dieses lag hoch und litt sehr leicht unter der Dürre, jenes niedrig und war Überschwemmungen ausgesetzt; hier bildete ein Acker den südlichen, dort den nach Norden gelegenen Abhang einer Anhöhe; jenes Feld war voll von Steinen, Gestrüpp und Stubben, dieses konnte dagegen gleich in Kultur genommen werden. Vor der Verteilung mußte daher eine Bonitierung,

die natürlich in damaliger Zeit sehr unvollkommen ausfiel, vorgenommen werden. Noch bei der Aufteilung der Wiesenländereien im Kirchspiel Ostenfeld im Jahre 1570 unterschied man nur drei verschiedene Bodensorten: „dath gode, myddelste vnd arge Lanth." Nach der Bonitierung wurden sogenannte Kämpe ausgelegt, diese in gleich große Striemen Landes geteilt und unter die Beteiligten verlost. Die Beackerung geschah kampweise. In dem einen Jahre bauten alle auf dem Kamp zu Osten des Dorfes Buchweizen, im nächsten Roggen, im dritten Roggen oder Hafer, und darnach ließ man dies Stück Land einige Jahre beweiden. Derselbe Fruchtwechsel vollzog sich auf den Kämpen zu Westen, Süden und Norden des Dorfes. Nach der Ernte, die meist gleichzeitig von einem Kamp beschafft wurde, gehörte derselbe dem Dorfhirten als Gemeindeweide. Außer den als Weiden ausgelegten Kämpen gab es noch eine Anzahl nicht unter besondere Kultur genommener Weidegründe, auf denen Busch, Heide, saure und andere Gräser durcheinander wuchsen. Wälder und Gebüsche dienten besonders in der Herbsteszeit der Schweinemast. Jeder Losanteil an den Ackerkämpen war so groß, daß er sich mit einem Pfluge und einem Gespann leicht bearbeiten ließ. (Vorstehende Ausführungen sind zum Teil den agrarhistorischen Abhandlundlungen von Dr. G. Hanssen-Leipzig, Hirzel 1880 entnommen). Pflüge waren selten, und anfangs mag die Pflugschar wohl von Stein gewesen sein. In den Museen in Lüneburg und Stade werden je eine 40 Zentimeter lange steinerne Pflugschar aufbewahrt. Auch als das Eisen an Stelle des steinernen Materials trat, war es anfangs noch so knapp, daß die Pflüge gemeinsamer Besitz waren und im Dorfe rund gingen. Von den Bauern des Dorfes Ramstedt im Kirchspiel Schwabstedt heißt es noch im Jahre 1436 im Liber censualis, dem Schatzungsbuch des Bischofs von Schleswig, daß drei Bauern sich mit einem Pfluge behelfen mußten. Da dreizehn Bauern im Dorfe vorhanden waren, werden im ganzen Dorfe nicht mehr als vier oder fünf Pflüge gewesen sein. Die Größe der Losanteile wurde von der frühesten bis in unsere Zeit nach Pflügen bezeichnet. Bei schwer zu bearbeitendem Boden, der gewöhnlich reichlichere Erträge brachte, war der Pflug als Landmaß kleiner als auf leichtem Sandboden. In einzelnen einander benachbarten Dörfern waren daher je nach der Qualität des Bodens die Boole oder Losanteile der Bauern verschieden groß. Starb der Bauer oder wurde er altersschwach und arbeitsunfähig, so erhielt sein ältester Sohn seinen Losanteil. Waren noch andere Söhne im Hause, so mußten diese beim Wechsel in die Welt hinaus und sich anderswo ein Unterkommen suchen. Hieraus erklärt es sich, daß die Deutschen so große Heere gegen die Römer in's Feld führen und die Normannen in zahlreichen Seeräuberscharen die Küsten fremder Länder heimsuchen konnten. Die Teilung des Bools wurde erst möglich, als mehr Kämpe unter Kultur genommen waren und die Größe derselben die Ernährung zweier Familien zuließ. Es

wurde nicht immer zu gleichen Teilen geteilt, sondern der älteste Sohn behielt auch dabei vielfach den Vorzug. Daher kommt es, daß wir noch jetzt Halb-, Dreiviertel-, Dreiachtel- und Viertel-Hufen haben. Bei Neukultivierung unurbarer Schläge fiel den Teilnehmern immer das ihrem Losanteil entsprechende Stück Land zu. Da diese Teile bei der späteren Einkoppelung festgelegt worden sind, finden wir besonders unter den weiter von den Dörfern entfernten Äckern solche von verschiedener Größe. Als auffällig muß es erscheinen, daß schon sehr früh ein bedeutender Teil der vorhandenen Hölzungen in den Besitz des Landesherrn übergegangen ist. Teils sind es die im Heidentum heiligen Wälder, die bei Einführung des Christentums als Banngüter großenteils an den König oder Landesherrn fielen, (Michelsen, vorchristliche Kultusstätten), teils sind es die Besitzungen jener Kleinkönige gewesen, die vielleicht zu Dutzenden unsere meerumschlungene Heimat beherrscht haben. Die an diese Hölzungen grenzenden Gemeinden hatten aber das Recht des Holzfällens, der Schweinemast und der Weide. Die Mast war je nach den Jahren verschieden. Wuchsen reichlich Eicheln, Bucheckern, Vogelbeeren, Pilze und dergleichen im Walde, so war die Mast lohnender; waren die Schweine dagegen nur auf Gräser, Kerbtiere und Gewürm des Waldes angewiesen, so mußte an Stelle der Waldmast die Stallmast treten. Daher heißt es in der „Designatio“ des Bischofs von Schleswig: „Das Mastgeld in den Hölzungen des ganzen Stiftes ist jedes Jahr ungleich und stehet bei Gott“:

anno	1577	0	Mark	anno	1583	2796	Mark
„	1578	2223	„	„	1584	1449	„
„	1579	29	„	„	1585	628	„
„	1580	245	„	„	1586	192	„
„	1581	732	„	„	1587	429	„
„	1582	1849	„	„	1588	0	„

Nicht ganz unabhängig war die Mast von dem mehr oder weniger zahlreichen Auftreten der Maikäfer, die daher auch in der Gegend von Schwabstedt und Ostenfeld „Masmerthiere“ oder „Mastverterer“ (Mastverzehrer) heißen.

Während des Sommers gingen die Schweine auf die Weide, erst Anfang oder Mitte September wurden sie in die Hölzungen getrieben und Ausgang November betrachtete man in günstigen Jahren die Herbstmast als beendet. Dann wurden oft an einem Tage ganze Schweinefamilien abgeschlachtet und im Anschluß daran große Schlachtfeste gefeiert. Erst mit Beginn dieses Jahrhunderts, als die Mergelung der Äcker aufkam, und damit der Kleeanbau ins Leben trat und die Verbesserung der Weiden anfing, verbesserte sich auch die Zucht des Rindviehs und die milchwirtschaftlichen Verhältnisse, und das Schweiu wurde von dieser Zeit an mehr und mehr ein Haustier. Die Mast geschah von nun an auch mit Milch und Buttermilch.

Die Gemeindeweiden machten in der Regel den entferntesten Teil der Feldmark eines Dorfes aus. Diejenigen der verschiedenen Dorfschaften waren wenig gegen einander abgegrenzt; teilweise waren sie wohl sogar gemeinschaftlich, wenigstens dann, wenn sie gute Tränkstätten und schattige Ruheplätze für das Vieh boten. Das Vieh wurde durch den Dorfhirten gehütet. Dieser bekam außer freier Wohnung in der Hirtenkate an Lohn freie Weide für eine Kuh, einen sogenannten Wandeltisch bei den verschiedenen Besitzern des zu hütenden Viehs und ein kleines Bargehalt. Die Wohnung des Dorfhirten ist in späteren Jahren in den Dörfern des Amtes Husum und auch anderswo häufig zum Armenhause gemacht. Grenzstreitigkeiten zwischen je zwei Gemeinden oder Besitzern wurden unter Vorsitz des Hardesvogtes von den Hardessandmännern geschlichtet. Sie kamen an der umstrittenen Grenze zusammen, steckten vier Stäbe, die Dingstöcke, ein Quadrat umschließend, in die Erde und die Thing- oder Gerichtsstelle war fertig. Darnach hörten sie die ältesten Männer die Grenze so oder so beschwören und fällten demgemäß ihr Urteil. Nach dem Urteil wurden, wo nicht Bäche oder Wasserläufe die Grenze genau bezeichneten, von den Sandmännern die Grenzsteine mit eigener Hand gesetzt.

Das Melken der Kühe wurde dadurch erleichtert, daß man des Morgens und Abends das Vieh in eingehegte Plätze trieb, die noch jetzt den Namen Melkstätte („Melkstęd") tragen. Gewöhnlich gab es deren bei jedem Dorfe mehrere, je nachdem die Feldmark nach den verschiedenen Weltgegenden ausgedehnt war. Meist sind die Melkstätten noch durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet, weil im Laufe von Jahrhunderten das hier zusammengetriebene Vieh eine Menge von Dünger abgelagert hat.

Die Schafzucht stand noch nicht auf der Höhe der Gegenwart, man suchte nur den eigenen Wollbedarf zu decken. Die Schafe wurden mit Rindern auf die Gemeindeweiden getrieben und kamen auch im Winter nicht in den Stall. Litten sie durch starken Schneefall oder Glatteis Mangel, so brachte man ihnen Futter hinaus. Für die Veredelung der Tiere des Landmannes geschah nichts oder nur sehr wenig. Der Dorfbulle wurde von einem der Dorfeingesessenen gehalten; er hatte für ihn die Weide im Sommer frei; für die Durchfütterung im Winter war ihm auch ein Stück Wiesenland zugewiesen, das noch bei den meisten Dörfern vorhanden ist und „Bullwisch" heißt. Ähnlich wurde es mit dem Dorfshengst, dem Eber und dem Bock gehalten. Für den ersteren war gewöhnlich eine Weide, „Hengstkoppel", Pęrhag oder Hesshöft benannt, ausgelegt, für den Bock dagegen gab es eine „Hamskoppel" oder „Hamswisch". Eine Hengstekörung war selbstverständlich unbekannt, und die Pferdeaufzucht diente meist nur dem eigenen Bedarf. Die jugendlichen Tiere wurden sehr früh zur Arbeit mit herangezogen. Die geringe Leistungsfähigkeit des Spannviehs, wie auch wohl die Unvollkommenheit der Ackergeräte mögen die Gründe gewesen sein, weswegen die Landleute vergangener Zeiten erst den

mageren, weniger ergiebigen Boden in Kultur genommen haben. Die Heugewinnung aus den Wiesenländereien geschah unter denselben Bedingungen wie die Beackerung des Bodens. Eben vor der Grasmahd wurden die gesamten Wiesenländereien in so viele Anteile zerlegt, als Losnehmer vorhanden waren, und diese dann unter die einzelnen verteilt. So konnte es geschehen, daß in diesem Jahre jemand sein Heu in dieser Wiese, im nächsten dagegen in jener gewann. An Brennmaterialien wurden Holz und Torf gebraucht. Letzteren grub man in den ausgedehnten Mooren. Zum Anbrennen benutzte man „Heideplaggen", die mit dem wunderbar geformten „Heidpottspad'n" gegraben wurden. Das eigentliche Blatt des Spatens war stumpfwinklig gebogen, und seine Spitze glich einem großen breiten Pfeil. Die „Heidpottspad'n" sind jetzt fast garnicht oder doch nur selten im Gebrauch; Heideplaggen werden auch wenig mehr gebrannt.



Die Schlei.

Von **J. J. Callsen** in Flensburg.

I.

Die Schlei, ein durchschnittlich kaum über 3 m tiefer Meerbusen, ist trotz ihrer von etwa 100—5500 m wechselnden Breite und ihrer etwa 38 km betragenden Länge nach den heutigen Ansprüchen kein bedeutender Verkehrsweg; aber sie ist ein besonders interessantes Gewässer. Sie bietet mit ihrem klaren blauen Spiegel inmitten zweier schöner und fruchtbarer Landstriche nicht nur zahlreiche allerliebste Landschaftsbilder an ihren wechselvollen Ufern, sondern ist auch mit der Geschichte unsers engeren Vaterlandes, insbesondere Schleswigs, so innig verwebt, daß wir sie wohl unsern Rhein nennen könnten.

An der innersten Bucht dieses Gewässers erhob sich vor mehr als 1000 Jahren als älteste Stadt Schleswigs jener viel umstrittene Herrschersitz, das alte Hethaby, das später von der Schlei den Namen annahm und diesen auf das zugehörige Land übertrug, so daß man von einer Schleistadt und einem Schleiland reden kann.

Hier an dem alten Stapelplatze des Handels reichte der vom Osten kommende Kaufmann dem vom Westen längs der Treene bis Hollingstedt und von da über Land kommenden Geschäftsfreunde die Hand, und Jahrhunderte lang wogte der Handelsverkehr auf diesem Wege hin und her. Wenn nur die Mittel dazu vorhanden gewesen wären, wir würden seit 300 Jahren hier eine durchgehende Wasserstraße gehabt haben.

An den Ufern der Schlei, in der Nähe der Stadt, taufte Ansgarius die ersten Heiden, hier erhob sich die erste Kirche des Nordens, hier entstand der Bischofssitz mit seinem Dom, dem Domkapitel und der zahlreichen übrigen Geistlichkeit, welche bald mit Erfolg bemüht war, einträgliche Besitzungen an den Ufern der Schlei zu erwerben oder wenigstens sich tributpflichtig zu machen, so daß man dieses Gewässer mit demselben Recht, wie den Rhein, die Pfaffenstraße nennen könnte.

Der Geistlichkeit folgte später der Adel, und auch dieser machte sich hier mit Vorliebe ansässig. Er kaufte ganze Landstrecken an, legte Dörfer nieder und baute mit der Geistlichkeit um die Wette Höfe, Schlösser und Burgen.

Zwischenein und hinterher zogen in den vielen verderblichen Kriegen

zwischen Deutschen, Dänen und Wenden bald diese, bald jene feindlichen Heere längs der Schlei gegen die alte viel beneidete Stadt hinauf, griffen die Handelsflotten an und verheerten die Ufer. — Vor allem aber bildete die Schlei in dem traurigen 25jährigen Schleswigschen Kriege (1409—35) unter Margareta und Erich von Pommern eine wichtige Verteidigungslinie. Die vorhandenen Vesten, Burgen und Verschanzungen wurden verstärkt, neue hinzugefügt und in dem langen hin- und herwogenden Streite schließlich größtenteils zerstört. Selbst in den neuesten Kriegen 1848/50 und 1864 kamen hier hin und wieder Zusammenstöße vor und spielten sich bedeutende Ereignisse ab.

Zahlreiche Überreste aus diesen traurigen Zeiten sind noch vorhanden, und wenn wir auch nicht von den Ruinen stolzer Ritterburgen, wie sie am Rhein liegen, hier sprechen können, so sind doch die Ufer unserer Schlei mit Spuren alter Herrlichkeit und menschlicher Leidenschaft reich genug besäet.

Freilich haben die Ufer keine Felsen, Weinberge und großen Städte aufzuweisen, wohl aber grüne Wälder, saftige Wiesen, wogende Kornfelder, stattliche Dörfer, zahlreiche Kirchtürme, große Gehöfte und herrschaftliche Schlösser, und wenn auch die Städte und städteartigen Ortschaften nicht eben zahlreich und groß sind, sie fehlen doch auch nicht.

Ein Fluß ist, wie gesagt, die Schlei nicht; aber eine Anzahl kleiner und größerer Bäche und Auen mündet hier. Namentlich ergießen vom Norden und Westen mehrere kleine Landseen, als da sind: der Ekeberger, Rabenholzer, Schaalbyer, Idstedter und Langsee ihr überschüssiges Wasser durch die Loiter Au in die Schlei. Dadurch wird der Salzgehalt bedeutend herabgemindert, und der stete Zufluß muß eine regelmäßige Strömung nach dem Meere hin hervorbringen. Daß jedoch diese Strömung eine schwache, kaum bemerkbare ist, beweisen die wechselnden Uferlinien mit ihren Halbinseln, Landzungen („Niß"), Buchten („Wik") und den durch schmale Landengen fast vom Hauptgewässer abgeschnittenen „Nooren," wie auch die kleinen mit Gras bewachsenen Inseln, welche hier und da eben aus der blauen Flut hervorlugen.

Dieser Charakter eines stehenden Gewässers hat von jeher die Schlei als Verbindungsmittel zwischen der Bevölkerung der beiderseitigen Landesteile geeignet gemacht. Wohl trennt sie die Halbinseln Angeln und Schwansen; aber ihre Bevölkerung hat sie nicht geschieden, denn wie Ortsnamen, Sprache, Bau und Sitte ausweisen, sind die Bewohner hüben und drüben ursprünglich gleiches Stammes, und wenn auch die bürgerlichen Verhältnisse sich im Laufe der Zeit verschieden entwickelt haben, so verkehren sie doch noch nachbarlich mit einander.

Andererseits aber hat dieser ruhige und sanfte Charakter der Schlei den Nachteil gebracht, daß sie sich dem mit Sandmassen fortwährend heran- und hereindringenden Meere gegenüber nicht hat wehren und ihre Mündung nicht hat offen halten können. Ursprünglich mündete sie, allem Anscheine nach, mit zwei Armen, nördlich und südlich um die vorgelagerte dreieckige Insel Öhe; die Ostsee warf eine hohe Sandbarre (das „Drecht") davor, der nördliche Schleiarm verschlickte zu dem „Öher Noor," das man in neuester Zeit vergeblich abzudämmen und auszutrocknen versucht hat. Der südlichen Mündung ging es nicht besser, und als gar zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Königin Margareta, um der verhaßten Stadt Schleswig zu schaden, hier mit Steinen beladene Schiffe versenken ließ, hatte es mit der alten „Släsmynna" ein Ende. Wenn auch die vorgelagerten Sandmassen Schutz gewähren gegen das Hereintreiben des Wassers an stürmischen Tagen, so wird dadurch doch nicht der Schade aufgehoben, den die gehemmte Ein- und Ausfahrt verursacht. Man war daher bemüht, auf künstliche Weise die Verbindung mit der See wieder herzustellen, doch wurde der erste

Graben bald wieder vom Sturme zerstört. Erst vor hundert Jahren, 1794—96, hat man durch einen kostbaren Kanalbau die neue „Schleimünde" hergestellt.

Seit einigen Jahren sind die bedeutendsten Untiefen im Fahrwasser der Schlei durch Baggern beseitigt worden, Dampf- und Segelschiffe passieren dort ziemlich häufig; aber tiefgehende Fahrzeuge können doch nicht hindurch, und die alte Bedeutung als Verkehrsstraße ist wohl für immer verloren!

Machen wir nach diesen allgemeinen Einleitungen in Gedanken eine Fahrt längs dem schönen Gewässer, um die einzelnen Punkte an den Ufern desselben näher kennen zu lernen.

Wir beginnen draußen vor der Einfahrt, wo wir mit unserer allgemeinen Beschreibung soeben angelangt waren.

Vom Süden her versperrt eine etwa 4 km lange Landzunge, meistenteils ein unfruchtbarer Sandwall, den Zugang. Diese soll ehedem bewohnt, gar mit einer Stadt besetzt gewesen sein. Jedenfalls stand hier, zum Schutze der Einfahrt, unweit der Mündung eine feste Burg, die Gammel- oder Oldenburg genannt, welche noch zu Anfang des 12. Jahrhunderts als Staatsgefängnis diente, und



Kappeln.
(Aus „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Kiel, Lipsius & Tischer.)

wovon noch erkennbare Spuren eines großen runden Turmes vorhanden sind. Auch standen in der Nähe noch 1604 zwei Fischerdörfer, von denen nichts mehr sichtbar ist.

Durch diese Landzunge führt, wie schon gesagt, seit 1796 der Kanal, die neue „Schleimünde," der von der Stadt Schleswig unterhalten wird. Der Kanal schneidet das nördliche Ende der Landzunge ab, welches die sog. Lotseninsel bildet und von Lotsen und Fischern bewohnt wird. Durch die Schleimünde hindurch gelangen wir in den mit der Olpenitzer Bucht wohl 3 km breiten Binnenhafen, der an dem hochgelegenen, städtisch gebauten Fischerdorfe Maasholm und dem Öher Moor vorbei bis an den Einlauf der Sandbecker Au reicht. Von hier kommen wir in den stark verengten Kappeler Sund an die Stadt Kappeln, welche, um die hochgelegene Kirche, die ehemalige Kapelle des heiligen Nikolaus, gebaut, uns freundlich entgegenblickt. Früher durch eine Fähre, jetzt durch eine Pontonbrücke mit Schwansen verbunden, bietet ihre Umgebung auf beiden Seiten der Schlei herrliche Partieen. Die Stadt stand früher lange Zeit unter dem nahegelegenen alten, jetzt herzoglichen Gute Röst und wurde von dessen Besitzern zu Zeiten hart bedrängt. Erst 1807 ist sie vom Staate für 62000 ℳ angekauft und frei geworden. Die Stadt hat keine Ländereien, die Bewohner

aber suchen sich zu entschädigen durch gepachtete Grundstücke des angrenzenden, niedergelegten herzoglichen Gutes Dothmark. — In der Schlei fallen hier, wie auch später an einigen Stellen, die eigenartigen Verzäunungen, die sog. Heringszäune, auf, zum Aufhalten und bequemeren Fangen dieser zahlreich einziehenden Fische, welche, namentlich im geräucherten Zustande, früher einen bedeutenden Handelsartikel bildeten und der Stadt Kappeln in weiten Kreisen einen Namen machten.

An dem gegenüber liegenden herzoglichen Gute Loitmark vorbei fahren wir durch eine ziemliche Verbreiterung in den engen Arnisser Kanal, wo eine Fähre nach Sundsacker hinüber die Verbindung mit Schwansen herstellt. Bis hierher reicht die alte privilegierte Fischereigerechtigkeit der Stadt Schleswig (der Holmer Fischerzunft), die namentlich mit den anliegenden Gütern manche Streitigkeit verursacht hat.



Arnis.
(Aus „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Kiel, Lipsius & Tischer.)

Arnis, ursprünglich wohl, wie der Name sagt, eine Halbinsel, in Kriegszeiten abgegraben und zu einer Insel gemacht, später wieder landfest geworden, war mit Wald bedeckt und gehörte im 17. Jahrhundert dem Domkapitel in Schleswig. Hier siedelten sich 1667 hundert Familien an, welche aus Kappeln geflüchtet waren wegen der argen Bedrückungen des Gutsherrn auf Röst. Der so gegründete neue Flecken Arnis blühte durch Küstenschiffahrt und Handel bald empor, ist aber in letzter Zeit infolge der veränderten Verhältnisse der Schiffahrt rc. stark im Rückgang begriffen. Ob die Bestrebungen, den so schön belegenen Ort zu einer Sommerfrische und einem Bade zu gestalten, von Erfolg sein werden, muß sich zeigen; zu wünschen wäre es sehr.

Der Platz hat übrigens in den Kriegsläuften wiederholt eine Rolle gespielt. Im 15. Jahrhundert wurde hier von Erich von Pommern eine feste Schanze aufgeführt, gegenüber der auf 2 Hügeln jenseits liegenden, auch von ihm befestigten Schwonburg. Auch in den späteren Streitigkeiten zwischen den Königen von Dänemark und den Herzögen von Gottorf hat Arnis mehrmals stark gelitten. Am 6. Februar 1864 ging Prinz Friedrich Karl hier auf angelegter Pontonbrücke mit seiner Armee über die Schlei, um nach Flensburg zur Vereinigung mit der Hauptarmee zu ziehen.

Die Zeit der provisorischen Regierung,

dargestellt in den Geschichtswerken von Berner, Pierson, Hahn und Stacke.

Von v. Osten in Ütersen.

Durch den fünfzigsten Jahrestag unserer Erhebung gegen Dänemark wurde der Gedanke in mir angeregt, einen Blick zu werfen in größere, anerkannt gute Werke über preußische und deutsche Geschichte, um zu erfahren, wie in diesen Büchern der Kampf der Herzogtümer, zunächst in Bezug auf das Jahr 1848, dargestellt wird. Indem ich meinen Vorsatz ausführte, mußte ich mich wundern über die vielen, auf Irrtum beruhenden Angaben, denen man bei einigen Geschichtsschreibern begegnet. Es dürfte für die Leser dieses Blattes von Interesse sein, mit den hier in Betracht kommenden Schriftabschnitten bekannt zu werden.

I. Geschichte des preußischen Staates von Dr. Ernst Berner, Königl. Preuß. Hausarchivar. 1891.

S. 650. „Da erließ der König Christian VIII. 1846 einen Offenen Brief, in welchem er die Einverleibung Schleswigs in Dänemark kurzerhand aussprach, obwohl es untrennbar mit Holstein verbunden war."

Bemerkung: König Christian VIII. hatte sein Hauptstreben darauf gerichtet, alle ihm untergebenen Länder zu einem Gesamtstaate zu vereinigen und die Erbfolge des dänischen Königsgesetzes auch in Schleswig-Holstein zur Geltung zu bringen. Am Schlusse seines Offenen Briefes sagt er ausdrücklich, daß es nicht seine Absicht ist, Schleswig von Holstein zu trennen.

S. 659. „Dagegen hatte der König (Friedrich Wilhelm IV.) eine andere Sache, die schleswig-holsteinische, mit Eifer ergriffen, wodurch, so hoffte man, das Ansehen Preußens auch im Reich wieder hergestellt werden könne. König Friedrich VII. von Dänemark hatte, wie erwähnt, unmittelbar nach seinem Regierungsantrit im Januar die durch alte Grundgesetze verbotene Trennung Holsteins von Schleswig und die Einfügung dieses nördlichen Herzogtums in den dänischen Staat verfügt. Mit aller Kraft wehrten sich dagegen die Schleswig-Holsteiner, besetzten die Festung Rendsburg, und Friedrich Wilhelm erkannte ihre Forderung auf eine selbständige ungeteilte Stellung beider Herzogtümer unter dem Prinzen von Augustenburg an, ließ am 10. April seine Truppen einrücken, und ihnen schlossen sich auf Veranlassung des Bundestages Hannoveraner und Braunschweiger an. Am 29. April erstürmten die Preußen unter dem General v. Wrangel die Dannewerke, und am 1. Mai überschritten sie die Grenze von Jütland. Indessen auch dieses unzweifelhaft gerechtfertigte Verfahren sollte noch schlimme Verwickelungen für Preußen nach sich ziehen."

Bemerkungen: 1. Der König Friedrich VII. dachte unmittelbar nach seiner Thronbesteigung gar nicht daran, Schleswig in Dänemark einzuverleiben. Er machte am 28. Januar den Entwurf einer Gesamtstaatsverfassung bekannt, welcher die Bestimmung enthält, daß in der bestehenden Verbindung zwischen Schleswig und Holstein nichts geändert werden soll. Erst am 21. März wurde der schwache Monarch durch einen großen Volkshaufen, der vor das königliche Schloß drang und mit der „Selbsthülfe der Verzweiflung" drohte, gezwungen, die Einverleibung Schleswigs auszusprechen. Der König war von jetzt an ein willenloses Werkzeug in der Hand der „Eiderdänen", deren Führer zu Ministern ernannt wurden.

2. Die Herzogtümer haben 1848 gar keine selbstständige Stellung unter dem Prinzen von Augustenburg gefordert. Der rechtmäßige Herzog, in dessen Namen die provisorische Regierung die Leitung der Landesangelegenheiten übernommen hatte, war der König Friedrich VII. von Dänemark, der aber, wie ge-

zeigt, unfrei war, sich in der Gewalt einer deutschfeindlichen Partei befand. Der Prinz Friedrich von Augustenburg, nach seinem Gute am Eckernförder Meerbusen gewöhnlich der Prinz von Noer genannt, war seit dem 24. März Mitglied der provisorischen Regierung und Befehlshaber der schleswig-holsteinischen Armee. Hätten die Schleswig-Holsteiner die Absicht gehabt, schon damals die Personal-Union mit Dänemark aufzuheben, so würden sie nicht dem Prinzen Friedrich, sondern dessen Bruder, dem Herzoge Christian August von Augustenburg (dem Großvater unserer jetzigen Kaiserin) als ihrem Landesherrn gehuldigt haben.

3. Nicht nur Hannoveraner und Braunschweiger, sondern auch Oldenburger, Mecklenburger, Bremer, Hamburger und Lübecker, überhaupt die Truppen des 10. Bundesarmeecorps schlossen sich an.

4. Am 29. April das Dannewerk erstürmt und schon am 1. Mai in Jütland eingerückt? Was wäre bei einem so raschen Vordringen der Deutschen aus der dänischen Armee geworden? Die Erstürmung des Dannewerks war am 23. April, der Einzug in Jütland am 2. Mai.

5. Von schlimmen Verwickelungen, die das Überschreiten der jütländischen Grenze zur Folge gehabt haben soll, ist auf den folgenden Seiten nichts zu lesen.

II. Preußische Geschichte von Professor Dr. William Pierson, zweiter Band, 1881.

S. 244. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über das Verhältnis Schleswig-Holsteins zu Dänemark: „Friedrich Wilhelm war gern bereit, das deutsche Recht zu schützen; er schickte seine Garden unter dem alten General v. Wrangel nach Holstein, die am 4. April dort einrückten, am 23. April das Dannewerk zerstörten und nach einem Siege bei Düppel (am 6. Juni) das dänische Heer bis in das nördliche Jütland vertrieben. Aber nun trat Rußland dazwischen. Unterstützt von England und Frankreich, begünstigt von Österreich, forderte der Zar drohend den König Friedrich Wilhelm auf, seine Hand von dieser Sache wieder abzuziehen; die Selbsthilfe des Volkes, die Revolution zu unterstützen, könne ihm ohnehin keine Ehre bringen.“

Bemerkungen: 1. Nicht Preußen allein, sondern der deutsche Bund hat 1848 den Krieg gegen Dänemark geführt. Um wegen aller kriegerischen Maßregeln und zugleich wegen der Friedensunterhandlungen eine einheitliche Leitung herzustellen, erhielt Preußen in der Sitzung des Bundestages am 4. April den Auftrag, die Vermittelung zu übernehmen.

2. Am 4. April rückte nicht der General v. Wrangel, sondern der Oberst v. Bonin (der jetzt zum General befördert wurde) in Rendsburg ein. Erst nachdem der hannöversche General Halkett, der Kommandeur des 10. Armeecorps, sich mit dem General von Bonin und dem Prinzen von Noer vereinigt hatte, wurde der General v. Wrangel vom Bundestage zum Höchstkommandierenden in Schleswig-Holstein ernannt.

3. Der Verfasser hätte erwähnen müssen, daß der General v. Wrangel am 2. Mai in Jütland einzog, aber schon am 25. Mai den Rückzug antrat und dem Feinde sogar das nördliche Schleswig wieder einräumte. Diese rückgängige Bewegung bildet nämlich den Wendepunkt des ganzen Feldzuges von 1848.

4. Am sechsten (soll wohl heißen: am fünften) Juni haben die Preußen gar keinen Sieg errungen. Zwar drangen sie im Bunde mit Abteilungen des 10. Armeecorps bis nach Düppel vor, wurden dann aber zum Rückzuge genötigt und blieben, wie Waitz mit Recht sagt, gegen die Dänen im Nachteil. Hätten die Deutschen völlig gesiegt, so wären die Dänen nach der Insel Alsen, auf keinen Fall ins nördliche Jütland geflüchtet.

5. Rußlands Einmischung steht mit dem vermeintlichen Siege vom 5. Juni gar nicht in Verbindung.

III. Geschichte des preußischen Vaterlandes von Dr. Ludwig Hahn, 1879.

Der Verfasser berührt die schleswig-holsteinische Frage erst nach der Wiedereröffnung der Frankfurter Bundesversammlung. Er sagt S. 466: „Da sich in ganz Deutschland eine große Teilnahme für das deutsche Bundesland Holstein geltend machte, so hatte Friedrich Wilhelm zum Schutze der Herzogtümer eine Armee unter dem braven General v. Wrangel hingesandt, welcher die Dänen bei Schleswig aufs Haupt schlug und die ganze dänische Halbinsel bis zur äußersten Spitze von Jütland besetzte. Leider konnten jedoch diese Siege nicht weiter verfolgt werden, weil Preußen keine Kriegsflotte zu Gebote stand, um Dänemark im Mittelpunkt seiner Inselmacht anzugreifen. Im September 1848 war deshalb ein Waffenstillstand zu Malmö abgeschlossen worden."

Bemerkungen: 1. Auch hier liegt die falsche Vorstellung zu Grunde, als hätte allein Preußen den Krieg geführt.

2. Wie mag der Verfasser den Ausdruck verstehen: „Die ganze dänische Halbinsel?"

3. Bis zur Nordspitze Jütlands ist der General v. Wrangel nicht vorgedrungen. Seine Truppen standen im südlichen Jütland, nämlich bei Fridericia und Veile; Streifzüge wurden unternommen bis nach Horsens, Skanderborg und Aarhuus.

4. Die Siege brauchten kaum weiter verfolgt zu werden: die anhaltende Besetzung Jütlands würde die Dänen gezwungen haben, die Hand zum Frieden zu bieten.

5. Auf die fernere Kriegsführung haben verschiedene Umstände eingewirkt, zu welchen freilich auch der Mangel einer Kriegsflotte gehörte.

6. Der für die Herzogtümer so ungünstige Waffenstillstands-Vertrag zu Malmö, der am 26. August (nicht im September) abgeschlossen wurde, wird erklärlich, wenn man einerseits Deutschlands Uneinigkeit und Ohnmacht, andererseits die Einwirkung der Großmächte ins Auge faßt.

IV. Deutsche Geschichte. In Verbindung mit Anderen von L. Stacke. Zweiter Band, 1881.

S. 718. „Der König (Friedrich Wilhelm) bekam sogleich Veranlassung, die deutsch-nationale Gesinnung, zu der er sich rückhaltlos bekannt hatte, zu bethätigen. Unmittelbar nach dem Tode Christians VIII. (20. Jan. 1848) hatte sein Sohn und Nachfolger Friedrich VII. eine neue Verfassung angekündigt, durch welche Schleswig-Holstein ein integrierender Teil des dänischen Gesamtstaats wurde. Statt dessen verlangten die Schleswig-Hosteiner die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund, Gewährung einer schleswig-holsteinischen Verfassung und ein deutsches Parlament (15. März). Am 18. beschloß eine Versammlung in Rendsburg, dem Könige ihre Wünsche vorzutragen. Die Nachricht, daß die eiderdänische Partei (welche die Einverleibung Schleswigs forderte) plötzlich ans Ruder gekommen sei (Orla Lehmann, Bischof Monrad), bewog die Patrioten, ihr Verfahren zu ändern. Sie bildeten (24. März) eine provisorische Regierung, gewannen die Truppen in Kiel und bemächtigten sich der Citadelle von Rendsburg. Am folgenden Tage traf von dem Könige von Dänemark die Nachricht ein, daß er Schleswigs Eintritt in den Bund nie zugeben werde; der König von Preußen dagegen erklärte, er erkenne die Forderungen der Schleswig-Holsteiner als berechtigt an und verspreche dem rechtmäßigen Erben, dem Herzoge Christian von Augustenburg, seinen Schutz. Er erteilte seinen Truppen den Befehl, nach Holstein zu marschieren, und

trieb den Bund zur Hilfeleistung an. Schon am 12. April verlangte die Bundesversammlung die Aufnahme Schleswigs unbeschadet der Rechte Friedrichs VII. Der dänische Gesandte trat aus, Preußen übernahm im Namen des Bundes den Krieg, der zwischen den Dänen und der provisorischen Regierung bereits entbrannt war."

Bemerkungen: 1. Am 15. März fand nur eine Beratung der schleswig-holsteinischen Ritterschaft statt; am 18. März war aber „eine Versammlung", d. h. eine Versammlung der ständischen Abgeordneten beider Herzogtümer. Die Abgeordneten beschlossen, eine Deputation nach Kopenhagen zu senden, um dem Könige über die Lage des Landes zu berichten. Unter den Wünschen, die vor den Thron gebracht werden sollten, waren freilich die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund und eine schleswig-holsteinische Verfassung von besonderer Wichtigkeit; von einem deutschen Parlament war aber keine Rede, konnte auch kaum die Rede sein, weil die süddeutschen Patrioten, von welchen die Bewegung für ein einiges Deutschland ausging, es noch nicht einmal bis zu einem „Vorparlament" gebracht hatten.

2. Die Schleswig-Holsteiner haben ihr Verfahren nicht geändert; die Deputation ging am 21. März mit dem Dampfschiffe von Kiel ab.

3. Die Nachricht, daß die eiderdänische Partei plötzlich ans Ruder gekommen sei, gelangte erst am 23. März auf dem Landwege d. h. über Seeland und Fühnen nach Schleswig. Der Advokat W. Beseler begab sich sogleich nach Kiel, Eilboten wurden abgesandt an den Grafen F. Reventlou in Preetz und an den Prinzen von Noer, die Kieler Bürger versammelten sich auf dem Rathause: es bildete sich die provisorische Regierung.

4. Die Schleswig-Holsteiner bemächtigten sich nicht der Citadelle von Rendsburg, sondern der Stadt und Festung Rendsburg.

5. Am folgenden Tage ging aus Kopenhagen gar keine Nachricht ein; am 26. März kehrte aber die Deputation, die unter dem Pöbel der Hauptstadt kaum ihres Lebens sicher gewesen war, mit der abschlägigen Antwort des Königs zurück.

6. Im Jahre 1848 war nicht der Herzog von Augustenburg, sondern, wie schon gesagt, der König Friedrich VII. der rechtmäßige Landesherr. In Aussicht stand freilich, daß mit Friedrich VII. der Mannesstamm der regierenden königlichen Linie erlöschen und daß dann wegen der verschiedenen Thronfolge die dänische Krone auf eine Prinzessin des königlichen Hauses, die Regierung in Schleswig-Holstein aber auf das Haus Augustenburg übergehen werde. In dem freundlichen Schreiben, welches der König von Preußen an den Herzog Christian August richtete, bekennt sich Se. Majestät zu den drei Grundsätzen des schleswig-holsteinischen Staatsrechts, die der Graf F. Reventlou schon 1844 in der Ständeversammlung zu Itzehoe festgestellt hatte: „Die Herzogtümer sind selbständige Staaten, sie sind fest mit einander verbundene Staaten, der Mannsstamm herrscht in den Herzogtümern." Am Schlusse verheißt der König, Schleswig-Holstein gegen etwaige Übergriffe und Angriffe mit den geeignetsten Mitteln zu schützen.

7. Preußen übernahm im Namen des Bundes nicht den Krieg, sondern die Leitung desselben.

S. 722. „Während so innere Kämpfe die Kraft des preußischen Königtums schwächten, trat gleichzeitig auf einem anderen Gebiete, auf dem nicht minder Preußens als Deutschlands Ehre auf dem Spiele stand, eine schwierige Aufgabe an dasselbe heran. In Schleswig-Holstein war der Kampf im Anfange des April begonnen und waren die Preußen unter Wrangel gerade noch rechtzeitig angekommen, um die schon unterliegenden Patrioten zu retten. Am letzten Tage dieses Monats waren die Herzogtümer vom Feinde gesäubert; am 2. Mai besetzte Wrangel den südlichen Teil von Jütland. Da mischte sich die Diplomatie Englands, Ruß-

lands und Schwedens in die Angelegenheit und verlangte die Räumung Jütlands. Diesem Verlangen ward nachgegeben; als aber die Dänen keck nachrückten, wurden sie mit blutigen Köpfen heimgesandt (5. Juni bei Düppel durch Bonin, durch v. d. Tann bei Hoptrup)."

Bemerkungen: 1. Auch nach dieser Darstellung werden die Leser, die nicht schon ohnehin mit dem Kampfe der Herzogtümer gegen Dänemark bekannt sind, sich schwerlich ein richtiges Bild der Vorgänge von 1848 entwerfen. Die deutsche Geschichte von Stacke, 2. Band, beginnt mit Maximilian, 1493, und umfaßt 820 Seiten. Mit Rücksicht hierauf sollte man erwarten, daß der Verfasser die schleswig-holsteinische Geschichte, die mit der deutschen Geschichte in innigster Verbindung stand, etwas ausführlicher behandelt hätte. Es ist doch nicht viel Raum erforderlich, um der kleinen, ungeschulten schleswig-holsteinischen Armee, des Kampfes bei Bau (9. April), der deutschen Bundestruppen usw. zu erwähnen.

2. England, Rußland und Schweden haben die Räumung Jütlands nicht verlangt.

Es ist geschichtlich festgestellt, daß General von Wrangel aus eigenem Antriebe den Rückzug angeordnet hat. Der bezügliche Befehl von seiten der preußischen Regierung ist im Hauptquartier erst angelangt, als die Vorbereitungen zu der rückgängigen Bewegung schon getroffen waren. Der Oberbefehlshaber hatte wiederholt gebeten, das 10. Armeecorps zu ergänzen und auf die vorschriftsmäßige Stärke zu bringen, weil das durch Abzweigungen geschwächte Corps des Generals Halkett nicht imstande sei, sich im Sundewitt zu halten. Es wurde nämlich bekannt, daß die Dänen alle ihre Macht auf der Insel Alsen versammelten und daß 4 bis 5000 Schweden als Reserve nach Fühnen eingeschifft werden sollten. Auf seine Bitten hatte aber der General nur unbestimmte Antworten erhalten, so daß er in den nächsten 14 Tagen noch keine Verstärkung erwarten durfte. Es sind also bei ihm, wie er auch selber berichtet, rein militärische Rücksichten maßgebend gewesen.

Es scheint die Ansicht ziemlich weit verbreitet zu sein, daß die preußische Regierung durch die drohende Haltung der Großmächte, besonders durch eine russische Note, veranlaßt worden sei, dem General v. Wrangel den Befehl zum Rückzuge zu erteilen. Daß diese Vorstellung eine irrtümliche ist, ergiebt sich aus den Schriften: „Aktenstücke zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte," Leipzig 1852, S. 273—295. — „Zur schleswig-holsteinischen Sache", von Wilhelm Beseler, 1856. — „Schleswig-Holsteins erste Erhebung 1848—1849", von Rudolph Schleiden, Wiesbaden 1891.

Erst nach dem Rückzuge aus Jütland, als Deutschlands Machtlosigkeit klar zu Tage trat und als es schien, daß der Krieg sich in die Länge ziehen werde, wurde von verschiedenen Seiten ein Druck auf Preußen ausgeübt, die Waffenstillstands- und Friedensunterhandlungen ernster zu betreiben.

3. Der Schluß enthält dieselbe unrichtige Bemerkung, auf welche ich unter II. 4 schon hingewiesen habe. Richtig ist jedoch, daß der bayrische Major v. d. Tann (am 7., nicht am 5. Juni) mit seinem Freicorps bei Hoptrup einen glänzenden Sieg über 6000 Dänen davongetragen hat.

Die Seiten 722 und 723 behandeln den Waffenstillstand zu Malmö.

Mit diesen Bemerkungen schließe ich meine Arbeit, da ich mir nur zur Aufgabe gesetzt hatte, irrtümliche Angaben zu berichtigen.



Das Daſſowfahren der Lübecker, Gothmunder und Schlutuper Fiſcher.*)

Nach den Erzählungen Schlutuper Fiſcher mitgetheilt von Hauptlehrer **J. Maaſs** in Lübeck.

Im Jahre 1262 belagerten (der Sage nach) die Lübecker mit dem Fürſten Johann von Mecklenburg gemeinſam das feſte Raubſchloß auf dem Kriegwärder (Buchwärder, Buchhorſt), einer kleinen Inſel im Daſſower See. Die Führer waren ſich einig, daß von Lübeck alle Prähme dorthin zu ſchaffen ſeien, um zwiſchen Land und Inſel eine Brücke herzuſtellen. Ein Fiſchergeſelle wußte einen andern, einfacheren Plan. Er hatte in der Burg ein Dienſtmädchen zur Braut; dieſes hatte ihm manchmal durch einen geheimen Gang Einlaß verſchafft, er wußte genau die Zeit, wann die Räuber auf Raub auszogen und nur wenige von ihnen als Wache zurückblieben. Sein Rat ging nun dahin: Von Lübeck wird ein Faß Wein, mit Schlaftrunk vermiſcht, hierher beſorgt. Ein Lübecker ruft in einer beſtimmten Nacht vom Lande aus um Hülfe, er ſei ein unſchuldig Verfolgter, habe Geld und Gut genug bei ſich und begehre Schutz in der Burg. Die Räuber würden ihn ſamt dem Faß Wein hinüberholen, fleißig aus dem Faß trinken, auch Brüderſchaft mit dem Lübecker machen. Sobald ſie ſchläfrig geworden, ſollten die Stadt-, Gothmunder und Schlutuper Fiſcher auf ein gegebenes Zeichen hinter dem rauhen Ort (Landzunge unweit des Kriegwärder), wo ſie ſich verborgen gehalten, hervorkommen, ins Schloß eindringen und die Räuber gefangen nehmen. Dieſer Vorſchlag des Fiſchergeſellen wurde ausgeführt und die Raubburg zerſtört.

Seitdem teilten ſich Lübeck und Mecklenburg in die Nutznießung des Kriegwärders, Lübeck erhielt von der Graswerbung den erſten Schnitt, die Vormahd, Mecklenburg den zweiten Schnitt, die Nachmahd. Wann der erſte Schnitt zu thun ſei, das beſtimmten die Herren der Wedde zu Lübeck. Vier junge Meiſter der Stadt- und Gothmunder Fiſcher mußten alljährlich Ende Mai nach dem Kriegwärder rudern, dort eine Grasbülte (-Sode) ausſtecken und dieſe, in ein Taſchentuch gewickelt, dem Āltermann übergeben, der ſie dann der Behörde vorzuzeigen hatte. War das Gras lang genug, ſo erfolgte der Befehl, dasſelbe zu mähen, am Sonntag darauf fand dann die Daſſowfahrt ſtatt. Später wurde ein für allemal der letzte Sonntag im Monat Mai für die Daſſowfahrt feſtgeſetzt. Es hatten nämlich öfters die jungen Meiſter die 4—5 Stunden lange Fahrt nach dem Kriegwärder ſich bedeutend abgekürzt, waren in Herrenwyk angelaufen, hatten ſich beim Kümmel und braunen Gerſtenſaft (ſelbſtgebrautem Bier) gütlich gethan und eine gute Grasſode vom Kückenitzer Ufer ausgehoben und abgeliefert.

Die Graswerbung war für die Fiſcher manchmal mit großen Schwierigkeiten verbunden, ſie mußte eben an beſtimmten Tagen beſchafft werden, trotz Sturm, Regen und Hochwaſſer. Im 17. Jahrhundert ſandten bei ungeſtümem Wetter die Fiſcher zwei von ihren Amtsbrüdern nach Daſſow, um ſich nach einer paſſenden Herberge umzuſehen. Dieſe wurde gefunden in der jetzigen Callies'ſchen Gaſtwirtſchaft. Die Fiſcher wurden dorthin geholt, ein Harfenſpieler und ſeine Frau, die zufällig bei der Daſſower Brücke ſtanden, geleiteten ſie unter Spiel und Sang nach der Wirtſchaft und ſpielten und ſangen den Fiſchern vor bis an den hellen Morgen. Dies gefiel, und Muſik durfte hinfort in Daſſow nicht fehlen.

Seitdem wurde am letzten Sonntag im Mai, nachdem das Gras auf dem Kriegwärder gemäht und in einem Stecknitzboot nach Schlutup gebracht war, die Daſſowfahrt unternommen. Die Geſellen übten, „muſterten" am Tage vorher in

*) Bereits abgedruckt in den Vaterſtädtiſchen Blättern, 1897, Nr. 35, vom Verfaſſer der „Heimat" zur Verfügung geſtellt.

der Schlutuper Wyk unter dem Kommando des Altgesellen, der am Steuer saß, das gleichmäßige Rudern mit $1^1/_2$ Meter langen, grün und weiß gestrichenen Rudern. Dabei standen die beiden Mitältesten im Vorderkahn, an jeder Seite des Kahnes vier Gesellen.

Am Sonntag morgen wurde für die Gesellen ein Wadeschiff ausgerüstet, klar gemacht und mit Guirlanden und zwei Flaggen geschmückt, für die Meister 7—8 Kähne in Bereitschaft gesetzt. Um $^1/_2$2 gingen Meister und Gesellen, letztere in weißen Hosen, blauen Jacken, mit weißen Strohhüten (früher in Cylinder mit Gnasterblank [Rauschgold], Bewernadeln [Zitter-, gekräuseltem Silberdraht] und gemachten [künstlichen] Blumen) hinunter an den Strand, jeder seine Kiepe mit Proviant, Back- oder Spickaalen, Puffern oder Ochsenaugen, Eiern u. dgl., unter dem Arm. Auf dem Küster- und Bedeyberg sammelten sich die Bewohner Schlutups. Punkt 2 Uhr erfolgte die Abfahrt, voran die Gesellen. Vom Ufer krachte aus Flinte und Pistole Schuß auf Schuß. Die Stadt- und Gothmunder Fischer folgten eine Stunde später.

Beim rauhen Ort vor dem Kriegwärder ergriff der Altgeselle das Wort: „Bröre, wäst mal 'n Ogenblick ruhig! Hüt is de Dag, wo uns' oll Vörfohren dat Kriegwarre (Kriegwärder) erobert hebbt; und dissen Dag wüllt wi hüt fiern. Jere hör sik vor Striet in Dassau, wi unner uns un ok unner uns' Meisters. Keener van uns gah na 'n anne Harbarg hen. Wen ik und min Kle (Kollege) up'n annen Saal drapn, de müt'n Mark Straf betal'n!" (Die Knechte von den umliegenden Höfen waren an diesem Tage auch in Dassow, konnten das Rufen von „Schlutuper Bull!" und das Brüllen nicht unterlassen, sobald sie einen Schlutuper gewahrten; da gab es denn oft böse Schlägerei. Daher seine Warnung.) Die Gesellen fuhren dann auf der einen Seite vom Kriegwärder, die Meister auf der anderen vorbei, um die Einnahme der Insel anzudeuten. Die beiden Arbeiter, die das Futter gemäht hatten, begrüßten die Fischer durch Flintenschüsse, die mit lautem Hurra beantwortet wurden. Während die Meister nun direkt auf Dassow zufuhren, ruderten die Gesellen unter den Hauptteil der Brücke über die in den Dassower See mündende Stöpenitz hindurch und diese hinauf bis Lütjenhof, wo sie den Besitzer durch Fahnenschwenken begrüßten. (Der Hauptteil der Brücke, der mittlere, gehört Lübeck, der nördliche Mecklenburg-Schwerin, der südliche Mecklenburg-Strelitz. Die Stadt- und Gothmunder Fischer hatten das Befischungsrecht auf der Stöpenitz, einem rein Mecklenburgischen Flüßchen, bis Börzow bei Grevesmühlen [Mecklenburg-Schwerin]. Soweit hat Lübeck bis 1805 hin alle Jahre die Stöpenitz mit einem Fahrzeuge voll Pioniere befahren und alle Netze und Neunaugenwehren, die den Lübeckern nicht gehörten, wegnehmen lassen. Ein Stein vor Börzow, „Fischer kehr' wieder" genannt, bezeichnete die Grenze für die Fischer; vor 30 Jahren lag er noch frei da, jetzt ist er mit Motte und Gras bedeckt.) Nach der Landung ging es unter Vorantritt einer Kapelle in gemeinsamem Zuge: Gesellen, Jungfern (Fischertöchter), die in einem Omnibus gekommen waren, und zuletzt die Meister nach Dassow hinauf. Vor dem Gerichtshause wurden von 2 Gesellen die Fahnen geschwenkt. In der Gastwirtschaft von Callies freundlich willkommen geheißen, nahmen die Meister unten in der Gaststube, die Gesellen und Jungfern oben im Saale Platz. Es wurde gegessen und getrunken, gespielt und getanzt. Das sog. kleine Amt stattete dem Besitzer von Lütjenhof einen Besuch ab, bei dem Wein und Cigarren verabreicht wurden.

Nach dem Morgenkaffee, den die Jungfern bereiteten, wurden die leeren Proviantkiepen mit frischen Möllnschen und Maulschellen gefüllt und unter den Klängen des Liedes: „Muß ich denn, muß ich denn zum Städtle hinaus" der Heimweg angetreten, auf dem manchem die Dassower Straße gar schmal und

holperig vorkam. Trotzdem mußte in Schlutup noch einer zum Abgewöhnen genommen werden.

Die Aufsichtsbehörde hielt, um das Hoheitsrecht über den Dassower See zu behalten, strenge darauf, daß die Dassowfahrt alljährlich vorgenommen wurde und wies alle Ansuchen der Fischer um Aufhebung des lästigen Zwanges beharrlich zurück. Die Älterleute waren angewiesen, jeden bei der Fahrt fehlenden Meister und Gesellen, der nicht vorher wegen Krankheit sich entschuldigt hatte, in eine empfindliche Geldstrafe zu nehmen.

Nachdem Lübeck die Oberhoheit über den Dassower See endgültig zuerkannt war, hatte die Dassowfahrt ihre Bedeutung verloren und hat 1890 zum letzten Male stattgefunden zur Freude der Fischer, zum Leidwesen der Dassower.



Klaus Groth.

In Träumen lag versunken tief
Unser stolzer Heimatklang.
Das Wort auf den scheuen Lippen schlief,
Vergessen, wie lang, wie lang.

Gefesselt der tiefen Seele Kraft
Und des Herzens heißer Schlag —
Da riefest Du aus des Schlummers Haft
Mit Liebeslaut ihn wach.

Du gabst ihm das Wort, Du gabst ihm das Lied.
Und hallend zog hindann,
Wo die Düne stiebt, wo die Heide blüht,
Was die träumende Seele sann.

In des Lorbeerzweiges schlichte Zier,
Den die Welt Deiner Stirne bot,
Flicht still nun der Liebe Rosen Dir
Dein Heimatland, Klaus Groth.

Wilhelm Peper.



Bücherschau.

Haupt, Richard, Die Domkirche St. Petri in Schleswig. Zum Jahresfeste des Vereins für innere Mission am 18. und 19. des Wonnemonds 1897 den Gästen als Festgabe dargeboten vom Provinzial-Konservator. Schleswig 1897. (Zu haben durch E. Strauch in Leipzig.) 36 S.; 8°. Preis 40 Pfg. — Die kleine Schrift will ein Führer durch den Dom sein, verzichtet darum sowohl auf Beigabe von Abbildungen als auf eine von Belegen und Beweisen begleitete weitläufigere Darstellung. Der erste Abschnitt bringt Geschichtliches; er beschäftigt sich mit der Vorgeschichte Schleswigs, den Anfängen des Christentums, der Entstehung der jetzigen Stadt, ihren alten Kirchspielen und vor allem mit der Geschichte des Doms. Er schildert den ältesten Bau aus der Zeit des Übergangsstils, führt sodann die Erweiterung in der gotischen Periode, die Umgestaltungen in der Reformationszeit und die allmählichen Wandlungen nach derselben, die traurige Ausräumung in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts und endlich die letzte Restauration vor. Ein Nachtrag berichtet von dem neuesten Funde, einer Reihe von drei großen symbolischen Löwenfiguren und einer Platte mit Runenschrift, die an oder in den Grundmauern des nördlichen Chorturms gefunden worden sind. — Im zweiten Abschnitt folgt die eingehende Beschreibung des Doms, seines Äußeren, seiner Umgebung und seines Innern. Der Abschnitt schließt mit einer Auseinandersetzung über die Verwendbarkeit des Domes für den

Gottesdienst, bei der in sehr interessanter Weise „die Folgerungen aus den drei ärgsten Falschurteilen," die auf die Gestaltung unserer Gotteshäuser Einfluß gehabt haben, bekämpft werden. Endlich werden im dritten Abschnitt die einzelnen Kunstwerke nach einander aufgezählt und eingehend beschrieben. — Bei der großen Bedeutung des Domes und der Kunstwerke, die er in sich schließt, muß jeder Versuch, ihm Freunde zu gewinnen und verständnisvolle Besucher zu erziehen, mit Freuden begrüßt werden, umsomehr, wenn er von einem so genauen Kenner unserer heimischen kirchlichen Kunst ausgeht. Auch neben einer für spätere Zeit angekündigten ausführlicheren Darstellung wird das Heftchen seinen Wert behalten; jene wird den Bedürfnissen der Fachgelehrsamkeit entgegenkommen, diese ein hochgeschätzter Wegweiser sein für alle Freunde der Kunst, die nicht tiefere Studien treiben können, sondern vor allem sich des Schönen freuen wollen. Vielleicht leisten derartige kleinere Einzeldarstellungen für die Erhaltung unserer heimischen Kunsterzeugnisse und für die Erziehung unseres Volkes zum Kunstgenuß größere Dienste, als umfangreiche Sammelwerke, deren Studium einen weiteren Blick und mehr Zeit erfordert. Es wäre deshalb mit Freuden zu begrüßen, wenn dieser Führer viele gleichwertige Nachfolger fände. Dann könnte das Leitwort auf dem Umschlag: „Ehre das Alte, das Schöne erhalte!" zu immer allgemeinerer Geltung kommen. Ld.

Gedichte zweier Brüder (Leopold und Eduard Alberti). Verlag von Lühr & Dircks in Garding. 1898. Preis gebunden, mit Goldschnitt 3 M.

Das ist ein sehr hübsches Vermächtnis, das uns in diesen 232 Blättern des elegant ausgestatteten Buches der am 28. März d. J. verstorbene Mitverfasser und Herausgeber macht. Es enthält, wie er uns in einem lateinischen Vermerk — „Tota fortuna relicta" — auf dem Titel sagt, „alles hinterlassene Glück" der beiden Verfasser, zweier Brüder, die während der größten Zeit ihres Erdenwandels räumlich weit von einander getrennt waren, deren Lebensgang ein sehr verschiedener war, und die doch in ihrem ganzen inneren Sein so sehr mit einander verwachsen waren, daß auch auf dem Gebiet, welches hier als von beiden gleichmäßig durchwandert sich uns eröffnet, eine Übereinstimmung des Seelenlebens offenbart wird, wie sie wohl nicht allzu häufig bei zwei Menschen, deren Wege im übrigen so weit auseinander gingen, vorkommt. Diese Gedichte zweier Brüder, von denen der ältere bereits seit Jahren heimgegangen ist und der Überlebende, der frühere Privatdozent und Bibliothekar an der Kieler Universitätsbibliothek, Prof. Dr. E. Alberti, noch mit dem letzten Rest seiner Kräfte die Herausgabe besorgte, sind künstlerische Krystallisationen eines so feinsinnigen Fühlens, eines so edlen Denkens, daß sie zu dem Besten gerechnet werden dürfen, was die poetische Litteratur nicht zwar einer „modernen" Gegenwart, wohl aber einer nie untergehenden idealen Geistesrichtung bietet. Dazu kommt, daß durchweg auch in formaler Beziehung jedes dieser Gedichte eine Vollendung zeigt, wie sie nur die klassische Durchbildung auch nach dieser Seite hin zu erzeugen vermag. Ich muß gestehen, ich habe lange keine Gedichtsammlung in Händen gehabt, die außer denen eines J. G. Fischer mir so viel reine Freude und hohe Befriedigung verschafft hat, wie die Gedichte zweier Brüder; sie sind mir geradezu zu einer Art poetischen Andachtsbuches geworden, dessen Inhalt mich immer wieder erquickt und erhebt, welche Seite des Buches ich auch aufschlage und ob ich bei dem einfachen Liede verweile oder den tiefsinnigen Gedanken klassischer Distichen oder der echten, freilich nicht immer optimistischen Spruchweisheit des tiefbohrenden Philosophen folge. Aber — mit Rücksicht auf letzteres — so sehr auch beide Verfasser an abstraktes Denken, an tiefsinnige Spekulation gewöhnt und im Dahinwandeln auf den verschlungenen Wegen metaphysischer Betrachtungen geschult sind, hier ist doch nirgends ein Übermaß gelehrter Kunstpoesie vorhanden, sondern alles, von der oft erschütternden balladenartigen Erzählung bis zur weihevollen Elegie, vom oft fein humoristischen Idyll und der sinnigen Naturbetrachtung bis zum patriotischen Festgesang, ist jedem voll verständlich und muß jeden für Poesie empfänglichen Leser sowohl tief ergreifen, als innig erfreuen und herzlich erbauen. — So sei denn dieses schöne Vermächtnis zweier edler Landessöhne, die sich seinerzeit aus ärmlichen Verhältnissen durch eigene Kraft zu den angesehensten Stellungen teils innerhalb unserer Landesuniversität, teils im fernen Westen Amerikas emporgearbeitet hatten, dabei aber beide stets in engster Fühlung mit dem Sinnen und Dichten ihres Volkes geblieben waren, gerade als ein solches besonders den vielen Bekannten, die der heimgegangene Herausgeber in allen akademisch gebildeten Kreisen unserer Provinz hatte, daneben aber allen für Poesie empfänglichen Lesern aufs wärmste zur Anschaffung empfohlen. Ich bin überzeugt, wer sich das Buch kauft, wird sein Lebelang mit den Seinigen seine rechte Freude an demselben haben, und der Genuß und die Anregung, die er aus ihm in sich aufnimmt, werden um so nachhaltiger sein, als sie auch veredelnd und auf sein Fühlen vertiefend wirken werden. Emil Pörksen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 7. Juli 1898.

Die Entstehung der Dörfer und die landwirtschaftlich-geschichtlichen Verhältnisse im südwestlichen Schleswig.

Von M. Voß in Husum.

II.

Die geschilderte Art der Verteilung des Bodens hatte für die Gesamtheit manche Vorteile, für wenige Einzelne gewiß auch Nachteile. Der eine bearbeitete den ihm überwiesenen Acker vorzüglich, der andere schlecht; der eine düngte viel, der andere wenig oder garnicht; der eine reinigte seinen Acker von Unkraut, der andere ließ wachsen, was zu wachsen Lust hatte; wußte doch niemand im voraus, welches Stück Acker ihm im nächsten Jahre zufallen würde. So war es begreiflich, daß die tüchtigsten und besonders fleißigen Landleute das Streben hatten, möglichst dasselbe Stück mehrere Jahre nach einander zu besitzen, und daß sie dies allmählich im Rat der Gemeinde durchsetzten. So wurde aus dem Nutznießer der Besitzer; der Ackerbau konnte von dieser Stunde an sich entwickeln und anfangen seine Schwingen zu neuem Aufsluge zu regen, der bisher bevorzugten Viehzucht den Rang ablaufen und zur Hebung derselben wieder der erste Faktor werden. Als das erreicht war, ging man allmählich weiter; man fing an, die Ackerflur in der Nähe der Wohnplätze zu verteilen und einzukoppeln. Wo möglich fiel jedem ein Stück in der Nähe seiner Toft zu, und war die Qualität des Bodens vielleicht zu Süden besser als im Norden, so mußte für den zu Norden Wohnenden dadurch der Ausgleich herbeigeführt werden, daß er ein größeres Stück bekam. Dabei blieben Weiden, Hölzungen, Moore, Heiden, Wiesen, Seen und Teiche noch im Gemeinbesitz. Wann die erste Ackeraufteilung stattgefunden hat und der Bauer zum eigentlichen Besitzer geworden ist, darüber schweigt unsere Heimatgeschichte. Jedenfalls wird das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung darüber hingegangen sein, und etwa gleichzeitig mit der Einführung des Christentums mag diese große Veränderung sich zugetragen haben. Einer Aufteilung der Acker- und

Wiesenflächen mußte eine Messung voraufgehen. Diese geschah mit sehr verschiedenen Maßen. In Eiderstedt hatte man „Demet," „Deymat" oder „Demat," „Schepelsad," Ruten und Fuß. Ein Demat hatte 6 Scheffelsaat, ein Scheffelsaat 36 Quadratruten und eine Rute 16 Quadratfuß. Im Kirchspiel Ostenfeld rechnete man nach Meesen. Eine Meese Landes war soviel, als man mit einem bestimmten Maß Korn, „Meese" genannt, besäen konnte. Eine volle Hufe hatte im 15. Jahrhundert zu Ostenfeld 6 Meesen Landes, zu Winnert und Wittbek aber 8, wahrscheinlich deswegen, weil die Erträge hier geringer waren. In Schwesing wurde ein volles Gut zu 9 Meesen gerechnet, dagegen werden zwei bischöfliche Kapitelsgüter zu Ahrenviöl im alten Erdbuch als 12 „Örtig" groß bezeichnet. Der „Örtig" war auch ein Getreidemaß; man rechnete auf einen Örtig 10 Schipp Roggen oder 12 Schipp Gerste oder 20 Schipp Hafer. Wenn nun eine Hufe 13 Örtig groß war, so ließen sich, wenn man sie ganz mit Roggen bestellen wollte, 130 Schipp von dieser Kornart säen, was immerhin eine ganz ansehnliche Aussaat war. Die Erträge aber waren geringer als die heurigen, weil man weder Mergelung noch Kunstdüngung kannte und weder Ackergerätschaften noch Spannvieh den Forderungen der Jetztzeit entsprachen. Die übliche Fruchtfolge auf den Geestländereien im südlichen Schleswig war folgende: 1. Jahr: Buchweizen, 2. Jahr: Roggen, 3. Jahr: Roggen und Hafer, darnach 4 bis 5 Jahre Weide; auf Holzgrund, wo der Boden schwerer war, hatte man folgende Rotation: 1. reine Brache, 2. Rapsaat, 3. Gerste, 4. Hafer, 5. Roggen 6. bis 9. oder 10. Weide. Die Rapsaaternte wurde in Stapelholm, im Kirchspiel Schwabstedt und Ostenfeld mit gegenseitiger Hülfe der Nachbarn beschafft. Sie hat jetzt fast ganz aufgehört; man baut sie nur noch auf Marschboden an. Von nicht geringer Bedeutung war der Anbau der Gerste und des Hopfens. Beide waren für die Bierbereitung erforderlich, die in jedem Hause eifrigst gepflegt wurde. Bier und Grütze aß man abends und morgens; man trank das Bier den Tag über, so oft man Durst verspürte, besonders aber bei festlichen Gelegenheiten. Allerdings wurde es bei letzteren mit besonderer Sorgfalt und mit verdoppelten Zuthaten an Malz und Hopfen hergestellt. Auf den Hopfenanbau weisen noch die Flurnamen, die bei fast allen Dörfern sich finden, hin. Hier giebt es einen „Wester- und Osterhoppenhof," da einen „Hoppentun" oder eine „Hoppenkule." Besonders im Kirchspiel Schwabstedt wurde im 14., 15. und 16. Jahrhundert der Hopfenbau so stark betrieben, daß eine nicht unbedeutende Ausfuhr von Hopfen von hier aus hat stattfinden müssen. Das Schwabstedter „Erdbuch des Bischofs von 1509 bis 1515" berichtet:

„To Swauestede liggen 500 Stige (ein Stieg sind 20 Stück) Hoppenkulen.

To Holbringhuß (jetzt Hollbüllhus) liggen 111 Stige Hoppenkulen.

To Fresendelue liggen 161 Stige Hoppenkulen.

To Hude liggen 140 Stige Hoppenkulen vnde 15 Kulen.
To Söderhouede (Süderhöft) liggen 70 Stige Hoppenkulen.
To Ramstede liggen 188 Stige Hoppenkulen.
To Wysch liggen 12 Stige Hoppenkulen.
Summa 1181 Stige vnd 15 Hoppenkulen."

Die Burg Schwabstedt besaß außerdem zwei Hopfenhöfe; in dem einen waren 1150, in dem anderen 1050 „Hopfenkulen." Jede Kule brachte durchschnittlich 1 Schipp Hopfen, die 2200 Kulen also 2200 Schipp oder 45 „Drompt vnd 40 scipp Hoppen." Ein Drompt hatte also 48 Schipp oder 6 Tonnen. Darnach wurden im übrigen Kirchspiel Schwabstedt in 1181 Stieg und 15 Kulen 23 635 Schipp oder 492 Drompt 19 Schipp Hopfen gebaut. Der Bischof erhielt davon den zwanzigsten Teil, also 24 Drompt und ca. 30 Schipp. Über den Anbau des Hopfens in „Kulen" hoffte Verfasser Aufschluß zu finden in unserer Landeslitteratur, besonders in den Provinzialberichten, die an der Hand von Albertis Registerband daraufhin leicht durchzusehen waren, doch — vergebens! Auch Reuters Kieler Rentebuch (1300—1487), das dem Hopfenanbau einen ganzen Abschnitt widmet, spricht wohl von „Dämmen" und „Gärten," aber nicht von „Hoppenkulen." Ebenso giebt die neuere Litteratur über Hopfenanbau keinen Aufschluß über diesen Ausdruck. Wir bleiben also in bezug darauf ganz auf Vermutungen angewiesen. Da besonders die schmalen Thäler der Schwabstedter Höhen für den Hopfenanbau benutzt wurden, hat man hier jedenfalls reihenweise Löcher ausgehoben, dieselben mit guter, fruchtbarer Humuserde versehen und dahinein die Hopfenstange und die Wurzel gesetzt. Jetzt ist aller Hopfenanbau in dieser Gegend verschwunden; nur die mit Busch und Gestrüpp bestandenen Wälle des Kirchspiels, besonders diejenigen in der Nähe der Dörfer, zeigen noch im Herbste die goldigen Kugelblüten jener Pflanze, die dem Bier schon seit Jahrhunderten die rechte Würze verliehen haben.

Die Darstellung der landwirtschaftlichen Verhältnisse wäre nicht vollständig, wenn nicht auch der Feinde des Landmannes gedacht würde. Zu den ärgsten Feinden rechnete man vor allen anderen Tieren das Hochwild. In den Wäldern ohne Ende waren Hirsche in solcher Menge vorhanden, daß nach Heinrich Ranzau der Herzog Adolf bei Schwabstedt im Jahre 1579 an einem Tage 80 erlegte. Rehwild war selbstverständlich noch reichlicher. Da nun die Landleute die Nutzung der Jagd nicht hatten und sie weder in den herzoglichen Forsten noch auf ihren eigenen Ländereien ausüben durften, konnten das Korn und der Graswuchs in den Wiesen oft nur mit großer Mühe geschützt werden.

Laß berichtet im II. Teil seiner Sammlung Husumischer Nachrichten von Ostenfeld: „Hirsche, Rehe und Hasen halten sich allda in großer Menge auf: welches dann die Ursache, daß die Ostenfelder in der Kornzeit fast alle Nacht bei dem Korn wachen, und sich balde auf diese balde auf

jene Weise bestreben müssen, das Wild, so sehr zahm, und weilen es nicht von allen und jeden geschossen werden darf, sehr dreiste auf das Korn loß gehet, ja öfters einen unaussprechlichen Schaden verursachet, wegzujagen.“ Nach der Holz- und Jagdverordnung de dato Friedrichsberg d. 24. April 1737 wurde ein von den Bauern geschossener

Hirsch	mit	100	Rthlr.,
eine Hindin	„	80	„ ,
ein Hase, Reh oder Wildschwein	„	20	„ ,
eine Ente, Rebhuhn, Schwan u.s.w.	„	10	„ gebrücht.

Konnte jemand die Brüche nicht erschwingen und aufbringen, so mußte er für je 10 Rthlr. einen Monat „in der Karre“ arbeiten. Wurde jemand zum zweiten Male des Wilddiebstahls überführt, so wurde er ohne Gnade über die Grenze gebracht und war für immer des Landes verwiesen. Dagegen war die „Wolfsjagd ohne Schießgewehr“ für alle frei. Man fing den Wolf in Gruben. Für einen alten Wolf wurden 6, für einen jungen 2 Rthlr. von den Amtskammern bezahlt. Die Wölfe, die bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts noch überall in unseren Wäldern hausten, mögen dem Landmann besonders an seinem Kleinvieh großen Schaden zugefügt haben, zumal dasselbe auch im Winter draußen blieb. Unter den Raubvögeln wurden auch Adler dem Landmann lästig. Daß ihrer im südlichen Schleswig nicht gerade wenige gewesen sind, geht daraus hervor, daß die Adler der Arensharde den Namen gegeben haben, und daß nach ihnen der Arensbek, Arenshöved, die Arlau, das Arlholz bei Westerohrstedt, Arlewatt, Ahrenviöl, vielleicht auch Arnis benannt sind. Kleinere Raubvögel, die allgemein mit dem Namen Falken belegt wurden, hob man, wenn sie noch nicht ganz flügge waren, aus den Horsten und fütterte sie groß, oder man fing die alten und voll ausgewachsenen in Falkenlagern, Falkonien oder „Valkenleggen“ und richtete sie zur Jagd ab. Bekanntlich war die Jagd mit Falken, weil sie nur zu Pferde abgehalten werden konnte, eine große Dienerschaft erforderte, und weil sehr häufig die gezähmten Falken sich verflogen, ein sehr teures Vergnügen, das sich nur Könige und Fürsten leisten konnten. Die Falken kosteten roh und abgerichtet eine große Summe Geldes. Daher hatte der Bischof bei Schwabstedt in seinen Waldungen auch 3 Falkenfangorte anlegen lassen. Im liber censualis (derselbe ist mitgeteilt in Langenbek, Scriptores rerum Danicarum), dem Einnahme- und Schatzungsbuche des Bischofs, heißt es von ihnen: „Einer ist in Lintlo und giebt 7 Mark jährliche Pacht; ein anderer ist Aver dem Lemzike und giebt je nachdem, wie sie die Falken verkaufen können; ein dritter ist auf Bresendelver Felde und wird Lissenrod genannt und wird jährlich gegeben, je nachdem verkauft wird.“ Lintlo heißen noch jetzt mehrere Äcker bei Ramstedt. Der Falkenfangort daselbst war einem „Wilgher Zeit seines Lebens überlassen, nach seinem Tode soll der Bischof darüber frei verfügen. Früher hatten die Herzöge diesen

Falkenfangort, aber bei dem erwähnten Tausch kam er an den Bischof, welcher dafür 2 Bauern, die an dem Flensburger Hafen wohnen, gegeben hat." Lehmsiek sind Ausbaustellen am Schwabstedter königlichen Gehege, Fresendelve ist ein Dorf an der Treene-Niederung. Der Falkenfang [1]) wurde ausgeführt mit lebenden Tauben, die man in der Nähe des Falkenfangortes gefesselt aufstellte. Sobald der Falke sich auf sie gestürzt und sie geschlagen hatte, zog man die Taube unter die Wölbung eines Netzes, das in ihrer Nähe aufgestellt war. Der Falke, der sich sein Opfer nicht entgehen lassen will und in seiner Freßlust nur sein Augenmerk auf die Taube gerichtet hat, läßt sich verlocken, ihr unter das Netz zu folgen. Von der Erdhütte des Falkoniers aus wurde dann auch das Netz zugezogen, und der Falke war gefangen. Nachdem er vorsichtig ergriffen, setzte man ihm eine Haube auf, fesselte ihn und benutzte ihn nun selber mit, andere anzulocken, indem man ihn an dem Falkenfangort auf den Boden setzte.

Wie man auf Falken und deren Horste früher geachtet hat, zeigen noch die nach ihnen benannten Flur- und Waldbezeichnungen. Zwischen Wittbek und Ohrstedt trägt noch eine Hölzung den Namen „Falkenboe" (Falkenhorst). Ebenso sind Falkenhag, Falkenhain, Falkenthal u. s. w. häufig vorkommende Flurbenennungen.

Ähnlich wie mit der Ergiebigkeit der Jagd stand es auch mit der Fischerei. Unsere Flüsse und Bäche, die weder gerade gelegt noch von Kraut gereinigt wurden, bargen im Mittelalter unzählige Fische. Dazu kamen bedeutende Teichanlagen, die fürstliche Personen oder der Bischof machen ließen. Herzog Adolf ließ im Jahre 1591 und 1592 vier über- und nebeneinander liegende Fischteiche im Narrenthal bei Husum graben [2]) und daneben die Wasserkunst, die durch eine Mühle das Wasser hob, erbauen. Der Bischof von Schwabstedt legte im 15. Jahrhundert bei Hollbüllhus an der Treene eine „Piscina" oder Teichfischerei an, wobei er diejenigen Bauern, die durch die Stauung des Wassers Schaden erlitten, durch Waldnutzung entschädigte. [3]) Selbst ein Mann, so mächtig wie der Bischof, war also für den Schaden, den er einigen unbedeutenden Bauern verursachte, ersatzpflichtig. Im Siel zwischen Krauel und Winderingmoor hatte der Bischof die Fischerei für 20 Hühner verpachtet. Im Jahre 1646 bis 1647 wurde von den Bauern der Gemeinde Ostenfeld ein wunderschön im Walde gelegener Fischteich für die herzogliche Hofhaltung in Husum hergestellt. Die „Unterthanen" stellten dazu „188½ Gottorfswagen," d. h. es wurden ihnen die Fuhren nach Gottorp dafür erlassen. Die Anlage kostete daher nur 94 ℳ 12 ß. Wann die großen Ausbroer Teiche bei dem Dorfe Ipernstedt im Kirchspiel Mildstedt geschaffen worden sind, geht aus den

---

[1]) Derselbe ist beschrieben in „Riesenthal, Die Raubvögel Deutschlands, Kassel, Theodor Fischer, 1876."

[2]) Husumer Amtsrechnungen im Staatsarchiv in Schleswig.

[3]) Zeitschrift der Gesellschaft Schl.-Holst. Lauenb. Gesch. Bd. 12 S. 89.

Amtsrechnungen des Schlosses von Husum nicht hervor. Ihre Anlage wird sehr weit zurückreichen. Derartige Erdwerke, wie sie vor dem größeren Teiche sich finden, lassen sich nur von einer bäuerlich abhängigen Bevölkerung ausführen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Bewohner der einzelnen Geestdörfer im südwestlichen Schleswig, soweit sie nicht ausgesprochen friesischen Charakter tragen, teilten sich schon in frühester Zeit in drei Klassen: Bonden, Festen oder Lansten und Insten, zu denen später noch als Mittelglied und dritter Stand die Kätner hinzutraten. Der Bonde, Bunde, auch Landbo genannt, war freier Eigentümer seines Stavens und seiner Ländereien und konnte damit nach Belieben schalten und walten. Er hatte das Recht, seinen Besitz teilweise oder im ganzen zu verkaufen, ohne jemanden darnach zu fragen. Die Bonden saßen gänzlich unabhängig auf ihrer Hufe und hatten keine Abgaben außer denjenigen, die zur Landesverteidigung und zum Unterhalt des Landesfürsten notwendig waren. Wie gering die von ihnen erhobene Steuer war, zeigt uns die Geschichte König Erichs, der nach seinem im Jahre 1250 erfolgten gewaltsamen Tode deswegen den Beinamen „Plogpenning" erhielt, weil er von jedem Pflug Landes einen Pfenning Steuer verlangte. Später hinzugekommene Abgaben bestanden meistens in Naturalien oder Dienstleistungen, die endlich wieder in Bargeld umgewandelt wurden.

Der Name Feste stammt wahrscheinlich aus dem Dänischen. Festen, isländisch festa, dänisch fæste, bedeutet durch Vertrag ein Recht erwerben, etwas mieten oder pachten. Stellenweise werden die Festebesitzer auch Lansten genannt. Diesen Namen denkt man sich entstanden aus Landsaten, wie Holsten aus Holtsaten geworden sein soll. Andere meinen auch, der Lanste sei nach der Waffe, der Lanze, mit der er zur Verteidigung seines Vaterlandes ins Feld zog, benannt. Er war nur freier Besitzer seines Hauses, nicht seiner Ländereien. Seine Stellung war ähnlich derjenigen eines Erbpächters. Beim Antritt seiner Stelle hatte er für eine nicht unbeträchtliche Summe einen Festebrief zu lösen. Seinen Besitz zu teilen oder von demselben etwas zu verkaufen, war ihm nicht gestattet. Aus den Festehölzungen und Mooren durfte er nur nach Anweisung der Forstbedienten Holz hauen und Torf stechen; zu den Steuern wurde er wie die Bonden herangezogen. Sein Gut war ein Lehen, das er aus der Hand seines Fürsten oder eines andern empfangen hatte, und das bei seinem Abtritt wieder in dieselbe zurückfiel. Die Entstehung der Lanstengüter haben wir uns in folgender Weise zu denken: Königliche, herzogliche oder Landesherrengüter gab es seit der ältesten Zeit überall im Lande. Sie trugen meist den Namen „Konungslef" und dienten zur Unterhaltung der Krone oder gehörten dem Fürstenhause erblich. Besonders zu Gorm des Alten Zeit, wo die verschiedenen kleinen Königreiche Schleswigs und damit auch die Krongüter derselben unter ein Scepter vereinigt wurden,

sind die Besitzungen des Landesherrn sehr vermehrt worden. Dieser Urbestand an Krongütern wurde nach und nach dadurch größer, daß nach gesetzlicher Vorschrift im jütschen Lov Hab und Gut eines Bauern, der ein schweres Verbrechen begangen oder sich selbst entleibt hatte, an den König fiel. Dazu kam, daß mancher Bauer in schlechter Zeit Haus und Hof verließ und sein Eigentum aufgab, oder daß ganze Familien zu den Zeiten der Pest oder anderer Epidemien ausstarben und unfreiwillig den königlichen Besitz vergrößerten. Der König verfestete solche Hufen an andere Bauern, Festebauern oder Lansten genannt.

Einzelne Güter gingen auch durch Schenkung oder Kauf in den Besitz des Bischofs, des Domkapitels oder irgend einer Kirche über, und auf die Weise entstanden Bischofs-, Domkapitels- und Kirchenlansten. Zum Schwabstedter Bischofssitz gehörten im Jahre 1507 „311 Houeners (Hufner) und 163 Kätner.“ Ein Vollhufner zahlte 100, ein Halbhufner 10 und ein Kätner 2 Thaler Festegeld. Die Festeabgabe brachte in einem Jahre 352 Thaler ein.

Die Besitzungen der Kätner gingen wohl zumeist aus den Bondengütern hervor. Sie entstanden auf die Weise, daß ein Bonde einem seiner Knechte, einem Handwerker oder Verwandten ein Landstück gegen jährliche Grundheuer oder einige Tage Hofdienst in der Erntezeit überließ, damit dieser sich darauf eine Kate erbaue. Meistens gab er ihm abgelegene Ländereien, die ihm doch keine Erträge brachten. Der Kätner trug Gemeindelasten und Steuern mit seinem Bonden, aus dessen Besitz der seinige hervorgegangen war, gemeinschaftlich. In der Gemeindeversammlung waren ihm je nach Verhältnis seines Besitztums eine oder zwei Stimmen von dem Bonden überlassen. Die Insten sind die ursprünglich Hörigen des Bauern, die von ihm Wohnung erhielten und an seinem Tische aßen und tranken. Man darf sie nicht verwechseln mit den Leibeigenen der Adelsgüter. Die Leibeigenschaft ist hier erst im 17. oder 18. Jahrhundert aufgekommen. Heinrich Ranzau kennt sie 1597 in den Herzogtümern noch nicht,[1]) deutet aber an, daß sie im Werden begriffen ist. Die Zahl der Insten war früher verhältnismäßig geringer als jetzt, und da aus ihnen meist nur die Armen hervorgingen, wenn es solche gab, so waren die Armenlasten der Gemeinden verschwindend gering. Die Armenrechnung des Dorfes Ostenfeld beginnt erst im Jahre 1818; an Geldern werden 154 ℔ 11 ß aufgebracht; im Dorfe Winnert beginnt sie erst 1827 mit einer Ausgabe von 35 ℔. Unter der arbeitenden Klasse war und ist auch jetzt noch Ehrensache, sich selber zu helfen; der Gemeinde lästig zu fallen, gilt als verächtlich. Daher sind auch jetzt noch in den genannten Gemeinden eigentliche Arme nicht vorhanden.

Die Standesunterschiede zwischen den Bonden und den übrigen

---

[1]) Staatsb. Magaz. Bd. IV 1824 S. 378.

Einwohnern der Dörfer sind jetzt verschwunden, wenn auch jeder Bauer noch weiß und es aus den Erdbüchern ersehen kann, ob seine Vorfahren Bonden, Lansten oder Kätner waren. Merkwürdigerweise giebt es in den Dörfern Ostenfeld und Winnert je 12 Lanstengüter, während 17 und 11 Bondengüter vorhanden sind. Einige Stellen sind teils Bonden-, teils Lanstengut. Die Ablösung der Festen, oder die Umwandlung einer Festehufe in ein Bondengut, ist hier nach und nach, wohl nie dorfsweise vor sich gegangen. Die Obrigkeiten sahen diese Umwandlung gern, weil damit das Anrecht des Bauern auf Zuweisung von Latten, Buschwerk, Holz und Torf u. s. w. erlosch. Die meisten Dörfer des südwestlichen Schleswig sind recht alt und wohl ursprünglich von einer vollständig freien Bevölkerung, von Bonden, angelegt; darauf weist noch die Unregelmäßigkeit der durcheinanderliegenden Tofte hin. Wäre die Anlage regierungsseitig beeinflußt, so würde wie in den Kolonistendörfern auch eine gewisse Regelmäßigkeit wahrzunehmen sein.

Vorstehende Ausführungen sollen durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen; sie lassen sich nach verschiedenen Seiten hin erweitern und verfolgen nur den Zweck, an der Hand einigen Quellenmaterials dem Leser einen Blick zu gewähren in die Geschichte unseres schönen, teuren Heimatlandes.

Die Schlei.

Von **J. J. Callsen** in Flensburg.

II.

Nahe an Arnis, auf der Angler Seite, lag der Hof Grödersby, den die Königin Margareta mit dem benachbarten Hofe Pagerö von den Familien Pogwisch und Spliet kaufte, um dort ein festes Schloß zu erbauen, welches sie bald darauf, im Jahre 1406, dem Domkapitel schenkte als Beihülfe zur Erbauung der durch Brand zerstörten Domkirche in Schleswig, unter der Bedingung, für sie regelmäßig Messe zu lesen. Diese „Messen der Königin" sind denn auch bis zur Reformation gehalten worden. Die nächste Absicht der Königin bei diesen Geschenken ging jedoch darauf hin, sich die Geistlichen zu Freunden zu machen in dem Streite mit der herzoglichen Partei, welches Streben sie mehrfach bei andern Gelegenheiten mit Erfolg bewiesen hat. — Jetzt ist Gröderssby ein Dorf; die Reste der Burg sind aber noch erkennbar.

Weiter fahrend kommen wir in die „Lange Breite" (etwa 900 m breit) und erblicken an der Schwansener Seite bald das Schloß und Gut Karlsburg, 1795 vom Landgrafen Karl erworben, neu gebaut und mit schönen Anlagen umgeben. Es gehört seit 1836 den Erben des Landgrafen, gegenwärtig dem Herzoge Friedrich Ferdinand, dem Schwager unseres Kaisers, der auf dem weiter landeinwärts gelegenen Grünholz seinen Wohnsitz hat, zeitweilig auch auf dem Stammschlosse Glücksburg weilt. Dieses Karlsburg war ehedem ein Dorf (Gereby), gehörte dem Bischof in Schleswig und wurde von dem letzten derselben, Gottschalk von Ahlefeld, 1539 verkauft.

Das nun folgende Gut Bienebek, um 1500 aus zwei niedergelegten Dörfern entstanden, bildet ebenfalls einen Teil des umfangreichen, fruchtbaren und verhältnismäßig stark bewaldeten herzoglichen Güterkomplexes, der von hier an fast ununterbrochen bis über Kappeln hinaus das Süduter der Schlei umsäumt und dort, wie schon gesagt, auf das andere Ufer überspringt.

Weiter südlich, an der Kirche von Sieseby vorbei, wird die lange Breite abgeschlossen von der vorspringenden Landzunge Stubbereck, hinter welcher das Gut Stubbe sich erhebt. Dieses war ehedem eine befestigte Burg, 1332 vom Bischof Helimbertus erworben und zum bischöflichen Sitze eingerichtet. Der aus dem schleswigschen Kriege (1409—1435) bekannte Bischof Johann Scondelef räumte 1406 der Königin Margareta dieses Schloß (wie auch das zu Schwabstedt) ein, und sie ließ es, zum Schutze dieser engen Stelle, stark befestigen. 1410 wurde es von den Herzoglichen eingenommen und geschleift, kam aber wieder an den Bischof und von ihm abermals an die Königin. 1417 wurde es wieder erobert und verwüstet, doch nochmals befestigt und vom Bischof übernommen, bis 1539 der letzte Bischof, G. v. Ahlefeld, es verkaufte. Spuren, die an diese unruhigen Zeiten erinnern, sind noch vorhanden.

Gegenüber liegt, durch eine Landenge fast eingeschlossen, nur durch eine schmale Öffnung mit der Schlei verbunden, das große Lindauer Noor und hinter demselben, in einer Niederung unter hohen Bäumen das alte Gut Lindau (Dänisch-Lindau genannt, zum Unterschied von dem gleichnamigen Gute südlich von Eckernförde). Dieses früher sehr umfangreiche Gut war im 15. Jahrhundert im Besitz der Familie v. Rathlov und umfaßte mehrere Dörfer der Umgegend. Es wurde 1783 niedergelegt und bis auf einen verhältnismäßig kleinen Stamm parzelliert, bei welcher Gelegenheit hier am 1. Mai 1784 der Anfang mit der Aufhebung der Leibeigenschaft gemacht wurde. Die Kiel-Flensburger Eisenbahn überschreitet hier auf einer langen Brücke die Schlei.

Von hier an verbreitert sich das Gewässer, ohne einen besondern Namen zu tragen, und führt uns an dem auf der Angler Seite liegenden Gundebyer Noor und weiterhin an der schön belegenen Ulsnisser Kirche und dem gegenüber liegenden Gute Büstorf vorbei. Dieses Büstorf war noch 1463 ein Dorf, gehörte mit zu Stubbe und war ebenfalls bischöflich bis 1539.

Jetzt nähern wir uns der Missunder Enge (dem alten „Maglands-Kanal"), *der schmalsten Stelle der Schlei, nur reichlich 100 m breit, gebildet* von 2 einander gegenüber liegenden Halbinseln, an denen auf der Angler Seite das Brodersbyer und auf der Schwansener das Wesener (von Weseby) und Ornumer Noor ins Land einschneiden. — Hier ist eine alte Fährstelle (das Fährhaus liegt auf der Angler Seite), und von Alters her ist man bemüht gewesen, diesen Punkt gegen feindliche Übergänge zu sichern. So zeigen sich bei Brodersby noch Spuren einer alten Burg, über welche keine Nachrichten vorhanden sind; auf der Schwansener Seite aber stehen noch starke Reste von alten und neuen Schanzen, und der runde, von Felsen erbaute feste Turm der weiter zurück an einem Bache stehenden Kirche von Kosel hat zweifelsohne (wie die ähnlichen Türme von Süderstapel und Öwersee) ebenfalls zu Schutz und Wehr gedient. In den Jahren 1848 und 1850 fanden bei Missunde Gefechte zwischen Dänen und Schleswig-Holsteinern statt, in den fünfziger Jahren verstärkten die Dänen die vorhandenen Verschanzungen, und hielten hinter denselben 1864 den Prinzen Friedrich Karl von dem hier beabsichtigten Übergange ab, den er dann, wie schon gesagt, um unnötigem Menschenverlust zu entgehen, weiter unterhalb bei Arnis ausführte. An dem südlich von Brodersby belegenen Ufer stand, wie angenommen wird, die Kapelle zum finstern Stern, in deren Nähe 1250 Lauge

Gudmundsen den König Erich ermordete, und der „Kreuzort“ soll die Stelle bezeichnen, wo die Leiche aus Land trieb, und wo zum Andenken lange Zeit ein Kreuz gestanden haben soll.

Jetzt, aus der Enge hinausfahrend, gelangen wir plötzlich in eine seeartige Verbreiterung, die sogenannte große Breite (gegen 6 km breit), und erblicken zur Linken, von Wald umrahmt, das herzogliche Schloß Luisenlund, jetzt Witwensitz der Herzogin Adelheid. — Hinter dem Schlosse liegt das Gut gleiches Namens (früher Ziegelhof genannt), das im Jahre 1770 vom Könige Christian VII. seinem Schwager, dem Landgrafen Karl von Hessen, Statthalter von Schleswig-Holstein, geschenkt, und von diesem neu erbaut, mit einem ausgedehnten Park umgeben und zu Ehren seiner Gemahlin Luise benannt wurde. Dieser, im Geschmack damaliger Zeit mit langen Alleen, Wasserfällen, Grotten, Eremitagen, Pavillons usw. versehene Park bildet seit mehr als 100 Jahren einen beliebten Sommer-Ausflugsort der Schleswiger und ist auch dem Geschichtsforscher von



Schloß Gottorp.
(Aus dem Werke „Schleswig-Holstein meerumschlungen,“ Kiel, Lipsius & Tischer.)

Interesse durch zwei in der Umgegend gefundene Runensteine, welche dort aufbewahrt werden.

Luisenlund erinnert den Schleswiger an den fast zwei Menschenalter hindurch auf Gottorf residierenden „Prinzen Karl“ [1]) (auch wohl „Karl Landgraf“ genannt), und in Gedanken an diesen Herrn wird ihm das Herz groß und geht der Mund über von Erzählungen und Schilderungen der Herrlichkeit jener Zeit.

Doch dürfen wir uns nicht länger dabei aufhalten. Die Halbinsel Reesholm mit der weit vorspringenden Spitze Pahlörde schließt die große Breite ab, wir gelangen nun in die kleine Breite und damit in das eigentliche Gewässer der Stadt Schleswig. Es reicht (nördlich) mit dem Winninger Noor bis zu dem

[1]) Großvater des jetzigen Königs (Christian IX.) und der Königin von Dänemark, Urgroßvater des jetzigen Landgrafen von Hessen auf Panker.

an der Mündung der Loiter Au hübsch belegenen Gute dieses Namens, über welches etwas weiter hinein die Kirchen von Moldenit und Kahleby herüberscheinen. — Das Dorf Fahrdorf auf der gegenüberliegenden Seite steht an einer Verengerung und bildet, wie der Name sagt, eine Überfahrtstelle für Fußgänger.

Etwas weiter, an derselben Seite, tritt, jetzt durch die Eckernförder Chaussee abgedäumt, das Selker Noor tief nach Süden ins Land hinein, an das östliche Ende der alten Danewirke reichend, die hier mit zwei Armen die alte „Oldenburg" umspannt, vielleicht den Aus- und Einschiffungsort der vom Norden kommenden Truppen bildend. — Eben an diesem Noor vorbei erblicken wir die kleine Haddebyer Kirche, überragt von der bebuschten Höhe, welche noch deutliche Spuren einer alten sagenhaften Bergfeste, der „Hochburg," zeigt.

Eine dichte Schar kreischender Möwen erhebt sich plötzlich vor uns und lenkt unsern Blick auf den Möwenberg, jene mitten in der Schlei aufragende Insel, deren unregelmäßige Erhöhungen und Vertiefungen an die vormalige Jürgensburg erinnern, die bis zum Ende des 13. Jahrhunderts die Residenz der schleswigschen Herzöge bildete. Später eine Brutstätte zahlloser Möwen, bot diese Insel noch vor 30—40 Jahren alljährlich mit ihrem „Möwenpreis" das Schauspiel eines schleswigschen Volksfestes voll zwangloser Freude. — Hinter diesem



Der Schleswiger Dom, von der Möweninsel gesehen.
(Nach einer Photographie des Hofphotographen Koch in Schleswig.)

interessanten Eiland erscheint in der „Königswiese," jetzt mit Gärten und Gartenhäuschen bedeckt, eine etwas erhöhte Halbinsel, welche einst die alte Blusenburg geborgen hat.

Doch über diese flüchtig berührten Einzelheiten hinweg eröffnet sich um und vor uns ein einzig schönes Rundgemälde. Zur Linken schließt sich fast an Haddeby der 1695 zur Stadt mit einbezogene „Friedrichsberg," überragt von seinem neuen gemauerten Kirchturm, und weiterhin folgt abschließend das große, kompakte Regierungsgebäude. Zur Rechten scheint von einer ziemlich kahlen Halbinsel das St. Johanniskloster mit seiner alten spitztürmigen Klosterkirche herüber. Weiterhin schließt sich der von der Fischerzunft bewohnte „Holm" an, und darauf folgt die „Altstadt," das ursprüngliche Schleswig, eng geschlossen um den herrlichen Dom St. Peters, der vor einigen Jahren mit dem prächtigen, 112 m hohen Turm geziert und geschmackvoll restauriert worden ist. — Dahinter, weiter nach Westen, auf der Höhe erhebt sich anstatt des früheren Rundbaus die vor einigen Jahren neu erbaute Michaeliskirche. Altstadt und Friedrichsberg sind einander durch „Stadtweg" und „Lollfuß" genähert, so daß die ganze

Stadt jetzt einen gegen 1 Meile langen Bogen um die innere Schlei bildet. In der Mitte dieses Bogens wird das Auge unwiderstehlich gefesselt von dem das Gesamtbild beherrschenden altehrwürdigen Schlosse Gottorf, das, auf einer Schlei-Insel als Bischofssitz erbaut, im Jahre 1268 von den schleswigschen Herzögen gegen Schwabstedt eingetauscht und jahrhundertelang als Residenz benutzt wurde. Es ist wiederholt baulich verändert worden, hat seine Umwallung, seine Gärten und kostbaren Anlagen verloren und ist zu einer Kaserne herabgesunken; dennoch bleibt es von großem Interesse durch seine Geschichte und seine weit reichenden Beziehungen zu mehreren fürstlichen Familien. Höhen und Wälder bilden den abschließenden Hintergrund dieses einzig schönen Bildes der alten Schleistadt, in welcher auf Schritt und Tritt geschichtliche Erinnerungen geweckt werden, von deren Aufzählung wir hier jedoch absehen müssen.

Der um 1570 durch die Schlei gelegte große „Damm" verbindet die einander gegenüber liegenden Stadtteile und schneidet das innerste Ende der Schlei mit dem Schlosse ab. Dieser „Burggraben" ist im Laufe der Zeit ziemlich stark verwachsen. Noch vor etwa 50 Jahren war er ein umfangreiches, klares Gewässer, und hat, wie die nach West und Südwest anschließenden niedrigen Wiesen durch ihre Namen „Holm," „Diek" usw. andeuten, früher weit größere Ausdehnung gehabt. Die bis an die Danewirke reichenden, durch tiefe Schluchten verbundenen Niederungen, als „See" usw. bezeichnet, haben jedenfalls mit diesen tief einschneidenden Armen der Schlei in Verbindung gestanden.

Zeitweilig, wenn durch Oststürme gepeitscht die See ihre Fluten über die Sandwälle vor der Schleimündung treibt, fährt die Schlei in brausender Aufregung wohl einmal über den Damm hinüber, als wolle sie ihr Gebiet wieder erobern und ihre alten Verbindungen herstellen. Doch kommt solche Aufregung glücklicherweise nur selten vor und beruhigt sich auch bald wieder. Für gewöhnlich erscheint die Schlei sanft und ruhig, wie gehobelt und geglättet, einladend zur Fahrt längs ihren schönen Ufern. Wer Gelegenheit dazu hat, benutze sie, es wird niemand gereuen!

Über den Marschmergel.

Ein Beitrag zur Frage über die Entstehung der Elbmarschen.

Von Professor Dr. **Detleffen** in Glückstadt.

Der Geschichte gehört die Entwickelung unserer Elbmarschen erst ungefähr seit dem Jahre 800 an, nur sehr unbestimmte Kunde reicht etwa bis zu Christi Geburt zurück; ein tiefes Dunkel aber ruht über der ganzen Vorzeit. Es wird nur mit den Hülfsmitteln der Naturwissenschaft durch zahlreiche Beobachtungen und Einzeluntersuchungen hie und da erhellt werden können. Im ganzen scheint die Marsch, diese jüngste Bildung der Erdentwickelung, von den Geologen bisher etwas stiefmütterlich behandelt zu sein, wenigstens habe ich mich vergebens bemüht, eingehendere wissenschaftliche Belehrung über den Verlauf der Marschbildung in unserem Lande zu gewinnen. Doch zog mich, der ich ein Kind der Marsch bin, diese Frage immer mächtig an, und wenn ich auch nicht Naturforscher bin und nicht den Anspruch erhebe, grundlegende neue Wahrheiten darüber vorzubringen, so glaube ich doch einige nicht unwesentliche neue Thatsachen zur Klärung jener Frage beitragen zu können. Sie bestehen in Beobachtungen über den Marschmergel.

Nicht in allen Teilen der Marsch scheint Mergel vorzukommen, wenigstens habe ich ganz bestimmte Nachrichten erhalten, daß in der Haseldorfer und Ütersener

Marsch, soweit auch ältere Einwohner sich erinnern, nie Mergel gefunden ist; auch bei der Pinnauregulierung vor etwa 10 Jahren ist man in der Marsch nicht auf Mergelschichten gestoßen. Zwischen der Pinnau und der Krückau dagegen findet sich hie und da Mergel und abwärts von da fast überall. In der Kremper Marsch liegt er ziemlich 1½ bis 2 m unter der Oberfläche, im Sommerlander Riep, Kirchspiels Süderau, 2 bis 4 m tief. In den höheren Teilen der Wilstermarsch bei Nindorf und Poßfeld beginnt er in einer Tiefe von 1,7 und 1,5 m, auf einer niedrigen Weide in Averfleth bei 4,7 m, in Sachsenbande unter dem Moor bei 6,2 m, im Vaaler Moor bei 7 m (s. Emmerling, Agrikultur-chemische Untersuchungen, Kiel 1895, S. 256 f.) Über das Vorkommen des Mergels in Dithmarschen und den schleswigschen Marschen habe ich keine genauere Nachrichten.

Herr Professor Emmerling hat in obigem Werke S. 246 bis 266 eine große Anzahl von Mergeluntersuchungen zusammengestellt; die meisten betreffen den Geestmergel. Auf S. 263 findet sich eine vergleichende Übersicht der in ihnen enthaltenen Bestandteile, aus der hervorgeht, daß der Marschmergel kohlensauren Kalk, Phosphorsäure und Kali enthält. Der Mittelgehalt an ersterem ist bei 22 Untersuchungen nur 5,8 %, während er bei allen Arten des Geestmergels weit höher ist und von 7,3 bis 79 % steigt. Phosphorsäure fand sich beim Marschmergel in 8 Fällen mit einem Mittelgehalt von 0,085 %; auch im Geestmergel findet sie sich selten und meist in noch geringerer Menge. Endlich Kali war beim Marschmergel in 7 Fällen vorhanden mit einem Durchschnitt von 0,088 %, beim Geestmergel in 17 Fällen mit dem Durchschnitt von 0,103 %.

An diese chemische Untersuchung muß sich die Frage nach dem Ursprung des Mergels anschließen. Ich habe gelegentlich Mergelgruben in der Marsch untersucht, mich auch bei manchen Einwohnern danach erkundigt, ob sie mir über jenen Punkt Aufklärung geben könnten. Meistens besteht der Marschmergel aus einer gleichmäßigen, feingeteilten Substanz, die einen völlig erdigen Charakter hat; nur von einer Seite, aus Eltersdorf, Kirchspiels Borsfleth, erhielt ich die bestimmte Mitteilung, daß sich dort mitunter Muschelschalen, ganze oder in Bruchstücken, im Mergel finden; mir wurden auch solche gebracht, gut erhaltene Schalen der eßbaren Herzmuschel, Cardium edule. Dieselbe Muschelgattung findet sich auch, wie mir bestimmt versichert wird, in den Mergellagern der am hannoverschen Ufer gegenüber liegenden Kedinger Marsch. Aus dieser Thatsache hat wohl mancher schon den Schluß gezogen, daß der Marschmergel aus verwesten und zersetzten Muschelbänken entstanden ist, die sich zu einer Zeit, als das Alluvium der Marsch erst allmählich aus der Tiefe der Elbe emporwuchs, auf den Watten derselben angesiedelt hatten.

Den Hauptbestandteil der Muschelschalen bildet kohlensaurer Kalk, von dem, wie wir sahen, der Marschmergel im Durchschnitt 5,8 % enthält. Wer sich wundert, daß dieser Bestandteil des Mergels nicht größer ist, der möge bedenken, daß die Muschelbänke, z. B. auch die Austernbänke, keineswegs aus dicht auf und an einander geschichteten Muscheln bestehen, sondern daß diese meist nur zerstreut von einander liegen, so daß es nicht auffallen kann, wenn im Mergel dem Volumen des von den Muscheln stammenden Kalks etwa das sechzehnfache Volumen an Thon oder Sand entspricht.

Noch gegenwärtig finden sich auf den Watten an der Mündung der Elbe, der Eider und der Hever ausgedehnte Bänke von Cardium edule. Vor 30 bis 50 Jahren gab es noch am Rhin bei Glückstadt, an der Krückau bei Elmshorn, an der Pinnau bei Ütersen Kalköfen, in denen besonders diese Muscheln, gemischt mit wenigen anderen, zu Kalk gebrannt wurden. Man holte sie in Ewern von jenen Bänken herbei. Noch jetzt besteht diese Industrie an einigen Punkten der hannoverschen Marsch.

Ist die obige Ansicht über den Ursprung des Marschmergels richtig, so ergiebt sich daraus, daß in einer Urzeit der Elbmarsch noch bis in die Gegend zwischen den Mündungen der Krückau und Pinnau hinauf die Bedingungen vorhanden waren, unter denen die eßbare Herzmuschel gedeihen konnte, und wir gewinnen damit eine Thatsache, welche uns über die Entwickelung unserer Elbmarsch belehrt. Gegenwärtig wird das Elbwasser erst in der Gegend von Brunsbüttel brakig, und die Herzmuschelbänke beginnen wohl erst noch weiter abwärts an der eigentlichen Elbmündung. Das Vorkommen des Marschmergels beweist aber, daß es eine Zeit gab, in welcher das Seewasser viel weiter elbaufwärts vordrang. Damals wird die Marsch noch nicht zu Tage getreten, sondern an ihrer Stelle ein vier Meilen breiter, tief einschneidender Meerbusen gewesen sein, der dem Salzwasser ungestörten Zugang gewährte, so daß selbst Herzmuschelbänke sich hinauf bis in die Gegend von Seestermühe und Pagensand bilden konnten. In jener Zeit mag sich noch selbst ein Walfisch in diesen Meerbusen verirrt haben, der sich in der Gegend von Kudensee festlief und verendete; dort wurden bei der Anlage des Kaiser Wilhelm-Kanals 23 Wirbel desselben gefunden. Auch sei hier erwähnt, daß nach den Untersuchungen der Hamburger Senators Kirchenpauer noch gegenwärtig das schwerere Seewasser in Keilform unterhalb des leichteren süßen Elbwassers bis etwas oberhalb Glückstadts hinaufdringt; den Beweis dafür gab die Thatsache, daß die eisernen Ketten, an denen die Seetonnen auf dieser Strecke der Elbe verankert sind, an ihren unteren Gliedern mit der Brut von Seemuscheln bedeckt sind. Mit dem allmählichen Emporwachsen und der schließlichen Bedeichung der Marsch muß bei der dadurch herbeigeführten Einengung des Elbbettes der Zufluß des Seewassers vermindert sein, so daß die Grenze desselben im Verhältnis zu jener ältesten Zeit etwa um fünf Meilen, von Pagensand bis Brunsbüttel, zurückgedrängt ist.

Wie viele Jahrhunderte oder vielmehr Jahrtausende dieser Zeitraum umfaßt, wird sich nun freilich nicht berechnen lassen, aber immerhin ist doch ein deutlicher Einblick in den Entwicklungsgang der Elbmarsch gewonnen. Eine genauere geologisch-botanische Untersuchung derselben in ihren einzelnen Teilen, die wohl insbesondere noch die Bildung der Moor- und Dargschichten ins Auge fassen müßte, dürfte vielleicht weiteres Licht darüber verbreiten; denn im großen und ganzen gehört doch die Entstehung des Alluviums ohne Zweifel einer Periode an, in welcher gegenüber den früheren Entwickelungsperioden die stetig wirkenden Kräfte des Flusses, der See und der Winde ununterbrochen und ungestört von größeren Erdrevolutionen haben wirken können.

Noch einige besondere Erscheinungen dürften bei dieser Untersuchung vielleicht Beachtung verdienen. Über die Natur des Cardium edule schreibt Brehm, Tierleben IV, 2, 384: „Die eßbare Herzmuschel gehört mit anderen ihrer Gattung zu den zählebigen Weichtieren, welche sehr große Veränderungen der Salzprozente des Meeres aushalten und daher ihr Vorkommen weit über die Grenzen ausdehnen, welche den für den Salzgehalt ihrer Umgebung empfindlicheren Tieren gesetzt sind.“ Sie kommt auch in der Ostsee, selbst im finnischen und bottnischen Meerbusen vor; während sie aber in der Nordsee die Größe eines kleinen Apfels erreicht, wird sie dort nicht größer als eine Wallnuß, oft aber bleibt sie noch kleiner. Die drei Exemplare der Muschel, welche mir aus dem Eltersdorfer Mergel übergeben sind, erreichen kaum die Größe von Wallnüssen. Es kann das ein Zufall sein, und dies eine Beispiel hat keine große Beweiskraft, doch liegt die Vermutung nahe, daß diese Muscheln ebenso wie die der Ostsee deswegen so klein geblieben, weil sie in brakigem Wasser ihren Ursprung gehabt haben, das ihnen nicht die reichliche Nahrung bot, wie das reine Seewasser. Auch mag in den dünneren Schalen dieser Muscheln ein Grund dafür liegen, daß ihre Zersetzung in den meisten Mergel-

lagern der Marsch eine so vollständige ist, daß ihre Form selbst in Bruchstücken nicht mehr erkennbar ist. Die Zersetzung wird durch die Nässe des Bodens und die in ihm vorkommenden Säuren bewirkt sein.

Eigentümlich ist auch die Erscheinung, daß die Mergellager in so verschiedener Tiefe vorkommen, wie wir sahen, von 1,5 bis 7 m. Die Muschelbänke liegen, wie ich höre, auf den Watten der Nordsee jetzt bei der Ebbe zu Tage, und die Muschelschalen werden vom Watt unmittelbar in die niedrigen Ewer geschaufelt, um zum Kalkofen gebracht zu werden. Ob sie auch in größerer Tiefe vorkommen, ist mir unbekannt. Nun können zwar in der Marsch äußere Umstände eine Senkung der ursprünglich höher gelegenen Muschelbänke herbeigeführt haben, z. B. die Auswaschung darunter liegender leichterer Schichten, die Bildung von Strudeln oder Kolken, die gerade in der Nähe des Ufers auch jetzt noch häufig entstehen, und in die dann die benachbarten Muschelbänke hineingestürzt sein können, das allmähliche, durch Austrocknen erfolgende Zusammensinken der Marsch u. a., im allgemeinen wird man jedoch annehmen dürfen, daß tiefer liegende Mergellager auf tiefer liegenden Watten entstanden sind, so daß wir in ihnen annähernd den Maßstab für die Tiefe des Wassers zur Zeit ihrer Entstehung haben. Schwerlich wird die bestrittene Frage über die säculare Hebung oder Senkung unserer Küste aus jenen Thatsachen Beweise entnehmen können.

Besonders merkwürdig ist es aber, daß grade in den Mergellagern sich häufig Überreste von Tieren und Pflanzen finden. Mir sind im Laufe der Jahre folgende Reste von Tieren übergeben worden: eine verkalkte abgebrochene Geweihstange eines Edelhirsches aus Sommerlander Riep, zwei abgebrochene, in ihrer Masse wenig veränderte Stangen desselben Tieres aus St. Margareten und aus Eltersdorf, ein sehr schön erhaltenes vollständiges Geweih eines jungen Elchs aus Sommerland, ein abgebrochener Hauer eines Ebers aus Neuenkirchen an der Stör; sie gehören jetzt zur Sammlung des Glückstädter Gymnasiums. Ferner erhielt ich vor etwa zehn Jahren aus einem Mergellager in Moorhusen den Schädel eines Rindes mit den Wurzeln der Hörner; ich übersandte ihn dem Herrn Professor Pansch, der mir über die Rasse nähere Auskunft versprach, aber leider im selben Sommer im Kieler Hafen einen traurigen Tod fand. Vermutlich wird jener Schädel sich in den naturwissenschaftlichen Sammlungen der Kieler Universität finden. Endlich wird mir glaubhaft berichtet, daß vor mehreren Jahren ein ganzes menschliches Skelett im Mergel bei Neuenkirchen gefunden ist; der Schädel befindet sich im Besitz des Dr. med. R. Lohse aus Neuenkirchen, jetzt in Moorfleth, die übrigen Knochen sollen wieder in die Erde geworfen sein. Diese Thatsachen verknüpfen die Anwesenheit jener Thiere und selbst des Menschen in den Marschen bereits mit der Periode der Muschelbänke und der Mergelbildung an den verschiedenen Orten.

Aber auch Pflanzenreste finden sich im Mergel, wie man mir berichtet, nicht selten, große Bäume, jedoch nicht im Boden haftende Wurzelstümpfe, wie solche sich an manchen Stellen der Marsch in geringer Tiefe im Thone eingewurzelt finden (s. meine Geschichte der holst. Elbmarschen I, 39). Welcher Art jene Bäume angehören, hat mir aber niemand sagen können, das Holz sei schwarz und schwammig und zerfalle schnell. Im dunkeln, mehr schlammigen Mergel soll man nach einer Nachricht auch Schachtelhalme finden und in diesem wie im hellgrauen Mergel oft Haselnüsse. Letztere und mit ihnen Haselbüsche und Baumreste findet man aber auch vielfach in den moorigen Schichten der Marsch. Sie scheinen von der Elbe aus dem Binnenlande hierher geführt und in den allmählich sich verstopfenden zahlreichen Armen des ursprünglichen Elbdeltas abgelagert zu sein, wo sie dann eine Grundlage der Sumpfvegetation bildeten, aus der beim Zurückweichen des salzigen Seewassers die Moore der Marschen entstanden. Wenn solche Reste des Pflanzen-

reiches aber bereits im Mergel vorkommen, so beweist das doch wohl, daß schon in einer viel früheren Zeit die Elbe Bäume und Stauden aus den Wäldern des Oberlandes herabführte, die dann an den höheren, von Muschelbänken besetzten Stellen der Elbwatten strandeten und in diesen kalkigen Lagern, von der Luft abgeschlossen, ihre Form bewahrten. Sie werden bei Hochfluten, durch Stromversetzungen, Eisgang und ähnliche Vorgänge mit den Muschelbänken zugleich überschlämmt sein, sind aber der Zersetzung weniger als die letzteren ausgesetzt gewesen.

Mögen diese Auseinandersetzungen, die in naturwissenschaftlichen Kreisen auf eine nachsichtige Beurteilung rechnen müssen, im weiteren Kreise der Leser dieser Zeitschrift die Aufmerksamkeit auf Dinge lenken, die manchem nahe liegen. Sollte unter ihnen, insbesondere den Bewohnern der Marsch, einige Anregung gegeben sein, Beobachtungen über den Mergel in ihrer Umgebung zu sammeln, Funde aus demselben vor dem Untergange und der Zerstreuung zu retten und darüber in diesem Blatte gelegentlich Bericht zu erstatten, so wäre eine Hauptabsicht erreicht, die ich beim Niederschreiben dieses Aufsatzes im Auge hatte. Auch unter den Bewohnern unserer Seemarschen dürften vielleicht kundige Männer, die sich für ihre Heimat interessieren, diese Fragen aufnehmen und einer weiteren Lösung entgegenführen helfen.



Aus dem Leben des Storches, Ciconia ciconia (L.).

(Aus einem Briefe an Carl R. Hennicke.)

Von **J. Rohweder** in Husum. [1])

I.

Sie bitten mich, verehrter Herr Doktor, Ihnen noch einige Beobachtungen aus dem Leben unseres Storches mitzuteilen, da Sie nur selten Gelegenheit hätten, den interessanten Vogel im Freien kennen zu lernen. Nun, ich komme gern Ihrem Wunsche nach, nur müssen Sie, nachdem ich vor kurzem erst die folgerichtige Naturgeschichte unseres Stelzbeins für den „neuen Naumann“ bearbeitet habe, diesmal mit einigen kleinen Einzelheiten vorlieb nehmen, wie augenblickliche Erinnerung und Ideenverbindungen sie mir in die Feder geben.

In der That, Sie entbehren viel damit, daß Sie in einer storcharmen Gegend leben; nicht so sehr als Forscher und wissenschaftlicher Beobachter, denn vielmehr als warmherziger Freund unserer Vogelwelt, der im traulichen Verkehr mit seinen Lieblingen und im Belauschen ihrer kleinen Geheimnisse sich Gemüt und Herz erheben möchte.

Und ist das nicht ein eigentümlich bezeichnender Umstand, daß gerade hier in der storchreichsten Gegend Deutschlands unser Vogel jedermanns Freund ist, während es anderswo von ihm heißt:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte?

Selbst in die Anklagen, die da und dort von der Jägerei immer lauter erhoben werden, stimmt hier nur ausnahmsweise einmal ein Nur-Jäger mit ein. Man steht noch mehr auf dem Standpunkt unserer Altvordern, die nicht bei allen Dingen fragten: Was bringt es mir ein, und was schadet es mir? und wo die Lebensweise dieses oder jenes Vogels sich offenbar nicht immer mit den menschlichen Interessen verträgt, zieht man bei der Beurteilung seines Wertes oder Unwertes

[1]) Mit Genehmigung des Verfassers der Ornith. Monatsschrift des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt, XXII. Nr. 12, S. 343—348 entnommen.

wesentlich auch die ästhetische Seite in Betracht und läßt das Wort Rückerts vom Schmuck der Schöpfung gelten:

Gönn' der Mutter etwas auch,
Das sie zum Geschmeid' sich macht.

So wird denn von unserm Stadt- und Dorfbewohner der Storch allein schon wegen seiner einfach schmucken Erscheinung, trotz mancher kleinen Unzuträglichkeiten gern auf der Dachfirst geduldet; und als lebende Zierde auf seinen Äckern und Wiesen mag unser Landmann den Adebar nicht missen, wenn er auch gelegentlich Zeuge von der räuberischen Natur des Vogels gewesen ist. Aber die Wertschätzung geht weit noch über das „Gerne-leiden-mögen" hinaus. Nach dem Ausspruche Krummachers: „Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erweckt Gegenliebe" ist der Storch vor Alters schon zum Hausfreund seines gastlichen Wirtes geworden, und auch heute noch läßt man ihn Anteil haben an Leid und Freude unter seinem Dach, am Leben und Treiben seiner Mitbewohner.

Nach seinem Kommen und Gehen teilt sich das Jahr. Mögen Schneeglöckchen und Krokus bereits verblüht, die goldenen Kätzchen am Haselstrauch verstäubt sein, Stachelbeersträucher und Ligusterzäune in frischem Grün und die Primelbeete in voller Blüte stehen, — so lange die Storchnester auf den Giebeln und Schornsteinen unserer Häuser leer stehen, ist es hier noch nicht Frühling. Im letzten Viertel des März wird sein Einzug, d. h. die Ankunft des Storches von alt und jung täglich erwartet. Bisweilen wird die Geduld auf harte Probe gestellt; denn es kann vorkommen, daß bis zum 8. oder 10. April die suchenden Blicke vergeblich auf die verwitterten Horste sich richten. Endlich aber verkündet heller Kinderjubel die Heimkehr des Ersehnten, und von den Höfen und durch die Straßen klingt es:

Adebar, Du Goder,
Bring' mi'n lütjen Broder;
Adebar, Du Bester,
Bring' mi'n lütje Swester.

Nun mag der launenhafte April noch einmal Dächer und Straßen, Gärten und Felder mit Schnee bedecken, das Frühlingsahnen ist zur festen Lenzeszuversicht geworden.

Und wiederum, wenn gegen Ende August das Obst an den Bäumen reift und die Felder bereits abgeerntet sind, wenn von den heimischen Sängern einzelne schon unvermerkt davongezogen sind, andere sich zur Abreise rüsten, wenn statt der schlanken Seeschwalben die schwerfälligeren Sturmmöwen am Strande auf und abziehen, dann richtet unsere Jugend wohl, besorgt um den baldigen Abschied, an ihren Freund die Frage:

Adebahr, Langebehn,
Wanehr wullt Du wegtehn?

und läßt ihn antworten:

Wenn de Rogg riep ist,
Wenn de Pogg piep seggt,
Wenn de roden Appeln
In de Tonn klappeln,
Wenn de gelen Beeren
In de Kist gären. —

Und im Sommer? Ich habe mich oft darüber gewundert, daß Ludwig Richter in seinen entzückenden Bilderpoesien nur selten dem Storch einen Platz gegönnt hat. Aber der Landschaftsdichter hatte in Sachsen seine Jugend verlebt und hier und in Frankreich und Italien seine Studien gemacht. Hätte er in schleswigholsteinischen Bauerndörfern oder in Dithmarschen und Nordfriesland Skizzen gesammelt, er würde zur Belebung seiner gemütvollen Frühlings- und Sommerlandschaften neben Tauben und Gänschen, Sperlingen und Schwalben ebenso häufig auch den Storch benutzt haben. Denn wie im Frühling zu Blütenbäumen und

Kinderreigen, so gehört unser Adebar im Sommer hier zur blumigen Wiese, unter das weidende Vieh und in die nachbarliche Gesellschaft der Feldarbeiter.

Er weiß wohl, daß von den letzteren ihm keiner etwas zuleide thut, und er, der unter anderen Umständen und ihm fremden Verhältnissen eine gewisse Vorsicht oder gar Scheu nie ganz verleugnet, treibt hier mit einer in seinem ganzen Benehmen ausgesprochenen Gemütsruhe sein Wesen in ein paar Schritte Entfernung von den Mähern und Heuarbeitern, die, ohne ihn jemals ernstlich zu belästigen, höchstens neckend ihm zurufen:

Adebar, Langebehn,
Hett sien Vader hang'n sehn
In Kiewittsmoor.
Wat deit he dar?
He kämmt sien Haar.
Wat schall dat Haar?
De Brut hebb'n.
Wat schall de Brut? usw.

und nach dem Takt der einfachen Melodie des ad libitum in Fragen und Antworten fortgesponnenen Textes die Sense und den Rechen schwingen.

Kein Wunder, daß mit dem ganzen Thun und Treiben des Storches ein gut Teil Volks- und Kinderpoesie sich verknüpft. Aus unserm allerersten Bilderbuch haben wir ihn kennen und mit noch lallender Zunge bezeichnen gelernt, den „Klapperstorch"; und längst bevor wir noch die erste Fabel buchstabieren lernten, erfuhren wir, daß er uns selbst einstmals dem Mütterchen ins Bett gelegt. Später habe er auch das Brüderchen und Schwesterchen gebracht, zwar der Mutter dabei ins Bein gebissen, aber es hat ihr nicht schlimm geschadet. Wie poesievoll und dem Kindergemüt entsprechend ist doch diese Sage gegenüber z. B. der häßlichen Helgoländer Fabel, nach der die jungen Erdenbürger des storchlosen Eilandes anstatt von einem geflügelten Boten übers Meer dahergetragen von einer ganz gewöhnlichen Frau aus dem widerwärtigen Sumpf, der Sapskuhle, gezogen werden.

Als Kinderbringer — das bedeutet auch sein in den mannigfachsten Lautveränderungen gebräuchlicher niederdeutscher Name — ist und bleibt der Storch mit dem Leben der Familie unter seiner Firstwohnung aufs traulichste verbunden. Der Kinderglaube schwindet, aber die Zuneigung zum Adebar bleibt auch bei den Erwachsenen. Er ist auch später immer noch der „Segenbringer": Unter seinem Dache wohnt der Friede und das Glück; er schützt das Haus vor Blitz und Feuersgefahr. Für die gastliche Behandlung erweist er sich dankbar; denn alljährlich wirft er abwechselnd eine Feder, ein Ei oder ein Junges herab, als Miete für das ihm vorsorglich eingerichtete oder doch freundlich überlassene Heim. Aus seiner äußeren Erscheinung und seinem besonderen Verhalten prophezeit der Landmann die Witterung der künftigen Tage: Ist nach anhaltender Dürre sein Gefieder auffallend unsauber, dann wird der Regen nicht lange auf sich warten lassen; ebenso, wenn er vom nahen Acker den trockenen Dünger ins Nest trägt. Daß er die zuverlässigste Windfahne ist, weiß jedermann; auch bei leisem Luftzuge, dem die meist eingerosteten „Fleuer" nicht mehr gehorchen, steht er, wie unsere Schiffer sagen, „mit de Näs in'n Wind."

So vermengt sich hier Wahrheit und Dichtung. Daß die letztere oft übers Ziel schießt und in Aberglauben und naturgeschichtlichen Unsinn sich verläuft, ist eine natürliche Folge des intimen Verkehrs, in dem der Mensch seit alter Zeit zu seinem Hausfreund steht; er hat ihn eben allzusehr vermenschlicht und ihm auf Überlegung einzelner oder auf Beratung und Beschluß mehrerer beruhende Handlungen angedichtet, die weit über das Storchmögliche hinausgehen. Dahin gehören unter vielem Anderen auch die über alles Maß ausgeschmückten Erzählungen von dem Storchgericht. Ja, von großen Versammlungen auf einsamer Heide weiß man zu berichten, zu denen sämtliche Störche aus weiter Umgegend mehrmals im Sommer

sich zusammenfinden, wobei von einem erhöhten Standpunkt herab förmliche Vorträge gehalten oder in Rede und Widerrede wichtige Storchangelegenheiten parlamentarisch verhandelt werden sollen.

Daß die Störche sich untereinander verständigen können, ist an und für sich nicht wunderbar, da ja die Tiere überhaupt und insbesondere die Vögel sich zum Teil recht zusammengesetzte Mitteilungen zu machen verstehen. Aber das „Wie“ ist mir gerade beim Storch bis jetzt ein Rätsel geblieben. Die eigentümlichen Lock- und Warnrufe, Ausdrücke der Zu- und Abneigung, der Freude und Angst, des Wohlbehagens und Schmerzes bei unsern stimmbegabten Vögeln sind für jeden praktischen Ornithologen leicht zu unterscheiden. Aber der Storch hat ja eigentlich keine Stimme; und in dem Schnabelgeklapper habe ich außer geringem Wechsel im Tempo und einer wenig auffallenden Abstufung zwischen forte und fortissimo — ein piano oder gar pianissimo fehlt dieser Kastagnettenmusik — keine Modulation entdecken können. Das freudige Duett der Gatten beim Wiedersehen nach längerer Trennung klingt durchaus nicht anders wie der ängstliche Hilferuf beim plötzlichen Überfall feindlicher Nachbarn. Wie weit trotzdem die Verständigung geht, zeigt folgender Vorfall.

Anfang Mai befand ich mich auf dem Hofe Bjerremark in Nordfriesland. Der Kreuzbau des großen Gehöftes schließt ein Stück Gartenland ein. Mit dem alten Gärtner, der soeben die Beete im Winkel des Vorder- und Seitenflügels umgrub, hatte ich mich über die auf dem Kreuz des Strohdaches wohnenden Störche unterhalten. Gleich darauf brachte er mir ein Ei, das, von den Störchen aus dem Nest geworfen, in dem Dachwinkel herabgerollt und vor seinen Füßen auf die lockere Erde gefallen war. Nachdem ich mich überzeugt, daß es völlig unversehrt war, beschloß ich, es wieder ins Nest bringen zu lassen. Beide Störche waren abwesend, als der Kuhjunge, mit leichter Mühe in der schrägen Dachrinne hinaufkletternd, das Ei wieder zu den drei noch vorhandenen ins Nest legte. In der Laube wartete ich die Rückkehr der Nestbewohner ab. Das Weibchen kam allein. Wie mit einem Blick des Erstaunens musterte es den Nestinhalt von verschiedenen Seiten und flog, nach einem Augenblick schon, wieder davon, eilig den am Gotteskoogsee belegenen ziemlich entfernten Wiesen zu.

Nach wenigen Minuten kehrte es mit dem Männchen in hastigem Fluge zurück. Kein Zweifel, es hatte ihm die wunderbare Thatsache mitgeteilt und zu Rat und That in dieser kritischen Angelegenheit den Ehegemahl herbeigerufen. Und nun wechselte lautes Geklapper und aufgeregtes Flügelschlagen mit stummem Betrachten und genauer Untersuchung der Eier, wie mir schien, auch durch Betasten mit dem Schnabel. Der Betrug war erkannt, die beiden Gatten hatten sich bald in ihrem Entschluß geeinigt, und das unheimliche Ei flog wieder die Dachrinne hinunter. Mit in die Brustfedern gesenktem Schnabel standen die Vögel auf dem Nestrand, trauernd, nachdenklich.

Als ich im Laufe des Nachmittags noch einmal Gelegenheit fand, das auch diesmal heil gebliebene Ei unbemerkt wieder ins Nest bringen zu lassen, wiederholte sich genau derselbe Vorgang. Das Ei erwies sich als faul.

Und nun die Storchversammlungen — ist es wirklich Fabel, daß sie auf einer Art Verabredung beruhen und einer gewissen gemeinsamen Unterhaltung dienen?

An einem wundervollen Sonntagmorgen im August gingen meine Tochter und ich den Deich hinaus ans Meer. Unwillkürlich legten sich uns die Worte Uhlands in den Mund:

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.

Aber wir waren nicht „allein auf weiter Flur.“ Alte und junge Silbermöwen

schwammen auf dem Spiegel der Reede, Seeschwalben strichen fischend die Au auf und nieder und Scharen von Regenpfeifern und Strandläufern — schon die Vorboten des beginnenden Herbstzuges — liefen geschäftig am Rande der Pfützen binnen des Seedeiches hin und her. Über dem Koog aber, hoch in der stillen, reinen Luft beschrieben gegen 80 Störche gesellschaftlich ihre Kreise. Woher mochten sie gekommen sein? War doch in der nahen Stadt nicht der dritte Teil heimisch. Ohne Flügelschlag, langsam, ich möchte sagen in feierlichem Ernst, der zu der ganzen Stimmung in der Natur wie zu dem von der Stadt herüberschallenden Glockenläuten paßte, schwebten sie in geringem Abstand voneinander ihre Bahnen um gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Mit langsam fortrückendem Zentrum bewegte sich die kreisende Gesellschaft über dem Koog dahin, nördlich an der Stadt vorüber bis auf etwa 6 km Entfernung von unserm Standpunkt, dann zurück bis über die Mitte der Stadt. Noch einige Male kreisten sie hier über Turm und Marktplatz umher, immer noch wie bisher in geschlossener Ordnung zusammenhaltend. Dann aber — wie auf das Kommando „Abtreten!" — schwenkten plötzlich einzelne nach allen Seiten ab und zogen in gerader Linie davon, nach Süden zu den Gehöften in Eiderstedt, ostwärts auf die Dörfer der Geest und nördlich über die das Marschland begrenzenden Hügel, wo in meilenweiter Entfernung ihre Nester stehen mochten. Der kleine Rest aber senkte sich herab auf die Dächer Husums.

Wer, der dieses Schauspiel angesehen, sollte dabei nicht — auf menschliche Gedanken kommen!

Fragen und Anregungen.

Das „Abtreten" der Leichensteine. Über das Verlegen der Leichensteine in den Kirchen, um die Platten als Fliesen zu benutzen, und über das damit verbundene allmähliche „Abtreten" der auf den Leichensteinen befindlichen Inschriften, Wappen und Bildnisse ist in den letzten Jahren oftmals öffentlich geklagt worden. — — Auf der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Schwerin habe ich als deren Vorsitzender am 9. September 1890 auf die Dringlichkeit des Schutzes der als Platten in den Kirchen liegenden alten Grabsteine (vgl. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins usw. 38. Berlin 1890, S. 111) hingewiesen. Am 14. Februar 1889 war für Preußen bereits ein Staatsministerial-Erlaß zum Schutz der Grabsteine veröffentlicht (a. a. O., Jahrg. 37, 1889, S. 177); auch im Jahrg. 39, 1891, S. 28 bin ich nochmals auf die Notwendigkeit der Erhaltung der Grabsteine eingegangen.

Allerdings darf ein Umstand nicht übersehen werden, daß nämlich Fälle vorkommen, wo die Verstorbenen selbst gewünscht haben, daß die Grabplatte über ihren Grabstätten in den Erdboden, meist nahe dem Altar, eingelassen werden sollte. Einige Fromme haben dies aus christlicher Demut gethan: es sollte gerade absichtlich auf ihren Grabsteinen herumgetreten werden. Dann sind es aber allemal schlichte, wenig oder garnicht verzierte Steine. Es giebt aber auch prachtvoll ausgehauene oder mit Metall ausgelegte Grabplatten, die ebenfalls über den Grabstätten von Anfang an im Fußboden der Kirche gelegen haben. Hiermit ist der Wunsch, daß sie be- und abgetreten werden sollten, keineswegs verbunden worden. Es wäre ja das auch eine widersinnige Vereinigung von Hochmut und Demut gewesen. Diese Prunkgrabsteine lagen vielmehr entweder in wenig besuchten Kapellen oder an solchen Stellen nahe dem Altar, die gegen die Volksmenge in der katholischen Zeit abgesperrt waren. In der nachkatholischen Zeit ist diese Absperrung und damit auch die geheiligte Scheu vor dem Treten auf die Grabsteine fortgefallen. Auch diese oft für die Kirchen-, die Orts- und die Landesgeschichte wichtigen Steine sollten herausgenommen und durch senkrechtes Einmauern an den Wänden vor der Zerstörung gerettet werden. In diesen Fällen empfiehlt es sich, den geretteten Stein mit einer Metallnummer zu versehen und an Stelle seiner in den Fußboden eine gewöhnliche Platte mit derselben Metallnummer versehen einzulassen. Es wird auf diese Weise die alte Grabstelle genügend markiert und kann alsdann ohne Bedenken, daß etwa in Zukunft die Lage des darunter befindlichen eigentlichen Grabes verdunkelt werde, betreten werden.

Berlin, den 16. November 1897. E. Friedel.

Aus der „Brandenburgia," Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg. VI. Jahrgang. Nr. 11. Februar 1898.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 8. August 1898.

Aus alten und ältesten Zeiten.

Von J. Mestorf in Kiel.

V.

Die seitens der Museumsverwaltung in den letztverflossenen Jahren ausgeführten Gräberuntersuchungen haben festgestellt, daß der Uebergang von der Steinzeit in die Bronzezeit sich allmälig vollzog und nicht mit einem Wechsel der Bevölkerung verbunden war. Ueber den weiteren Culturschritt von der Bronze- in die Eisenzeit können wir uns bis jetzt nicht mit derselben Bestimmtheit äußern. Unter den zahlreichen bronzezeitlichen Funden unserer Sammlungen finden wir nur vier Objecte von Eisen, und seltsam genug gehören dieselben wohl in eine jüngere, aber nicht in die letzte Periode des Bronzealters. Es sind dies vier Messer. Zwei derselben kamen in Begleitung fremdländischer Bronzen zu Tage, zweimal bemerken wir an bronzenen Griffstücken von nicht heimischer Form, daß die jetzt nicht mehr vorhandene Klinge von Eisen war. Sonach sind alle vier Messer Fremdlinge, die uns lehren, daß sie aus einem Lande gekommen, wo das Eisen bereits gekannt und neben der Bronze verarbeitet wurde.

In das Ende der Bronzezeit fallen bei uns, wie schon früher gezeigt,[1]) die Urnengräber im flachen Erdboden, bisweilen durch geringe Bodenanschwellungen gekennzeichnet, mit spärlichen Beigaben an bronzenem Kleingeräth (Nadeln, Pfriemen, Messerchen, Pincetten 2c.)

Dann treten ohne Vermittlung die Urnengräber der Eisenzeit auf. Die Bestattung ist zwar dieselbe wie in den jüngsten Bronzealtergräbern, auch die Form der Urnen ist z. Th. zum Verwechseln ähnlich, aber unter den Beigaben finden wir neben der Bronze Eisen und absolut neue Formen: Nadeln in großer Mannigfaltigkeit, Gürtelhaken und Ringe. Auf den großen Friedhöfen von Sülldorf und Tinsdahl z. B. in hunderten von Gräbern kein Messer.

[1]) „Heimath" 1898 S. 6.

Die gleiche Bestattungsweise, die große Aehnlichkeit der Thongefäße deuten auf eine Continuität der Bevölkerung. Wie erklärt sich dann aber das plötzliche Verschwinden der älteren Bronzen? Denkbar wäre, daß die zerbrochenen Nadeln, Pfriemen, Messer u. a. m. an fahrende Händler gegen moderne Waaren ausgetauscht wurden. Zerstückelte Bronze konnte zu neuen Sachen umgegossen werden und hatte deshalb für Händler und Gießer noch immer Werth. Die Mode ist von altersher ein wichtiger Factor in dem Wechsel der äußeren Lebensformen gewesen, die neuen prunkenden Nadeln, die Gürtel mit dem blanken Schließhaken erfreuten sich bald allgemeiner Beliebtheit, und so war das ältere Geräth rasch verschwunden und bald vergessen. Erfahren wir nicht heute noch ähnliches? Wie manches Kind stand sinnend vor einer Lichtscheere, vor einer Strickscheide, vor einem Nähring und suchte zu ergründen, wozu die fremdartigen Dinge gedient haben mochten. Wollte heute eine begüterte Bauerfrau ihrer Tochter eine Aussteuer geben, wie ihre Großmutter einst erhalten hatte, da würde sie die prächtigen Messingschüsseln, die zinnernen Näpfe und Krüge, die Kellinghusener Teller in günstigem Fall bei einem Antiquitätenhändler finden können. Und triebe man nicht seit einigen Jahrzehnten den lobenswerthen Sport, den Hausrath und die sonstige Habe der Großeltern und Urgroßeltern zu sammeln, da hätte das aufwachsende Geschlecht keine Ahnung von der soliden Einrichtung der traulichen Wohnstube, von dem farbenreichen blinkenden Küchengeschirr, von der malerischen Kleidertracht, die von alt und jung mit Stolz und Würde getragen wurde, und von all den Dingen, die mit einander unseren Bauerhöfen das Gepräge nationaler stolzer Eigenart verliehen. Und doch sind erst wenige Jahrzehnte vergangen, seitdem städtische Mode ländliche Art und Sitte verdrängt hat.

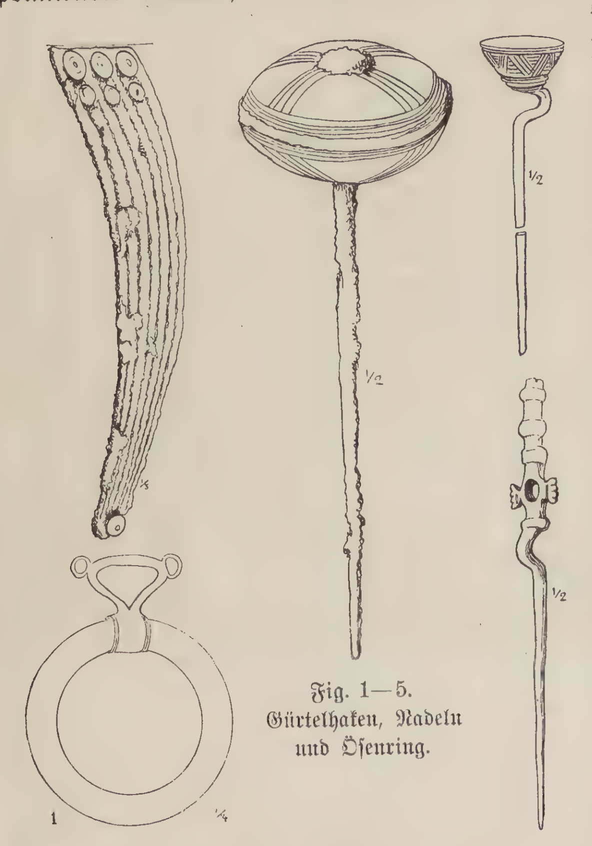


Fig. 1—5. Gürtelhaken, Nadeln und Ösenring.

Ich glaube, daß sich hierin eine Erklärung finden läßt für ähnliche Erscheinungen in prähistorischen Zeiten, wo in dem geschlossenen Formenkreis der verschiedenen Culturperioden nur vereinzelte und zwar meistens unbedeutende Geräthe aus der vorhergegangenen Periode bemerkt werden.

Wenden wir uns nun zu unseren ältesten Gräbern der Eisenzeit, da weisen die Beigaben auf Handelsverbindungen nach Südosten. Die Nadeln wie Fig. 2 und die Gürtelhaken (Fig. 1) gehören einem Culturcentrum an, das in den Alpen liegt mit weiten Ausstrahlungen nach Norden und Westen. Wo die Schmucksachen, die wir in den Grabgefäßen der hier fraglichen Periode finden, angefertigt sind, ist schwer zu bestimmen; sicher ist, daß sie dem Lauf der Elbe folgend, zu uns gekommen sind.

Nun wäre es ein Irrthum, wollten wir annehmen, daß die elbabwärts uns zugeführte Waare sich auf Schmucknadeln und Gürtelagraffen beschränkte. Der Werkzeuge und Waffen werden die Holsteiner auch damals nicht haben entrathen können. Daß wir sie nicht in den Gräbern finden, verräth, daß es nicht üblich war, den Todten Waffen und Werkzeuge mitzugeben, vielleicht ein religiöser Brauch, den wir schon gegen Ende des Bronzealters beobachteten und dem möglicherweise öconomische Klugheit zu Grunde lag.

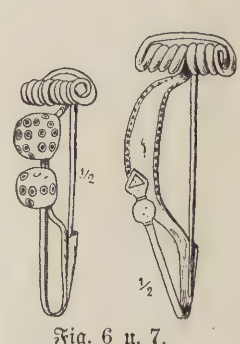


Fig. 6 u. 7.
Bronzene Fibeln.

Die Urnen waren das Werk einheimischer Töpfer. Die mannigfaltigen Formen, darunter Flaschen, Siebe, zierliche Schälchen, Tassen und Töpfchen, zeigen, wie reichlich der Hausstand mit irdenem Geschirr versorgt war, und aus den Moorfunden wissen wir, daß Haus und Küche nicht minder reichlich mit vortrefflichen Holzgefäßen ausgestattet waren.

Mit der Zeit erweiterten sich die Bezugsquellen der Händler. Wir finden auf jüngeren Friedhöfen Producte einer keltischen (gallischen) Cultur, die in Frankreich und der Schweiz ihren Sitz hatte, aber nach allen Richtungen weite Verbreitung fand und mancherorts mit der älteren zusammentrifft. Die Wahl der Beigaben ist weniger beschränkt. Außer Gegenständen, die zur Kleidung gehören, worunter jetzt zuerst die Fibeln (Gewandspangen Figur 6. 7) auftreten, finden wir Messer, Speere und, wiewohl seltener, auch Schwerter u. a. m. Hier und dort pflegte man statt der Thongefäße Metallgefäße zur Beisetzung der verbrannten Leichenreste zu benutzen; oftmals große Messingkessel mit angenietetem Eisenrand und großen schweren Tragringen. Die Urnen waren mit einer umgestürzten Schale (dem Suppen- oder Milchnapf) bedeckt und in Steinen verpackt. Da sie unter dem Bodenniveau standen und folglich von außen nicht wahrnehmbar waren, dürften sie, wie es noch heutzutage Brauch ist, durch

ein äußeres Mal bezeichnet gewesen sein. Eine auf dem Sülldorfer Urnenfriedhof mehrfach beobachtete Erscheinung scheint dies zu bestätigen. Es waren dort drei Holzstäbe um die Urne gesetzt, die ursprünglich über die Bodenoberfläche hinausgeragt haben dürften und mit irgend einem Abzeichen versehen waren.

Die ersten Eisensachen wurden von auswärts gebracht. Der Import scheint noch lange Zeit fortgedauert zu haben. Doch wurden daneben manche kleine Gegenstände hier angefertigt, denn die alten Holsten hatten bald das bis dahin unbekannte Eisen zu bearbeiten gelernt. Vielleicht befanden sich unter den fahrenden Händlern auch geschickte Metallarbeiter, die ihre Lehrmeister wurden. Auf den Urnen und neben denselben gefundene Eisenschlacken lassen vermuthen, daß z. Th. hiesiges Rasenerz zu diesen Arbeiten benutzt ist. Mit der Zeit scheinen unsere heimischen Arbeiter eine nicht geringe Geschicklichkeit erlangt zu haben. Wir erkennen nämlich unter den Eisensachen einige nachweislich locale Typen. Dazu gehören z. B. die prächtigen Gürtel oder Wehrgehänge, wie Fig. 8, die bis jetzt über die Grenzen unserer Heimath hinaus nicht gefunden sind. Beachtenswerth ist das begrenzte Fundgebiet derselben: von der Elbe durch den Osten Holsteins bis nach Angeln. Die Technik: gestanztes Bronzeblech über dünnen Eisenplatten, und die Ornamente weisen nach Südosten, von wo wir die ersten Eisenfabrikate erhielten, doch kommen sie erst in der 2. Periode zur Erscheinung und reichen an die 3. (römische) Periode heran, die etwa um den Beginn der christlichen Zeitrechnung eintritt.

Fig. 8. 1/4 Gürtel oder Wehrgehänge.

Um diese Zeit beginnt nämlich der Einfluß der römischen Provinzialcultur am Rhein und an der Donau auch bei uns fühlbar zu werden.

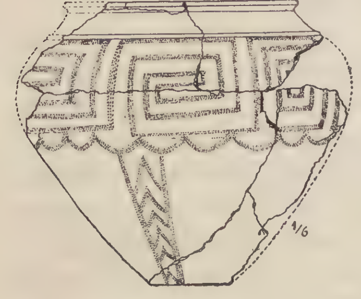


Fig. 9. Glänzend schwarzes Thongefäß.

Die Begräbnißform ändert sich insofern, als die Urnen nicht mehr in Steine verpackt werden, sondern frei in der Erde stehen, bisweilen auf einem Stein und mit einem Stein bedeckt. Auch die Formen der Gefäße verändern sich und die bisher spärlichen Ornamente werden reicher und mannigfaltiger. Die schönen schwarzen Gefäße mit glänzend schwarzer Glätte und Ornamenten von z. Th. klassischen Formen (Fig. 9) treten am Schlusse der 2. Periode auf und sind characteristisch für die dritte sogen. römische. Vor

allem aber sind es die Beigaben, die von einer Berührung mit einer hochentwickelten Cultur zeugen. Schmucksachen in größter Mannigfaltigkeit, Kleingeräth (Pincetten, Löffelchen, Messer, Schlüssel und Scheeren, letztere in der Form unserer Schafscheere), Glasbecher, Perlen von Glas, Email und Mosaik, die schon in der ersten Periode vereinzelt vorkamen, treten jetzt reichlicher auf. Angriffs- und Vertheidigungswaffen, Werkzeuge mancher Art: kurz, ein reiches Inventar von Gebrauchs- und Luxusgegenständen. Auch römische Münzen (Kaiserdenare von Silber und Erz) kommen mit anderen Waaren nach dem Norden, wo sie indessen nicht als gangbare Münzen Eingang fanden. (Fig. 10 u. 11.)

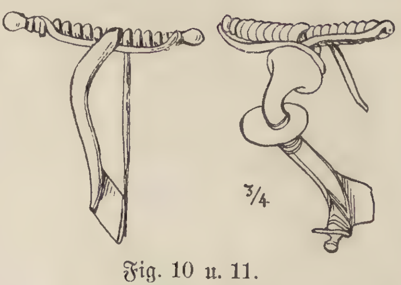
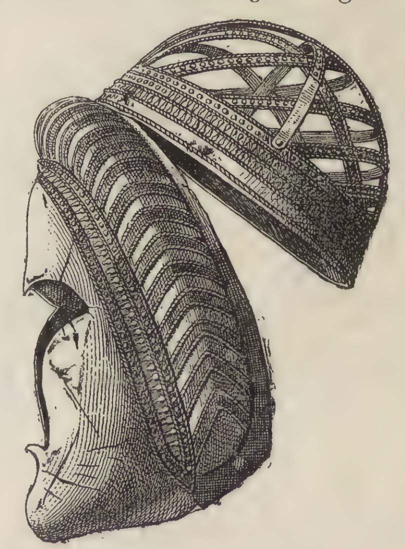


Fig. 10 u. 11.
Bronzene Fibeln.

Fast unmerklich führt diese sog. römische Periode hinüber in die Völkerwanderungszeit, die sich durch weitere Entwicklung der Formen auf der Grundlage römischer Motive und durch reichere Ornamentformen kennzeichnet. Die Bestattungsform bleibt dieselbe. In diese Zeit, sagen wir in das 4. Jahrhundert n. Chr., fallen auch die großen schleswigschen Moorfunde, die das aus den Gräberfunden zusammengefügte Culturbild vielfach ergänzen, namentlich durch die Erhaltung solcher Stoffe, die, wie z. B. Gewebe, Holz, Leder 2c. durch den Leichenbrand zerstört werden und auch im Erdboden der Zerstörung anheimfallen. Das Torsberger Moor hat uns eine vollständige Männerkleidung aus dem 3.—4. Jahrhundert bewahrt: ein langes Beinkleid mit angeschnittenem Strumpf von Köperwollstoff, ein Blousenhemd von feingemustertem Gewebe, Plaid, Ledergürtel mit kostbarer Silberspange und Lederschuhe (Sandalen). Eiserne Ringpanzer mit schönen Agraffen, ein Helm von Bronze oder von Silber,



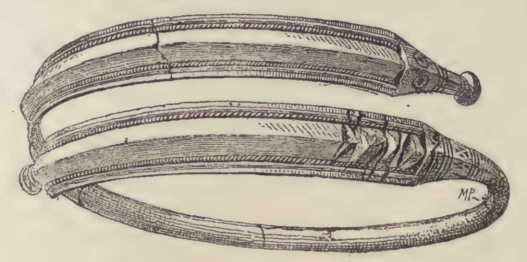


Fig. 12 u. 13.
Silberner Helm. Goldener Ring.

Schild, Schwert, Speer und Axt vollenden die Ausrüstung. Weiter brachten uns die Moorfunde das weltberühmte Nydamboot, Ueberreste von Wagen und schönes Pferdegeschirr, ein ganzes Arsenal an Waffen, wirthschaftliches Geräth (Harken, Reisbesen, schöne Holzgefäße, darunter ein zierliches Näpfchen mit Kerbschnittverzierung) u. a. m. Wir verdanken diese reichen Funde einem frommen religiösen Brauch, der sich schon in den Depotfunden der Steinzeit und der Bronzezeit offenbarte, die sich z. Th. als Weihgeschenke für die Götter darstellten. Wir wissen aus den Schriften der Alten, daß es bei germanischen Völkern Brauch war, nach einer Schlacht alle Beute zu zerstückeln und zu zerstören, um sie den Göttern, die ihnen Sieg verliehen, zu weihen. Dem entspricht auch die Zerstörung der Moorfundsachen, die sich sogar auf die kostbaren Helme und Schwertscheiden, und die schönen Goldringe und Spangen erstreckt.

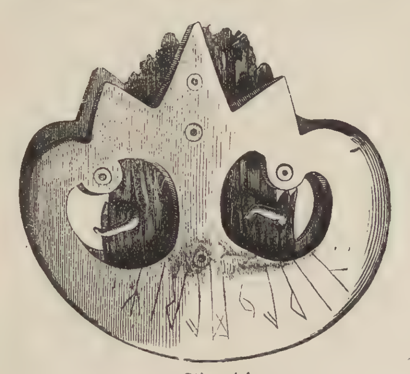


Fig. 14.
Bronzenes Ortband.

Unter den reich ausgestatteten Urnengräbern, die für unsere Landessammlung aufgedeckt worden, sind besonders Ober-Jersdal (Hadersleben), Nottfeld (Angeln), Borgstedt (am nördlichen Eiderufer bei Rendsburg) und Bordesholm, wo die Untersuchungen noch nicht beendigt sind, zu nennen.



Fig. 15—17. Thongefäße.

Diese Gräber geben Kunde von einem wehrhaften Geschlecht. Bei Nottfeld wurden zuerst Scheeren in Männergräbern constatirt; wir hatten bis dahin dies Geräth ausschließlich den Frauen zugewiesen. Es sind große Exemplare, einige über 30 cm lang. Altnordische Sagen lehren uns, daß die Männer ihren Pferden mit der Scheere das Haar und die Mähne kürzten, und zwar scheinen die Edlinge ihr Leibroß so hoch gehalten zu haben, daß sie diese Pflege eigenhändig übten. Die kleinen Scheeren (wir besitzen zierliche Exemplare von Bronze und von Eisen, die nur 3 cm lang sind) müssen dahingegen als Frauengeräth betrachtet werden.

Obwohl bei uns wenig Edelmetall aus den Gräbern zu Tage kommt, zeugen die Funde doch von einer opulenten Bevölkerung. Die Borgstedter

besaßen schöne Gläser (die beim Leichenbrande geschmolzen sind) und liebten es, sich mit Spangen und Perlen zu schmücken (Figur 18). Zahlreiche Schlüssel deuten darauf hin, daß sie verschließbarer Kisten und Kasten bedurften, um ihre Schätze sicher zu bewahren. Bordesholm erweist sich als Sitz eines krieg- und kampflustigen Geschlechtes. Wir können auch hier die Ausrüstung des Mannes zusammenstellen: Schwert, Speer, Schild, Sporn, Messer in schönen Exemplaren. Die Schildbuckel mit langem Stachel wurden mit hohen glockenförmigen Nieten auf den Holzschild befestigt. Bei einem besonders schönen Exemplar sind sie noch mit granulirtem Silberblech überzogen. Auch die zierlichen Sporen von Bronze mit eisernem Stachel sind z. Th. mit geperltem Silberdraht verziert gewesen.

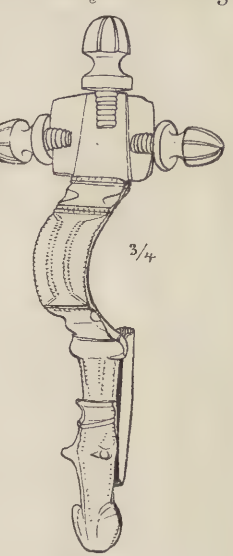


Fig. 18.
Bronzene Fibel.

Fassen wir jetzt zusammen, was die Urnengräber der Eisenzeit uns über die Culturzustände in unserer Heimath von ca. dem 4. Jahrhundert vor Chr. bis zum 5.—6. Jahrhundert nach Chr. lehren, da sehen wir, daß der durch Handel und Schifffahrt vermittelte Verkehr mit anderen Culturländern sich erweitert, daß dadurch der Wohlstand sich mehrt, mit diesem die Bildung, aber zugleich wohl auch die Ansprüche an ein üppigeres Leben. Schon damals mögen die Alten, dem sich steigernden Luxus abhold, die Einfachheit der guten alten Zeiten gepriesen haben.

Ob in jenen Zeiten Theilung der Arbeit stattfand, ob die Kunstfertigkeit Allgemeingut war, wissen wir nicht. Aber, selbst wenn wir dem Hausfleiß einen bedeutenden Antheil an der Anfertigung des Hausraths, der Kleidung und anderer Dinge zusprechen wollen, dürften doch die vortrefflichen Metallarbeiten das Werk specieller Fachkünstler sein.

(Schluß folgt.)



Unsere Knicke und ihre Pflanzenwelt.

Von **F. Erichsen** in Hamburg.

I.

Eine Eigentümlichkeit Schleswig-Holsteins bilden die Knicke oder, wie der Einheimische in Anlehnung an den niederdeutschen Sprachgebrauch in der Regel sagt, „die Knicks." Man versteht darunter natürliche Hecken, welche auf Erdwällen, die von Gräben begleitet sind, wachsen. Sie schließen die Äcker, „Koppeln" genannt, vollkommen ein und lassen nur für die Einfahrt eine Lücke frei, die durch das „Heck," eine hölzerne Pforte, verschlossen wird. Durch sie erhält das Land ein gartenähnliches Aussehen. Dies gilt besonders von dem

hügeligen, fruchtbaren Osten der Provinz, der von den letzten Ausläufern des uralisch-baltischen Höhenzuges durchzogen wird, während der ebenfalls fruchtbaren, aber ebenen Marsch im Westen unserer Heimat die Knicke vollständig fehlen. Jeder, der auf einer der Höhen des Ostens Umschau hielt, wird wissen, wie sehr neben Buchenwäldern und Seeen die Knicke zur Belebung des Landschaftsbildes beitragen. Als dunkle Bänder heben sie sich von den saftig-grünen Wiesen oder gelben Ackerflächen wirkungsvoll ab und folgen in sanften Wellenlinien über Thal und Höhe dem hügeligen Gelände. Zu wahrem Verständnis für die Eigenart und Schönheit dieses Bildes gelangt der Landesbewohner aber in der Regel erst dann, wenn er seine Heimat verläßt und schon auf der Reise nach dem Harz weite, oft durch keinen Strauch, geschweige denn durch Hecken unterbrochene Kulturflächen sieht. Sie machen, so fruchtbar sie oft sind, einen monotonen Eindruck.

Vom Standpunkte rationeller Bodenbewirtschaftung finden freilich die Knicke keine so ungeteilt günstige Beurteilung. Vor allem hat der Umstand, daß sie einen großen Raum beanspruchen und denselben der Bodenkultur entziehen, zu scharfer Verurteilung besonders seitens Fremder Anlaß gegeben. Dessen ungeachtet hält der Schleswig-Holsteiner im allgemeinen zähe an der alten Weise fest, und sicher mit Recht. Denn abgesehen von den ästhetischen Vorzügen, welche für den Landmann schwerlich bestimmend sein dürften, bieten die Knicke auch nicht geringe Vorteile. Sie bilden zunächst eine gute Umgrenzung seiner Koppeln und eine vorzügliche Schutzwehr gegen das Vieh des Nachbarn. Dies ist besonders wichtig, da das Vieh in der Regel nicht gehütet wird; denn in einem großen Teile des Landes braucht niemand für die durch sein Vieh angerichteten Schäden aufzukommen, vielmehr muß gewohnheitsrechtlich jeder durch Dichtung des Knickes sein Land selbst schützen. Auf die Entstehung dieses Gewohnheitsrechts erlaube man mir später zurückzukommen. Wenn diese Verpflichtung von dem gerade Korn bauenden Besitzer zeitweise als Last empfunden werden mag, so söhnt er sich doch bald mit ihr aus, wenn, dem regelmäßigen Bebauungswechsel entsprechend, er seinerseits die Koppel als Weideland benutzt und dann sein Nachbar die Verpflichtung zum Dichtmachen hat. Von nicht geringer Bedeutung ist die dadurch ermöglichte Ersparnis eines Hirten. Daß hierdurch viele Eltern vor der Versuchung, ihre Kinder zum Hüten zu gebrauchen, und von der Schule fern zu halten, bewahrt bleiben, sei nur nebenbei erwähnt, ebenso, daß z. T. hierauf die im Verhältnis zu andern Provinzen günstige Entwicklung der Landschule und die vergleichsweise gute Volksbildung in unserer Heimat zurückzuführen ist.

Ferner sind die Knicke, da Stallfütterung hierzulande die Ausnahme von der Regel bildet, dem Vieh von großem Nutzen. Jeder kann sich davon überzeugen, wie sie dem Vieh im glühenden Sonnenbrand Schatten und bei Unwetter Schutz gegen Regen und Wind gewähren, und wie das Vieh die schutzspendende Seite zu finden weiß. Daß dies auf die Gesundheit des Viehs und damit auch auf den Milchertrag günstig einwirkt, ist dem Landwirt wohlbekannt. Erfahrungen an ungeschützten Lagen haben diese Erkenntnis gezeitigt. Wenn man dann noch in Betracht zieht, daß diese Knicke, einmal vorhanden, geringe Unterhaltungskosten erfordern, da sie selbst das Material zum Dichtmachen liefern, auch immer leicht dicht gemacht werden können, so darf es uns nicht wundern, wenn der Landmann schon durch diese Gesichtspunkte allein bestimmt, ja, geradezu genötigt wird, an den Knicken festzuhalten. Denn kaum irgendwo in Deutschland hat die Weidewirtschaft eine solche Bedeutung wie bei uns, ist doch Schleswig-Holstein unter den preußischen Provinzen diejenige, welche den relativ stärksten Rindviehbestand hat. Die Ursache dieser Erscheinung haben wir in dem ozeanischen Klima des zwischen zwei Meeren belegenen Landes zu suchen. Im Vergleich mit Süd- und

Mitteldeutschland ist die Menge der Niederschläge mindestens halb mal so groß, die durchschnittliche Sommertemperatur dagegen weit niedriger. Das sind Bedingungen, welche mehr dem Graswuchse als dem Kornbau förderlich sind, und die es begreiflich machen, wenn Viehzucht und Meiereiwirtschaft solche Bedeutung gewonnen haben. Kein Wunder deshalb, daß der unverkennbare Nutzen der Knicke für die Weidewirtschaft schwer in die Wagschale fällt.

Dazu kommen noch manche andere Vorteile. Nicht zu verachten ist der Nutzwert des Knickbusches, — der oft nicht weit hinter dem event. durch Kultur des vom Knicke eingenommenen Bodens erzielten Ertrage zurückbleiben mag, — zunächst zum Dichtmachen der Knicke selbst, dann, besonders in holzarmen Gegenden, als Brennholz. Ferner liefern sie Erbsenbusch, der namentlich in der Nähe der Städte guten Absatz findet, Bohnenstangen, gut bezahltes Material zu Uferbauten, z. B. an der Elbe, sowie Material zu Flechtwerk. Die ehemals wohl ausgedehntere Verwendung des Knickholzes zu allerlei kleineren Arbeiten im bäuerlichen Betriebe, dem sogen. „Klütern," ist, wenn nicht Bäume gefällt werden, von geringerer Bedeutung. So liefern z. B. besonders Weißdornstämme Stiele von Hämmern und ähnlichen Geräten, Weiden: Sensen- und Schaufelstiele, der Spindelbaum (Spillbom): Harkenzinken, Schusterpinnen und Holzlöffel; letztere, sowie Zeugklammern verfertigt man auch aus Eschenholz. Gabelige Haselruten liefern den Gärtnern Senker zum Festhalten von Rosen, Nelken usw. Auch Spazierstöcke und noch mancherlei andere Dinge werden den Knicken entnommen. Die oft zahlreich vorkommenden Stämme wilder Rosen werden mit den Wurzeln ausgegraben und von Gärtnern zu Veredlungszwecken benutzt und gut bezahlt. Ferner darf nicht vergessen werden, daß die Knicke Haselnüsse, Fliederbeeren (Holunderbeeren), Hagebutten, Mehlbeeren, Vogelbeeren (Quitschen genannt), Brombeeren usw. liefern. Freilich kommt von alledem dem Besitzer des Knicks oft recht wenig zu gute, es gilt Vorübergehenden als gute Beute, und besonders zur Zeit der Nußreife werden unerlaubte, aber doch allgemein geübte Ausflüge zwecks Nußpflückens veranstaltet, an denen groß und klein gern teilnimmt. Dann bieten die Knicke zahlreichen nützlichen Singvögeln Schutz und Gelegenheit zum Nisten, wodurch es sich erklärt, daß z. B. die dicht über der Erde nistende Nachtigall in manchen Teilen unserer Provinz recht häufig ist.

Aber auch für den Ackerbau ist die Knickwirtschaft nicht ohne Nutzen. Die junge Saat findet Schutz vor den dörrenden Frühlingswinden, und die zur Zeit der Reife drohende Gefahr, daß der Wind die Körner ausschlägt, wird wesentlich gemindert.

Dieser im einzelnen sich zeigende schützende Einfluß der Knicke äußert sich auch in bezug auf das Klima des Landes, ein Nutzen, der hoch angeschlagen werden muß. Sie hemmen die Gewalt der Winde, denen unsere meerumschlungene Heimat ihrer Lage wegen so sehr ausgesetzt ist, und übernehmen somit, wenn auch in beschränkterem Maße, die Funktionen, welche einstmals die jetzt verschwundenen Waldungen im Westen ausübten. Für die freieren Lagen unseres Landes erweist sich deshalb die Knickanlage als durchaus notwendig, und daß diese Erkenntnis den weitesten Kreisen zum Bewußtsein gekommen ist, davon zeugen die zahlreichen Knickverbände, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, schützende Knicke anzulegen.

Der Nutzen der Knicke ist also ein großer. Aber dem stehen unleugbare Nachteile gegenüber, vor allen der infolge der oft großen Wallbreite recht fühlbare Verlust an kulturfähigem Boden. Daß dieser Nachteil durch den Nutzen mehr als aufgewogen wird, ist oben ausgeführt, ebenso, wie unberechtigt ein Hinweis auf die nur durch schmale Raine, oft nur durch Grenzsteine getrennten

Äcker des Binnenlandes ist. Das schließt jedoch nicht aus, daß auch bei uns eine Knickanlage entschieden von Nachteil sein, Vernunft zum Unsinn werden kann; so an tiefliegenden, feuchten, schon genügend durch Hügel oder Wälder geschützten Örtlichkeiten. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Knicke durch Beschattung der Ackerlandes schaden können, sowie, daß durch Abhalten der Winde ein Trocknen nassen Getreides erschwert und das Auswachsen auf dem Halm begünstigt wird; doch werden diese Gefahren dadurch sehr verringert, daß man nach der hier meist üblichen Bebauungsordnung den Knick kurz vor dem Übergang zum Körnerbau abzuhauen pflegt, so daß er während dieser Zeit nur niedrig ist. Ferner tadelt man mit Recht, daß hinter den Knickwällen leicht Schneeanhäufungen entstehen, die oft bis in den Frühling hinein liegen bleiben und der Wintersaat schaden. Ein weiterer Vorwurf ist der, daß die Erdwälle zur Zucht von Unkraut dienten. Doch kann mit Recht dagegen eingewandt werden, daß ein guter Landwirt auch gegen das Unkraut seiner Knickwälle zu Felde ziehen wird, und überdies derselbe Vorwurf auch den anderswo gebräuchlichen Feldrainen gemacht werden kann. Eine große Gefahr können Knicke allerdings dadurch bilden, daß sie Pflanzen enthalten, die zwar nicht selbst Unkraut, aber weit gefährlicher dadurch sind, daß sie die Vermittler von Krankheiten des Getreides sein können. Solche Pflanzen sind vor allen die häufigen Faulbaumarten (Rhamnus sp.), sowie der allerdings nicht einheimische, aber früher nicht seltene Sauerdorn (Berberis vulgaris). Sie übertragen den Getreiderost und sollten deshalb unter keinen Umständen im Knick geduldet werden. Endlich verdienen die Knicke gewiß den Tadel, daß sie zur Vermehrung der Maikäfer und anderen Ungeziefers beitragen, sowie körnerfressenden Vögeln und in nassen Zeiten Feldmäusen willkommenen Unterschlupf gewähren.

Wägt man Vorteile und Nachteile ab, so scheint das Überwiegen der ersteren unzweifelhaft und ein Festhalten an der Knickwirtschaft unter den heutigen Verhältnissen geboten. Zu diesem Schluß sind wir um so mehr berechtigt, als wir sehen, daß in Ländern mit ähnlichen klimatischen Bedingungen, z. B. den dänischen Inseln und Großbritannien, sich unabhängig von uns ähnliche Einrichtungen herausgebildet haben. Damit ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß eine Zeit kommen kann, in der auch in unserer Heimat dem Entfernen der Knicke das Wort geredet werden muß; vielleicht dann, wenn dereinst die von Privaten und der Regierung mit Erfolg begonnenen Aufforstungen des kahlen Westens und der Mitte zum Abschluß gebracht worden sind und damit ein klimatischer Schutzwall geschaffen ist. Vorläufig erscheint demnach nicht wahrscheinlich, daß der landschaftliche Charakter unserer Heimat sobald durch das Verschwinden der Knicke verändert werden wird, um so weniger, wenn man in Betracht zieht, wie zäh unsere Bauern am Althergebrachten, Bewährten festhalten.

Abgesehen von Schleswig-Holstein, finden sich Knicke, wie schon erwähnt, in Großbritannien und auf den dänischen Inseln, ferner in Deutschland, soweit mir bekannt ist, noch in angrenzenden Teilen von Hannover, in Westfalen und in der Priegnitz,[1]) hier aber nirgends in solcher Verbreitung wie in unserer Heimat. In Jütland, das doch im wesentlichen die gleichen klimatischen Verhältnisse wie Schleswig-Holstein hat, fehlen nach mir gemachten Mitteilungen die Knicke fast ganz.

Über die Entstehung der Knicke, die gewiß in die ältesten Zeiten zu versetzen

---

[1]) Von Interesse ist die Mitteilung, welche mir Herr O. Jaap in Hamburg mündlich über das Vorkommen der Knicke in der Priegnitz, seiner Heimat, machte. Sie kommen hier nur in einem beschränkten Gebiet vor und sollen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges von Bauern, die nach Holstein ausgewandert waren, nach ihrer Rückkehr angelegt worden sein.

ist, weiß man natürlich nichts Sicheres. Wir wissen, daß in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, z. T. auch noch in diesem Jahrhundert mit der Aufgabe der bäuerlichen Feldgemeinschaft und der Aufteilung des Landes das jetzige Knicknetz entstand. Aber wir wissen auch, daß Knicke schon lange vorher vorhanden waren. So erwähnt schon das „Jütsche Lov," das für Jütland und Schleswig gültige Gesetzbuch, Buch III, Kap. 58 [1]) das Vorkommen von Zäunen, jedoch nur zwischen den Ländereien benachbarter Dorfschaften zum Schutz gegen das fremde Vieh, an Dorfwegen und zwischen bebauten Plätzen. Eine Umzäunung der Ackerstücke, die auf den Anteil der einzelnen Gemeindemitglieder kamen, hat also damals noch nicht stattgefunden. Sie verbot sich auch von selbst, weil das in den ersten zwei Jahren mit Korn bestellte Land im dritten Jahre als gemeinschaftliche Weide diente.

Aber auch jene Grenzzäune sind sicher nicht die ersten gewesen. Man darf wohl annehmen, daß die ersten Knickanlagen sich in der Nähe der Gehöfte befunden haben, als Umzäunung des Hofraums und besonders der stets dazu gehörenden, vom Gemeindeland losgelösten kleineren Parzellen. Auf diesen, in der Nähe des Hauses und unter beständiger Aufsicht pflegte man wohl das Jungvieh weiden zu lassen, und diese Gewohnheit mag zur Erkenntnis des Nutzens der Knickanlagen und zu ihrer weiteren Anwendung geführt haben. Der ursprüngliche Teil des Knicks ist jedenfalls der Wall gewesen. Wo das private Eigentum umfriedigt und geschützt werden sollte, war das Aufwerfen eines Walles — zu Verteidigungszwecken von jeher angewandt — das Nächstliegende. Vielfach hat man auch Steinwälle angelegt, wozu der früher große Reichtum unserer Heimat an Feldsteinen — Findlinge von jeder Größe — Veranlassung gab. Da das älteste Ackerland sich sicher in unmittelbarer Nähe der Dorfschaft befunden hat, so konnte es an Steinmaterial nicht fehlen, denn der Ackerbau zwang zur Beseitigung der ehemals die Oberfläche unserer Heimat massenhaft bedeckenden Feldsteine und förderte immer neues Gestein zu Tage. Daß man dieses Material gerade in der ältesten Zeit oft angewandt haben muß, dafür spricht der Umstand, daß man Steinwälle am häufigsten in den Ortschaften selbst, in der nächsten Umgebung der Gehöfte antrifft — so sah ich sie besonders häufig in Stormarn und Lauenburg —, während die nach der allgemeinen Aufteilung, also viel später angelegten Knickwälle fast ausnahmslos Erdwälle sind. Letzteres hat seinen Grund darin, daß bei der massenhaften Knickanlage Steinmaterial sicher nicht in genügender Menge zu haben gewesen wäre, selbst wenn man es hätte anwenden wollen, wahrscheinlich auch in der im Laufe der Zeiten gewonnenen Erfahrung, daß Erdwälle ein besseres Gedeihen des Strauchwerks ermöglichten. Jedenfalls wird jedoch die Zahl der Steinwälle früher größer gewesen sein als jetzt. Seitdem die ehemals fast wertlosen Feldsteine mannigfache Verwendung: zum Pflastern, zu Chausseebauten usw. fanden, und die Nachfrage nach ihnen wuchs, wird mancher Steinwall verschwunden sein.

Erst, als die anfangs kahlen Wälle, um ungehütetes Vieh abzuhalten, bepflanzt wurden, entstanden die eigentlichen Knicke, deren mannigfache Vorteile allmählich erkannt wurden und ihre allgemeine Anwendung veranlaßten. Anfänglich nur zur Einfriedigung der Hofstätten und des dazu gehörigen Kamps dienend, wandte man sie bald zur Begrenzung der Dorfstraßen und Dorfgemarkungen und endlich, besonders seit der Zeit der Aufteilung, zur Einfassung der Koppeln allgemein an. Die Aufteilung des Gemeindelandes begann mit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als die Erkenntnis allgemeiner wurde, daß es mit der bisherigen primitiven Bebauungsweise — auf Winterkorn im

---

[1]) Vergl. „Landw. Wochenblatt für Schlesw.-Holst.," 43. Jahrg. Nr. 21: Denkschrift Knicke betreffend.

ersten folgte Sommerkorn im zweiten und allgemeiner Weidegang im dritten Jahre — nicht weitergehen konnte. Eine Änderung zum Bessern auf der bisherigen Grundlage, der Landgemeinschaft, war aus verschiedenen Gründen nicht zu erwarten. Das Streben nach Separation wurde immer allgemeiner, die Aufteilung war nicht mehr aufzuhalten und war, wenn auch vielerorts bekämpft und in den einzelnen Landesteilen verschieden rasch vor sich gehend, im Anfang dieses Jahrhunderts im großen und ganzen durchgeführt. Eine Verordnung aus jener Zeit (vom 10. Februar 1767) bestimmt für das Herzogtum Schleswig: [1]) „daß derjenige, der die Separation beantragt habe, auch die Kosten und Unterhaltung der Einhegung allein zu übernehmen habe, bis seine Nachbarn auch dazu schreiten, die sodann, soweit die Koppeln zusammenstoßen, pro rata die Befriedigung mit zu erhalten haben." Nach dem Gesetz vom 19. November 1771 § 1 kann jeder Besitzer, der sein Land für sich zu haben wünscht, verlangen, aus der Gemeinschaft ausgeschieden zu werden, und nach § 2 müssen die übrigen sich fügen, wenn die Hälfte einer Dorfschaft nach Pflug- und Landzahl wegen der Separation einig ist. Wir ersehen daraus, daß auf Antrag Einzelner deren Anteil von dem Gemeindelande abgetrennt werden konnte, und es erscheint uns nur selbstverständlich, daß sie als die Neuerer die Pflicht und sicher auch den Wunsch hatten, ihr nunmehriges Privateigentum durch eine Einfriedigung, für deren Instandhaltung sie selbst zu sorgen hatten, zu schützen. Und so erklärt es sich, wie der Grundsatz allgemeine Geltung erlangen konnte, daß jeder gegen das Vieh seines Nachbarn selber dicht zu machen habe. Denn auch dann, wenn die übrigen Dorfgenossen später seinem Beispiele folgten, nahmen sie die gleiche, jetzt schon gesetzlich festgelegte Verpflichtung gewiß ohne Widerstand auf sich, da ihnen einleuchten mußte, wie die Mühe des Dichtmachens gegen das Vieh des Nachbarn reichlich durch das Ersparen eines Hirten aufgewogen wurde, falls sie selbst Weidegang hatten und dann an ihre Nachbaren die Reihe des Ausbesserns gekommen war. Auch wo die Aufteilung des gesamten Gemeindelandes mit einem Male erfolgte, wurde die Umkoppelung durch Knicke meist unter Annahme jener Grundsätze ausgeführt.

Weitere Verordnungen, wie die vom 26. Januar 1770 für Schleswig und vom 19. November 1771 für Holstein, bestimmen dann noch Näheres über Ausführung und Unterhaltung der Knicke. Unter anderm wird festgesetzt, daß jeder der Nachbarn „nicht allein mit dem Lande, den Kosten und der Arbeit, sondern auch zukünftigen Unterhaltung zur Hälfte zu concurrieren schuldig sein soll." Dies ist nun nicht so zu verstehen, daß jeder seine Seite des Knicks in Ordnung zu machen hat — das hätte besonders wegen der Nutzung des Knickbusches zu vielen Streitigkeiten geführt —, sondern man einigte sich in der Weise, daß man sich den Knick teilte und jeder die Unterhaltung und Nutznießung des ganzen Knicks seiner Hälfte übernahm. Die Grenze der Koppeln verläuft daher selten auf der Mitte der Wallkrone. Wo dies der Fall ist, wie in der Gemeinde Ausacker in Angeln, liegt nachweislich ein Irrtum seitens der fremden, mit den örtlichen Verhältnissen unbekannten Vermesser vor.

In einigen Gegenden unserer Heimat herrscht jedoch, abweichend von dem sonstigen Gewohnheitsrecht, der Grundsatz: „Wer Vieh weidet, muß Vieh hüten"; der Besitzer hat also nicht die Verpflichtung, gegen das Vieh seines Nachbarn dicht zu machen. Abgesehen von dem knickarmen Lande Oldenburg, beschränkt sich dies Gebiet mit abweichender Gewohnheit auf das südliche Holstein, meist auf Distrikte mit vorherrschend leichtem Boden, auf dem die Anlage und Unterhaltung guter Knicke nicht leicht ist. Man unterließ es daher vielfach und ließ das Vieh hüten.

---

[1]) Vergl. „Landw. Wochenbl. f. Schl.-Holst.", 43. Jahrg. Nr. 21: Denkschrift.

Kinder waren ja früher für diesen Zweck leicht zu haben und werden auch jetzt noch in jenen Gegenden oft dazu benutzt; die dortigen Landschullehrer wissen ein Liedchen davon zu singen. Andernfalls hilft man sich durch Festpflöcken, sogen. Tütern, des Viehes. Selbst da, wo man Knicke hatte oder sie später anlegte, blieb man bei jener Gewohnheit, vielleicht deshalb, weil besonders in den an der Elbe liegenden Gebieten der gehauene Busch zu Strombauten viel begehrt und gut bezahlt wurde, seine Verwendung zum Dichtmachen jedenfalls weniger vorteilhaft war.

Neuerdings mehren sich übrigens auch in dem größeren Teile des Landes, in dem die entgegengesetzte Gewohnheit Geltung hat, die Stimmen, welche dem Grundsatz: „Wer Vieh weidet, muß Vieh hüten“ Geltung verschaffen wollen. Die Berechtigung dieser Forderung läßt sich nicht bestreiten. Gewiß hat der vorherrschende Brauch seine Berechtigung gehabt und hat es noch, wo die Dorfgenossen gleiche oder ähnliche Wirtschaftsweise befolgen. Wo aber vom Herkömmlichen abgewichen wird, neue Wirtschaftsmethoden angewandt werden, wie so oft in unserer rasch fortschreitenden Zeit, da ergeben sich bei der bisherigen Praxis mannigfache Mißstände. Wechselt jemand die Fruchtfolge, so muß sein Nachbar vielleicht dicht machen, wenn er eben seinen Knick gehauen hat. Wer Dauerweiden anlegt, nötigt seine Nachbaren zu einer drückend empfundenen Arbeitsleistung, die er selbst nur hin und wieder zu thun braucht, und umgekehrt ergeht es dem, der zur Stallfütterung übergeht. Diese offenbaren Härten und Unbilligkeiten haben zu einer Bewegung in landwirtschaftlichen Kreisen geführt, welche möglicherweise zu allgemeiner Annahme des bisher nur im kleineren Teile des Landes herrschenden Grundsatzes führen kann.

Die Frage, ob Knickanlagen nützlich seien oder nicht, wird jedoch durch diese Streitfrage zunächst nicht berührt, und irgend welche Sorge um das Fortbestehen unserer Knicke braucht man nicht zu haben. Im Gegenteil, wir können ähnlich wie im vorigen Jahrhundert, allerdings durch ganz andere Gründe veranlaßt, eine lebhafte Vermehrung und Ausbreitung der Knickanlagen über bisher knickfreie Landesteile beobachten. Dies ist eine Folge der in den letzten Jahrzehnten so lebhaften Bewegung für die Kultur der waldarmen, sterilen Heideflächen unserer Heimat, veranlaßt durch das Beispiel und die Erfolge, die man im benachbarten Jütland erzielte. Hier womöglich noch mehr als bei uns hatten sich die Folgen der früher geübten schonungslosen Waldverwüstung fühlbar gemacht. Der ehemals die Mitte und den Westen der Cimbrischen Halbinsel bedeckende ausgedehnte Wald hatte allmählich der immer mehr sich ausbreitenden Heide Platz machen müssen. Nur niedrige Eichengestrüppe, mühsam gegen die Westwinde sich behauptend, den Landesbewohnern als „Kratts“ bekannt, legen Zeugnis von dem einstmaligen Vorkommen größerer Wälder ab. Etwa im 15. und 16. Jahrhundert mag sich dieser Übergang vollzogen haben. Nicht allein, daß durch diese Umgestaltung der Kulturwert des Bodens oft auf ein Minimum sank, sie war auch verhängnisvoll für das Klima der ganzen Halbinsel, für die Kulturfähigkeit auch des besseren Bodens. Ungehemmt konnten nun die oft rasenden Meereswinde ihre verderbenbringende Thätigkeit ausüben, vor allem indem sie, obgleich reich an Feuchtigkeit, den ungeschützten Boden austrockneten und aus der staubartigen Erde Humus- und Stickstoffgehalt aufzehrten. Der fruchtbare, überdies nicht so waldarme Osten schützte sich durch Knicke; gerade die Landesteile, welche dieses Schutzes am meisten bedurft hätten, entbehrten desselben. Hier setzt nun die Thätigkeit des 1871 gegründeten Heidekulturvereins ein, dessen Bestreben es ist, zunächst durch Aufforstungen des kulturfeindlichen Ödlandes bessere Bedingungen zu erwirken, Wiesenkulturen usw. zu schaffen und durch Knickanlagen das gefährdete Kulturland zu

schützen. Zahlreiche Pflanzvereine und Knickverbände sind durch ihn ins Leben gerufen und haben sich ihm unterstellt; Regierung und Private unterstützen diese Bewegung.

Auf eifrigste tritt im Vereinsblatt des Heidekulturvereins Provinzial-Forstdirektor Emeis für die Knicke ein. Seiner Anleitung zur Herstellung derselben entnehmen wir, daß eine Sohlenbreite von 8 Fuß und bei $3^1/_2$—4 Fuß Höhe eine Kronenbreite von 6 Fuß für die Wallanlage wünschenswert ist. Besonders wichtig ist die Herstellung einer tiefen Mulde auf der Wallkrone, damit die darin wachsenden jungen Pflanzen gegen Wind und Sonne geschützt sind und die Sommerregen aufgefangen und ihnen zugeführt werden. Die Erdmassen werden aus zwei Gruben an den Wallseiten gehoben und die Wallseiten durch Grassoden befestigt. Wo der Boden, wie so oft auf dem Heiderücken, harte Steinschichten oder Ortstein enthält, die dem Eindringen der Wurzeln Widerstand leisten — ein Haupthindernis auch bei der Aufforstung —, da ist es wünschenswert, vor der Wallanlage den Boden unter der Sohle in einem 3 Fuß breiten Streifen zu rajolen. Am häufigsten gepflanzt werden in den Freilagen der holländische Dorn und die noch genügsamere Bergkiefer (Pirus montana v. uncinata), die gegen den Verbiß durch Tiere am meisten geschützt sind; doch empfiehlt Emeis, mehr, als bisher geschehen, andern Knickhölzern, besonders der zählebigen Eiche Beachtung zu schenken.

Damit ziehen wir die Vegetation der Knicke in den Kreis unserer Betrachtung. Natürlich ist dieselbe in den Gegenden mit Jahrhunderte alter Knickwirtschaft eine viel ursprünglichere als in den neu gewonnenen Lagen, wo man durch die Ungunst der Verhältnisse gezwungen ist, eine besonders scharfe Auswahl zu treffen, und Fremdlinge unserer Flora, wie die Bergkiefer, ausgedehnte Verwendung finden. Deshalb sind diese Knicke vorläufig von unserer Betrachtung ausgeschlossen. (Schluß folgt.)



Eine Plünderung im Jahre 1813.

Von **A. Hinz** in Kiel.

Es war im Dezember 1813, als Russen, Schweden und deutsche Bundestruppen Holstein besetzten. Bekanntlich waren damals Dänemark und die Elb-Herzogtümer mit Napoleon verbündet. Das mecklenburgische Husaren-Regiment (Oberst v. Estorff) hatte in Bramstedt Quartier genommen. Mehrfach kamen die Soldaten nächtlicherweile nach dem benachbarten Dorfe Hitzhusen und verlangten von den Bauern, daß sie ihre Wertsachen herausgeben sollten. Auf die Beschwerde des Ortsvorstehers Lindemann erklärte der Regiments-Kommandeur, man solle, wenn sich diese Ausschreitungen wiederholen sollten, den Soldaten die Waffen abnehmen und ihm die Schuldigen zur Bestrafung zuführen.

Einige Tage darauf passierte ein Bagagewagen, von einigen wenigen Soldaten begleitet, das Dorf Hitzhusen. Als nun das Sielenzeug eines Pferdes schadhaft wurde, ging ein Soldat in das nahe Haus des Ortsvorstehers und wollte ohne viel Fragens ein Geschirr von der Wand nehmen. Allein da traten der Bauervogt, dessen Knechte und Nachbarn dem Soldaten mit Heugabeln, Piken und Dreschflegeln entgegen und zwangen ihn zur Flucht. In diesem Augenblick kam jedoch die Batterie durch das Dorf. Als der kommandierende Offizier die Situation erkannte, rief er: „Das ist ja der reine Landsturm. Drauf!“

Vor den blanken Säbeln der Soldaten mußten die Bauern schleunigst das Weite suchen; einer derselben schwamm (im Dezember!) durch die Bramau. Der Bauervogt blieb auf dem Hofe stehen und suchte unter Hinweis auf die empfangene

Weisung seine Maßnahmen zu rechtfertigen. Allein seine Gründe drangen nicht durch. Er wurde, wie er ging und stand, an eine Kanone gebunden und mußte auf Holzpantoffeln mit nach dem 2 Stunden entfernten Kellinghusen, wo eine kurze Rast gehalten wurde. Der Gefangene wurde an ein Pferd gebunden und in einem Stalle von Soldaten bewacht.

Nach der eindringlichen Fürsprache des Grafen Rantzau von Breitenburg wurde der Gefangene jedoch wieder freigegeben. Das ganze Dorf sollte die Selbsthilfe büßen. — Der Oberst v. Estorff, welchem der Vorfall mitgeteilt wurde, glaubte in der Plünderung und Einäscherung des Dorfes eine entsprechende Sühne zu finden.

Kniefällig baten der Gutsherr von Bramstedt und die Abgesandten des bedrohten Ortes um Schonung. Vergebens! Die Plünderung wurde angeordnet.

Mit dieser Schreckensnachricht kehrten die Bittsteller eiligst heim. Man suchte die wertvollste Habe schleunigst davon zu schaffen. Mit den Pferden, Wertsachen und Familien-Erbstücken floh man in die umliegenden Dörfer. Frauen und Kinder verbargen sich zum Teil in der eine Viertelstunde entfernten Waldung, in dem sogenannten Seegen. Nur wenige blieben im Dorfe zurück. So wurden sie Augenzeugen der Plünderung. Schränke und Truhen wurden gewaltsam geöffnet und nach Wertsachen durchstöbert. Die Stuben- und Küchengeräte wurden mutwillig zerschlagen.

Bei dem Ortsvorsteher Lindemann wurden die Bett-Inlets zerschnitten. Die Soldaten schütteten die Federn mit dem in Säcken vorgefundenen Korn zugleich auf den Düngerhaufen. Sodann wurden die Pferde kreuz und quer darübergeführt, damit sie beides zerstampften. Sämtliches Vieh des Dorfes aber, soweit es die Bauern nicht mitgenommen hatten, wurde nach Mecklenburg auf das v. Estorffsche Gut getrieben.

Indessen spähten die geflohenen Bauern von den Dachgiebeln der benachbarten Dörfer aus nach dem Heimatdorfe hinüber, ob nicht schon die Flammen auflohten. Die Einäscherung jedoch erfolgte nicht.

Noch heute stehen die Schreckenstage des Dezember 1813 in grausigem Angedenken bei Kindern und Enkeln der damals schwer heimgesuchten Dorfbewohner.



Vor hundert Jahren.

1. Zunft und Handwerker in Schleswig-Holstein zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Wenn man Handwerkern unserer Tage, solchen, die in den gegenwärtigen Verhältnissen erst groß geworden, die sich um die Vergangenheit ihres Handwerks nicht gekümmert haben, davon reden wollte, daß es bei uns hier zu Lande einmal eine Zeit gegeben habe, wo ein Handwerksgeselle, der an seine Zunft eine Beschwerde in unpassenden Ausdrücken richtete, die als Beleidigung aufzufassen waren, deshalb nicht allein sofort ins Zuchthaus abgeführt, sondern auch Amtsmeister zu werden für immer als unfähig erklärt wurde, so würde das jetzt, wo ein solches Vergehen kaum noch als ein solches angesehen und wohl in den meisten Fällen unbestraft bleiben würde, für kaum glaublich gehalten werden.

Und doch liegt diese Zeit noch nicht allzulange hinter uns. Am besten erscheint es mir deshalb, einen in Plakatform erschienenen amtlichen Erlaß des derzeitigen Statthalters, des Prinzen Karl von Hessen, wörtlich hier folgen zu lassen.

„Obschon der 2te §. der allgemeinen Reichs-Constitution vom Jahr 1731 den Handwerks-Gesellen, bei entstehendem Zwist zwischen ihnen und den Meistern, das Schimpfen

des Amts, um sich an demselben zu rächen, bey Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungsbau-Strafe verbietet, hiemit auch die Absicht und der Sinn des 11ten §. der unterm 9ten Febr. 1756 zu Abstellung verschiedener Handwerksmisbräuche in dem Herzogthum Schleswig erlassenen Verordnung übereinkommt; so hat doch die Erfahrung ohnlängst noch gezeiget, daß jene gesetzliche Vorschriften bey vielen, wo nicht ganz in Vergessenheit gerathen sind, doch als solche angesehen werden, mit deren Beobachtung es jetzt wohl nicht mehr so genau genommen werde.

Wie indessen dergleichen gesetz- und ordnungswidrige Auftritte auf keine Weise ohne Nachtheil des Landesobrigkeitlichen Ansehens zugegeben werden können, und es vielmehr nothwendig ist, denselben sofort mit dem erforderlichen Ernst und Nachdruck zuvor zu kommen; so wird Namens Seiner Königl. Majestät und nach Maaßgabe eines von Allerhöchstdenenselben unterm 1sten d. M. Mir ertheilten Auftrages hiemit verordnet:

daß, da die Handwerks-Gesellen, wenn sie auf irgend eine Weise durch die Zunft oder durch die Obrigkeit beschweret zu seyn vermeinen, zu jeder Zeit höhern Orts ihre Klagen anbringen und gerechte und billige Verfügung erwarten können, und mithin die Selbsthülfe des Schimpfens der Zunft, mit der sie in Streit gerathen sind, eine eben so entbehrliche als an sich vermessene und unleidliche Hintenansetzung aller guten Ordnung und übereinstimmender Reichs- und Landesgesetze ist, auf die Unterschreibung eines Schimpf-Briefes, sobald sie zur Gewißheit gebracht worden, die unverzügliche Abführung zum Zuchthause erfolgen solle, und diese Strafe an solchen Frevlern, sie seyn Ausländer oder Landesunterthanen, unabbittlich zu vollziehen sey, sie auch nicht nur bis zum Austrag der Sache im Zuchthause bleiben, sondern ausserdem der Gewinnung des Amtes in den Herzogthümern rc. rc. auf immer unfähig seyn sollen.

Diese Verfügung haben die sämtlichen Stadtobrigkeiten und, in Hinsicht auf die zunftberechtigten Flecken, auch die beykommenden Oberbeamte in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, der Herrschaft Pinneberg und Grafschaft Rantzau genau zu beobachten und, wenn sich der Fall begeben sollte, pünktlich zu befolgen; auch ist selbige unter die Handwerks-Zünfte zu vertheilen und den Gesellen gehörig bekannt zu machen.

Wornach sich denn nunmehro alle und jede, die es angehet, gebührend zu achten haben."

Gegeben Gottorff, den 13ten Junii 1792.

Seiner Königl. Majestät zu Dännemark, Norwegen rc. rc. verordneter Statthalter und General-Gouverneur in den Herzogthümern Schleswig, Holstein, wie auch bestallter Feld-Marschall und commandirender General der Königl. Armeen, des Elephanten-Ordens Ritter rc. rc.

(L. S.) Carl,
Prinz zu Hessen.

Eines Kommentars bedarf dieser Erlaß nicht; zu denken giebt er uns genug, zumal bei dem Vergleiche mit der Gegenwart mit ihren ungeheueren Fortschritten, auch auf sozialem Gebiete, wo aber häufig nicht nur der Geselle, oft genug auch der noch nicht den Jungshosen entwachsene Bursche seinen Meister meistern zu wollen unternehmen darf.

Kiel. Stickel.

2. Rechtsgebräuche im Amte Kiel.

„In Rechtsfällen gilt das sächsische Recht im Amte, insoweit nicht landesherrliche Verfügungen darüber vorhanden sind. In Erbschaftssachen richtet man sich jedoch nach den Neumünsterschen Kirchspielsgebräuchen. Der Amtmann hat in allen Rechtssachen allein die Entscheidung, und der Amtschreiber führt dabei das Protokoll. Diese beiden machen das Gericht aus, vor welchem die Parteien ganz kürzlich, ohne Zulassung von Advokaten, ihre Sachen mündlich anbringen, exipieren, re- und duplizieren, und darauf ihren Bescheid erhalten, insofern kein Vergleich zu treffen ist. Sind die Parteien mit dem Ausspruche nicht zufrieden, so können sie entweder aufs Dinggericht provozieren oder auch das Remedium supplicationis an die Landesregierung ergreifen. Das Dinggericht wird unter dem Vorsitze des Amtmanns von zwei Dingvögten und 32 frommen Holsten, welche zusammen Bauern sind, geheget, wobei der Amtschreiber ebenfalls das Aktuariat führet. Das

Urteil wird aber nur von den Holsten, indem sie allein gehen, ausgesprochen und von den Dingvögten eingebracht. Von dem Ausspruche können die Parteien demnächst noch, wenn sie nicht damit zufrieden sind, an die Landesregierung appellieren. Auch bei diesem Dinggerichte werden keine Advokaten zugelassen, insofern den Parteien solches nicht auf vorher gethanes Ansuchen ausdrücklich von der Landesregierung verstattet wird." Prov.-Ber. 1798, 1. Heft.

Jugend- und Volksspiele.

Von Oberlehrer **W. Peters** in Kiel.

Das Kipseln.

(Kippern, Giffel, Ehl un Pinn, Zipp-Zapp, Kliest un Ehl, Klingschlagen, Trippeln, Wipp.)

„Was? Das soll Kipseln sein? Schämt ihr euch nicht? Laßt mich einmal mitspielen!" rief uns jüngeren Knaben ein älterer Spielkamerad zu, als er uns beim Kipselspiel antraf.

Mit großer Freude erinnere ich mich noch jetzt, nach 40 Jahren, dieser Worte und der sich daranschließenden Anregung, welche wir kleineren Spieler dem größeren zu verdanken hatten. Während dieser nämlich sonst nur mit seinen Altersgenossen zu spielen pflegte, ließ er sich eines Tages herab, an unserem Spiele teilzunehmen. Und kaum hatte dann einer der Schläger das Spiel begonnen, kaum flog der kleinere der dabei benutzten zwei Stöcke aus dem Male hinaus, als jener schon mit raschem Blicke den heranfliegenden Stock als einen ziemlich flach gehenden erkannt hatte, demselben eilends entgegenlief und ihn mit dem Fuße fast bis an das Mal zurückstieß, um sodann, selber nachspringend, ihn aufzuheben und den aufs Mal gelegten größeren Stock mit demselben abzuwerfen. Hierdurch war der erste Schläger unschädlich gemacht, der zweite folgte. Diesmal ging der kleine Stock hoch durch die Luft und weit über unsern älteren Freund hinweg. Aber einige schnelle Sätze rückwärts, sowie ein mächtiger Sprung in die Luft hinauf ließen ihn den Stock gleichsam im Fluge doch noch erhaschen. Ja! Das war Kipseln! Noch heute sehe ich ihn vor mir mit seinem blondwallenden Lockenhaar und seinen gesundheitsstrotzenden Wangen, mit seinem ebenmäßigen Körperbau und seinen kraftvoll geschmeidigen Bewegungen. Der verstand zu spielen, und die blanke Freude am Spiel leuchtete ihm aus den Augen.

Über dieses in Schleswig-Holstein sehr weit verbreitete Spiel giebt Gutsmuths, „Unterhaltungen und Spiele der Familie zu Tannenberg," 2. Ausgabe, Frankfurt a. M. 1809, S. 248 eine aus Dänemark stammende Beschreibung. Er nennt das Spiel „Springhölzchen" oder „Pind" (sprich „Pinn," dänisch = Pflock); dasselbe hat zwei Spielgänge.

Handelmann, „Volks- und Kinder-Spiele, Kiel 1862," bringt über dasselbe Spiel eine Mitteilung von J. Diermissen aus Ütersen. Nach dieser schnellt der Inhaber eines gegrabenen Loches mit einem größeren Stabe, der „Elle," einen kleineren Stock von dem Loche hinweg. Dem Gegner liegt es ob, diesen Stock aufzunehmen und mit demselben den inzwischen über das Loch gelegten größeren Stab des Spielenden zu treffen. Nach diesem ersten Gange des Spiels, dem „Auswerfen," folgt das „Ausschlagen," sodann das „Wippwipp," bei welchem letzteren der kleinere Stock zweimal getroffen werden muß. Der Gegner zählt zehn Punkte für sich, wenn er bei dem ersten oder zweiten Gange den kleineren Stock fängt. Der Spieler bekommt im zweiten Gange zehn Punkte für jede Elle Mal-Abstand des bei der Malverteidigung zurückgeschlagenen kleineren Stockes, außerdem zehn Punkte für jeden Doppeltreffer des dritten Ganges. Ein Platzwechsel der Spielenden tritt ein, wenn beim ersten Gange der Gegner mit dem kleineren Stocke die auf das Loch gelegte Elle trifft, ebenso wenn der Gegner beim zweiten Gange trotz der Abwehr des Spielers den kleineren Stock unmittelbar an das Mal wirft, endlich wenn der Spieler beim dritten Gange nicht richtig schlägt. Sieger ist, wer zuerst eine im voraus bestimmte Anzahl von Punkten erreicht. Der Besiegte wird durch ein einmaliges „Tapplaufen," d. h. durch Hinken bestraft, wobei er, ohne Atem zu holen, „Tapp! Tapp!" sagen muß, bis er von dem Punkte, wohin der kleinere Stock von dem Sieger hinausgetrieben worden ist, an das Mal gehinkt ist. Der Besiegte darf bestimmen, ob der Sieger für das Tapplaufen den kleineren Stock nach Art des ersten, des zweiten oder des dritten Ganges hinausbefördern soll.

Über eben dieses Spiel hat Herr Rektor M. Kleemann in Kiel eine Darstellung eingesandt, welche derjenigen des Herrn Diermissen darin ähnlich ist, daß bei beiden nur von zwei Mitspielern die Rede ist. In den Einzelheiten weichen indessen die beiden Beschreibungen wesentlich von einander ab. Die klare und übersichtliche Beschreibung des Herrn Kleemann erlaube ich mir, den Lesern wörtlich vorzuführen.

„Das Kipple-Kipp-Spiel.

„Zu diesem Spiel macht man ein kleines Loch in den Erdboden. Dasselbe kann durch zwei in kleiner Entfernung von einander aufgestellte Ziegelsteine ersetzt werden. Ferner sind zwei Stöcke nötig, ein kleinerer von etwa 30 cm und ein größerer von etwa 80 cm Länge.

„Das Spiel besteht aus 3 Gängen. Bei dem 1. Gang wird von dem einen der beiden Spieler der kleine Stock quer über das Loch gelegt, mit dem langen Stock dahintergefaßt und so der kleinere fortgeschleudert. Dann wird der längere Stock auf das Loch gelegt. Der Gegner wirft nun von der Stelle, bis zu welcher der kleinere Stock geflogen ist, nach dem Loche hin und versucht, den niedergelegten Stock zu treffen. Gelingt ihm dieses, so kommt er ans Spiel und beginnt seinerseits mit dem ersten Gange. Gelingt es ihm nicht, so beginnt der Spieler den zweiten Gang. Derselbe nimmt hierbei den kleinen Stock in die eine Hand, den größeren in die andere und bringt dann den kleineren vermittelst eines kräftigen Schlages in eine möglichst weite Entfernung. Der Gegner wirft den Stock zurück. Gelingt es ihm, den Stock so nahe an das Mal zu bringen, daß keine Elle (Länge des größeren Stockes) gemessen werden kann, so kommt er ans Spiel. Dies kommt jedoch so leicht nicht vor, da dem Spielenden gestattet ist, den heranfliegenden Stock, so lange er noch nicht die Erde berührt, zurückzuschlagen. Jetzt wird die Entfernung des Stockes von dem Loch durch den längeren Stock, die Elle, gemessen. Die so erhaltene Anzahl Ellen gehört dem Spieler.

„Nun folgt der 3. Gang. Der Spieler hält den kleinen Stock in der linken Hand, bringt ihn durch einen leichten Schlag mit dem anderen Stock etwas in die Höhe und giebt dem jetzt freischwebenden Stock noch einen zweiten, aber derben Schlag, sodaß er möglichst weit davonfliegt. Die Entfernung desselben vom Loche wird wieder nach Ellen gemessen. Diese werden den schon vorher erworbenen zugezählt. Versteht der Spieler es, den Stock beim Wegschlagen dreimal zu treffen, so darf er den kleineren Stock als Elle benutzen.

„Ein ungeschickter Spieler schlägt im 3. Gange beim zweiten Schlage leicht vorbei. Passiert ihm solches 3mal, so ist er vom Spiel. Ist dies nicht eingetroffen, so setzt er das Spiel mit dem 1. Gange fort. Dies geht so weiter, bis er nach den angeführten Bedingungen dem Gegner Platz machen muß. Wer am Schlusse die meisten Ellen hat, hat gewonnen.

„Dieses Spiel wurde zur Zeit meiner Kindheit in meinem Heimatdorfe Heiligenstedten bei Itzehoe viel gespielt. Da, wo mein Elternhaus sich befindet, stehen die Häuser etwas von einander entfernt. Wir Kinder waren deswegen selten in größerer Zahl zusammen. Demgemäß spielten wir am häufigsten solche Spiele, zu denen wir am leichtesten vollzählig waren. Das beliebteste Spiel zu zweien war entschieden das Kipple-Kipp-Spiel. Daß der Name des Spiels von mir ganz richtig wiedergegeben ist, will ich nicht behaupten. Dem Klange nach ist er mir so in der Erinnerung. Doch das wird gewiß ein freundlicher Leser richtigstellen können, da das Spiel jedenfalls weitere Verbreitung hat."

Verwickelter wird das Spiel, wenn mehrere Mitspieler auf jeder Seite an demseben teilnehmen. Über diese Form des Spiels liegen mir zwei Darstellungen vor, nämlich eine aus Kleinsee bei Bergenhusen in Stapelholm und eine aus Windbergen. Die erstere stammt von Herrn Lehrer Heinrich Carstens in Dahrenwurt bei Lunden und ist schon im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrgang 1882 (VIII), S. 104 bis 105, abgedruckt. Da ich auf die Einzelheiten dieser Darstellung, welche eine Fülle des interessantesten Stoffes enthält, noch zurückkomme, so verweise ich hier nur auf das schon genannte Jahrbuch und lasse an dieser Stelle die Beschreibung des Herrn J. Schwarz in Windbergen folgen. Zur schärferen Unterscheidung der beiden Spielparteien habe ich mir erlaubt, in seiner Darstellung die Spieler der einen Partei mit Nr. 1, Nr. 2 usw., die der anderen Partei mit Nr. I, Nr. II usw. zu bezeichnen.

„Das Kispelspiel.

„Dieses bei Knaben und Mädchen beliebte Spiel wird im Frühling und Sommer gespielt, sowohl in den Schulpausen als auch an freien Nachmittagen und nach dem Abendbrot.

„Zum Spielplatz eignet sich ein geebneter, freier, hartgetretener Platz, die Dorfstraße, im Notfalle auch ein Rasen. Geräte sind zwei gerade Stäbe von 20 und 60 cm Länge. Die Zahl der Mitspieler ist beliebig. Man teilt sich in zwei Gruppen. Ist eine ungerade Zahl Spieler vorhanden, z. B. 7, so stellen sich die drei besten Spieler „unten," die übrigen vier „oben." An einer passenden Stelle wird eine längliche Vertiefung, „Loch," in den Erdboden gemacht. In ca. 1 m Entfernung vor dem Loch wird ein Strich gezogen, „Fir" (?) oder „Malsch." Der kleine Stock wird quer über das Loch gelegt. Nr. 1 schiebt den größeren Stock unter den kleineren und schleudert ihn kräftig

der anderen Partei zu. Ergreift ihn einer — etwa Nr. I — von dieser Partei, d. h. fängt er ihn, so darf er sich 100 „Ellen" anrechnen, oder Nr. 1 ist „ab." Kommt der kleinere Stock zur Erde, so legt Nr. 1 den größeren Stock quer über das Loch, und derjenige der Gegenpartei, der den kleinen Stock zuerst aufhebt — etwa Nr. II — wirft ihn nach dem langen Stock. Trifft er ihn, so ist Nr. 1 „ab," und Nr 2 tritt ein. Hat Nr. II den großen Stab nicht getroffen, so hält Nr. 1 den kleinen Stab mit der Linken und sucht ihn mit dem großen Stab in der Rechten möglichst weit nach der Richtung der Gegenpartei hinzuschlagen. Wird er gefangen, z. B. von Nr. III, so zählt dieser 100 Ellen für sich, oder Nr. 1 ist „ab." Geschieht dieses nicht, so versucht Nr. III, den kleinen Stock möglichst dicht an das Loch zu werfen.

„Nr. 1 hat sein Augenmerk darauf zu richten, den zugeworfenen kleinen Stock in der entgegengesetzten Richtung wegzuschlagen. Von dem so erreichten Punkte wird nun bis zum Loch nach Ellen gemessen. Zum dritten faßt Nr. 1 den kleinen Stock mit der Linken und sucht ihn mit dem großen Stocke zwei-, drei-, viermal in die Höhe und beim letzten Schlage möglichst weit zu schlagen. Trifft er ihn nur einmal, so darf er nochmals seine Kunst üben und beim Mißlingen noch einmal. Fällt der kleine Stock nach zweimaligem Anschlagen so dicht beim Loche nieder, daß die Entfernung keine Elle mißt, so ist Nr. 1 „ab." Sonst wird gemessen vom kleinen Stock bis zum Loche: bei zweimaligem Treffen 1, 2, 3 . . ., bei dreimaligem 5, 10, 15 . . ., bei viermaligem 10, 20. 30 usw. Jeder Mitspieler muß die Summe seiner Ellen sich merken. Jede Partei summiert die Ellen. Gespielt wird bis 500, 1000 Ellen. Jetzt folgt die Bestrafung der Besiegten. Die Sieger stehen „oben." Einer von diesen, Nr. 1, schlägt den kleinen Stock weg. Ein Besiegter muß den Stock in den Mund oder in die Hand nehmen und so nach dem Loche hinken, während der Schläger ihn mit seinem Stocke auf den Rücken schlägt: Dies nennt man „Tipptapplaufen." — Das Schlagen mit dem Stocke heißt „päpern." — Nach diesem kommen auch die anderen Verlierer mit dem Tipptapplaufen an die Reihe. Soll noch einmal gespielt werden, so wechseln die Parteien, und Nr. I beginnt das Spiel."

Zu diesen Darstellungen füge ich nun zunächst hinzu, wie das Spiel in der Stadt Schleswig vor 40 Jahren gespielt wurde. Wir nannten es „Kipslekips" oder „Kipseln." Auch hier waren zwei Parteien mit einer beliebig großen Zahl von Mitspielern, jedoch nahm man nicht gerne mehr als 4—5 auf jeder Seite. Auch hier hatte man drei Gänge des Spiels. Beim dritten Gange jedoch kannten wir nur ein zweimaliges, nicht ein drei- oder mehrmaliges Treffen des kleineren Stockes. „Ab" war jeder Spieler, welcher in irgend einem Gange den kleineren Stock dreimal vergebens von dem Male zu entfernen versucht hatte; „ab" war ferner jeder Spieler, wenn bei irgend einem Gange der kleinere Stock von einem Gegner gefangen wurde, und endlich auch, wenn einer der Gegner den kleineren Stock so nahe ans Mal warf, daß er beim ersten Spielgange den über das Mal gelegten größeren Stock berührte oder beim zweiten Gange auf weniger als Ellenweite aus Mal geworfen wurde. Beim dritten Gange kannten wir keine andere Messung als beim zweiten Gange; es wurde stets mit dem größeren Stabe gemessen, und die Zählung lautete immer: „10, 20, 30 . . . . Ellen." Der zweite Spieler zählte von den durch den ersten Spieler *erworbenen Punkten weiter, sodaß nur die zuletzt erreichte Zahl der Partei behalten zu* werden brauchte. Die Bestrafung geschah ebenfalls durch Hinken. Ein Sieger nach dem andern ließ jeden Gegner in den drei Gängen des Spiels vom Male bis zum hinausbeförderten kleinen Stocke, welchen jener holen mußte, hinaushinken. Er begleitete ihn und durfte den Hinkenden, wenn derselbe stillstand oder sich auf beiden Füßen fortbewegte, mit dem größeren Stocke schlagen. An der Stelle, wo der kleinere Stock lag, war ein Ruhemal, gleichsam ein Asyl. Von hier mußte der Gegner wieder zurückhinken. Nicht selten kam es vor, daß ein guter Läufer während des Hinkens blitzschnell davonlief. Er bekam dann höchstens einen einzigen Schlag — „einen auf die Reise" —, konnte sich aber auf diese Weise vom Hinken nach dem nächsten Ruhemal befreien. Jeder der Sieger hatte das Recht, jeden Besiegten auf die beschriebene Weise zu bestrafen. Bei einer größeren Zahl von Mitspielern wurde indes — was zulässig war — manchem die Strafe erlassen, weil das etwa neu zu beginnende Spiel keine Verzögerung erleiden sollte. (Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Innungen und Zünfte in Husum. Ein Beitrag zur Geschichte des Orts von M. Voß. Husum im Selbstverlag des Verfassers. 1896. Preis 1,50 M. — Schon längere Zeit war es meine Absicht, ein empfehlendes Wort über dies inhaltsreiche Büchlein in der „Heimat" zu sagen; behandelt es doch einen Gegenstand unseres städtischen Lebens, der für alle Kreise von Interesse ist.

Über die Geschichte der Innungen und Zünfte unseres Landes liegen bis jetzt noch wenige archivalische Forschungen vor, so daß jeder neue Beitrag mit Freuden zu begrüßen ist. Zu den Darstellungen von Sach, Dethleffen, Kinder und Ehrenberg tritt nun der Beitrag von Voß über die Entwicklung des Gewerbes in Husum hinzu. Was der Verfasser giebt, beruht auf zuverlässiger Durchforschung der Zunftrollen, der Amtsrechnungen, des Stadtarchivs und anderen Quellenmaterials.

Den Hauptinhalt der Darstellung bilden die rechtlichen, gewerblichen und sozialen Verhältnisse in den einzelnen Innungen. Dabei fallen interessante Schlaglichter auf Brauch und Sitte jener Zeiten, auf die Befangenheit und Vorurteile in jenen bürgerlichen Kreisen, die zu einem Kampfe zwischen Zünften und Magistrat und sogar zu einer Gesellenrevolte führen.

Als älteste Innungen ergeben sich die 4 Ämter. Zu diesen gehören 1. die Schuster und Pantoffelmacher; 2. die Schmiede (Klein-, Büchsen-, Messerschmiede, Schlosser usw.); 3. die Schneider und Überscherer; 4. die Bäcker. Ihre Beliebungen oder Zunftsatzungen werden auf S. 46—96 eingehend dargestellt, nachdem im Anschluß an ihre erste Erwähnung S. 6 das allgemeine Formenwesen in den Verhandlungen (Morgensprachen), die Bestimmungen über Lehr- und Wanderzeit usw. dargestellt worden sind.

Außer den 4 Ämtern kommen noch folgende Innungen vor: das Barbieramt, die Apotheker, Bodtker (Böttcher), Seiler, Kürschner, Hutmacher, Glaser, Glockengießer, Gold- und Silberschmiede und einige andere von geringer Bedeutung, wie Töpfer, Zinngießer usw. Die Schlachter vereinigen sich erst 1841 zu einer Innung.

Die wichtigste Innung ist die der „Snitker." Diese Innung wird sehr eingehend behandelt. Daß der Verfasser dabei auch den Lebensverhältnissen des Hans Brüggemann, des größten Meisters dieser Kunst, nachgeforscht hat, ist selbstverständlich. Aber das Ergebnis ist nur ein negatives; es ist nicht der mindeste Anhalt von ihm gefunden worden, woraus gefolgert werden könnte, daß Brüggemann ein Husumer Kind ist. Herkommen und Ausbildung des Künstlers sind und bleiben nach diesem Ergebnis in Dunkel gehüllt.

Das Büchlein sollte in Handwerkerkreisen zahlreiche Leser finden, damit unsere Meister die Entwicklung des Gewerbes mit geschichtlichem Blick ansehen lernen. Die Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung des Handwerks und seiner Betriebsformen macht den Blick und das Urteil freier. Daß noch so manche nach den gebundenen Formen der Zunft sich zurücksehnen, wie Israel in der Wüste nach den Fleischtöpfen Ägyptens, erklärt sich daraus, daß sie die vermeintlich „alte, gute Zeit" nicht im klaren Licht der Geschichte, sondern durch den trüben Nebel unklarer Vorstellungen von den Verhältnissen jener Tage erkennen. Daß bei den jetzigen Verkehrs- und Betriebsformen die Gebundenheit des Gewerbes der Zunftzeit nicht mehr möglich ist, wird wohl jeder erkennen können.

An zwei Stellen des Buches wird darauf hingewiesen, was wieder zu erstreben ist und was wieder erreicht werden kann. Das ist für unsere Heimat die Pflege von Kunstfertigkeit und Kunstgeschicklichkeit, die einst hier heimisch gewesen sind. Diesen einst hier blühenden Gewerbszweigen wendet sich die Darstellung mit besonderer Liebe zu. Ich meine die **Webearbeit** und **Knüpfarbeit**, deren Technik neuerdings wieder ins Leben gerufen worden ist. Außer diesen Textilarbeiten, die als Hausindustrie wie als Gewerbe betrieben worden sind, ist die Holzschnitzerei eine einheimische Kunst gewesen, deren Neubelebung Gegenstand ernster Bemühung werden muß. Auch dazu regt die Darstellung an; sie hat also nicht bloß ein archäologisches Interesse, daß sie uns zeigt, *was* und *wie* es gewesen ist; sie weist auch darauf hin, was und wie es wieder werden kann und werden muß. Deshalb verdient die Schrift, daß sie über das Gewerbe hinaus in die weitesten Kreise dringe, dort Beachtung finde und das Streben wecke, verloren gegangene Kunstfertigkeit, zu welcher unser Volk unleugbares natürliches Geschick besitzt, neu wieder zu beleben.

J. F. Ahrens in Kiel.

Im Laufe dieses Jahres wird ein Werk erscheinen, betitelt: *Schwansen, historisch und topographisch beschrieben von Chr. Kock, Lehrer in Bohnert.* Der Inhalt wird folgender sein: 1. In grauer Vorzeit. 2. Die Neubesiedelung des Landes. 3. Das Hardewesen. 4. Die wichtigsten Begebenheiten von der Neubesiedelung bis zur Reformation. 5. Im Zeitalter der Reformation. 6. Hexen und Hexenprozesse. 7. Kriegsdrangsale im 17. Jahrhundert (1627—29, 1643—45, 1657—60). 8. Die Feldmarkverfassung und die Leibeigenschaft. 9. Das Leben im Bauernhause im 17. und 18. Jahrhundert. 10. Das 19. Jahrhundert. 11. Unsere Kirchen (Borby, Eckernförde, Kosel, Riesebv, Karby, Sieseby, Waabs). 12. Unsere Schulen. 13. Topographie (Beschreibung und Geschichte sämtlicher Ortschaften, Güter, Dörfer und Einzelstellen in Schwansen). 14. Anhang (Urkunden und Beilagen). — Das Buch wird einen Umfang von 12—15 Bogen mittel 8° haben; der Preis wird bei Vorausbestellung für das gebundene Exemplar 3 ℳ., ungebunden 2,70 ℳ. betragen, die Zusendung erfolgt portofrei. Der Verfasser und Lehrer Jessen in Eckernförde nehmen Bestellungen entgegen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 9. September 1898.

Aus alten und ältesten Zeiten.

Von J. Mestorf in Kiel.

V.

(Schluß.)

Einen wichtigen Fortschritt in der germanischen Cultur bildet die Erfindung einer nationalen Schrift, der Stabschrift, die, nach den Forschungen der Runologen, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bei einem südgermanischen Stamm, der mit einem klassischen Volke Berührung hatte, entstanden ist. Diese ältere Runenschrift war Gemeingut aller Germanen. Wir kennen sie aus kurzen Inschriften auf Schmuck und Geräth, bei den Nordgermanen auch auf Denksteinen. Im Süden wurde sie bald von der römischen Schrift verdrängt. Bei den Skandinaven erfuhr sie eine weitere Entwicklung und Umbildung (jüngere Runen) und behauptete sich dort neben der römischen oder lateinischen Schrift bis ins Mittelalter, ja, man kann sagen, daß sie dort, wenngleich nicht im schriftlichen Verkehr üblich, doch niemals ganz in Vergessenheit gerieth. In Holstein sind uns nur einige Goldbracteaten mit älterer Runenschrift bekannt, die leider, obwohl ihre Fundgeschichte sicher, z. Th. verschollen sind. Aus Schleswig besitzen wir dieser Schriftproben mehrere (Fig. 14 u. 19). An den jüngeren Runen hat Holstein nicht Theil gehabt, ihre Südgrenze ist durch die Runensteine an der Schlei bezeichnet.



Fig. 19.
Goldbracteat mit Runen.

Die Frage nach dem Namen der derzeitigen Bewohner unserer Heimath steht offen. Erinnert das Inventar der Gräber von Borgstedt,[1]) das auf eine reichbegüterte, vornehme Einwohnerschaft hinweist, an die Sage von Wermund, dem blinden König der Angeln, dessen Burg am nördlichen Eiderufer lag, und der von dem jenseits der Eider wohnenden Fürsten der Myrginger zum Zweikampf um sein Reich herausgefordert wurde, so liegt darin eine Andeutung, daß südlich der Eider damals die Myrginger saßen, von denen auch Müllenhoff an-

[1]) Das bei Rendsburg gelegene Borgstedt war ehemals Domanialgut.

nimmt, daß sie das nördliche Holstein inne hatten. Aber, gleichviel wes Namens die verschiedenen Stämme waren, sie werden mit einander zu der großen Völkergemeinschaft gehört haben, die später in den Gesamtnamen Sachsen zusammengefaßt wurde.

Die Geschichte berichtet, daß von Holstein ausziehende Sachsen auf ihren Heerfahrten bis nach Frankreich und die Loire hinauf drangen mit Feuer und Schwert, mordend und raubend, bis sie nach längerem oder kürzerem Aufenthalt beutebeladen heimsegelten. Zu diesen kriegslustigen kühnen Abenteurern mögen auch die alten Bordesholmer gehört haben, deren Andenken längst der Vergessenheit anheim gefallen war, aber jetzt mit dem Inhalt ihrer Gräber zu Tage tritt.

Auch in Schleswig treten uns die Namen verschiedener Volksstämme entgegen. Berechtigt dürfte die Aeußerung sein, daß zu der Zeit, die hier ins Auge gefaßt worden, die Dänen ihre Wohnsitze noch nicht so weit nach Süden ausgedehnt hatten, wie dies einige Jahrhunderte später der Fall war.

Bis zum 6. Jahrhundert konnten wir das Fortschreiten der heimischen Cultur verfolgen; da sehen wir uns gehemmt, weil wir die Gräber nicht kennen, die uns bisher das Material zu unseren Forschungen lieferten. Muthmaßlich sind es Skeletgräber, die tief im Boden liegen und sich deshalb den Augen leicht entziehen, zumal unser Erdreich für die Conservirung der Knochen sehr ungünstig ist. Auch etwaige Beigaben sind, wenn sie nicht durch ihre Größe oder sonstige Beschaffenheit auffallen, in der feuchten Erde leicht übersehen. Wir sind hier, wie in so manchen Fällen, auf die Hülfe unserer Grundbesitzer angewiesen, von denen wir erbitten, daß sie ihre Arbeiter anweisen, auf alles, „was nicht im Boden gewachsen ist," wohl zu achten und auch das scheinbar geringste nicht zu zerstören, sondern ihren Herren abzuliefern.

In der Völkerwanderungszeit erkannten wir schon germanische Fortbildung auf der Grundlage klassischer Formen, in den Gräbern der karolingischen Zeit ist ein fränkischer Einfluß unverkennbar. Etliche Gräber aus dieser Periode sind in Holstein aufgedeckt. Mit der christlichen Lehre brachten die Franken christliche Begräbnißformen. Die Gräber bei Immenstedt,[1]) Frestedt, Vaale, Bendorf ꝛc. stammen aus dieser Zeit. Es sind Skeletgräber, unseren heutigen ähnlich, doch sind Männer und Frauen noch mit Beigaben an Waffen, Schmuck und Geräth ausgestattet. Die sichere Zeitstellung dieser Gräber verdanken wir einem Funde bei Schenefeld. Dort hatten einst die Franken, die einen Ueberfall seitens der Holsten

[1]) Eine ausführliche Beschreibung der Immenstedter Gräber brachte das 1. Heft der Mittheilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein. — Vgl. auch Zeitschr. für Schlesw.-Holst.-Lauenburgische Geschichte Bd. XVI S. 411—424.

befürchten mochten, schleunigst einen Ringwall um einen Grabhügel aus älterer Zeit aufgeworfen. Zwischen Wall und Hügel gefundene Bruchstücke eiserner Waffen lassen vermuthen, daß in der That Kämpfe dort stattgefunden haben. Außer zerbrochenen Schwertern, Speeren, fränkischen Aexten, Steigbügeln u. s. w. kamen Scherben eines irdenen Kruges von rheinischem Fabrikat zu Tage und in der Nähe derselben umher zerstreut 90 kleine Silbermünzen von Karl dem Großen, einige Fragmente von Barrensilber, silbernen Ringen und einige Perlen. Dieser kleine Silberschatz war offenbar in dem irdenen Kruge vergrabeu worden, dieser war zerdrückt, und die Münzen wurden vielleicht durch Regengüsse weggespült und verschüttet. Der Bestand des Schatzes hat für uns ein doppeltes Interesse. Einestheils ermöglicht er die Zeitstellung des Waffenfundes am Krinkberg und zugleich der Gräber von Immenstedt, Frestedt u. s. w.; anderntheils veranschaulicht er den Cassenbestand eines derzeitigen Holsten: der Franke zahlte mit geprägten Münzen, der Holste mit sogen. Hacksilber, welches auch ferner Zahlungsmittel hier im Lande blieb, da der Münzverkehr erst um Jahrhunderte später bei uns eintritt.

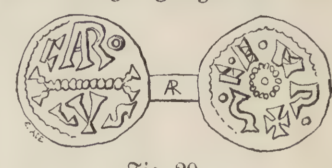


Fig. 20.
Silberner Denar
Karls des Großen.

Die eigentliche Zeit der Hacksilberfunde ist das 10. bis ins 11. Jahrhundert. Bei uns scheinen sie etwas weiter zurückzureichen. Hacksilber nennt man zerstückelte und zerhackte Silbermünzen, Barren und Schmuck, die in Ländern, die noch keine eigenen Münzen besaßen und wo das fremde Geld noch keinen conventionellen Werth hatte, als Zahlungsmittel dienten. Werthmesser war das Gewicht. War ein ganzer Ring, eine Kette, eine Münze zu viel, so wurde so viel davon abgeschlagen, wie man brauchte. Häuften die kleinen Silberstücke sich dermaßen, daß sie dem Besitzer unbequem wurden, da schmolz er sie ein zu Barren, die dann dieselbe Behandlung erfuhren; ebenso die prächtigen Hals- und Armringe, Ketten und feinen Filigranarbeiten von orientalischer, z. Th. wohl auch südslavischer Arbeit, die sich in den Ostseeländern großer Beliebtheit erfreuten und sich auch bei uns Jahrhunderte in Nachbildungen erhielten, und bis vor einigen Jahrzehnten eine reizvolle Zier unserer volksthümlichen Kleidertracht bildeten. Dieses Hacksilber wurde uns durch einen Handelsverkehr gebracht, der sich vom Caspi-See die Wolga hinauf, durch die sarmatische und baltische Tiefebene bis an die Ostsee bewegte und die Küste entlang bis an die Elbe erstreckte. Es wird dies hauptsächlich ein Handel von Volk zu Volk gewesen sein, doch berichtet Adam von Bremen, daß Araber und Griechen als Handelsleute an die Ostsee kamen, und beachtenswerth ist es, daß bei uns die Hacksilberfunde sich um die beiden weitberühmten Handelsplätze Oldenburg und Hedeby gruppieren. Daß diese Schatzfunde in den Ländern, die von dem orientalisch-baltischen Handel berührt worden, so zahlreich zu

Tage kommen, erklärt sich daraus, daß man zu einer Zeit, wo es keine Bankhäuser und keine feuer- und diebesfesten Geldschränke gab, seine Schätze der Mutter Erde anzuvertrauen, d. h. zu vergraben pflegte. Wie oft dann die Inhaber solcher Schätze daran gehindert worden, sie wieder zu heben und den Genuß davon zu haben, lehrt uns die staunenswerthe Menge der Silberfunde.

Der Fund vom Krinkberg, der zu obigem Excurs über das Hacksilber Veranlassung gab, bestätigte die Zeitstellung der Gräber von Immenstedt, Frestedt u. a. ins Ende des 8. und den Anfang des 9. Jahrhunderts. Diese Gräber verrathen christlichen Einfluß, womit jedoch nicht gesagt ist, daß die dort zur Ruhe gebetteten Immenstedter schon Christen waren. Der fromme Brauch, die Todten mit Waffen, Schmuck und Geräth, Speise und Trank auszustatten, verschwindet allmälig, und damit versiegt die Quelle, aus der wir die Kunde von dem Leben und Treiben unserer Vorfahren schöpfen. In Schleswig dauert die heidnische Bestattungsweise noch lange fort, länger noch in Dänemark und auf der scandinavischen Halbinsel.

Mit der Einführung der christlichen Lehre treten wir ein in die geschichtliche Zeit. Aber die historischen Urkunden berichten über das Culturleben in unserer Heimath äußerst wenig, und jedenfalls dürfte das sachliche Material, mit dem der Prähistoriker arbeitet, zuverlässiger sein, als die handschriftlichen Quellen, die auf subjectiver Auffassung und Darstellung beruhen, nicht selten unrichtig interpretirt, falsch copirt und mißverstanden sind. Es ist deshalb als Gewinn zu betrachten, daß man nunmehr auch in Kreisen, wo man die Wichtigkeit des sachlichen Materials unterschätzte, die Bedeutung und den Werth desselben für ernste Forschung anzuerkennen begonnen hat.

Unsere Knicke und ihre Pflanzenwelt.

Von **F. Erichsen** in Hamburg.

II.

Unzweifelhaft ist die Pflanzenwelt, welche wir in den Knicken des Ostens antreffen, eine einheimische, und wir dürfen annehmen, daß sie in engster Beziehung zu derjenigen stehen wird, die ehemals das jetzige Kulturland bedeckte. Wir wissen aber mit Bestimmtheit, daß früher, d. h. in geschichtlicher Zeit, unsere Heimat mit ausgedehnten Laubwäldern bedeckt war. Ein Eichhörnchen soll, so erzählt ein alter Chronist, von der Königsau bis an die Elbe von Zweig zu Zweig haben wandern können, ohne den Erdboden zu berühren. Durch Rodungen wurde immer mehr Erdboden in Ackerland verwandelt. Auch das Vieh, weniger die Schweine, welche früher in großer Zahl zur Eichel- und Bucheckernmast in die Wälder getrieben wurden, als vielmehr das Rindvieh, das den jungen Nachwuchs nicht aufkommen ließ, mag zum Rückgang des Waldes nicht unwesentlich beigetragen haben. Da fand denn ein Teil der Pflanzenwelt

des schwindenden Waldes in den Knicken eine neue Heimat. Später immer wieder, besonders nach der Aufteilung des Gemeindelandes fand eine Besiedelung der Knicke mit Waldpflanzen statt und findet heute noch statt, wo es gilt, eine Lücke im Knick zu schließen oder einen neuen Knick anzulegen. So viel ich weiß, pflegte man früher für Knick- und Heckenanlagen keine in Baumschulen gezogenen Pflanzen zu benutzen. Dies geschah erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, z. B. mit dem Dorn. Die mancherorts übliche Bezeichnung: „Hamburger Dorn“ läßt erkennen, von wo dieser Fortschritt ausging. Als mein in Christelhöhe bei Satrup in Angeln wohnender Großvater im Winter des Jahres 1840 einen Knick anlegte, ließ er durch einen Arbeitsmann mit Erlaubnis des Oberförsters im Walde Pflanzen stechen, welche mit 7 ß fürs Hundert bezahlt wurden. Und wie er es machte, thaten's andere auch, damals und sicher noch jetzt. Zu den absichtlich verpflanzten Gesträuchen, deren Artenzahl sehr gering ist — Hainbuche, Weißdorn und Hasel überwiegen weitaus —, gesellte sich dann bald eine große Menge ebenfalls dem Walde entstammender ungebetener Gäste, froh, eine ihnen zusagende Zufluchtsstätte gefunden zu haben.

In der That zeigt ein Vergleich unserer Knick- und Waldflora eine große Übereinstimmung, und die vorhandenen Verschiedenheiten erklären sich aus abweichenden Wachstumsbedingungen. Freilich eignet sich unser heutiger Kulturwald nicht sonderlich zum Vergleiche, da die moderne Forstkultur seinen Charakter wesentlich verändert hat. Von vornherein müssen wir die jetzt häufiger vorkommenden Nadelwälder beim Vergleich ausschließen, da sie nicht einheimisch, sondern größtenteils erst in den letzten 100 Jahren angepflanzt worden sind. Von ihnen abgesehen, haben unsere heutigen Wälder im östlichen Schleswig-Holstein fast immer reine, dichte Buchenbestände, die rationell aus Samen gezogen werden und infolge ihrer intensiven Beschattung nur weniges und kümmerliches Unterholz aufkommen lassen. Ganz anders der alte Wald. Auch in diesem überwog zwar die Buche und gab dem Walde sein Gepräge, aber auch andere zum Oberholz gehörige Waldbäume, wie besonders die Eiche, gesellten sich ihr zu. Vor allem aber gelangte ein reiches Unterholz zur Entwickelung, das an lichteren Stellen oft wahre Dickichte bilden konnte. Hin und wieder, aber immer seltener werdend, finden sich noch heute von der Forstkultur verschonte Wäldchen, die uns durch ihre Unkultur erfreuen und einen Schluß auf das ehemalige Aussehen unserer Wälder gestatten. Glattrindige, hochstrebende Buchen und alte knorrige Eichen mit weit ausgreifender, lichter Krone bilden das Oberholz, hier und da (aber seltener) untermischt mit einzelnen oder in kleinen Gruppen stehenden selteneren Waldbäumen, wie Ahorn (Acer Pseudoplatanus L.), Kirsche (Prunus avium L.), Apfel, Esche, Bergulme, Flatterulme, Weißbuche, Birke, Erle, einigen Weidenarten und der Espe (Populus tremula L.) Den lichten Waldboden und den Waldrand besiedelt ein üppiges Unterholz, zu dem man auch manchen der eben aufgezählten Bäume rechnen kann. Hasel und Flieder (Sambucus nigra L.), Eberesche oder Vogelbeerbaum (Pirus aucuparia Gaertn.), Weißdorn, Schlehdorn, Faulbaum (Rhamnus Frangula L.), Kreuzdorn (Rhamnus cathartica L.), Feldahorn (Acer campestre L.) und an feuchteren Stellen außer der Erle besonders Weidenarten (Salix Caprea L., cinerea L., aurita L., pentandra L.) finden sich hier. Brombeeren und Himbeeren bilden dichte Gestrüppe, und häufig bedecken stachelige, lederblättrige Stechpalmen (Ilex aquifolium L.), hier Hülsen genannt, auf weite Strecken den Waldboden. Wo dieser feuchter und bruchartig wird, finden sich selbst unter dichtestem Laubdach noch wilde Johannisbeersträucher (Ribes Grossularia L., nigrum L. und rubrum L.) Epheu kriecht am Waldboden und sucht sich zum Lichte emporzuarbeiten, während das wilde Geißblatt (Jelängerjelieber, Lonicera Pericly-

menum L.) den Waldrand und lichte Stellen bevorzugt, wo es sich oft hoch emporwindet und eine reiche Blütenpracht entfaltet.

Mit dieser Zusammensetzung des Waldes verglichen zeigt diejenige unserer Knicke große Übereinstimmung, doch bemerkt man sehr bald, daß in diesen die das Oberholz bildende Rotbuche selten ist und das Unterholz des Waldes weitaus das Hauptkontingent der Knickpflanzen liefert. Das aber hängt zusammen mit der Fähigkeit der Sträucher und Bäume, sich durch Wurzel- oder Stockausschlag zu verjüngen. Diese Fähigkeit ist natürlich bei den verschiedenen Arten in sehr verschiedenem Grade vorhanden und bei manchen, vor allen bei der Rotbuche, nur gering. Da nun regelmäßig, wie beim Niederwaldbetriebe, nach Ablauf einer bestimmten Zeit der Knick dicht über der Wurzel gehauen wird (man nennt es „knicken"), sich dann selbst überlassen bleibt und sich durch Wurzel- und besonders Stockausschlag erneuern muß, so ist es begreiflich, daß die Pflanzen bald die Oberhand gewinnen, welche diese Art der Erneuerung am besten vertragen: und das sind, wie schon aus der Häufigkeit ihres Vorkommens sich schließen ließe, besonders Hainbuche, Hasel und Weißdorn.

Die Ruhezeit, welche man einem Knick läßt, bis er wieder gehauen wird, ist nicht überall gleich; sie ist jedoch keineswegs willkürlich, sondern hängt von dem Bebauungswechsel des Landes und der Zahl der Schläge ab. Um dies auch denjenigen, welchen unsere landwirtschaftlichen Verhältnisse fremd sind, klar zu machen, sei hier als Beispiel ein Bebauungsplan angeführt, wie er, allerdings mit manchen Abweichungen, in der Umgegend von Ahrensbök im östlichen Holstein auf schwerem Boden (2. und 3. Klasse) üblich ist. Die aufeinander folgenden Schläge sind im 1. Jahre Brache, im 2. Rapsaat (oder Rübsen), im 3. Weizen (oder Roggen), im 4. Roggen (oder, wenn im Vorjahre Roggen: Gerste), im 5. Hafer (oder Mengkorn), im 6. Klee, im 7. Weide. Oder wie im bäuerlichen Betriebe Angelns, wo man z. B. in Collerup auf etwas leichterem Boden folgenden Fruchtwechsel in 8—9 Schlägen hat: 1. Jahr Hafer, 2. Buchweizen und Gerste, 3. Roggen, 4. Hafer, 5. Klee, 6.—8. Weide. Es ist nun Gebrauch, nachdem im Herbst die Weide in Bruchland verwandelt oder, wie in Angeln, die Hafersaat bestellt ist, die Fruchtordnung also von neuem beginnt, im darauf folgenden Winter die Knicke der betreffenden Koppel zu hauen. Demnach werden die Knicke der Zahl der Schläge entsprechend nach einer 7—9jährigen Ruhepause abgehauen. Daß man sie immer dann niederschlägt, wenn der Bebauungsplan von neuem einsetzt, hat seinen Grund darin, daß in den letzten Jahren das Land stets als Viehweide dient und dann der Knick möglichst dicht und hoch sein muß, während er später, wo das Land als Acker dient, fehlen kann.

Das Knicken geschieht im Winter, Dezember bis Februar, einmal, weil dann die nötige Zeit dafür vorhanden ist, dann aber auch, weil um diese Zeit der Safttrieb noch nicht eingetreten ist. Einzelne Bäume, besonders Eichen, pflegt man stehen zu lassen, um sie, wenn sie stark genug geworden sind, als Nutzholz zu verwerten. Sie bilden eine besondere Zierde der Knicke. Das Knicken geschieht mit einem dafür eingerichteten, sehr praktischen Messer (Dornreißer, Tuunmeß, Hiebs). Mit der hakenförmigen Klinge werden die Stämmchen dicht über der Wurzel durch einen kräftigen Ruck von unten herauf schräg durchschnitten. Bei kräftigeren Stämmen wird das Beil gebraucht. Das Knickholz benutzt man dazu, die Knicke derjenigen Koppeln, welche gerade in dem Jahre Weideland geworden sind, dicht zu machen, um das Durchbrechen des Viehs zu verhindern. Wird dann im darauffolgenden Jahre die Weide zur Brache gemacht und der Knick gehauen, so ist unterdes das zum Dichtmachen verwandte Knickholz dürr geworden und wird als Brennholz benutzt.

Wo dem Landmann das aus den Knicken gewonnene Holz nicht genügt, vielleicht Wälder in der Nähe fehlen, da pflegt er sich wohl sogenannte Buschkoppeln anzulegen, Koppeln, welche ausschließlich mit Buschwerk bewachsen sind, das sich durch Stockausschlag erneuert. Sie seien hier erwähnt, weil ihre Vegetation sich infolge ähnlicher Wachstumsbedingungen wenig oder garnicht von derjenigen der Knicke unterscheidet. Nur ist die dem Buschwerk gewährte Ruheperiode meistens etwas länger, so daß solche Buschkoppeln häufig das Aussehen eines Wäldchens annehmen und an den Niederwaldbetrieb in Teilen Westfalens und der Rheinprovinz erinnern.

Wir haben also gesehen, wie besonders das Unterholz des ehemaligen Waldes — und unter diesem vor allen die zu raschem und üppigem Stock- und Wurzelausschlag neigenden Pflanzenarten — in den Knicken eine Zuflucht gefunden hat. Da nun nicht alles Unterholz dieses für das Gedeihen in den Knicken notwendige Reproduktionsvermögen in gleichem Grade besitzt, so erklärt sich daraus schon das Fehlen oder die Seltenheit mancher im Walde häufigen Unterhölzer, z. B. des sonst mit Hülfe beerenfressender Vögel sich rasch verbreitenden Vogelbeerbaumes (Eberesche). Andere finden in den Knicks nicht die ihnen zusagenden Wachstumsbedingungen, wie stetigere Feuchtigkeit, Waldesschatten usw.; so z. B. der Hülsen (Stechpalme, Ilex), die Johannisbeer-Arten, Bellardis Brombeere (Rubus Bellardii Wh. N.) Dafür treten andere, vor allen schnell wachsende Arten in den Knicken, wo sie viel Licht und Luft haben, besonders häufig auf, während sie im Walde seltener sind. Dahin gehören neben der Weißbuche, den beiden Weißdorn-Arten und der Hasel, welche ihrer wertvollen Eigenschaften wegen in erster Linie angepflanzt werden, Feldahorn, der aber wie die Weißbuche in den Knicken nur selten zur Blüte gelangt, Spindelbaum (Evonymus europæus L.), Faulbaum (Rhamnus Frangula L.), Kreuzdorn, Schleh- oder Schwarzdorn, Trauben- oder Ahlkirsche (Prunus Padus L.), Flieder oder Holunderstrauch, verschiedene Weiden-Arten (Salix Caprea L., cinerea L., aurita L., pentandra L., viminalis L., amygdalina L., fragilis L.), Geißblatt (Jelängerjelieber, Lonicera Periclymenum L.), wilder Schneeball und eine große Zahl von Rosen- und Brombeer-Arten. Dazu kommen noch viele vereinzelt oder doch weniger häufig auftretende Arten, wie: Gemeiner Ahorn (Acer Pseudoplatanus L.), Kirsche (Prunus avium L.), Holzapfelbaum, Vogelbeerbaum, Heckenkirsche (Lonicera Xylosteum L.), Hülsen, Esche, Korkulme (Ulmus campestris L. var. suberosa Ehrh.), Bergulme (U. montana With.), Sommereiche, Birke (Betula alba L. und pubescens Ehrh.), Erle und Espe.

Hinsichtlich der Häufigkeit des Vorkommens und der Verbreitung der einzelnen knickbildenden Arten herrscht jedoch oft große Verschiedenheit. Persönliche Ansichten und Liebhabereien des Besitzers, die Nähe von Ortschaften, Gärten und Baumschulen und ähnliche zufällige Faktoren sind hierbei von bedeutendem, neuerdings mehr und mehr steigendem Einflusse, weniger hinsichtlich der einheimischen Pflanzenwelt, weit mehr in bezug auf die in den Knicken vorkommenden Fremdlinge unserer Flora. Derartige auf menschlicher Laune und Zufälligkeiten beruhende Regelwidrigkeiten lassen sich jedoch meistens leicht als solche erkennen. Von weit größerer Bedeutung ist hingegen der natürliche Einfluß der Bodenbeschaffenheit oder des Klimas. In beschatteten Knicken oder solchen mit feuchtem Untergrund kann oft die Erle streckenweise herrschen. Der Hasel ist gleich manchen anderen Knickpflanzen gegen den Westwind empfindlicher als Weißdorn und besonders Weißbuche und verschwindet daher leicht von hochliegenden, wenn auch fruchtbaren Knickwällen. Es ist interessant, zu beobachten, wie auf den von Norden nach Süden sich hinziehenden, dem scharfen Westwinde also besonders ausgesetzten Knickwällen

der Hasel allmählich nach der Ostseite hinüberwandert und schließlich ganz eingeht. Wird in solchen Lagen Hasel gepflanzt, so wählt der erfahrene Landmann einen von Osten nach Westen laufenden Knick.

Aber auch da, wo solche Einflüsse nicht in Betracht kommen, zeigen sich große Abweichungen in Vorkommen und Verbreitung. Manche Arten scheinen hier und da ganz zu fehlen und treten dann in anderen Gegenden um so häufiger auf. So ist z. B. der Spindelbaum, der über das ganze Gebiet verbreitet ist, in Angeln stellenweise sehr häufig, während er um Hamburg und um Ahrensbök nur spärlich vorkommt. Der Feldahorn, der sonst häufig ist, findet sich nach Norden nur bis Flensburg. Der wilde Apfelbaum ist wieder im nördlichen Gebiet häufiger als im südlichen.

Im allgemeinen lassen sich jedoch zwei Erfahrungssätze aufstellen: einmal, daß der Südosten unseres Gebiets am artenreichsten ist, und ferner, daß außerdem die Zahl der Arten sowie die Üppigkeit der Knickvegetation mit dem Fortschreiten von Osten nach Westen abnimmt. Daß ersteres der Fall ist, nimmt niemand wunder, der unsere einheimische Flora kennt, steht es doch in engster Beziehung zu dem Gesamtflorencharakter unserer Heimat. Da das im Norden angrenzende Jütland wegen seiner geringen Größe und seiner von der unsrigen wenig abweichenden Flora nicht in Betracht kommt, so bleibt als einziges Thor für die Einwanderung neuer Arten nur der Süden oder eigentlich nur der Südosten übrig. Und in der That muß eine nicht geringe Anzahl von Arten auf diesem Wege zu uns gekommen sein, da der Südosten, z. B. Lauenburg, die Unterelbe, das Travethal und Land Oldenburg eine große Zahl von Pflanzen aufweist, die unzweifelhaft dem im Südosten angrenzenden Florengebiet entstammen und die z. T. die äußersten nach Norden vorgeschobenen Vorposten darstellen. Manche von ihnen sind wohl schon in sehr früher Zeit eingewandert, in einer Zeit, in der die Stromläufe Norddeutschlands noch eine andere Gestalt besaßen; bei sehr vielen läßt sich jedoch die Art ihrer Einwanderung noch heute sehr gut verfolgen. Den Pflanzenfreunden ist es z. B. sehr wohl bekannt, welch eine große Anzahl im Gebiet sonst fehlender oder doch seltener Arten, die dem Florengebiet am Mittellauf der Elbe angehören, mit dem Strom bis zum Unterlauf gelangen. [1])

Und so ist es erklärlich, daß auch unsere Knickvegetation dieselbe Erscheinung zeigt, wie unsere heimatliche Pflanzenwelt im allgemeinen. Zu den Knickhölzern, welche nur oder fast nur im Südosten unserer Heimat wild vorkommen (denn angepflanzt finden sie sich mitunter auch in anderen Landesteilen), gehören: der wilde Kirschbaum (Prunus avium L.), die Heckenkirsche (Lonicera Xylosteum L.), die Korkulme, die Wintereiche und eine Anzahl Weidenarten (Salix fragilis L., triandra L. [= amygdalina L.], purpurea L., viminalis L.)

Daß ferner die Artenzahl und Üppigkeit der Knickvegetation abnimmt, je mehr man, vom Osten des Landes kommend, sich dem Mittelrücken nähert, erklärt sich zur Genüge aus der geringeren Fruchtbarkeit desselben. Diese Mitte, im Gegensatz zur fruchtbaren Marsch Geest genannt, ist ebener als das östliche Hügelland. Ausgedehnte Heiden und Moore bestimmen ihren Charakter, und wenn auch einzelne Partien, z. B. das Flußthal der Stör, größere Fruchtbarkeit und landschaftliche Reize besitzen, so ist der Mittelrücken doch im Vergleich mit dem Osten und hinsichtlich der Fruchtbarkeit auch mit dem Westen der Provinz stiefmütterlich bedacht worden. Je mehr deshalb mit dem Fortschreiten nach Westen der humusreichere Boden schwindet, desto dürftiger wird das Aussehen der Knicke,

[1]) Ich nenne nur: Veronica spicata L., Mentha Pulegium L., Plantago arenaria L., Allium Schoenopirasum L., Cyperus flavescens L. und fuscus L., Salvinia natans L.

da nicht allein manche anspruchsvollere Pflanzen ganz verschwinden, sondern auch die ausharrenden genügsameren in der Entwickelung zurückbleiben. Ja, auf ganz geringem Boden schwindet die Knickvegetation oft vollständig, so daß nur die kahlen Erdwälle die Äcker einfassen. Nirgendwo fällt die Abnahme der Arten- und Individuenzahl so sehr ins Auge wie bei der artenreichen Gattung der Brombeeren. Während die Knicke im Osten einen großen Reichtum an Brombeeren aufweisen, nimmt ihre Zahl nach der Mitte zu auffallend ab, und die dort vorkommenden zeigen einen weit geringeren Formenreichtum. Neben manchen selteneren Arten und Formen [1]) treten im Osten besonders häufig die folgenden Brombeer-Arten auf: Rubus suberectus And., plicatus Wh. N., vestitus Wh. N., Radula Weihe., rudis Wh. N., pallidus Wh. N., Sprengelii Wh., silvaticus Wh. N., villicaulis Koehl., cæsius L. und Idæus L. Besonders die weiß oder rot blühende Filzige Brombeere (R. vestitus Wh. N.) mit ihren unterseits grausamtig behaarten Schößlingsblättern und die drüsenreiche Raspelbrombeere (R. Radula Weihe.) fehlen wohl keinem Gebiete des Ostens und erschweren oft auf weite Strecken den Zugang zu den Knicken. Auf dem Mittelrücken aber sucht man erstere nahezu vergebens, während letztere, wie fast alle vorhin genannten Arten, sehr viel seltener und stellenweise garnicht vorkommt. Beispielsweise konnte in der weiteren Umgegend Hamburgs, die man doch größtenteils dem besseren Geestboden zuzählen darf, die Filzige Brombeere nur vereinzelt konstatiert werden, während die Raspelbrombeere zwar an dem fast steilen Abfall des Geestlandes zur Elbe (von Geesthacht bis Schulau) mehr oder minder reichlich zu finden ist, in der ganzen übrigen Umgegend aber nur vereinzelt auftritt. Von dieser Regel bilden jedoch einige Brombeerarten, die sich mit leichterem Boden begnügen, eine Ausnahme. Besonders die Faltige Brombeere (R. plicatus Wh. N.) und die als corylifolii (haselblättrige) bezeichneten Bastardformen der Kratzbeere (R. caesius L.) sind auch auf dem leichten Boden des Mittelrückens häufig und bilden hier oft die einzige Strauchvegetation der Erdwälle. Dieses Beispiel möge genügen. Wie die Brombeeren verhalten sich auch die übrigen Pflanzen. Das allmähliche Verschwinden der verschiedenen Arten nach Westen hin im einzelnen zu verfolgen, würde hier zu weit führen. Eiche, Zitterpappel und Birke, die in den Knicken des Ostens meistens nur vereinzelt vorkommen, sowie Erlen halten auf leichtem Boden am längsten aus. Vor allen die letztere herrscht in Strauchform oft auf weite Strecken in den Knicken vor oder bildet gar die einzige Knickpflanze.

Damit wäre ein ungefähres Bild von der Zusammensetzung unserer Knicke gegeben, allein auch bei nur flüchtiger Beobachtung wird man garnicht selten andere bisher nicht aufgezählte Arten entdecken. Sie entpuppen sich jedoch sehr bald als Fremdlinge, die unserer Flora nicht ursprünglich angehören, und entweder besonders wertvoller Eigenschaften wegen angepflanzt worden sind, wie die schon erwähnte Bergkiefer, oder, was weitaus am häufigsten ist, aus benachbarten Gärten 2c. verwilderten. Dahin gehören: Sauerdorn (Berberis vulgaris L.), Goldregen, Blasenschote (Colutea arborescens L.), Robinie oder Falsche Akazie (Robinia Pseudacacia L.), Strauchakazie (Caragana arborescens Lmk.), Sauerkirsche, Haferschlehe (Prunus insititia L.), Spiräe (Spiræa salicifolia L.), Felsenmispel (Amelanchier canadensis Torr. Gray.), Birnbaum, Pfeifenstrauch (Philadelphus coronarius L.), Stachelbeere, Zwerghollunder, Traubenhollunder, Schneebeere (Symphoricarpus racemosa Michx.), Rainweide (Ligustrum vulgare L., im Osten stellenweise häufig), Syringe (S. vulgaris L.,

---

[1]) Siehe die Bearbeitung der Brombeeren von E. H. L. Krause in Prahls „Krit. Flora von Schleswig-Holstein," 2. Teil.

auf leichtem Boden häufig angepflanzt), Grauerle, Silberpappel, Silberweide, sowie eine Anzahl Weiden, wie Bruchweide (Salix fragilis L.), Mandelweide (S. amygdalina L.), Korbweide (S. viminalis L.) und deren Bastarde, welche nur für den südlichsten Teil, besonders das Elbegebiet, als einheimisch betrachtet werden können, in den übrigen Landesteilen aber sicher angepflanzt sind, und die Bergkiefer. Endlich sei noch der Bocksdorn (Lycium barbarum L.), der ebenfalls in den Knicken verwildert vorkommt, besonders erwähnt, weil er sehr oft auf den sandigen Wällen in der Nähe des Meeresstrandes steht und hier, wo andere Sträucher schlecht fortkommen können, sich aufs üppigste ausbreitet. Solche Wälle, z. B. bei Stein in der Probstei, bei Heiligenhafen, Haffkrug, am Timmendorfer Strand ꝛc. tragen durch den vorherrschenden Bocksdorn mit seinen bogenförmig wachsenden schlanken Zweigen voll violetter Blüten oder rötlicher Beeren einen von den übrigen Knickwällen völlig abweichenden Charakter, besonders wenn der Bocksdorn, wie am Timmendorfer Strand hie und da mit grauweißem Sanddorn (Hippophaë rhamnoides L.) und silberweißer Ölweide (Elæagnus argentea Pursh.) vergesellschaftet ist.

Die Zahl der knickbewohnenden einheimischen Holzpflanzen beträgt einschließlich 8 Rosenarten und 35 Brombeerarten 79. Dazu kommen noch etwa 23 fremde Arten, die freilich sehr verschieden häufig auftreten, und deren Zahl, wollte man alle gelegentlich vorkommenden Wildlinge mitzählen, sich noch vermehren ließe. Ohne diese würden also reichlich 100 Arten von Holzgewächsen unsere Knicke bewohnen.

Um aber von der Zusammensetzung der Knicke eine möglichst vollständige Vorstellung zu geben, sei hier das Zahlenverhältnis der einzelnen Arten angeführt, wie es eine Zählung auf einer 100 m langen Strecke eines alten Knicks in der Nahe von Ahrensbök ergab. Es sei jedoch bemerkt, daß hiermit nur ein einzeln herausgegriffenes Beispiel, an dem nur die Regellosigkeit der Zusammensetzung typisch ist, gegeben werden soll. Es fanden sich auf jener Strecke: 37 Hasel, 9 Hainbuchen, 3 Weißdorn, 40 Schwarzdorn, 5 Rotbuchen, 7 Eichen, 11 Vogelkirschen (Prunus avium L.), 3 Heckenkirschen (Lonicera Xylosteum L.), 12 Geisblatt (Jelängerjelieber, Lonicera Periclymenum L.), 3 Johannisbeersträucher (Ribes sp.), 3 Sahlweiden, 7 Graue Weiden, 11 Rosen (9 R. dumetorum Thuill., 1 tomentosa Smith., 1 canina L.) und 13 Brombeersträucher (2 Rubus Sprengelii Weihe, 1 Radula Weihe, 13 corylifolii Focke).

Dieses von unseren Knicken entworfene Bild wäre aber unvollständig, wollte man neben den Holzgewächsen nicht auch der zahlreichen Kräuter gedenken, welche sich im Schutze der Knicke ansiedeln. Es sind zum großen Teil dieselben Pflanzen, welche an den Rändern der Wege und Bäche, an Feldrainen und Gebüschen überall zu finden sind und deshalb auch hier nicht fehlen. Sie bewohnen die grasbewachsenen Seitenflächen des Walles, sowie die Grabenränder. Neben solchen, auch anderwärts häufigen, wie Löwenzahn, Schafgarbe, Maßlieb, Habichtskräutern, Hahnenfußarten, Hirtentäschelkraut, Schöllkraut, Weidenröschen, Kerbelarten, Möhre, Kälberkropf, Giersch, Klette, Rainfarn und vielen andern mehr, finden sich gerade hier manche Arten, welchen es infolge der zunehmenden Bodenkultur immer schwerer wird, anderwo ein ihnen zusagendes Plätzchen zu finden und die man daher hierzulande fast als specifische Knickbewohner zu betrachten sich gewöhnt hat. Dahin gehören besonders Vogel- und Zaunwicke, Kriechende und Ausgebreitete Glockenblume (Campanula rapunculoides L. und patula L.), Phrygische Flockenblume, Weiße und Gefleckte Taubennessel, Fadenseide (Cuscuta europæa L.), Heckenknöterich, Hopfen, Große Bibernelle (Pimpinella magna L.) und ursprünglich nur eingebürgert: Seifenkraut und Zaunrübe (Bryonia dioica Jacq., weit seltener B. alba L.).

Daß endlich eine große Anzahl der in den Knicken lebenden Kräuter dem Walde entstammt, erscheint nach dem, was über Wesen und Ursprung der Knicke gesagt ist, eigentlich selbstverständlich. Fast immer, besonders aber dann, wenn der Wall eine größere Breite besitzt, findet man unter dem schattenspendenden Laubdache der Sträucher eine größere oder kleinere oft recht artenreiche Kolonie solcher Pflanzen, welche man sonst nur als Bewohner des humusreichen, beschatteten Waldbodens kennt. Oft finden sie sich selbst da, wo weit und breit in der Nachbarschaft kein Gehölz zu finden ist, und die ganze Art ihres Vorkommens läßt sie deutlich als Relikten einer vormals dort verbreiteten Waldflora erkennen und legt Zeugnis ab von dem auch geschichtlich nachweisbaren ehemaligen Vorhandensein ausgedehnter Waldungen. Ob sie nun als Überbleibsel einer verschwundenen Flora oder, wie hier und da als spätere Einwanderer erscheinen, selten machen sie den Eindruck schwächlicher, hart um ihre Existenz ringender Pflanzen; vielmehr scheinen sie sich im Schutze der Knicke recht wohl zu fühlen. Die Zahl der knickbewohnenden Waldkräuter ist sehr groß; nur wenige fehlen ganz. Häufig finden sich: Weiße Osterblume (Anemone nemorosa L.), Rivins Veilchen und Waldveilchen, Abend-Lichtnelke, Möhringie, Großblumige Sternmiere, Gemeine Nelkenwurz, Erdbeere (Fragaria vesca L. und moschata Duchesne), Bisamkraut, Waldmeister, Nesselblättrige Glockenblume, Heidelbeere (Bickbeere), Goldnessel, Bingelkraut, Goldstern, Weißwurz (Polygonatum multiflorum All.), Maiglöckchen (besonders im mittleren Teil des Gebiets), Hainsimse, Hain-Rispengras (Poa memoralis L.) und an Farnen: Tüpfelfarn, Wurmfarn (Polystichum Fil. mas. Roth), Streifenfarn (Asplenium Filix femina Bernh.), und besonders im mittleren Teil: Rippenfarn (Blechnum Spicant With.) und Adlerfarn. Keineswegs selten, wenn auch nicht so häufig, findet man: Lerchensporn (Corydalis cava L. und fabacea Pers.), Waldsternmiere, Sauerklee, Habichtskräuter (Hieracium silvestre Tausch., umbellatum L., lævigatum Willd., murorum L. und vulgatum Fr.), Breitblättrige Glockenblume, Erdbeerblättriges Fingerkraut, Lungenkraut, Wirteldost (Clinopodium vulg. L.), Gamander (Teucrium Scorodonia L.), Schlüsselblumen (Primula elatior L. und acaulis Jacq.), Wilde Tulpe, Scheidenförmiger Goldstern, Einbeere, Waldsegge, sowie von Waldgräsern: Perlgras (Melica uniflora Rtz.), Schwingel (Festuca silvatica Vill. und gigantea Vill.) und Zwenke (Brachypodium silvaticum R. et Schult.), Winter- und Waldschachtelhalm und an Farnen: Eichenfarn und Buchenfarn (Phegopteris Dryopteris Fée und polypodioides Fée). Von den übrigen, in unserer Heimat häufigeren Waldpflanzen wird man bei längerer Beobachtung kaum eine Art ganz vermissen. Selbst Pflanzen, wie Hexenkraut (Circæa) und Rührmichnichtan (Impatiens noli tangere L.), die an die feuchtesten, schattigsten Partien des Laubwaldes gebunden zu sein scheinen, findet man gelegentlich im Knick; und nicht selten entdeckt man an einem sumpfigen Knickgraben unter dem schattigen Laubdache überhängender Erlen und Weiden eine fröhlich gedeihende Kolonie goldköpfigen Milzkrautes. Weniger verbreitete oder seltene Waldpflanzen finden sich in den Knicken natürlich seltener oder garnicht. Das Abhängigkeitsverhältnis dieses Teiles der Knickflora von der Waldflora tritt demnach scharf hervor, schärfer noch, als bei der Strauchvegetation; doch erscheint dies natürlich, wenn man bedenkt, daß bei der Besiedelung der Knicke mit Sträuchern der von praktischen Erwägungen geleitete Wille des Menschen ausschlaggebend gewesen ist, während die Einwanderung der Kräuter sich unabhängiger, den natürlichen Bedingungen entsprechend, vollzog.

Schließlich sei noch erwähnt, daß in den oft breiten Stümpfen alter Gesträuche, deren Stockausschlag zu wiederholten Malen abgeschlagen worden ist und

sich immer wieder erneuert hat, sich häufig eine mehr oder minder starke Humusschicht bildet, auf der man wohl ein Vorkommen von Überpflanzen vermuten könnte. In der That findet man hier manch üppig wachsendes Pflänzchen, dem der fruchtbare Boden sichtlich zusagt, aber die geringe Erhebung dieser humusauffangenden Stätten über den Erdboden bringt es mit sich, daß die dort sich ansiedelnden Pflanzen fast immer ihrer unmittelbaren Nachbarschaft im Knick entstammen. Nie findet sich hier, wie auf den Köpfen alter Weiden, eine besondere charakteristische Flora, da sowohl die durch den Wind, als die durch Vögel verbreiteten Samen wohl nur ausnahmsweise auf die niedrigen, durch ein dichtes Laubdach beschirmten Strauchstümpfe gelangen können. Wohl aber sind diese oft mit einem dichten Moospolster bedeckt, aus dem die zierlichen Wedel des Tüpfelfarns hervorragen.



Der sterbende König.

Nach einem altdänischen Heldenliede übersetzt von Dr. **A. Gloy** in Kiel.

Der König liegt zum Tode krank;
Ein Held — ach — war er so stark!
Den gewaltigen Bären als Knab' er zwang;
Und als Mann erkämpft' er im Waffengang
Manchen Sieg an des Landes Mark'.

Der König liegt in trübem Mut,
Er knirscht mit den Zähnen vor Qual.
Oft stand er in blitzender Schwerter Glut,
Nimmer doch rann im Kampf sein Blut;
Für ihn ist geschlossen Walhall'!

Kommen heißt er vor sich den Sohn —
„Ziehe du, Alf, dein Schwert! [1])
Hela lauert am düsteren Ort;
Reiß' aus den Klauen der Hexe mich fort;
Walhalls bin ich doch wert!" —

Und der Jüngling erbleicht bei des Vaters Wort.
„Helft mir, Balder und Frey!
Lieb, wie dich, hab' ich niemand auf Erd',
Grausig ist doch der Vatermord!
Eh'r bricht mir das Herz entzwei!" —

Und den Bruder rufet er her zu sich —
„Ziehe du, Gorm, dein Schwert!
Hela lauert am düsteren Ort;
Reiß' aus den Klauen der Hexe mich fort!
Walhalls bin ich doch wert!"

Und der Bruder erbleicht bei des Königs Wort—
„Helft mir, Balder und Frey!
Lieb, wie dich, hab' ich niemand auf Erd'!
Grausig ist doch der Brudermord!
Eh'r bricht mir das Herz entzwei!"

Der König verzweifelt die Hände rang. —
Und die Thür flog auf, daß es klang;
Herein in den Saal trat ein Recke gut,
Blau war sein Mantel und breit der Hut; [2])
Einäugig war er und lang.

Zum König schreitet er kampfbereit:
„Höre du, König, mein Wort!
Meine Freunde erschlugst du im Streit,
Gekommen ist nun der Rache Zeit,
Mord nur sühnt man mit Mord!"

Freudig vom Lager der Held aufsprang,
Leicht wie zur Jugendzeit.
Das Schwert mit kundiger Hand er schwang,
Mächtig über den Saal erklang
Das Krachen der Schilde im Streit.

Und die Sonne ging unter, die Sonne stieg,
Nicht wankten die Helden gut.
Doch als zum dritten der Tag entwich,
Neigte der Kampf zum Ende sich,
Strömte des Königs Blut.

Feierlich sprach der Fremde da:
„Laß, o König, dein Schwert!
Ich bin Odin — ich sah deine Not,
Nun erlitt'st du den Heldentod,
Walhalls bist du mir wert!"

---

[1]) Nach der Vorstellung der alten Germanen kam bekanntlich nur der auf dem Schlachtfelde Gefallene (der Wale) in die Walhalla. Um nicht der finsteren Hel (= Helle, Hölle) zu verfallen, ließ sich daher mancher Held auf dem Siechenbette erschlagen. So war er wenigstens durch das Schwert gefallen. Später begnügte man sich mit einem nur symbolischen Ritzen der Haut.

[2]) Odins Mantel ist blau mit grauen Flecken wie der Himmel. Den breiten Windhut trägt er tief in die Stirn gedrückt, um seine Einäugigkeit zu verbergen.

Jugend- und Volksspiele.

Von Oberlehrer **W. Peters** in Kiel.

Das Kipseln. (Fortsetzung.)

Wenden wir uns nun den einzelnen Fragen zu, welche für dieses Spiel in Betracht kommen, so richtet sich unser Augenmerk zunächst auf

1. Die Verbreitung des Spiels.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich, daß das Kipselspiel im südlichen Schleswig und im westlichen Holstein allgemein bekannt ist.

Aber die Verbreitung des Spiels ist eine viel weitere. Auf längeren Fußwanderungen in Angeln und im östlichen Holstein, sowie durch Einsammeln von Nachrichten im Gespräch mit Freunden und Bekannten aus den verschiedensten Gegenden der Herzogtümer bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß dieses Spiel fast in keiner Gegend unseres engeren Vaterlandes unbekannt ist. So liegen mir bestimmte Nachrichten vor aus Horsbüll bei Tondern, Wimmersbüll bei Süderlügum, Gasse bei Scherrebek, Schafflund, Schottburg, Flensburg, Gravenstein, aus den verschiedensten Teilen Angelns — Berend, Tolk, Ekeberg, Taarsballig, Rurup, Süderbrarup, Sörup, Löstrup, Grundhof, Husby (vor 30 Jahren), Oxbüll, Langballigau, Dollerup, Quern, Scheggerott, Örsby, Wittkiel, Drült, Gulde, Gelting, Stutebüll, Rabenkirchen, Mehlby —, aus Kappeln, Karby, Eckernförde, Fleckeby, Schleswig, Hollingstedt, aus ganz Stapelholm, aus Langenhorn, Tating, Oldenswort, Eggstedt bei Süderhastedt, Windbergen, Hohenwestedt, Boostedt, Großenaspe, Nortorf, Bredenbek, Achterwehr, Brux und Hohenhude im Kirchspiel Westensee, Kiel, Preetz, Eutin, Malente, Lütjenburg, Matzwitz, Dannau, Tannbrook bei Darry, Sehlendorf, Oldenburg, Lensahn, Cismar, Dahme, Kassau, Neustadt, Schürsdorf, Rehhorst (bei Reinfeld), Todendorf (südlich von Oldesloe), Schwarzenbek, Stapelfeldt (Kirchspiel Alt-Rahlstedt), Krempe, Heiligenstedten, Ütersen.

Eine Ausnahme scheint die Propstei und das nächstanliegende östliche Gebiet zu machen, wenigstens war in Schönberg und auf der Strecke zwischen Schönberg und Giekau trotz mannigfacher Nachfragen keine Spur dieses Spieles nachzuweisen. In Giekau scheint es allerdings früher gespielt zu sein. In Boostedt war schon um 1850 herum das Kipselspiel weder unter diesem noch unter einem andern Namen bekannt. Ähnlich wie in Giekau scheint die Sache in Örsby und Stutebüll in Angeln zu liegen, wo das Spiel, welches noch in der Zeit von 1870—1880 gespielt wurde, jetzt aufgegeben ist. Auch in Wittkiel ist dasselbe jetzt nicht bekannt. In Preetz wissen ältere Leute sich des Spiels noch wohl zu erinnern, während die jetzige Schuljugend es nicht mehr kennt.

2. Der Name des Spiels.

Schon in der Überschrift war eine Andeutung gegeben, daß der Name unseres Spiels ein mannigfacher ist.

Der Name „Kipseln" ist bekannt in Schleswig, in vielen Teilen Angelns,[1] in *Kappeln, Karby, Hollingstedt, in Stapelholm, Schafflund, Oldenswort, Tating, Dithmarschen, Bredenbek, Brux, Hohenhude, Matzwitz.*

Die übrigen Namen des Spiels und die Orte, bei denen diese Namen gebraucht werden, bringe ich, um zunächst eine klare Übersicht über die Mannigfaltigkeit derselben zu geben, in alphabetischer Ordnung.

Ehl un Giffel: Dahme. — Ehl un Penn: Hohenhude, Nortorf. — Ehl un Pinn: Kiel (früher Ehl un Penn), Hohenwestedt, Todendorf. — Giffel: Cismar. — Giffel un Ehl: Nienhagen bei Cismar. — Gippel de Ehl: Eutin (Knaben). — Gipseln: Grundhof, Husby, Horsbüll, Langenhorn, Dithmarschen. — Gispeln: Dithmarschen. — Kieler: Malente (vor 40 Jahren). — Kipfeln: Mehlby. — Kippeln: Großenaspe. — Kippel un Ehl: Rehhorst. — Kippern: Krempe. — Kippkuhl: Eckernförde (vor 60 Jahren). — Kipplekipp: Heiligenstedten. — Kips: Kappeln (vor 35—40 Jahren). — Kipslakips: Matzwitz. — Kipslekips: Schleswig, Fleckeby, Karby. — Kippstock: Löstrup (vor 40 Jahren). — Kispelspiel: Windbergen. — Kitseln: Giekau (früher). — Jipp-Japp: Schwarzenbek. — Klie: Kolonie Christiansholm. — Klief un Ehl: Stapelfeld, Kirchspiel Alt-Rahlstedt. — Klieschen: Oldenburg i. H. — Kliest un Ehl: Eutin, Schürsdorf. — Klietsch: Eggstedt bei Süderhastedt. — Klingschlagen: Matzwitz. — Klitscher: Darry. — Pennspel: Preetz. — Pind: Schottburg. — Pinn un Ehl: Sehlendorf (Kr. Plön). — Tippel op Tipp: Eutin (Mädchen). — Trippeln: Neustadt i. H. — Wipp: Flensburg, Oxbüll, Dollerup, Dolleruppholz und Umgegend, Langballigau, Gravenstein. — Wippwipp: Ütersen. — Wüppert:

[1] Berend, Tolk, Ekeberg, Taarsballig, Rurup, Süderbrarup, Löstrup (vor 60 Jahren), Quern, Dollerup, Scheggerott, Drült, Gulde, Gelting, Stutebüll (vor 25 Jahren), Rabenkirchen.

Lütjenburg. — Wüppspill: Lensahn, Lütjenburg (früher), Dannau (Gut Rantzau). — Wüpp un Ehl: Kassau.

Alle diese Namen müssen offenbar auf nicht weniger als acht verschiedene Ausdrücke zurückgeführt werden: 1. Kipsel, Kipfel, Gipfel, Giffel, Kispel, Kipslekips, Kippern, Kipplekipp, Klief un Ehl usw. 2. Ehl un Pinn, Pinn un Ehl, Pennspel. 3. Kieler. 4. Jipp-Japp. 5. Kliest, Klietsch, Klitscher, Kleischen, Klie, Klingschlagen. 6. Tippel op Tipp. 7. Trippeln. 8. Wipp, Wüpp, Wüppert, Wippwipp.

Von diesen Namen sind „Ehl un Pinn (Elle und Pinne), „Wipp" (Wippe, Wage) und „Kieler" (= von Kiel aus eingeführt) leicht zu erklären. Ob „Kipseln" mit „kippen" zusammenhängt, wie Carstens in Dahrenwurth meint, lasse ich dahingestellt. Man könnte auch versucht sein, das Wort von dem Klang der aneinandergeschlagenen beiden Stöcke abzuleiten.

Ob „Trippeln" mit „triplus, dreifach" („dreimal anschlagen") zusammenzuhalten ist, möchte ich selbst bezweifeln. Ebensowenig darf man wohl an „tribeleeren" = „ärgern" denken. Vielleicht ließe sich der Ausdruck von „Tripelstein" erklären. Wenn es den spielenden Kindern an passenden Steinen zum Auflegen fehlte, so war der Tripelstein der Mutter ein leicht erreichbares Aushülfsmittel. Die Tripelsteine waren Mauersteine, die gegeneinander gerieben wurden, um einen feinen Staub zu erlangen, welcher als Putzpulver diente.

„Kliest, Klitscher, Klieschen" beruht ohne Zweifel auf einer Namensverwechselung dieses Spieles mit dem Klieschspiel, welches z. T. einige Ähnlichkeit mit demselben besitzt. Die umgekehrte Verwechselung hat wohl in Rurup (Angeln) stattgefunden, wo „kapseln" für „Glies" gebraucht wird, während unser Spiel ebendort „kipseln" heißt.[1])

„Tippel op Tipp" halte ich für eine Klangmalerei (ähnlich wie „Kipplekipp" und „Kipslekips"), welche das mehrfache Anschlagen des großen Stockes an den kleineren darstellen soll.

Der Ausdruck „Jipp-Japp" endlich ist vielleicht ähnlich entstanden wie der vorige. Der Wechsel der Vokale i und a in zwei aufeinander folgenden Silben bei völlig gleichen Konsonanten bezeichnet regelmäßig das unmittelbare Aufeinanderfolgen zweier gleichartiger Bewegungen oder Handlungen, z. B. klippklapp, ticktack, zickzack, Schnickschnack, Bickback, Himphamp, klingklang, singsang, mingmang, bimbam, tipptapp (s. oben), piffpaff und ähnliche mehr.

3. Technische Ausdrücke.

Zunächst sei hier erwähnt, daß beim Kipselspiel ebenso wie beim Schlagballspiel vielfach von den beiden auf Zuruf gewählten Führern durch abwechselndes Übereinanderlegen der Hände um den Schlagstock festgestellt wird, wer von ihnen zuerst einen Parteigenossen aus den Mitspielern auswählen darf. Sodann wird auf dieselbe Weise ausgemacht, welche Gruppe zuerst Schlagpartei und welche zuerst Fangpartei sein soll. So wird in Schleswig, Taarsballig, Matzwitz und an vielen anderen Orten die Wahl vollzogen. In Kleinsee sagt man von demjenigen, dessen Hand zuerst oben ist, „he hett Bæverhand," der Gegner hat „Ünnerhand." Auf Verlangen muß der Sieger, wenn er nur eben noch den Stock fassen kann, denselben zehn Ellen hoch über den Kopf werfen; kann er dies ausführen, so ist der Beweis geliefert, daß seine Hand wirklich „oben" war. In Schleswig gehörte zu dieser Probe auch noch ein vorhergehendes dreimaliges Herumführen des Stockes um den Kopf.

Die Schlagpartei ist in Eggstedt „baben" (= oben), die Fangpartei „nerrn" (= unten); dieselben Ausdrücke finden sich in Taarsballig, Quern, Hollingstedt, Grube. In Schleswig und an vielen Orten mehr heißen die beiden Ausdrücke „buten un binnen." In Schafflund sagt man „in't Reine, in't Sch—ige" (= im Reinen, im Schmutzigen).

Der große Stock heißt fast überall „Ehl," so in Ekeberg, Hollingstedt, Kiel, Preetz, Großenaspe, Krempe, Eggstedt („grot Ehl"), Eutin, Kassau, Lensahn, Sehlendorf, Lütjenburg, Matzwitz, Dahme, Cismar, Todendorf, Rehhorst, Schwarzenbeck. Sonstige Namen sind: „grote Stock" in Rurup, „grote Kipsel" in Taarsballig, „Kipselstock" in Stutebüll, „Maatstock" in Dannau (Gut Rantzau).

Der kleine Stock hieß „lütt Ehl" in Eggstedt, „Pind" in Schottburg, „Pinn" in Kiel (früher „Penn"), ebenso in Karby, Hollingstedt, Kassau, Todendorf, „Kipsel" in Scheggerott, „Kipselstock" in Ekeberg, „klene Kipselstock" in Taarsballig, „Wipp" in Stutebüll, „Half-Ehl" in Preetz, „Gippel" in Eutin, „Giffel" in Dahme, „Giffelstock" in Cismar, „Kippel" in Rehhorst, „Kipperholt" in Krempe, „Jipp-Japp" in Schwarzenbek, „Kling" in Matzwitz, „Wüpper" in Lütjenburg, „Wüppstock" in Dannau, „Kliesch" in Bredenbek.

Wenn ein Schläger nicht mehr weiterspielen darf, so ist er „af" („ab"). Dieser Ausdruck ist fast überall gebräuchlich. Andere Ausdrücke für dieselbe Sache sind „du büst

---

[1]) Auch in Süderbrarup nennt man das Klieschspiel „kipseln."

klar" in Horsbüll, „ut" in Nienhagen bei Cismar, „fertig" in Giekau. In Eutin und Kleinsee sagt man „der Spieler hat einen Pudel gemacht."

Der Ort, wo der Schläger steht, heißt das „Mal." Statt „Mal" sagt man in Ostholstein regelmäßig „Mall" oder „Marl," auch „Mardl." In Windbergen heißt es „Fir" oder „Malsch."

Der erste Gang des Spiels hat nicht überall eine bestimmte Bezeichnung. Doch wird er in Schleswig, Hollingstedt und Matzwitz „Opleggen," in Eutin, Giekau, Nienhagen, Todendorf „Utsmieten" genannt. In Kappeln sagt man „Utlüchten," in Bredenbeck „Utputen," in Ekeberg „Uthüten," in Rurup „Utwippen" (so auch in Giekau neben „Utsmieten"), in Dannau „Utwüppen," in Lütjenburg „Wegsmieten," in Hohenhude „Schupsen."

Für den zweiten Gang des Spiels findet sich der Name „Slahn" in Hollingstedt und in Todendorf, „Enkelt 'rutslagen" in Lensahn, „Utslahn" in Bredenbeck und Ekeberg, „Eenmal anslahn" in Schleswig, „Wegslahn" in Matzwitz, „Schlahn" in Hohenhude.

Der dritte Gang des Spiels heißt „Kipslekips" in Schleswig, „Kipsekips" in Schafflund, „Kipslakips" in Matzwitz, „Opkipseln" in Kleinsee, „Kipseln" in Hollingstedt, Nortorf und Bredenbek, „Küpseln" in Hohenhude, „Kitzeln" in Giekau, „Kippeln" in Schürsdorf, „Awerkippen" in Tannbrook bei Darry, „Kielern" in Malente, „Doppelt op" in Sörup, „Doppelt 'rutslagen" in Lensahn, „Tippeln" in Kassau, „Twemal tippeln" in Sehlendorf, „Tippel op Tipp" in Eutin, „De drütt' Slag" in Todendorf, „Zipp-Zapp" in Schwarzenbek, „Wüppern" in Lütjenburg, „at vimse" in Schottburg.

Ein vierter Gang heißt „Dredoppelt 'rutslagen" in Lensahn, „Dremal tippeln" in Sehlendorf.

In Todendorf konnte ich die Namen für den vierten und fünften Gang des Spiels, welche beide von den drei ersten Gängen gänzlich verschieden waren, nicht feststellen.

Ein besonderer Ausdruck fand sich vor 30—40 Jahren in Bredenbeck bei Rendsburg. Wenn nämlich der kleine Stock schräge aus dem Spielfeld, z. B. über den Zaun, hinausflog, so war er „œwer Stopp." Schlug ein Spieler den „Kliesch" zum zweiten Male „œwer Stopp," so zeigten die Gegner schon Unwillen, jedoch durfte der Spieler diesmal noch messen. Bei „dremal œwer Stopp" indessen wurde ihm das Handwerk gelegt, d. h. er war „ab."

Die Bestrafung der Besiegten durch Hinken hieß „Tapplaufen" in Ütersen, „Tipptapplaufen" in Windbergen.

Wer nicht rechtschaffen hinkte, den durfte der Sieger „päpern" (= pfeffern).

Eine Anzahl von 100 Ellen wird in Hollingstedt mit „en Rösch" bezeichnet, in Kassau hießen 20 Ellen „en Ries," in Hohenhude waren 10 Ellen „ein Ries," in Matzwitz nennt man 12 Ellen „en Gros."

Mitunter warf ein Gegner beim zweiten Spielgange den kleinen Stock flach an der Erde entlang, sodaß ihn der Spieler nicht so gut treffen konnte. Dies hieß „schrapen." In Flensburg rief in dem Augenblicke, wo der Gegner den kleinen Stock anfaßte, der Spieler „hoch!", der Gegner aber „sid!" Hatte der Spieler sein Wort früher gesprochen als der Gegner, so mußte dieser hoch werfen.

Aus Kleinsee wird berichtet, daß die Gegner sorgfältig darüber wachten, daß der Spieler beim Messen mit der den Meßstock führenden Hand den Boden berührte, damit die Ellen nicht zu klein würden; solche zu klein gemessenen Ellen wurden „Juden-Ehlen" genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Was sich das Volk erzählt.

Wenn se kamt, so kamt se nich, un wenn se nich kamt, so kamt se. Een Bur föhr mal to Stadt, üm wat to besorgen. As he darmit t'rech weer, güng he in en Krog un wull en Glas Beer drinken. As he in de Gaststuv rinner kümmt, süht he, dat de Börgermeister un de Ampmann vun de Stadt dar sitten dot. De beiden makt sik nu lustig œwer de „dummen Burn." As ditt de Bur hört, seggt he vun sien Platz ut to den Ampmann: „Wer wull de Dümmste vun uns is? Wi wüllt uns enanner en Rätsel opgœwen, un wer dat Rätsel nich raden kann, de is de Dümmst." Darmit is nu de Ampmann inverstan un seggt to den Burn: „Man to! Ik will wull anfang'n." „Ja," seggt de Bur, „fang'n Se man an!" Na, ditt güng je los. De Ampmann besünn sik en Wil un sä dunn to'n Burn: „Wo hett Habakuk sien Fru heten?" Darbi mak he en Gesicht, as wenn he segg'n wull: Ik will di dat Raden aflehrn! De Bur tröck de Ogenbrun bœten in de Höch un sä: „De het Fru Habakukn." Dargegen kunn de Ampmann nix inwen'n. Nu köm œwer de Bur an de Reeg. He sä, ahn sik lang achter de Ohrn to klei'n: „Wenn se kamt, so kamt se nich, un wenn se nich kamt, so kamt se." Daran kunn de Ampmann mit'n besten Willen nich klaufast warn. Na'n tœmliche Tid — de Bur seet noch ümmer, ahn en Mien to vertrecken, up sien ol'n Platz — do sä denn de Ampmann, dat he verlarn

harr, de Bur müch em œwer doch noch de Löſung ſegg'n. „Nix lichter, as dat," ſä de Bur. „Sehn Se, ik heff nülich en Koppel mit Arfen beſeit. Wenn nu de willen Dubn kamt, ſo kamt de Arfen nich; kamt œwer de willen Dubn nich, ſo kamt de Arfen." As he dat ſeggt harr, nöhm he ſien Hod un güng ut de Dör. (Aus dem Fürſtentum Lübeck.)
Eckernförde. G. F. Meyer.

2. De Mund in 'e Püntj [1]) (der Mund in die Spitze gezogen). Deern: „Fru, wat wöllt wi eten?" Fru: „Ebſen" (Erbſen, ſehr kurz und ſpitz geſprochen). Deern (nochmal): „Fru, wat wöllt wi eten?" Fru (weller): „Ebſen!" Deern: „Wat wöllt wi eten?" Fru (argerlich): „Archn! Deuwel! Archn! (Dies ſehr breit und gedehnt, das Folgende ſchnell.) Heff eben de Mund in 'e Püntj ſett. Nu kann ik's weller rutſchreen. Nu mutt ik eerſt weller ſeggen: Krintn un Roſinen un Plumm" (um nämlich die Mundſtellung wieder zu erlangen). (Aus Kaltenkirchen.)
H. Eſchenburg in Holm.

3. Neels, kam rüm! Dat weer to'n Winachten. Mutter Schuldtſch müß noch vör 'n Sößling Kanel un Komum (Kardamom) hebbn. Se röp lütt Hinnerk, gev em dat Geld un be em dat 'n paarmal vör, wat he halen ſchull. Hinnerk let ſik dat ünnerwegens noch 'n paarmal dœr 'n Kopp gahn. Aeber as he bi'n Hœker keem, wüß he doch ni mehr, wat he halen ſchull. Hinnerk ſünn un ſünn, bet em de Hœker frag: „Na, mien Jung, wat wuſt du denn hebbn?" — „Ik kann't ni weller bedinken," ſeggt Hinnerk, „œber dat weer meiſt ſo as: Neels, kam rüm!" (Neels weer Hinnerk ſien Naber, un „kam rüm" ſeggt man, wenn man eenen to'n Hauen rutfördern will.) (Aus Henſtedt b. Kaltenkirchen.)
H. Eſchenburg in Holm.

Mitteilungen.

Aus dem Leben des Storches. Die Mittheilung des Herrn Rohweder über das Leben des Storches in der No. 7 der „Heimath" rief in mir die Erinnerung an ein Erlebniß meiner Kindheit wach, welches der Mittheilung nicht unwerth ſein dürfte.

Ich war zum Beſuch auf Haſſelbuſch (Kſp. Stellau in Holſtein). Das Wohnhaus lag dicht an der Landſtraße. Von den Vorderzimmern hatte man den Blick auf die jenſeits des Fahrweges ſich bis an den Horizont erſtreckenden Felder, eine triſte Ausſicht, die durch keinen Baum oder Strauch belebt ward. Am Nachmittage — es war im Auguſt-Monat — ſahen wir, daß ſich in weiter Ferne etwas bewegte, das ſich langſam zu nähern ſchien. Nach einer Weile rief jemand: „Das ſind Störche!" Und Störche waren es in der That, die in geſchloſſener Colonne, wohl 60—80 an der Zahl, langſam näherſchritten, über den Wall und die Fahrſtraße hinweg und ſeitlich an dem Hauſe vorbei. Alle Anweſenden, alt und jung, eilten hinaus, um zu ſehen, wo ſie geblieben ſeien. Auf einer zur Feldmark Hingſtheide gehörenden niederen, mit Bäumen umkränzten Wieſe hatten ſie Halt gemacht und ſich im Kreiſe aufgeſtellt. Ob einer der Vögel in der Mitte ſtand, weiß ich nicht zu erinnern, wohl aber, daß ſie ein lärmendes Klappern anhoben, das mit kurzen Unterbrechungen eine Weile fortgeſetzt wurde. Alsdann erhob ſich einer zum Fluge empor, andere folgten, worauf die ganze Schaar ſich erhob und, wieder in geſchloſſener Ordnung, davon zog und alsbald unſeren Augen entſchwand. Hatte der Führer eine Anſprache an die Genoſſen gehalten, hatten dieſe einen Führer gewählt? Das iſt ſchwer zu ſagen. Daß ſie ſich aber über die Reiſedispoſitionen beriethen und verſtändigten, ſcheint mir außer Zweifel.
J. Meſtorf in Kiel.

Bücherſchau.

Peters, W., Jahresbericht des Vereins zur Förderung der Jugend- und Volksſpiele in der Stadt Kiel für das Jahr 1897/98. Kiel 1898. — Im Vorworte des Herausgebers findet ſich ein ſehr wertvolles Verzeichnis der wichtigſten Werke und Abhandlungen über Jugend- und Volksſpiele; dann berichtet Rektor Rieper über Entſtehung, Entwickelung und Ziele der heutigen Jugendſpiel-Bewegung; Herr Dr. med. Kluge erörtert die Notwendigkeit der Jugendſpiele für das weibliche Geſchlecht, und der Herausgeber zeigt endlich, wie man durch Knabenhandfertigkeit und Jugendſpiel die Erholungsſtunden der Jugend ſegensreich geſtalten könne. Der Jahresbericht bezeugt die günſtige Entwickelung des Vereins, ſtellt aber feſt, daß noch große Aufgaben zu löſen ſind, vor allem durch Freilegung einer genügenden Anzahl von Spielplätzen. — Das Heft iſt ſehr intereſſant; es iſt dringend zu wünſchen, daß es nicht das Los der meiſten Jahresberichte, ungeleſen beiſeite gelegt zu werden, teilen möge.

[1]) Zu vergleichen: Merkens, Was ſich das Volk erzählt, I, Nr. 254.

Druck von A. F. Jenſen in Kiel, Vorſtadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 10. Oktober 1898.

Johannes Brahms in seinen Beziehungen zu unserer engeren Heimat.

Von Professor **Hermann Stange** in Kiel.

Die Klänge des V. Schleswig-Holsteinischen Musikfestes sind verklungen, und in den Herzen der jetzt wieder über das ganze Land zerstreuten, mitwirkenden Sänger und Sängerinnen lebt nur noch die Erinnerung an unvergeßliche Tage, getragen von hoher Begeisterung und Liebe zu einer Kunst, die wie keine andere uns die Nichtigkeit und Unzulänglichkeit unseres Daseins vergessen läßt und uns in eine Welt der Ideale erhebt, der wir die schönsten Stunden unseres Lebens verdanken. Die Grundpfeiler des musikalischen Gehalts, den das Musikfest uns bot, hatten die drei großen B's der Musikgeschichte geliefert: Bach, Beethoven und Brahms, in Werken, die zu ihren größten und schönsten gehören. Es ist reichlich ein Jahr her, daß der jüngste dieser drei Musik-Heroen, Johannes Brahms, seine Augen schloß und durch seinen Tod einen Riß in unserm Leben und in unserer Kunst hervorgerufen hat, den zu heilen, Jahre nicht ausreichen werden.

Mit dem Tode Rob. Schumanns, 1856, trat Brahms das Erbe Beethovens an, war er es, der die Musik in neue Bahnen führte und ihr neue Formen und neuen Inhalt gab, ohne sie ihres Wesens, eine Kunst des seelischen Ausdrucks zu bleiben, zu entkleiden. Jahr für Jahr hat Brahms uns mit einer Fülle seiner Schöpfungen überschüttet; mochten es nun kleinere Werke sein, wie Lieder, Klaviersachen, Kammermusik oder Werke für Orchester, Symphonien, Ouverturen oder gar große Chorwerke: jedes neue Werk war eine ebenso neue Offenbarung, mit jedem Werke wuchs er, wurde er größer, reifer, ausgiebiger und geklärter. Nun steht seit dem 3. April vorigen Jahres das Herz still, welches so Herrliches empfunden, so Großes geschaffen, und an uns ist es, was er uns hinterlassen, uns ganz zu eigen zu machen, und wir Schleswig-Holsteiner haben die doppelte Pflicht, das zu thun, einmal, weil die Wurzeln seiner Daseinsbedingungen in unserer Heimat liegen, und

dann, weil sein Empfinden und seine Kunst einen ausgeprägt norddeutschen Zug hat, der uns verwandt ist und uns sympathisch berührt. Die Vorfahren von Brahms lassen sich verfolgen bis zu einem Peter Brahms, der als Tischler in Brunsbüttel ansässig und mit einer Sophie Uhl verheiratet war. Ein im Jahre 1769 geborener Sohn dieses Peter, Johann, lebte als Gastwirt und Handelsmann zu Neuenkrug bei Wöhrden und später in Heide. Er verheiratete



Johannes Brahms.
Nach der letzten Aufnahme des Hofateliers von R. Krziwanek in Wien.

sich im Jahre 1792 mit Christiane Asmus aus Heide und hatte zwei Söhne: Peter Hoeft Hinrich Brahms, von dem Groth in seinen Erinnerungen an Joh. Brahms sehr anziehend erzählt, und Johann Jakob Brahms, den Vater unseres Johannes. Brahms entstammt also jenem alten kräftigen Volke der Dithmarschen, welches am längsten auf seiner dem Meere entrissenen Heimat seine Freiheit und seine Selb-

ständigkeit mit dem Schwert in der Faust bewahrte, bis es endlich durch erdrückende Übermacht und inneren Zwist in die Hände des Dänenkönigs fiel, jenem Volke, welches neben seiner eisernen Thatkraft, seinem festen Mut, seiner ernsten Entschlossenheit auch den weicheren Regungen und Empfindungen des Herzens früh zugänglich war, von welchem sein alter Geschichtsschreiber Neocorus in seiner Chronik sagt: „Also hebben se sick ock vor allen benahburten Völkern in Poeterien, Dichten und Singen, darin men jo gude ingenia lichtlich spören kan, geovet und hervorgedan, wo dan solches de olden dithmerschen Gesenge tügen, de se vom ehren Schlachtingen — seltzamen Aventuren edder andern lustigen Schuenken — mit sonderlicher Lefflichkeit ände Meisterschop gedichtet. Und is tho verwundern, dat so ein Volk, so in Scholen nicht ertogen, so vele schone leffliche Melodien jedem Gesange no Erforderungen der Wortt unnd Geschichte geven können, up dat ein Jedes sine rechte Artt unnd ehme gehörende Wiss etwedorss mit ernster Gravitetischeet edder frowdiger Lustigcheit hedde." Wie die „von Neocorus den Ditmarsen nachgerühmte Poeteri" und das Dichten in Klaus Groth und Hebbel zu neuem, blühenden Leben erwacht ist, so ist in Johannes Brahms, dem echten Sohne seines Volkes, jene verloren gegangene Kunst des Singens wieder erstanden, jene Kunst der Melodieerfindung, „up dat ein Jedes sine rechte Art unnd ehme gehörende Wiss entwedorss mit ernster Gravitetischeet edder frowdiger Lustigcheit hedde." Wie lassen sich diese wenigen Worte des alten Geschichtsschreibers auf Brahms' Liederkompositionen anwenden, auf seine besonders entwickelte Fähigkeit, jedes Lied bis ins kleinste Detail zu charakterisieren! Trotz seiner Hamburger Geburt treten in Brahms die Eigenschaften seiner Vorfahren, der alten Dithmarsen, voll und ganz in Erscheinung, sodaß wir ihn mit Recht den Unseren nennen können.

In stolzer Abgeschlossenheit und im vollen Selbstbewußtsein seiner zu erfüllenden Aufgaben, unabhängig von der Gunst der Großen und der oft noch verhängnisvoller auf den Künstler wirkenden Gunst der Menge, ist er seinen einsamen Weg durchs Leben gegangen, seine künstlerischen Ziele mit rückhaltloser Energie verfolgend und seinem künstlerischen Ideale mit eiserner Strenge gegen sich selbst Treue haltend. Tiefer Ernst mit einer nicht geringen Beimischung von Humor war, wie in unserem Volke, der Grundzug seines Wesens. Die Nichtigkeit und Vergänglichkeit des Daseins und damit verbunden Gedanken über Tod und Auferstehung sind häufig der Inhalt seiner ergreifendsten Kompositionen. Wie seine Vorfahren ist er tiefreligiös, ohne deswegen auf die äußeren Satzungen der Kirche viel Wert zu legen. Gleich den meisten seiner Landsleute hat er etwas Verschlossenes, Unnahbares in seinem Wesen, und er konnte gegen Fremde oder Bekannte, die ihm unsympathisch waren, eine geradezu

stachelige, abweisende Haltung einnehmen, während sein weiches, kindliches Herz jeder Not und jedem Unglück gegenüber die lebhafteste Teilnahme empfand und half, wo es helfen konnte. Das Sicheinsfühlen mit seiner eigentlichen Heimat findet seinen schönsten Ausdruck in der innigen Freundschaft, die ihn mit seinem Bluts- und Geistesverwandten Klaus Groth verband. Groth hat seine Erinnerungen an Brahms in drei Nummern der „Gegenwart" veröffentlicht, und bei dem allgemeinen Interesse, welches diese Mitteilungen haben müssen, möchte man wünschen, daß sie in Buchform der ganzen Mitwelt zugänglich gemacht würden. Hier können wir uns natürlich nur auf einzelne Mitteilungen beschränken. Groth beginnt damit zu erzählen, wie schon der Großvater von Joh. Brahms und sein eigner in einer Häuserreihe in Lüttjenheid wohnen, wo jeder Einwohner im Munde des Volks durch einen Vers bezeichnet wird wie: „Sla em dot, seggt Klas Groth" und „He hett nix as luter Hahns, seggt Brahms." Der Sohn dieses, Johann Brahms, der Vater unseres Johannes, hatte eine unbezwingliche Neigung zur Musik, denn zweimal entlief er dem Elternhause, um gegen den Willen der Eltern Musiker zu werden; erst als er zum dritten Mal wieder davonwollte, gaben die Eltern ihre Einwilligung. Er errang sich in Hamburg eine geachtete Stellung als Violinlehrer und Mitglied des Theaterorchesters, war verheiratet mit Johanna Henrika Christiane Nissen, die eine Frau von seltener Herzensbildung gewesen sein muß, denn Johannes, der gegen seine Eltern immer ein liebevoller Sohn war, hing mit besonderer Liebe an seiner Mutter, und seinem Schmerze über ihren Tod verdanken wir eines seiner schönsten Werke: ein deutsches Requiem, welches 1867 entstanden ist und 1868 zum ersten Mal in Bremen zur Aufführung gelangte. Es war gerade dieses Werk, welches in unserem Lande ihm die meisten Anhänger erwarb durch mehrfache Aufführungen in Kiel und Schleswig und welches verdient, auf dem nächsten schleswig-holsteinischen Musikfest als Hauptwerk das Programm zu zieren. Eine nicht geringe Anzahl seiner herrlichen Lieder verdanken ihr Entstehen den Dichtungen heimischer Poeten. Unter diesen nimmt wieder Klaus Groth den ersten Platz ein. Die ersten von Brahms komponierten Grothschen Lieder finden sich in op. 59. Es sind „Regenlied" und „Nachklang" aus Groths noch viel zu wenig gekannten hochdeutschen Gedichten „Hundert Blätter." Die beiden Lieder gehören vielleicht zu den schönsten, die Brahms komponiert hat. Und doch scheint ihm seine Musik zu der in der Dichtung so voll und ganz zum Ausdruck gekommenen Stimmung nicht erschöpfend genug gewesen zu sein, denn in einer herrlichen Sonate für Violine und Pianoforte, op. 71, spinnt er unter Zugrundelegung des Themas des Regenliedes die weiche, verschleierte Stimmung des Gedichtes aus zu einem köstlichen Musikstück von drei Sätzen, welches man nie spielen sollte, ohne die Regenlieder vorher singen zu lassen, die recht eigentlich der Schlüssel zu der

Sonate sind. In Gleichartigkeit der Stimmung sind diesen Liedern und der Sonate verwandt die drei Heimweh-Lieder desselben Dichters in op. 63: „Wie traulich war das Fleckchen," „O, wüßt' ich doch den Weg zurück" und „Ich sah als Knabe Blumen blühn," in denen Brahms dem Schmerz um das verloren gegangene Paradies der Jugend einen ergreifenden Ausdruck giebt. Zwei Duette in op. 66 für Sopran und Alt behandeln wieder die Grothschen Texte: „Wenn ein müder Leib begraben" und „Aus der Erde quellen Blumen." Ich habe oben schon einmal gesagt, mit welchem tiefen Ernst Brahms alles, was an Tod und Ewigkeit erinnert, auffaßt. Das beweisen auch wieder die beiden Kompositionen dieser Lieder, die in ihrer gesättigten Trauer und Wehmut immer einen tieftraurigen und doch wieder versöhnenden Eindruck hinterlassen. Von den vielen anderen Kompositionen Grothscher Texte, die alle ohne Ausnahme einen hohen musikalischen Wert haben und den Liedern immer einen neuen, vertiefteren Gefühlsinhalt geben, nenne ich nur noch aus op. 59: „Mein müdes Herz verlangt nach milder Ruhe," „Dein blaues Auge blickt so still," „Komm bald," op. 97: „Es hing ein Reif im Lindenbaum" und das Quartett für gemischten Chor „Ernst ist der Herbst," mit einem überaus stimmungsvollen Tonsatz. Von anderen schleswig-holsteinischen Dichtern hat Brahms noch komponiert von Theodor Storm das tiefdüstere „Über die Heide hallet mein Schritt" mit der dumpfpochenden Klavierbegleitung, von Detlef von Liliencron „Auf dem Kirchhofe" und „Maienkätzchen" und endlich von Friedrich Hebbel „Ich blicke hinab in die Gasse," „Ich legte mich unter den Lindenbaum" und als Soloquartett mit Klavierbegleitung: „Friedlich bekämpfen Nacht sich und Tag." Es hat wohl kaum einen Komponisten gegeben, der in der Wahl seiner Texte so sorgfältig, und so schwer zu befriedigen gewesen ist als Brahms. Unter den vielen von ihm komponierten Liedern findet sich nie ein unbedeutender oder gar wertloser Text. Das Beste war ihm gerade gut genug, und selten verfällt er auf Texte, die schon von anderen komponiert sind; aber immer versteht er es, „so viele schöne, liebliche Melodien jedem Liede nach Erforderungen der Worte und Geschichte zu geben, auf daß ein jedes seine rechte Art und ihm gehörende Weise mit ernster Gravität oder freudiger Lustigkeit habe." Man kann mit Recht die Frage aufwerfen, warum Brahms keine plattdeutschen Texte komponiert habe, da ihm der Quickborn seines Freundes Groth deren eine Fülle, gerade für die Komposition sich besonders eignender Texte, bot. Eine Art von Antwort giebt darauf ein mir von Klaus Groth geschenktes, auf beiden Seiten beschriebenes Notenblatt in einem gewöhnlichen Notenquerformat, welches der größte Schatz ist, den ich besitze. Das Blatt enthält nämlich eine bisher ungedruckte Komposition des mit einer anderen Musik in op. 59 veröffentlichten Grothschen Liedes „Nachklang," von Johannes Brahms selbst geschrieben. Es ist eine

sehr schöne, höchst charakteristische und sehr ausdrucksvolle Komposition, die neben der anderen gedruckten immer ihren selbständigen Wert behaupten wird. In der in op. 59 gedruckten Komposition desselben Textes finden sich ganz bestimmte äußere Anklänge an das vorhergehende Regenlied, die Brahms hier vielleicht erwünschter sein mochten. Auf einem freigebliebenen Liniensystem unter diesem Liede hat Brahms dann die eigene Komposition des Liedes aus Quickborn: „Da geit en Bek de Wisch entlang" für zwei Soprane und Alt geschrieben mit der Tempo- und Vortragsbezeichnung „Nich to snell und fin und söt." Den plattdeutschen Text der ersten Strophe hat er den Noten selbst unterlegt, also zweifelsohne das plattdeutsche Lied bei der Komposition im Sinne gehabt. Groth hat darunter schriftlich bemerkt: „Brahms sagte mir, er habe mehrere meiner plattdeutschen Lieder komponiert, dann es nicht bloß aufgegeben, sondern an die Stelle meiner Quickborntexte solche aus Brentanos Jungbrunnen gesetzt. Er nannte sie mir. „Plattdeutsch liegt mir zu nahe, ist für mich nicht Sprache, sondern Herzensäußerung." So ungefähr. Klaus Groth." Daß Brahms sich so oder in ähnlichem Sinne Groth gegenüber ausgesprochen hat, ist ja zweifellos richtig und ist wieder ein Beweis seines sich Einsfühlens mit unserem Volksstamm, dessen Herzenssprache das Plattdeutsch ist und hoffentlich immer bleiben wird. Möchte denn in Schleswig-Holstein die Musik unseres im vorigen Jahre verstorbenen großen Stammesgenossen immer mehr Eingang finden und immer mehr Herzen gewinnen, und wenn seine Musik auch die Eigenart unseres Stammes hat, daß sie nicht leicht zugänglich ist, so lohnt sie auch die Mühe, die man auf ihr Studium verwendet, durch einen überreichen Inhalt an schönster und idealer Musik, die einen Genuß gewährt, der keinem anderen zu vergleichen ist.

Kiel, im Juni 1898.

Auf historischem Boden.

Eine Ferienwanderung von P. Franzen.

Die Überschrift meiner Schilderung soll auf den Teil unserer engeren Heimat hindeuten, in dem vor wenigen Jahrzehnten sich die Geschicke Schleswig-Holsteins entschieden haben, auf Sundewitt und Alsen. Von Norden kommend, verlassen wir nach einer angenehmen Fahrt das Dampfschiff bei Randershöft und gehen von hier an der allerliebst belegenen „Munkmühle" die steile Strecke nach Rinkenis hinauf. Gleich beim Eintritt in das Dorf haben wir das erste Denkmal einer historischen Begebenheit vor Augen. Dem Hofe des Herrn Korff gegenüber steht ein einfacher Gedenkstein, der folgende Inschrift trägt:

„Første Skud fra Krigens Skare
Voldte Byen Skræk og Fare.
Men med Priis og Tak og Hæder
Broderligt vi mindes eder
Som for os i første Møde
Seier vandt — dog Seier døde."

Diese Strophe wird in Übersetzung ungefähr so lauten:

„Der erste Schuß der Kriegerschar,
Brachte dem Orte Schreck und Gefahr.
Doch Preis und Dank und Ruhm wir bringen
Der Bruderschar, die uns im ersten Ringen
Den Sieg erwarb — doch Seier starb."

An der Stelle im Dorfe fiel das erste Opfer im Kriege 1848—50. Es war dies der dänische Soldat Seier. Der Stein ist von Bewohnern des Dorfes gesetzt und die Inschrift vom damaligen Küster und Lehrer Nielsen verfaßt worden. Das Grab des gefallenen Soldaten Seier befindet sich auf dem Rinkenisser Kirchhof.

Das große und schöne Dorf zerfällt in das Ober- und das Unterdorf und erstreckt sich in einer Länge von über 3 km an der Flensburg-Sonderburger Chaussee entlang. Den Namen leitet die Sage von einem Seeräuber Ring her, der in früheren Zeiten hier sein Unwesen getrieben haben soll. Das alte Dorf lag im 13. Jahrhundert nördlich der um etwa 2 km vom heutigen Dorfe entfernten Kirche. Wir wandern längs der Chaussee nach Gravenstein hinunter und erreichen diesen Ort nach kurzer Wanderung. Der Flecken Gravenstein ist nur klein; aber die Umgebung desselben gehört unstreitig zu den schönsten Gegenden unseres Heimatlandes.



Schloß Gravenstein.

Ringsum von großen Wäldern eingeschlossen, liegt der Ort mit dem an einem kleinen Binnensee belegenen Schlosse an einem Einschnitt des Nübel-Noors, welches durch den schmalen Ekensund mit der Flensburger Förde in Verbindung steht. Jenseit des Binnensees liegt der große, herrliche Park mit seinen mächtigen Baumriesen, die in ganz Schleswig ihresgleichen suchen. Vom Park aus gelangen wir in wenigen Minuten nach dem Herzenshügel. Von hier aus blicken wir auf eins der freundlichsten Stückchen unserer heimatlichen Erde. Hier war es, wo unser Kaiser bei Gelegenheit des Kaisermanövers 1890 einen Feldgottesdienst abhalten ließ und darnach die Parade über sämtliche Marinemannschaften der in der Flensburger Förde ankernden Kriegsschiffe abnahm. 1864 war hier in Gravenstein das

Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, des Eroberers von Düppel. Das Schloß, welches sich mit seinen weißgetünchten Mauern in den blauen Fluten des kleinen Sees spiegelt, wurde 1616 vom Besitzer des adeligen Gutes Seegaard aufgebaut. Indem man große Steine für die Grundlage des Baues sammelte, entdeckte man die Alfshöhle, in welcher der Seeräuber Alf [1]) gehaust haben soll. Sein Grab wird im Schloßpark gezeigt. Bei dieser Gelegenheit fand man kleine Kupfermünzen, die auf der einen Seite ein Ā und auf der anderen Seite ein † trugen. Im Jahre 1725 wurde das inzwischen erneuerte Schloß an den Herzog von Augustenburg verkauft, der es, nachdem es 1757 abgebrannt war, im folgenden Jahre wieder aufbauen ließ. Jetzt ist es im Besitze des Herzogs Ernst Günther und ein beliebter Sommeraufenthalt der Herzogin-Witwe Adelheid, der Mutter unserer Kaiserin.

Östlich aus dem Flecken führt die Chaussee weiter gen Sonderburg. Über Atzbüll gelangen wir nach Nübel. Eben hinter Nübel liegt das Gehölz Büffelkoppel, das während der Belagerung der Düppeler Schanzen von Preußen und Dänen gleich hart umstritten wurde. Neben der Chaussee befindet sich hier ein kleines Häuschen mit davorliegendem Blumengarten. Hier im Garten haben dänische Soldaten im Gefecht bei der Büffelkoppel den Tod gefunden, und von den Bewohnern des Häuschens ist ihnen hier im Garten das Grab bereitet worden. Es ist jetzt durch einen schönen Gedenkstein geschmückt. Als der dänische Dichter Holger Drachmann einst diese Gegend bereiste, fand er dieses Grab, und in seinem Liede „De sønderjyske Piger" denkt er bei den Worten:

„De vog dem, vi grov dem en Grav i vor Have,
Lagde dem ved Siden af den alfar Vei" 2c. [2])

an dieses Grab im Gärtchen an öffentlicher Straße.

An dem Wirtshause Frydendal vorbei führt uns der Weg die Düppeler Berge hinauf. Sie ziehen sich in einem Bogen über die Südostecke des eigentlichen Sundewitts und fallen ziemlich steil nach dem Wenningbund ab. Die höchsten Kuppen erheben sich bis 70 m über den Meeresspiegel und gewähren einen unvergleichlichen Rundblick. Ausgezeichnet schön erscheint hier die Insel Alsen mit dem am Alsensund liegenden Städtchen Sonderburg. Zwischen Alsen und dem Festlande schlängelt sich der Alsen-Sund wie ein silberglänzendes Band zwischen Anhöhen und grünen Wäldern dahin, bis er sich mit der offenen Ostsee verbindet. Nach Süden schweift unser Blick über den Wenningbund, die Halbinsel Broacker und den Flensburger Meerbusen bis an die bewaldete Nordküste Angelns. Fast alle Gegenden und Örter, die unser Gesichtskreis umfaßt, fordern erhöhtes Interesse, da sich in und bei ihnen geschichtliche Ereignisse abgespielt haben. Hier ist 1848 und 49 und namentlich 1864 für die Befreiung Schleswig-Holsteins hart gestritten worden, und die vielen Soldatengräber auf dem kleinen Kirchhof an der Chaussee, auf dem freien Felde und auf den Kirchhöfen von Düppel, Ullerup, Satrup, Nübel und Broacker zeugen davon, daß viel deutsches Blut geflossen ist, ehe dieses herrliche Stück norddeutscher Erde mit dem deutschen Vaterlande vereinigt werden konnte. Ein hehres Denkmal der großen Waffenthat am 18. April 1864 bildet das Düppeldenkmal, 22 m hoch, auf einer Anhöhe südlich der Chaussee, wo früher die dänische Schanze Nr. 4 lag. 2 km westlich vom Denkmal liegt der Spitzberg (jetzt Prinzenhügel genannt), von dessen Höhe Prinz Friedrich Karl am 18. April den Angriff leitete. Jenseits des Wenningbunds liegt die Anhöhe Gammelmark,

---

[1]) Siehe „Heimat" Jahrgang 1892, Heft 4.

[2]) In Übersetzung ungefähr so:
„Sie (die Feinde) wogen, wir gruben ihnen ein Grab in unserm Garten,
Legten sie hinein ins Grab neben der öffentlichen Straße."

wo die Preußen ihre Batterien aufgefahren hatten, die Düppel den größten Schaden zufügten. Wenige Schritte vom Denkmal liegt der kleine Soldatenkirchhof, wo Preußen und Dänen friedlich neben einander ruhen. Hier schmückt ein einfaches eisernes Kreuz, dort ein einfacher Granitblock je ein Massengrab. „Hier ruhen — — tapfere Preußen; hier ruhen — — tapfere Dänen": das sind die einfachen, aber doch vielsagenden Inschriften. Reiche Kranz- und Blumenspenden legen Zeugnis davon ab, daß die gefallenen Helden nicht vergessen sind. Nördlich von den Schanzen befinden sich hier und dort auf dem freien Felde einfache Denkmäler. Hier ziert ein Gedenkstein den Ort, wo der General v. Raven, Anführer der 3. Sturmkolonne, schwerverwundet niedersank; dort bezeichnet ein Kreuz die Stelle, wo ein junger Lieutenant sein Leben dem Vaterlande zum Opfer brachte. Wohin wir uns auch wenden, überall finden wir Erinnerungszeichen an blutige Kämpfe. In der Wirtschaft Düppelhöh', welche am Fuße des Denkmals liegt, finden wir eine kleine, aber interessante Sammlung von Waffen, Kugeln, Granatsplittern usw. aus den Kriegsjahren. Zwischen dem Denkmal und Sonderburg liegt die historisch bekannte Düppel-Mühle, die 1864 den Dänen als Beobachtungspunkt diente. Lange widerstanden ihre festgefügten Mauern den Kugeln der Gammelmarker Batterie; endlich aber stürzten sie ein.

Von der Mühle führt die Straße steil hinab nach dem Alsen-Sund, und bald erblicken wir Sonderburg auf der schräg aufsteigenden Küste. Die Geschichte der Stadt ist eng mit der Geschichte des Schlosses verknüpft. Das große, düstere Gebäude liegt an der südwestlichen Ecke der Stadt auf einem künstlich aufgeworfenen Grunde. Es soll im Jahre 1169 als Schutz gegen die wendischen Seeräuber aufgeführt worden sein. Damals soll es aber näher bei Augustenburg gelegen haben, und erst nach verschiedenen Eroberungen und Bränden mag es auf dem jetzigen Platz aufgebaut worden sein. Im Schlosse befindet sich eine kleine Kapelle. Hier ist das offene Erbbegräbnis der Herzöge der sonderburgischen Linie. Die aufgestapelten, mit Silber und Sammet beschlagenen Sarkophage haben sich bis auf den heutigen Tag gut erhalten.

Früher hatte das Schloß vier mächtige Ecktürme. Diese sind jetzt bis auf einen Rest des nordwestlichen Turmes verschwunden. Im südöstlichen Turm wurde der dänische König Christian II. von 1532—49 gefangen gehalten. Er saß in einer Kammer eingesperrt und hatte nur seinen norwegischen Zwerg und, als dieser gestorben war, einen alten Soldaten zur Gesellschaft. Die Thür zur Kammer war vermauert; durch ein Loch in der Wand reichte man ihm sein Essen, und sein Licht erhielt er durch ein vergittertes Fenster. In einer Nische stand das Bett des Königs und in einer anderen der Kamin. Mitten im Zimmer stand ein großer marmorner Tisch, in dessen Platte sich eine Furche vom Finger des Königs gebildet haben soll, wie auch der Fußboden Spuren von den Wanderungen des Königs trug. — Vom Mühlenberge östlich der Stadt genießt man eine herrliche Aussicht über die Insel, und deutlich sieht man die weißen Mauern des Augustenburger Schlosses, das in einem wundervollen Park am Augustenburger Noor liegt.

Erwähnen möchte ich noch Satrupholz am Alsen-Sund, das durch eine kurze, aber schöne Dampfschiffsfahrt zu erreichen ist. Von hier aus unternahmen die Preußen am 29. Juni den kühnen Übergang über den Alsen-Sund und entrissen dadurch den Dänen ihr letztes Bollwerk, auf das sie in ihrem Stolz so sehr getrotzt hatten. Von dieser herrlichen Waffenthat zeugt das Alsendenkmal bei Arnkiel am Alsenstrand. Möge dies schöne Stückchen Erde, Alsen und Sundewitt, unserem teuren Vaterlande für immer erhalten bleiben!

Stapelholmer Sagen.

Gesammelt von **Heinr. Carstens.**

III.

Schlangensagen.

Ein kleines Mädchen in Drage saß jeden Tag vor der Hausthür auf einem Stein und aß Milch und Krume (Melk und Kröm). Jedesmal nun, wenn sie da saß und aß, kam unter dem Stein eine Schlange heraus und aß mit dem Mädchen aus der Schüssel. Zuweilen schlug sie die Schlange mit dem Löffel auf den Kopf und sprach: „Du schaß ni blots Melk drinken, du schaß ok Kröm ęten." Als aber die Eltern gewahrten, daß die Schlange mit dem Mädchen aus der Schüssel aß, töteten sie die Schlange. Da fing aber auch das Kind an zu kränkeln und starb bald darauf.

Es war zur Zeit der Roggenernte, als ein Mädchen, das den Roggen hinter der Sense aufnahm, zur Mittagszeit hinter einem Wall lag zu schlafen. Da kroch ihr eine große Schlange (en Snork = Ringelnatter) in den Mund hinein, aber sie wußte nichts davon. Sie schwoll an, und kein Arzt konnte ihr helfen. Ein Jahr später aber kroch die Schlange von selber wieder heraus und eine ganze Reihe junger Schlangen hinterher. Mündlich aus Drage.

Es giebt auch eine Königsschlange, die eine goldene Krone trägt. Wer diese goldene Krone gewinnen kann, ist reich für sein ganzes Leben. Ein Mann fand einst die Königsschlange in einem Walde und raubte ihr die Krone. Dafür ward er aber auch Zeitlebens von allen Schlangen verfolgt.

Mündlich aus Bergenhusen.

Das verwunschene Schloß.

Zwischen Stapel und Erfde an dem Erfder Langendamm, ungefähr da, wo die alte Sorge in die Eider mündet, befindet sich eine Weele. Hier stand in alter Zeit ein großes, prächtiges Schloß. Dasselbe ist versunken, weshalb, weiß ich nicht mehr, und an der Stelle, wo einst das Schloß stand, ist jetzt die Weele, die aber grundlos ist. In der Neujahrsnacht hört man tief unten ein Glöcklein läuten. Mitgeteilt von A. Weinrebe.

Die Schatzgräber.

Im Braßberge bei Drage, da, wo einst auch Unterirdische wohnten, liegt ein großer Schatz. Einst wollten Leute diesen Schatz heben, und schon hatten sie den Kasten, der den Schatz barg, nahezu aus der Tiefe herausgebracht, als einer der Schatzgräber, namens Huß, das unbedachte Wort sprach: „Nu hebbt wi em bald!" und sofort verschwand der Schatz wieder in der Tiefe. Doch gab es noch eine Möglichkeit, den Schatz dennoch zu heben; wenn einer nämlich hinreiten würde nach dem Prediger in Kropp, um noch ein Schwarzkunstbuch zu holen. Huß, durch dessen Unachtsamkeit der Schatz verloren gegangen war, wollte hinreiten, doch ging er zuerst zu einer Kartenlegerin, und die sagte ihm, er möge nur ruhig daheimbleiben, da er das Buch doch nicht erhielte, obgleich der Prediger es gerade auf seinem Tische liegen habe; auch würde er unterwegs drei Mal mit dem Pferde stürzen; das erste Mal bei „Möhlensink" (Niederung, die sich zwischen Seth und Drage hinzieht und bei den Süderstapler Mühlen — jetzt ist dort nur eine Mühle — vorübergeht). Dennoch bestieg Huß ein tüchtiges Pferd und ritt fort. Bei „Möhlensink" stürzte er, aber ohne Schaden zu nehmen. Noch zwei Mal stürzte er mit dem Pferde, kam aber doch glücklich in Kropp an. Richtig, das Buch lag aufgeschlagen auf dem Tisch, und als Huß nun sagte, daß er abgesandt sei von den

und den Leuten aus Drage, um das Schwarzkunstbuch zu holen, da machte der Prediger das Buch, worin er gerade gelesen, zu, klopfte dem Huß dreimal auf die Schulter und sprach dreimal: Bete und arbeite! Und so mußte Huß denn ohne das Buch wieder nach Hause reiten, und der Schatz ist noch diesen Tag nicht gehoben.

Bei den Süderstapeler Mühlen liegt auch ein Schatz, der noch nicht gehoben ist. Mündlich aus Drage. Abgedr. im Ur-Quell Bd. III, S. 162 u. f.

Wiedergänger.

Zwischen Bergenhusen und Wohlde liegt noch recht viel Gehölz, und hier gerade auf der Grenze — „Mittelfredendoor" heißt die Stelle — geht ein Mann mit einer Kette um. Jedenfalls ist es ein Landmesser, der die Grenze falsch gemessen hat.

In Bergenhusen starb der alte H. Kaum war er gestorben, so kehrte er wieder und beunruhigte die Seinen im Hause. Endlich machte man das Grab offen, öffnete den Sarg und legte die Leiche mit dem Gesichte nach unten (nüel). Von nun an mußte H. unter der Erde umgehen. Mündlich aus Bergenhusen.

In Drage erhängte sich vor Jahren eine Frau. Das böse Gewissen hatte ihr keine Ruhe gelassen, weil sie einst als junges Mädchen ihr neugeborenes Kind umgebracht hatte. Aber auch im Grabe fand sie keine Ruhe und mußte nach ihrem Tode umgehen. Der Drager Nachtwächter hat sie oft gesehen. Mündlich aus Drage.

Bei der Süderstapeler Mühle in der Nähe des ehemaligen Galgenberges (Gallbarg) gehen Grüttbüdel und Tambour (Obermüller?), die einst hier hingerichtet worden sind, um. Mündlich aus Süderstapel.

Der ewige Jude.

Alte Leute haben den ewigen Juden oft gesehen. Er hat nirgends Ruhe und muß immerfort wandern. Nur zwischen zwei Eggen, die dachförmig zusammengestellt sind, kann er sich ein wenig ausruhen. Mündlich aus Drage.

Kind in der Weele.

Durch einen mächtigen Sturm entstand an der Eider ein Deichbruch, und durch nichts war es möglich, den Bruch zu hemmen. Endlich hieß es, man müsse ein Kind in die Weele werfen, da dann der Bruch geschlossen werden könne. Man kaufte einer Mutter ihr uneheliches Kind ab, die es für schnödes Geld hergab. Über der Weele baut man eine Wippe, läßt das Kind hinaufgehen, so daß es sich überschlägt und ins Wasser sinkt. Doch taucht es noch mehrmals auf, und man hört deutlich: „Wat is weeker as week?" „„Möers Schoot!"" „Wat is söter as söt?" „„Möers Titt!"" „Wat is harter as hart?" „„Möers Hart!""

Mündlich aus Drage.



Sprichwörter, volkstümliche Ausdrücke und Redensarten, Volksreime, alter Volksglaube.

Zusammengestellt von **H. Eschenburg** in Holm bei Ütersen.

Wie überhaupt auf dem Gebiete der Volkskunde, so ist auf Anregung durch die „Heimat" in den letzten Jahren auch fleißig auf dem Felde unserer Sprichwörter und Redensarten gesammelt worden.

Das ist um so erfreulicher, weil es die höchste Zeit geworden ist, die noch vorhandenen Schätze zu bergen. Denn die Gegenwart ist der Fortdauer dieser

„Weisheit auf der Gasse" nicht günstig, und wurde nicht Hand ans Werk gelegt, so würde allmählich immer mehr von diesen wertvollen Bausteinen zum Gebäude der Volkskunde abbröckeln.

Ich möchte mich hier jedoch nicht weiter über die Bedeutung und den Wert unserer Sprichwörter verbreiten, sondern weise in dieser Beziehung auf die Ausführungen des Herrn Suck in der „Heimat" 1891, S. 189—191 hin. Was dort über die Volksreime gesagt ist, dürfte in gleichem Grade auch für die Sprichwörter zutreffen. Ferner sei hier an die Ausführungen des Herrn Rektor Lund in der „Heimat" 1897, S. 18 erinnert.

Ich hatte das Glück, einige reichlich fließende Quellen zu entdecken, und so gelang es mir, für die Gegenden von Kaltenkirchen, Pinneberg, Haseldorf und Brunsbüttel eine ziemlich umfangreiche Sammlung zusammenzubringen.

Auf Vorschlag des Herrn Rektor Lund wagte ich den Versuch, den ersten Teil der Sammlung, der das Kapitel vom Essen und Trinken enthält, womöglich auf das weitere Vereinsgebiet auszudehnen. Ich mußte dabei auf Unterstützung aus dem Leserkreise der „Heimat" rechnen.

In bereitwilligster Weise haben dann auch Herr Carstens in Dahrenwurth und Herr Rektor Lund die übersandte Arbeit ergänzt, ersterer für Dithmarschen, letzterer für Dänischwohld, sodaß auch diese beiden Gegenden in der Sammlung gut vertreten sind. Dazu sandte Herr Carstens einige Angaben aus Stapelholm sowie entsprechende Beiträge aus Nissen, Freske Findlinge und Tuxen, Det plattdytske Folkesprog i Angel.

Eine sehr dankenswerte Unterstützung wurde ferner der Arbeit durch die Sammlung des litterarischen Vereins der Seminaristen zu Eckernförde-Borby zu teil, die namentlich wertvolle Beiträge aus dem Fürstentum Lübeck brachte. Herr Rektor Kleemann in Kiel sandte ferner einen Beitrag aus der Wilstermarsch, Herr Rektor Peters in Kiel eine Zusammenstellung nach Mitteilungen seiner Schüler.[1])

Wenn nun auch dank solcher thatkräftigen Unterstützung der erste Teil der Sammlung einen bedeutenden Umfang gewonnen hat, so ist doch anzunehmen, daß wir von der erstrebten Vollständigkeit noch weit entfernt sind. Fehlen doch aus dem südöstlichen Holstein und Hamburg noch fast jegliche Beiträge, und auch Schleswig ist außer Dänischwohld nur spärlich vertreten.

Es wäre aber auch sehr erwünscht, wenn das Verbreitungsgebiet der schon eingegangenen Sprichwörter sich genauer feststellen ließe. Im Einverständnis mit der Schriftleitung der „Heimat" richte ich daher an die geehrten Leser die höfliche Bitte:

1. Man wolle die beim Lesen im Gedächtnis auftauchenden neuen Sprichwörter mit der Feder festhalten und zur Ergänzung einsenden.
2. Man wolle die Kenntnis von der Verbreitung der einzelnen Sprichwörter fördern helfen durch Einsendung der Nummern, die in dortiger Gegend bekannt sind, wobei charakteristische Abweichungen besondere Berücksichtigung verdienen.
3. Man wolle auch solche Beispiele einsenden, die ihrer Derbheit wegen mit Rücksicht auf den Leserkreis der „Heimat" von dieser Veröffentlichung ausgeschlossen werden mußten, die aber in einer vollständigen Sammlung nicht fehlen dürfen, sofern sie wissenschaftlichen Wert haben soll.

[1]) Beiträge für die gesamte Sammlung sind außer den alle Gebiete umfassenden Zusammenstellungen der Eckernförder Seminaristen noch eingegangen von Herrn Hauptpastor Schnittger in Schleswig, Fräul. Buckow, Lehrerin in Altona, Herrn Schwarz in Windbergen, Herrn Greve in Schleswig und Herrn Reimer in Satrup (Angeln).

Das bisher der Sache entgegengebrachte rege Interesse läßt mich auf fernere Unterstützung hoffen.[1])

I. Vom Essen und Trinken.

Allgemeines.

Wertschätzung des Essens und Trinkens.

1. a) Ȩten un Drinken holt Liv un Seel tosamen. Verbr., auch N. IV, 475.
   b) . . . . bȩter as 'n isern Band. K.
2. Von Ȩten un Drinken mut mancher Minsch von lȩben. FLb.
3. a) Bi Ȩten un Drinken kann 'n old warn. K. Hf. Carst.
   b) De am längsten itt, lȩvt am längsten. (Besonders am Weihnachtsabend gebräuchlich.) Carst. B.
4. He slöppt nich, wenn he watt ȩten schall. K. Hf. B. D.
5. a) Wat hett 'n süns vun'e Welt! Ȩt'n un Drink'n wüllt wi d'r vun. Ȩt'n un Drink'n wüllt wi d'r vun, wat wi denn ni hebbt, dat hebbt wi ni. Carst. Schwienhusen in D.
   b) Wat hett 'n denn ok noch sünst vun 'e Welt, as dat Bitt'n (Bißchen), wat 'n sik daer mit de Tänen afritt. Pb. K.
   c) . . . . as blot dat Ȩten un Drinken. Hf. B.
6. Ruf zum Essen: „Wat ȩten!" —
   a) Antwort: „Dat is't best Wort in ganz N." Pb. K. Hf. B.
   b) Antwort: „Dat mœt wi ni vergȩten!" Hf. B.
7. a) Ik bün god vun Natur un ok doch — mag geern ȩten un drinken. K.
   b) God Ȩten un Drinken mag ik, daervœr will ik ok min Gemütlichkeit hebb'n. DW.
   c) Vœr wenig Ȩten bün ik nich, sä de dithmarscher Buer; awer drinken mag ik geern; dahingegen mut ik naher min gehörige Ruh hebb'n. Eck. 103.
8. a) Bȩter wat in'n Liv as wat üm'n Liv. K. Hf. B. Carst.
   b) Eerst de Mag, denn de Krag. Lb. in Eck. 340.
9. 'n god Fröhstück is bȩter as 'n ganzen Dag garnix. Hf. B. Pb. K. Pr. FLb.
10. Kort Gebȩt un 'n lange Wust. Hf. B.

Hunger und Appetit.

11. So hungrig a) as 'n Wulf. verbr.
    b) as 'n Lus. Carst.
12. En hungrig Lus bitt scharp. K. Carst.
13. a) Mi ward (auch: hangt) de Mag al scheef. verbr.
    b) Ik bün so hungri, dat mi de Mag an 'n Rügg sitt. Carst.
14. He is so hungrig, dat em de Darm in 'n Liv knackt, pipt (kettelt. B.) K. Pb. Hf.
15. Ik bin so hungrig, ik kunn wull roh Müs' frȩten. Hf.
16. a) Hunger is en skarp Krut. N. V, 669.
    b) Hunger es dat best Krut awt ethe. N. V, 614.
17. Langn hungern is keen Brot sparn. Carst. K.
18. a) He mag sin Kost. verbr.
    b) He is keen Kostverachter (Kostversmaer. K.) verbr.
19. He sleit keen Mahltid œwer. Pb. K. Hf. B. Carst.
20. Wenn he wat süht, mag he wat. K. B.
21. He is krank vœr't Brotschapp (vœr de Garkœk. K.), wenn'r satt is, mag he nix. Pb. Hf. B.
22. Mut'n ȩten, wenn 't smeckt. K. Pb. Hf. B.
23. De Aptit kumt bi 't Ȩten. verbr.

---

[1]) Bedeutung der Abkürzungen: **B.**: Die Gegend um Brunsbüttel. — **Carst.**: Aus Dithmarschen nach Mitteilungen von Carstens in Dahrenwurth. — **B.**: Bramstedt. — **D.**: Dithmarschen. — **Eck.**: Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten von Rudolf Eckart. — **DW.**: Der Dänische Wohld. — **FLb.**: Fürstentum Lübeck. — **Hbg.**: Hamburg. — **Hf.**: Die Gegend der Haseldorfer Marsch sowie die angrenzende Geest. — **Holm**: Dorf Holm bei Ütersen. — **K.**: Die Gegend von Kaltenkirchen (speziell Henstedt). — **N.**: Freske Findlinge von Nissen. — **Pb.**: Pinneberg. — **Sch.**: Plattdeutsches Idiotikon von Schütze. — **Tuxen**: Det plattdytske Folkesprog i Angel von Tuxen. — (?): Das Sprichwort kommt im Gebiete vor, aber die Gegend ist nicht genauer bekannt.

24. De Mund is 'n Schelm (DW.), wenn em wat bütt, denn mag he ok wat. K. Hs.
........, so nimmt he 't. Carst.
25. He kumt in 'n Smack as Heitmann mit 'n Zucker. K. Pb. Hs. B.
26. Jk kann to jeden Tid arbeit'n, kann ok to jeden Tid ęten. Holm.
27. Verännerlich Spies' gift Aptit to'n Ęten. K. Hs.
.... gift guden Aptit. B.
28. Jtt nich, ehr du wat ittst, sünst kannst du nich ęten, wenn du wat ittst. (Jß nicht so viel vor der Mahlzeit.) K.

Vom Magen.

29. He het 'n Magen up 'e recht Stell. Pb. K. Hs. B.
30. He het 'n Pęrmag. Carst.
31. a) He het 'n Holsteenschen Magen. Holst. DW.
b) He het 'n Dithmarscher Magen. Dithm. Stapelholm (Carstens).
32. a) En Dithmarscher Magn is inwenni mit Blick beslan. Christiansholm b. Rendsburg (Carstens).
b) He mut 'n Mag hem, de mit Radnageln utslan is. FLb.
c) Sin Magen is utgleisurt. K.
33. He het 'n Magen as N., kann rohe Schohsahl'n fręt'n. Hs.
34. a) He kann dree Mahltidn op'n anner sett'n. Dithm. Stapelholm (Carstens).
b) Man mut'n mal 'n Mahltid œwerslan können, mut œwer ok dree Mahltiden up 't anner sett'n können. Pb. K. Hs. B.
35. He het 'n Kükenmagen. K. Hs. Carst. DW.
36. Wat de Mund mag, mut de Mag verdaun. K. Hs. B. Carst.

Über den Geschmack.

37. a) De Gesmack is verschieden, — de een mag de Mudder un de anner de Dochder. verbr.
b) ...., de een mag de Krei un de anner de Nachtigal. K. Hs. B.
38. Wat de een ni mag, is den annern sin best Kost. verbr.
39. Na jeden een sinen Mund kann 'n ni kaken. K. Hs. B.
40. a) Jeder up sin Mœhl. Hs.
b) Jedereen na sin Mœg. DW.
41. a) Dat is wat up min Mœhl. B. Pb. K. Hs.
b) Dat is 'n Fręt'n vœr Mops. Carst.
c) Dat is 'n Fudder (Fręt'n) vœr mi. Pb. Hs. B.
42. a) Daer lat ik Brot un Beer vœr stahn. Hs. B.
b) Daer lat ik den besten Brad'n vœr stahn. K. Carst.
43. a) Daer steit em de Lecker na. Jn Holst. verbr.
b) Daer lick ik de Fingern na. K. Pb. Carst.
c) Daer watert mi de Mund na. K. Pb.
44. Dat is man 'n kort Enn, wo't god smeckt. K. Pb.
45. Jtt, wat du magst, un sing, wat du weets. verbr.
46. De 't ni mag, mutt 't dalslucken. verbr.
47. De 't mag, de mag 't, un de 't ni mag, de mag 't wull ni mœgen. K. Bramst.[1])
48. De is krüsch — mag ni mal brad'n Törf. K. Hs. B.
49. Ęt'n, wat 'n mag, un liden, wat 'r vœr hört. K. Pb. Hs. DW.
50. a) Jk ęt allns, wat up 'n Disch kommt. K. Hs. DW. Carst.
b) Min Schosteen treckt allerhand Rok. Sch. ?
51. Wat 'n god Swin is, fritt allns. K. Pb. Hs. Pr. FLb. DW.
52. a) He neit dat all vœr de Naht weg. Pb. K.
b) He slubbert dat all weg. Pb.
c) He fritt allns vœr Manschester weg. verbr.
53. He het 'n goden Pröver (Zunge). K. Hs.
54. a) De is lang ni krüsch — mag allns, wat god smeckt. Pb.
b) ..... mag Beefsteak un Karbonad. Neustadt.
c) He es eg lakker, awer he mei nog wat Gödds. N. III, 363.
55. a) Leckertähn! (auch Leckertęv) mags ok gröne Seep? verbr.
b) Phylax! mags ok Mulschelln?[2]) K. Hs. B.
c) Mus! mags ok Speck? Stapelholm (Carstens).

---

[1]) Dort schon vor 30 Jahren bekannt. Ob aus Reuter?
[2]) Ein feines Gebäck.

56. a) Ik mag nich geern dünn Botter, œwer geern dicken Kees. Pb. K.
b) Dick mag ik de Botter nich, aber hoch. F. Lb.
c) Dünn Brot un dick Botter. K. D. N.-Dithm.
57. Beter is beter! sä de Jung un streu Zucker up 'n Sirup. Dithm. (Reimer).
58. a) Vel eten do ik nich, œwer recht 'n bitt'n wat Gods — un denn natürlich satt. B.
b) Vœr vel Eten bün ik ni — blot 'n Bittn un 'n bittn wat Gods. K. Hf.
59. Wi wöllt em de Leckertän (de Eiertähn. Eck.) uttrecken. Hf.
60. Dat mag de Heistmer Kohharr ok. (Im Dorfe Heist bei Ütersen lebte vor Zeiten ein Dorfhirte, der stets, wenn er Leute essen sah, sagte: „Dat mag ik ok!" — Die Redensart wurde dadurch in der Gegend sprichwörtlich.) (Fortsetzung folgt.)

Was sich das Volk erzählt.

Klas Warre.

Von Hauptlehrer J. **Maaſs** in Lübeck.

In Groten Sziemz bi Schümbarg (Schönberg im Fürstentum Ratzeburg) wier vor lang'n Tied'n ein'n Schult'n, de heit Klas Warre. Sien Vare harr em 'n Stär (Bauernstelle) hinnelat'n, de wier slech inne Reig (Reihe, Ordnung); nix as Quäk'n un Schiet un Dreck an all'n Ecken un Kanten. Sien' Veihwark künn' dat Vareunser dœrch de Rippen less'n un in de Hüft'n kunn' ein Mekelbörger Burbrot leggn (legen), dar wier nix van tau seih'n. Sien Fruch (= Frau) hal he ut Linow (Lindow). In de einzig Lar (Lade, eichener Koffer), de se mitkreig, wier ok wiere nix as'n Hüllschachtel.[1]) De ull Schachtel rutsch nu bald na vœrn, bald na achten in de Lar, je nadem dat in de Linoger (Lindower) Bargen bargup ore bargdal güng. Dor hett de Düwel sien Spill mit, seggt Klas Warre, wenn't bargdal geht, rutscht Düwel na vœrn, bargup rutscht Düwel na achten. — Ganz ull lege (schlechte) Dag wiern dat vœr Klas Warre, wenn he tau Harst- un Frühjohrstied'n mit 'n poor Sack Kurn tau Mœhl müßt na Schümbarg (Mühlenzwang). De Weg wier denn noch leger as sien Veihwark; un in de Bäk (Maurine), wo nu ein Brügg œwer geht, wier so 'n deip Stär (Stelle), dor bleiw Klas Warre ok jeresmal stek'n. Dar het de Düwel sien Spill mit, seggt Klas Warre denn, treckt de beste Wagenrung 'rut un geht dormit achten Wagen hen. Richtig sitt de Düwel achter up dat Ünnebrett un drückt den Wagen deip na de Maar (Modde) 'rin, dat dat Veihwark em nich rüppeln ore rög'n künn. Klas Warre langt den Düwel twei feste mit den dicken Enn' van de Rung. Den drübb'n ok! seggt de Düwel. Jerst (Erst) anners üm nehm', seggt de Schult un langt em nu twei mit dat dünn' Enn', de sik œwer likes (dennoch) ok kämmt un wossen (gewaschen) hebbt. Den drübb'n ok! seggt de Düwel. Jerst anners üm nehm'! Un so tagel Klas Warre un süht sik bannig vœr, dat hei den Düwel nich drei Släg (Schläge) mit datsülwig En'n geb'n der (that), denn wier hei verlor'n west. So œwer släug hei so lang, bet de Düwel ut'nanne platzt un dat dor ganz bannig stink'n wür. Denn schäuw (schob) Klas 'n bät'n mit an, un dat Veihwark kreig richtig den Wag'n los. De Stär wier den annern Dag noch ganz swart dovan.

So oft Klas Warre na Schümbarg käum, so oft türe hei sik ok 'n lütt'n Origen (einen ordentlichen Rausch nämlich) an. Tau Faut güng hei denn mit sien'n Krüsel giern œwer Sabow dœrch den Mählenbrauk den Fautstieg na. Dor kreig'n em nich so vel Lür (Leute) tau sehn. Blot dei ull Stieg güng an' ull Sandkuhl vœrbi, dor wier dat 's nachts sien Dag nich richtig west. In de ull Kuhl wiern vœr lang'n Tied'n mal Franzosen begrab'n word'n; dorvon käum dat. Ins (Einstmals) 's nachts dämelt Klas Warre dor an de Kuhl vœrbi un süht dorin so'n hell Kahl'nfüer. Dor hett de Düwel sien Spill mit, seggt he. Denn vœr Sabow wier em all de Piep utgahn, un sien'n Tunner (Zunder) harr he richtig in Schümbarg ligg'n lat'n. So dull he sien'n Sughak'n ok brukt harr, sien Piep wier ut un bleiw ut, un hei kreig se nich werre in't Glœsen (Glimmen). Hei geht in de Kuhl, leggt sik driest ein Füerkahl up de Piep un süggt sik so tau Hus an. Œwer dat Ding dat brennt jü nich, he kann sug'n, wat he wull. Nu besüht he sik de Kahl mal ollik (ordentlich), un süh, dor is dat 'n Luggedur. Holt still, seggt de Schult, dit kann'k bruk'n, dreht sik um un stickt sik alle Taschen propp'nvull, un nu giwwt he ok kein Stärgeld (Platzmiete, eilt davon). Bald œwes hört he Hunn' achter sik bläk'n; se kamt achter an, woll an 100 Stück. Hei löppt, all wat dat Tüg hol'n will, se kamt ümmer dichter 'ran. He pußt un sweit, denn sien Luggerdurs, de mütt doch in Säkerhet. Un richtig, he kümmt 'rin in't Hus. De Hunn' de bläkt dar but'n vœr de Dœr. He œwers will sien Luggerdurs

[1]) Die Kopfbedeckung der Ratzeburger Bäuerinnen hieß „Hüll" = Mütze.

mal telln un fangt nu an, inne Döns (Stube) up 'n Disch se uttopack'n. Doch hiermit harr de Düwel nu würklich mal sien Spill: wat Klas utpackt, wier luter schiern Piermeß (Pferdedung).

Mitteilungen.

1. Fang einer Ringelnatter im Meerwasser. Natrix, die Schwimmerin, ist der lateinische Beiname, den die Ringelnatter allgemein führt, und wie berechtigt diese Bezeichnung ist, wird jeder Beobachter zugeben, der diese die Nähe des Wassers liebende Schlange mit hoch erhobenem Kopfe schnell und gewandt auf der Flucht oder auf der Jagd nach Beute über Gräben und Teiche hat dahingleiten sehen. Daß sie auch über die salzigen Fluten des Meeres ihre Wanderungen unternimmt, geht daraus hervor, daß im Juli vorigen Jahres an Bord S. M. S. „Blücher" in der Flensburger Förde ungefähr 1000 m vom Lande eine Ringelnatter von etwa 50 cm Länge gefangen wurde. Marine-Arzt Dr. Böse, von welchem diese Mitteilung an den Herausgeber des „Zoologischen Anzeigers" (vergl. Bd. XX, Nr. 536) eingesandt wurde, konnte nach Angaben von glaubwürdiger Seite hinzufügen, daß die Ringelnatter auf der dortigen Förde häufiger vorkomme. Namentlich bei Nordwind sollen diese Tiere öfter von Wassersleben über die Bucht nach Mürwik schwimmen, also 3—4 km auf der Flut zurücklegen. F. Lorentzen in Kiel.

2. Nordlicht. Gestern Abend beobachteten wir hier ein prächtiges Nordlicht. Als ich etwa um 9 Uhr 15 Min. hinauskam, fiel mir eine ziemlich starke Lichterscheinung am nördlichen Himmel auf, die eine bedeutende Ausdehnung hatte. Allmählich bildete sich immer deutlicher ein schwachgewölbter breiter Lichtbogen, der endlich bis über die Sterne Arctur und Capella hinausreichte und eine Helligkeit verbreitete wie etwa ein schwacher Mondschein. Der Bogen kam allmählich höher, und dem ungeübten Auge schien es, als wenn unterhalb desselben eine schwarze Wolkenwand emporstieg, so stark hob sich das Lichtgebiet von dem übrigen sternklaren Teil des Himmels ab. Nach etwa einer halben Stunde zeigten sich zuerst ganz schwache Strahlen. Bald danach schossen zwei lange helle Strahlen hervor, und nun verbreitete sich das Licht von dem Bogen aus, daß es dem getäuschten Auge schien, als breche das bisher hinter der dunklen Wolkenwand zurückgehaltene Licht mit Macht hervor. Jetzt schossen allenthalben starke Strahlen hervor. Gegen 10 Uhr erreichte das wunderschöne Schauspiel seinen Höhepunkt. Welch wunderbarer Wechsel der Strahlen, die teilweise bis zum Scheitelpunkt hinaufschossen! An den beiden Enden des Bogens röteten sich zeitweilig die Strahlen, als spiegelte sich ein starker Feuerschein am Himmel. Das Nordlicht breitete sich bis Nordwesten aus. Allmählich wich dann der Lichtbogen immer mehr zurück, aber der wunderbare Wechsel, mit dem bald hier, bald dort die Strahlen in neuer Pracht hervorschossen, erfreute noch lange das Auge des Beobachters.

Holm bei Ütersen, 10. September 1898. Eschenburg.

3. Das Vorkommen der Mistel in Schleswig-Holstein. Von Herrn Rektor Junge in Kiel ist mir folgende Mitteilung zugegangen: „Die Mistel ist am Ende der vierziger Jahre bei Oldesloe vorgekommen. Es kann 1846 oder 1847 (vielleicht 1845) gewesen sein, als mein Lehrer, Rektor Rohde in Oldesloe, eine Mistel in die Klasse mitbrachte. Ein Jäger Landahl, der ihm auch einmal eine Rohrdommel erlegt hatte, hatte diese Mistel von einem Baume heruntergeschossen." Da es schwer hält, die Mistel in den Kronen hoher Waldbäume zu entdecken, möchte ich besonders die Förster bitten, beim Fällen der Bäume das Geäst derselben einer genaueren Durchsicht zu unterziehen und etwaige Vorkommnisse durch unsere „Heimat" bekannt zu geben." — Ein mir bekannter Lehrer teilte mir mit, daß er im „Holst. Courier" (Neumünster) eine Notiz gelesen habe, laut welcher die Mistel im Brackenfelder Gehölz unweit Neumünster auf einer besonders hohen Birke schmarotzend vorgefunden sei. Für eine Bestätigung dieser Nachricht wäre ich dankbar. Barfod.

4. Dingstock. Zu diesem Kapitel in einer früheren Nummer der „Heimat" erlaube ich mir einige Bemerkungen. Besagte Einrichtung besteht unter dem Namen „Kniep" noch in der Gemeinde Fitzbek bei Kellinghusen. Dort werden alle Bekanntmachungen in der „Kniep" von einem Hause zum andern gesandt. Ein Aushängen im „schwarzen Kasten" ist dort nicht gebräuchlich. Die Kniep ist ein eiserner Stab, an welchem sich eine eiserne Feder befindet. Diese dient zum Festhalten des betreffenden Schriftstückes. Jedes in Umlauf gesetzte Schriftstück erfordert eine eigene „Kniep," sodaß oftmals die vorhandenen eisernen Kniepen nicht ausreichen, sondern zu hölzernen gegriffen werden muß.

Rickers in Plön.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 11. November 1898.

Der Charakter des niederdeutschen Christentums in dessen Anfängen.

I.

Vortrag, gehalten am 8. Februar 1898 in der Zusammenkunft der vereinigten Kirchenkollegien Altonas von Professor Dr. **P. Piper.**

Der Gegenstand, für den ich heute Abend auf einige Minuten um Ihre Aufmerksamkeit bitten möchte, liegt dem Zwecke unserer Zusammenkunft nicht fern, da er deren Grundlage betrifft. Ein Wort über den Charakter des niederdeutschen Christentums in dessen Anfängen zu sprechen, habe ich mir zur Aufgabe gestellt. Wie man den Charakter einer Person am besten versteht, wenn man die Verhältnisse zu durchschauen in der Lage ist, unter denen er sich gebildet hat, so gilt dasselbe auch von Institutionen. So möchte ich denn Ihre Aufmerksamkeit lenken auf die Verhältnisse, die das Christentum bei seinem Eintritt in Nordalbingien vorfand, auf die Art, wie es sich dieser Verhältnisse bemächtigte, und endlich auf die Gestaltung, die es infolge dieses Werdeganges annahm. Ich werde bemüht sein, nur Authentisches zu berichten auf Grund der Quellen und Analogieschlüsse zu vermeiden auf die Gefahr hin, daß dabei das Bild nur dürftig und lückenhaft ausfällt.

Es dürfte bekannt sein, daß unser nordalbingisches Land der Ursitz des Sachsenstammes war, der von hier aus die weiter südlich wohnenden verwandten Stämme mit sich verschmolz, die Cherusker, Angrivarier und Chauken, die später als Westfalen, Engern und Ostfalen in der Geschichte auftreten. Dicht genug muß unser Land bewohnt gewesen sein, denn nicht nur fand ein beständiges Vordringen nach Süden auf Kosten der Hessen und Franken statt, kühne Seeräuberzüge wurden nach den Ufern des Rheins und der Schelde unternommen, und zahlreiche Liten oder Knechte aus den unterworfenen Völkern mehrten die Wehrkraft; sondern im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung waren auch von hier aus, offenbar durch Übervölkerung veranlaßt, die Angeln und Sachsen nach Britannien gezogen und hatten sich das Land angeeignet. Immerhin war noch Volkes genug zurückgeblieben, treu an dem Lande hängend, das sie geboren, das nicht

ihnen Reichtum und Wohlleben bot, wohl aber Gefahren mancher Art in sich barg und rauh und wild war, wie das Äußere seiner Bewohner.

Die Eider oder Egidora, d. i. Meeresthor, wie sie damals hieß, war noch ein tiefer Meerbusen, der einem andern, von Osten hereingreifenden, welcher der Schlei entspricht, sich bis auf eine halbe Meile näherte. Der so entstehende Isthmus war durch das sogenannte Kowerk, den Vorgänger des Danewerkes, geschlossen. Von Schleswig bis in die Gegend des heutigen Lübeck zog sich am Osthang des uralisch-baltischen Höhenzuges der Holstenwald Isarnho in prächtigen, hochstämmigen Buchen. Hier im Osten fanden sich hauptsächlich größere Ansiedlungen: Sliaswik oder Sliasthorp, wie es die Sachsen, Haetheby, wie es die Dänen nannten, und andere. Das Hügelland westlich hiervon war teils Sandboden, mit Eichen und Föhren bestanden, teils mergelhaltiger Boden, auf den ganz im Westen die Marsch folgte, das Moorland, das noch nicht eingedeicht und spärlich bewohnt war, durch das aber der Weg von der Elbe nach Schleswig führte. Der einsame, große Wald, das war die Charakteristik des Landes, welche auch in dem sinweldi des Heliand ihren Ausdruck findet, und das Eichhörnchen konnte an manchen Stellen sieben Meilen weit über Bäume laufen. Dort hauste allerlei jagdbares Wild: Hirsche, Rehe und Wildschweine, aber auch Bären, Wölfe und Auerochsen. Luchse und Füchse, Ottern und Biber bevölkerten Wälder und Gewässer.

Die Ansiedlungen befanden sich längs der Wasserläufe und Seeen, denn Brunnen kannte man noch nicht; diese kamen erst durch fränkische Vermittlung im 9. Jahrhundert auf. Die einzelnen Höfe waren eingezäunt mit Weiden- oder Dornengeflecht, Haus und Hof waren in dieser Weise eng mit einander verbunden, so daß Haus und Hof, casa cum curte, stehende stabreimende Verbindung wurde. Auch das Dorf war mit solcher Einhegung umgeben, die zu durchbrechen bei schwerer Buße untersagt war. Das Wegewesen war wenig entwickelt. Wie es keine Steinzäune gab, so gab es auch keine gepflasterten Wege. Selbst auf den größeren Straßen konnte man die Stapfen der Rosse und die Tritte der Männer sehen, und besonders an den bewohnten Stätten war der Schmutz der Wege schier unergründlich. Römerstraßen, wie sie im mittleren und südlichen Deutschland, auf der Höhe der Wasserscheide sich haltend, die Hauptverkehrswege bildeten, waren hier nicht vorhanden. Hier und da zeigte ein Galgen an weithin sichtbarer Stelle am Wege die Leiche eines Wegelagerers; in späteren Zeiten bezeichneten Kreuze die denkwürdigen Orte. Über die Gewässer wurde der Verkehr durch Fähren vermittelt, Brücken waren selten.

So ist das landschaftliche Bild des damaligen Nordalbingiens ein finsteres, ödes, es weckte in der Brust des einsamen Wanderers alle die Regungen des Grauens vor unheimlichen, übergewaltigen Mächten, der Mensch mit seinen beschränkten Hülfsmitteln sah sich täglich in titanenhaftem Kampfe mit Gewalten, denen zu unterliegen sein ihm bekanntes

Los war. Wenig schützte der wollene Mantel, das grobleinene Hemd oder das Fell gegen die Kälte, und auch seine Waffen, Streithammer und Speer, waren ungenügend im Kampfe gegen die wilden Tiere. Aber mitten unter all den Schrecken einer rauhen Natur schuf er sich jene trauten Stätten, in welchen die innigen Regungen seines Gemütes sich entfalten konnten, zwar in anderen Formen und weniger zu Tage tretend als heutzutage, doch sicherlich nicht weniger tief und stark.

Das niedersächsische Bauernhaus in ungefähr derselben Grundanlage, wie wir es jetzt noch vor uns sehen, war der Sammelplatz der Hausgenossen und die Stätte ihrer Gemütlichkeit. Diese Anlagen, in denen man mit viel Wahrscheinlichkeit die Form des urgermanischen Hauses hat wiederfinden wollen, vereinigten den ganzen Besitz des Sachsen an Vieh und Getreide, seine Familie, seine Knechte und Mägde, unter ihren gewaltigen Dächern, die Pytheas von Massilia im 4. Jahrhundert, auf der See vorüberfahrend, verwundert mit Bergen verglich. Die mit Lehm ausgeschlagene Deele ist Tenne und Tanzplatz zugleich, von dem Herde im Fletraum aus übersieht die Hausfrau ihre Wirtschaft. Aus Fachwerk ist das Haus errichtet, meist mit einer Utlucht vor dem Hauptthore, die Wände höchstens 12, das Dach bis zu 30 Fuß hoch. Wie wir an Häusern des Alten Landes noch sehen können, war auch Schmuck am Hause angebracht, farbige Verzierungen und Schnitzereien im Bauholz selbst, jenem auch in architektonischer Hinsicht echt germanischen Bildungsstoff, und die Hirschhörner der Giebelkrönung charakterisieren das hochgehörnte Haus, wie es der Heliand nennt, zeigen, daß der Sinn für das Schöne sich auch damals schon zu bethätigen suchte. Ziergärten am Hause gab es noch nicht, der Gemüsegarten und der mit allerlei Obstarten ausgestattete Baumgarten genügten auch dem ästhetischen Sinne, wie ja auch in unsern Tagen der echte Bauer von einem Ziergarten wenig wissen will. Allerlei Vieh wurde gezogen, besonders Kühe und Pferde, in denen die Sachsen auch ihren Tribut an Karl den Großen zahlten. Lagen die Wohnungen am See, so gehörte der Einbaum hinzu, auf dem man zum Fischfang hinausfuhr, der sachkundig und mit feinschmeckerischer Unterscheidung der Arten betrieben wurde; lagen sie am Meere, so durfte das hochhörnige Schiff nicht fehlen, dessen Bugspitze mit einem Drachenhaupte oder Vogelkopfe geschmückt und das nur mit einem viereckigen Segel ausgestattet war. Ein bewegliches Steuer an der rechten Seite lenkte den Lauf. Diese Schiffe entbehrten aller Bequemlichkeit, denn nicht einmal der Dänenkönig Heriold, der im Jahre 826 zur Taufe den Rhein hinauffuhr, kannte den Luxus einer Kajüte; aber so einfach sie waren, dienten sie doch zu weiten Unternehmungen längs den Küsten nach Wiik te Duurstede in den Niederlanden und bis zu den Mündungen der Seine und Loire. Bei all diesem Streben in die Weite bemerken wir beim Sachsen ein zähes Haften an der Scholle.

Im Heiligtume des Hauses entfaltete sich das niederdeutsche Wesen

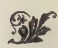
in seiner Eigenart am reichsten. Hier an der lichten Hotwand, die mit den Waffen des Hauses geziert war, mit den kleinen Fenstern, den Augenthoren, sammelte sich die Familie, die vom stürmischen Meere oder aus dem Grauen des Waldes heimkehrenden Männer, die Knaben mit allerlei nützlicher Arbeit, die Frauen und Mädchen am Webstuhl, und außer dem wirklichen Feuer brannte hier noch eine andere heilige Flamme, die Phantasie des Volkes, nicht, wie heutzutage, als ein funkensprühendes Feuerwerk, das seine Kraft bald erschöpft, sondern als bescheidenes Lichtlein, aber eine dauernde Freude für jeden, dem es leuchtet. Hier berichteten die Männer am langen, mit den Methkrügen bewehrten Tische, was sie Gewaltiges, Übermenschliches, unheimlich Großes, räthselhaft Gutes oder grauenhaft Böses, immer aber Unerklärtes, Geheimnisvolles auf ihren Fahrten erlebt, hier walteten segensreich die kleinen Erdgeister, Wichtelmännchen und Zwerge, und das Ahnen von göttlicher Weltregierung kam hier zum sinnvollen und bedeutsamen Ausdruck, wie der Römerbrief sagt: Gottes unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit ward ersehen an den Werken. Diese natürlichen Mächte wurden dann personifiziert, zu göttlichen, der Menschennatur nachgebildeten Erscheinungen gemacht, die Regel des Jahreswechsels, der Sonnen- und Mondphasen, das Werden und Vergehen in der Natur erhielten ihren sinnigen Ausdruck in den Jahrzeitmythen, aus dem natürlichen Gottesdienst entwickelte sich die Götterverehrung, die in ihren Anfängen noch naiv und kindlich war, später aber, als im Sarkasmus ein gegen die schlichte Wahrheit sich auflehnender Zug hinzukam, zum Grotesken herabsank und an sittlichem Gehalt verlor. Indem der religiöse Sinn, statt sich durch das Ahnen des Göttlichen heben zu lassen, es sich mit wild anthropomorphischen Gestaltungen bequem machte, verlor die Götterlehre jede innere Wahrheit und jeden ethischen Wert. Allerlei Aberglaube entstellte den ursprünglichen Naturdienst, Geheimmittel und Zauberformeln waren in allgemeinem Gebrauch, wüste Gelage knüpften sich an die gottesdienstlichen Feiern, und die Frauen waren die Pflegerinnen geheimer Kunst.

In diesem absteigenden Stadium tritt uns der Götterglaube Niederdeutschlands entgegen zu der Zeit, wo das Christentum hereindrang. Die Götter, einst hehre Gestalten, unbewußt noch empfunden als Versinnbildlichungen der Größe des einen, allmächtigen Gottes, wurden herabgezerrt in das gemein Menschliche, und als nun hier die Lehre vom Menschen- und Gottessohne verkündet wurde, der hinabsteigt in die Niedrigkeit, um uns zu sich zu erheben, da lag in ihr für den Sachsen etwas ungemein Heimisches, das zu ihr zog, und doch auch etwas Neues, Fremdes, Ungewohntes, das den Widerspruch hervorrief.

Eigentlich waren die niederdeutschen Heiden nicht unduldsam. Neugierig strömten sie den Bekehrern zu, die sie zum Teil als Sonderlinge betrachteten und ruhig gewähren ließen, wie wir solches von Liafwin

wissen, und viele ließen sich primsignen, d. h. mit dem Zeichen des Kreuzes versehen, schon um in den Besitz der weißen Taufkleider zu gelangen. Die Mönche, welche das Bekehrungswerk unternahmen, nützten mit großer Thatkraft, und, wie anerkannt werden muß, meist auch mit feinsinnigem Maßhalten diese ihnen günstige Lage aus. Ein Verbot der heidnischen Gebräuche an sich wurde nicht eben schwer empfunden, da die Edleren des Volkes bereits aufgeklärt genug waren, um deren Widersinnigkeit zu begreifen, doch waren sie immerhin ein Stück altgewohnten Hausrates, von dem man sich nicht gerne trennte, ohne Ersatz zu haben. Die Missionare leiteten daher klüglich die heidnischen Gebräuche in christliche über.

(Schluß folgt.)



Die Ruine Glambek auf Fehmarn.

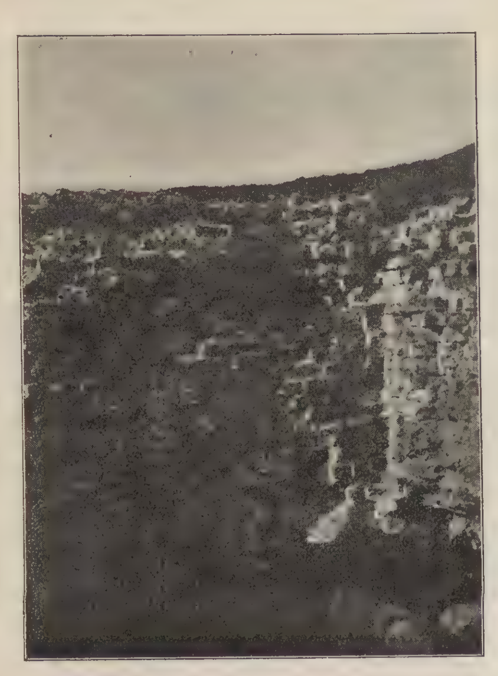
Von J. Voß in Burg a. F.

Der Name der Stadt Burg a. F. weist auf eine ehemalige Befestigung hin, und in der That gab auch eine Burg den ersten Grundstock her für das sich bildende Städtchen, dessen Vorhandensein bereits im 13. Jahrhundert durch das sog. Waldemarsche Erdbuch vom Jahre 1231 sicher verbürgt wird. Die Überreste dieser uralten Burg liegen westlich von der Stadt und in unmittelbarer Nähe derselben; sumpfiges Wiesenland umgiebt von drei Seiten das Burgplateau, dessen Oberfläche mit Gras bewachsen ist. Über diese alte Burg sind geschichtliche Nachrichten nicht erhalten; auch die Sage weiß nichts davon zu erzählen, ein Beweis für das hohe Alter der wahrscheinlich früh zerstörten Anlage. Als am 4. Dezember 1896 in meinem Beisein eine Untersuchung des Plateaus vorgenommen wurde, indem man etwa acht tiefe Löcher hineinstieß, entdeckte man außer den Resten einer gepflasterten Straße und eines Fußweges aus sog. Stapfsteinen in einer Tiefe von ½ m festes Mauerwerk, das aus 30 cm langen, 14 cm breiten und 9 cm dicken, oft halb verglasten Ziegelsteinen bestand, wie wir sie z. B. in der sog. Waldemarsmauer im Dannewerk wiederfinden.

Die ganze Lage des Platzes scheint anzudeuten, daß diese alte Burg einst zum Schutze des ältesten Hafens der Stadt Burg a. F. gedient habe. Als dann der älteste Burger Hafen der fast allen Ostseehäfen drohenden Versandung zum Opfer fiel und das ehedem an die Stadt heranreichende Binnengewässer sich nach und nach in Sumpf und Wiese verwandelte, hatte die alte Hafenbefestigung keine Bedeutung mehr; sie verfiel oder wurde vielleicht nach einer gewaltsamen Zerstörung nicht wieder aufgerichtet. Statt des ehemaligen Hafens benutzte die Stadt Burg a. F. in der Folge eine an der sog. Burger Tiefe belegene offene Reede, zu deren Sicherung eine neue Befestigung, die Burg oder das Schloß Glambek, errichtet wurde.

Die noch vorhandenen, nicht uninteressanten Rudera des Schlosses Glambek liegen auf einem schmalen Sandriff, das den Burger Binnensee von der Ostsee trennt. Der mit Wall und Graben umgebene Burgplatz hat eine Länge von 75 m, eine Breite von 34 m und ist ganz mit Kalk und Bauschutt bedeckt. Außer den Überresten zweier Ecktürme und einem ausgemauerten, ursprünglich gewölbten Keller ist von Glambek nichts mehr erhalten geblieben; nur die Fundamente des Schlosses und der dazu gehörigen Nebengebäude ragen noch an verschiedenen Stellen hervor. Die Ecktürme haben eine Höhe von 4 m; ihre starken Mauern zeigen

nur an den Außenseiten einige regelmäßige Steinlagen aus Ziegeln im gotischen Verbande, das Innere oder der Kern des Mauerwerks dagegen besteht aus faust- und kopfgroßen Findlingen, die mit sehr viel Kalkmasse übergossen sind. Die roten, oft bis zum Verglasen gebrannten Ziegel zeigen dieselben Ausdehnungen wie die bei Törning, Seegaard und im Dannewerk aufgefundenen Exemplare. — Voller Schutt ist der einst als Gefängnis dienende Burgkeller. Amalie Schoppe, die bekannte fehmarnsche Jugendschriftstellerin und Dichterin, die während ihrer Kindheit des öfteren, wie sie erzählt, die Ruine Glambek besuchte, hat noch vor etwa 100 Jahren in jenem Keller die starken Ketten und Halseisen gesehen, mittels welcher man ehedem die Gefangenen an die Wände und Mauern des Gefängnisses schmiedete. Sie läßt sich darüber in ihren „Erinnerungen," S. 96, also vernehmen: „Zahllose Grausamkeiten mögen hier verübt worden sein, denn noch jetzt (um 1798) findet man Kellergewölbe unter den Trümmern, in denen sich armdicke Ketten mit breiten Halsringen befinden, woran man wahrscheinlich die unglücklichen Gefangenen befestigte." — Von dem hier erwähnten Keller führten vormals, wie sichere Nachrichten besagen, ein Gang und eine steinerne Treppe in einen zweiten Keller, der aber jetzt nicht mehr erreichbar ist. Der Eingang zu diesem zweiten Keller soll durch eine starke eiserne Thür versperrt sein; so erzählen Knaben, welche durch den nur teilweise verschütteten Gang kriechend bis zu dem Eingang dieses zweiten Kellers gelangt sein wollen.



Die Ruine Glambek auf Fehmarn.
Blick von oben in den Burgkeller.

Von der Burg Glambek weiß die Sage allerlei Geschichten zu erzählen, die freilich den historischen Thatsachen oftmals widersprechen. So sollen nach dem Volksglauben hier, wie an so vielen Orten der Ost- und Nordsee, die Seeräuber Nikolaus Störtebeker und Godeke Michael gehaust haben, und man behauptet, daß diese beiden Piraten einst auf Glambek zwei unterirdische Gänge anlegten, von denen der eine nach Burg, der andere nach der Ostsee führte. Jetzt sind freilich diese Gänge verschüttet; gelingt es aber einem Sonntagskinde, sie zu erschließen, so werden die darin von den Seeräubern aufgespeicherten Schätze die Mühe der Arbeit reichlich lohnen. — Einst, so erzählt der Volksmund weiter, belagerten die Holsteiner Glambek, konnten aber trotz aller Tapferkeit die Burg den Seeräubern nicht entreißen. Im holsteinischen Heere befand sich damals ein jugendlicher Ritter, der allabendlich im Lager seinen Waffengefährten liebliche Lieder vortrug, die allgemeinen Beifall fanden. Zwei junge Mädchen in der Burg hörten diese Lieder und öffneten gegen das Verbot des Hauses die Thür einer verborgenen Luke, um dem liederreichen Sänger näher zu sein. Sie wurden von den Holsteinern bemerkt, und letztere schoben eine eiserne Stange in die geöffnete Thür, so daß

diese nicht mehr geschlossen werden konnte. Mittels Leitern gelangte man durch die gewaltsam gesprengte Thür der Luke in das Innere der Burg und räumte das ganze Raubnest aus.

Wie viel Wahrheit in den obigen Erzählungen steckt, bleibe dahingestellt; nur soviel ist gewiß, daß Glambek im Jahre 1426 in die Hände der im Solde der Hansastädte stehenden Seeräuber (Vitalier) fiel, die die dort stationierte dänische Besatzung überlisteten und aufhoben. Fehmarns Bevölkerung hat in alten Zeiten stets Seeraub getrieben und den auf der Ostsee kapernden Piraten mehr als einmal Vorschub geleistet. Bei Fehmarn mag es gewesen sein, wo Ansgar auf seiner ersten großen Missionsreise nach Schweden (etwa 829) von den Ostseepiraten angefallen und ausgeraubt wurde. Adam von Bremen nannte die Fehmaraner um 1076 „Seeräuber und blutgierige Banditen, die keinen verschonen, der zu ihnen hinüberfährt." Auch der um 1421 lebende Seeräuber Peter Dorn („des borgemesters sön van der Borch") und der berüchtigte, im Jahre 1526 von den Hanseaten bei Rysö in Norwegen getötete Seeräuber Martin Pechlin, der Schrecken der Bergenfahrer, waren geborene Fehmaraner.



Die Ruine Glambek auf Fehmarn (Fundament des östlichen Eckturms).

In der Geschichte tritt Glambek zuerst im Jahre 1307 auf. Damals sah die Burg zahlreiche erlauchte Gäste, denn außer dem dänischen Könige Erich Menved waren dort die Grafen von Holstein, sowie die Herzöge von Schleswig und Sachsen-Lauenburg anwesend, um eine seit mehreren Jahren bestehende Fehde zwischen den holsteinischen Grafen und Lübeck zu schlichten. Schon wenige Jahre später wird gemeldet, daß der vorerwähnte König Erich Menved auf Glambek einen Lehnsmann hielt, dem die Burg untergeordnet war, und der die fehmarnschen Einkünfte einzuziehen und an seinen königlichen Herrn abzuführen hatte. Erich Menved verpfändete dann im Jahre 1318 das Schloß Glambek an seinen Truchseß Nikolaus Olavi oder Oluffs, wie es der dänische Geschichtsforscher H. M. Velschow in seiner Schrift: „Om Øen Femerns statsretlige Forhold før Aaret 1326, S. 16 ff." des weitern ausgeführt hat. In den langjährigen Kämpfen zwischen Dänen und Holsteinern spielte Glambek eine nicht geringe Rolle, und oft war das feste Schloß der Zankapfel der streitenden Parteien. 1358 wurde Glambek durch den dänischen König Waldemar Atterdag eingenommen; ein gleiches geschah 1416 durch den dänischen König Erich von Pommern, bei welcher Gelegenheit Henneke Rathlov, der holsteinische

Befehlshaber des Schlosses, auf Geheiß des siegreichen Fürsten enthauptet wurde. Noch in demselben Jahre seitens der Holsteiner zurückgewonnen, wurde Glambek im Jahre 1420 abermals von den Dänen besetzt, die es aber nur bis zum Jahre 1426 halten konnten. Später ist die Burg viele Jahre hindurch der Sitz der fehmarnschen Amtmänner gewesen, bis endlich im Jahre 1558 der Amtmann Breyda Rantzau das Ansinnen an die Vertreter der Landschaft Fehmarn stellte, ihm ein „neues" Wohnhaus zu bauen. Der Grund für dieses Verlangen mag darin zu finden sein, daß Glambek mittlerweile gänzlich baufällig geworden war. Um 1590 waren, wie Heinrich Rantzau meldet, von der einst sehr stark befestigten Anlage nur noch geringe Mauerreste übrig.

Unleugbar hat die Burg Glambek einst in der Geschichte Fehmarns eine große Bedeutung gehabt, indem sowohl Dänen als Holsteiner von hier aus des öftern versuchten, die beiderseits begehrte Insel in ihren Besitz zu bringen. Die zahlreichen, oft ruhmvollen Belagerungen und Verteidigungen der Burg mögen den Verfasser des aus dem 16. oder 17. Jahrhundert stammenden sogenannten fehmarnschen Liedes zu dem darin enthaltenen Ausrufe veranlaßt haben:

„Ach Glambek, ach Glambek, du büst fast ehrenrike!"



Oberbürgermeister Toosbüy.

Ein Gedenkblatt.

Am Abend des 19. September kündete feierliches Geläute aller Kirchenglocken Flensburgs das kurz vorher erfolgte Ableben des seit Monaten schwer erkrankt gewesenen Oberhauptes dieser Stadt an. Fünf Tage später fand die Beisetzung des Verstorbenen statt, eine Feier, wie sie innerhalb der Mauern dieser Stadt großartiger nie dagewesen sein wird. Der Oberbürgermeister, Geheime Regierungsrat Wilhelm Toosbüy war heimgegangen, und nicht nur in allen Kreisen des eigenen Gemeinwesens, sondern auch weit über dessen Gebiet hinaus ist dieser Todesfall tief und aufrichtig beklagt worden. Ein schlichtes Wort der Erinnerung wird dem Verschiedenen auch in den vorliegenden Blättern geweiht werden dürfen.

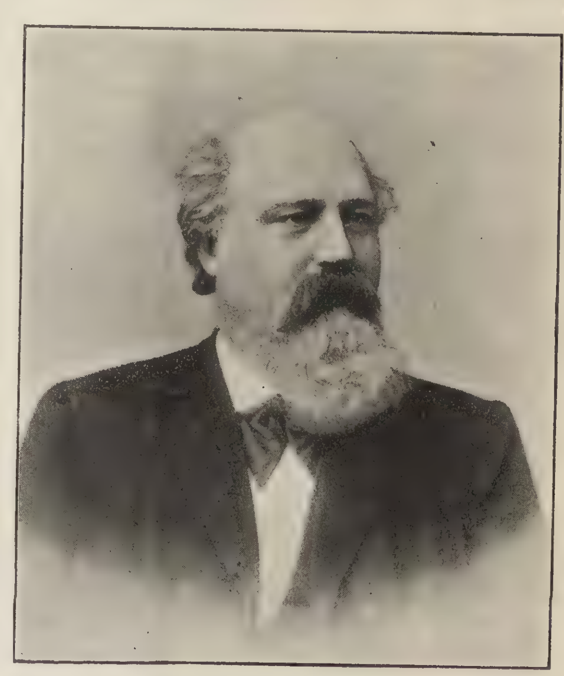
Der Lebensgang Toosbüys ist kurz erzählt:

Wilhelm Friedrich Christian Toosbüy war am 1. Mai 1831 in bescheidenen Verhältnissen in Eckernförde geboren, besuchte bis zu seiner Konfirmation die dortige Bürgerschule, von 1847 an das Gymnasium in Altona und verließ diese Anstalt im Jahre 1850 mit dem Zeugnis der Reife. Seine juristischen Studien brachten ihn auf die Universitäten Kiel, Jena und Kopenhagen; unterbrochen wurden dieselben durch die Teilnahme an dem schleswig-holsteinischen Erhebungskriege. Im Jahre 1853 bestand er sein Amtsexamen, dem unmittelbar nachher die Anstellung im ersten Departement des damaligen Ministeriums für das Herzogtum Schleswig sich anschloß. Nach der Befreiung Schleswig-Holsteins von der dänischen Herrschaft begab er sich in die alte Heimat zurück, wo er zunächst (Anfang 1865) in den Kommunaldienst der Stadt Hadersleben eintrat. Im Herbst des gleichen Jahres traf ihn die Berufung zum Bürgermeister in Sonderburg, und in dieser Stellung war es, in welcher er zuerst auf deutschem Boden sein hervorragendes Verwaltungstalent an den Tag legte. Am 12. Oktober 1868 wurde er als Bürgermeister der Stadt Flensburg konstituiert; am 23. Oktober fand seine Einführung in das neue Amt statt. Bei der am 25. Januar 1870 durch die Bürgerschaft Flensburgs vorgenommenen Wahl wurde er zum Bürgermeister auf Lebenszeit gewählt. Später folgte die Allerhöchste Berufung als Oberbürgermeister ins Herrenhaus.

Viele Jahre hindurch gehörte Toosbüy dem Provinziallandtage und auch dem Provinzialausschusse als stellvertretender Vorsitzender an. Durch Allerhöchstes Vertrauen war er als Mitglied der evangelisch-lutherischen Gesamtsynode der Provinz berufen. Im Jahre 1890 verlieh ihm Seine Majestät den Charakter als Geheimer Regierungsrat. Von seinen Nebenämtern nennen wir nur den Vorsitz im Aufsichtsrat der Kiel-Eckernförde-Flensburger Eisenbahn-Gesellschaft, sowie im Kuratorium der Königlichen Navigationsschule in Flensburg.

Weitaus den Mittelpunkt seiner Thätigkeit bildete die Leitung des Gemeinwesens, die nahezu volle 30 Jahre seinen Händen anvertraut war. Seine ganze Kraft stellte er in den Dienst dieser verantwortungsvollen Aufgabe.

Bei seinem Amtsantritt erwies sich die wirtschaftliche Lage der Stadt Flensburg als eine sehr schwierige. Die bisherigen Handelsbeziehungen, die wesentlich nach dem Norden gerichtet gewesen waren, hatten durch die Neugestaltung der politischen Verhältnisse eine höchst bedenkliche Einbuße erfahren. Es galt jetzt, den Verlust vieler alter Interessen mit einem Ersatz in anderer Richtung auszugleichen. Zu den unvergänglichen Verdiensten Toosbüys gehört es, daß er allezeit die in der Bevölkerung der Stadt vorhandene hervorragende gewerbliche und kaufmännische Tüchtigkeit voll zu würdigen wußte und dieser jede mögliche Förderung angedeihen ließ. In der Verwaltung selbst hatte er von den allerbescheidensten Anfängen an auszugehen, und erst nach und nach konnte der große Rahmen geschaffen werden, in welchem sich heute die Geschäftsführung eines Gemeinwesens von der Bedeutung unserer Nachbarstadt Flensburg abspielt.



Oberbürgermeister Toosbüy.
(Nach einer Photographie von M. B. Schultz in Flensburg.)

Toosbüy hat von jeher der gesamten Administration in der Gemeinde seine Aufmerksamkeit zugewendet. Er schenkte auch den „Kleinigkeiten“ Beachtung. Bisweilen ist ihm daraus wohl ein leiser Vorwurf gemacht worden, daß er sich zu sehr um die Details bekümmere. Aber diese alles umfassende Fürsorge entsprang in Wahrheit doch nur dem unbegrenzten Maße von Verantwortlichkeitsgefühl, welches den unermüdlichen Mann beseelte. Und niemals wird man Toosbüy nachsagen können, daß er für große Gesichtspunkte nicht das rechte Verständnis gehabt hätte. Gestreift haben wir bereits seine zielbewußte Stellung zur wirtschaftlichen Entwickelung der Stadt. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß ein wesentlicher Teil des so erfolgreichen Fortschreitens auf allen Gebieten des ökonomischen Lebens, welches die letzten 30 Jahre für Flensburg gebracht haben,

seiner verständnisvollen Mitwirkung zu danken ist. Unvergängliche Verdienste hat Toosbüy sich weiterhin in der Fürsorge um die Hebung des Volksschulwesens erworben. Die Stadt Flensburg darf mit berechtigtem Stolze auf ihre Volksschulen hinweisen. Allezeit ist hier Toosbüy der treueste Förderer gewesen. Auch dem Armenwesen hat er seine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Toosbüy verstand das rechte Geben und das rechte Maßhalten. Er hatte das volle Verständnis für die große soziale Wichtigkeit gerade dieses Zweiges der Verwaltung und hat, ohne nach außen hin mit den von ihm getroffenen Einrichtungen zu prunken, eine treffliche Organisation der Armenversorgung durchgeführt.

Was verdankt die Stadt in ihrem äußeren Gewande dem Verstorbenen? Vor 30 Jahren war das Straßenwesen der damaligen Kleinstadt entsprechend. Während seiner Amtsthätigkeit hat sich Flensburg, dessen Einwohnerzahl auf nahezu das Doppelte anwuchs (von 22 000 auf über 40 000), zu einer wirklich schönen Stadt entwickelt! Prächtige, wohlgepflegte Straßenläufe durchziehen die Stadt, neue, schöne Quartiere sind entstanden, und auch in diesen Dingen dürfen wir feststellen, daß hier überall die Anregung und das Eingreifen Toosbüys von maßgebender Bedeutung gewesen ist. Die Errichtung eines ausgezeichneten städtischen Wasserwerks mag an vorliegendem Orte ebenfalls erwähnt werden.

Einen aufrichtigen Freund hat der kleine Handwerksmann in Oberbürgermeister Toosbüy verloren. Was die Verwaltung zu gunsten einer Kräftigung des selbständigen Handwerks im Wettbewerb gegen die Großindustrie leisten konnte, das ist von seiner Seite geschehen. Ein wertvolles Zeugnis seiner Zuneigung für die Interessen des Kleingewerbes bildet besonders die von dem Verstorbenen mit nie ermüdender Liebe geförderte Fortbildungsschule. Auch in seiner Stellung als Vorsitzender des Verwaltungsrats der schleswig-holsteinischen Landesindustrie-Lotterie ist Toosbüy immerdar für eine gebührende Berücksichtigung der Gewerbtreibenden seiner Gemeinde eingetreten. Wer namentlich die Leistungen des Flensburger Kunstgewerbes ins Auge faßt, wird die im Laufe der jüngsten Jahrzehnten gemachten Fortschritte vollauf würdigen müssen, dabei aber nicht den Einfluß des dahingegangenen Toosbüy übersehen dürfen.

Dem Arbeiterstande ist er nicht minder ein wahrer Freund gewesen. Er suchte die gesunden Bestrebungen der unteren Volksklassen zur Aufbesserung ihrer Lage nach Kräften zu stützen und zu fördern. In ihm haben namentlich der im Jahre 1878 entstandene Arbeiterbauverein, in dessen Aufsichtsrat er langjähriger Vorsitzender gewesen ist, und die andere treffliche Vereinigung der (nichtsozialdemokratischen) Arbeiter in Flensburg, der Arbeiterbund, einen treuen Berater und Mitarbeiter verloren.

Flensburg liegt an einem gewissen Scheidepunkte des deutschen und des dänischen Elements auf deutschem Boden. Die Gegensätze stoßen hier in vielen Stücken nahe aufeinander. Beide Nationalitäten werden sich jedoch verpflichtet fühlen, das Verdienst Toosbüys dankbar anzuerkennen, daß er stets im Sinne der Aussöhnung und des friedlichen Zusammenlebens gewirkt hat.

Gerade darin zeigte sich der wahrhaft patriotische Sinn des Heimgegangenen. Er trat für das Deutschtum, zu dessen Gunsten er als Jüngling die Waffen getragen, mannhaft ein, wußte aber allezeit die Schärfe im Ton und die Verbitterung im Auftreten zu meiden.

Toosbüy besaß die Gabe, für die Mitarbeit an seinen Aufgaben die rechten Kräfte ausfindig zu machen. In der kommunalen Verwaltung der Stadt wußte er eine große Anzahl ausgezeichneter Männer mit seinem Geiste zu erfüllen und sie im Dienste des Gemeinwohls zu verwenden. Er machte durch konziliantes

Auftreten es dem Einzelnen leicht, sich ihm unterzuordnen und mit ihm zusammen den Interessen der Gesamtheit Opfer zu bringen.

Im Verkehr mit jedermann bekundete er Wohlwollen und Freundlichkeit. Sein Arbeitszimmer, in welchem er regelmäßig ein gewaltiges Tagewerk erledigte, stand zu jeder Zeit auch dem bescheidensten Einwohner der Stadt offen. Wie fern lag seinem Wesen bureaukratischer Dünkel!

Soweit hat jeder Bewohner Flensburgs sich ein Bild schaffen können von der Persönlichkeit seines Oberbürgermeisters. Was aber die Thätigkeit des Heimgegangenen als stiller Wohlthäter der Notleidenden, der hülfsbedürftigen Witwen und Waisen, als Schützer aller aufstrebenden Talente in seiner Gemeinde, die sich an ihn wandten, betrifft, so verbarg sich dieses sein segensreiches Wirken den Augen der Menge. Den Verfasser dieser Zeilen, der viele Jahre hindurch Beobachter solcher Thätigkeit hat sein dürfen, drängt es vor allem, dem Dahingegangenen Lob und Anerkennung nach dieser Richtung hin zu spenden. Toosbüy war ein wahrhafter Wohlthäter der Armen, ein Mann, dem Gutes zu thun, dem im Verborgenen menschlicher Not und menschlichem Jammer abzuhelfen ein Herzensbedürfnis bildete.

Echte christliche Gesinnung bezeichnet den Grundzug seines Herzens. Sein Christentum war kein toter Buchstabe, sondern bestand in aufrichtiger Hingebung an Gott und in thätiger Menschenliebe.

Toosbüy starb unvermählt. Er hatte sich ein Hauswesen zusammen mit zwei Schwestern geschaffen. Wer je in diese traute Häuslichkeit einen Blick geworfen, dem erst vollendet sich das Bild des edlen Mannes, der jetzt für immer das Auge geschlossen hat; hier zeigte sich, daß Oberbürgermeister Toosbüy wie in seinem amtlichen Wirken auch in seinem privaten Leben seiner Gemeinde als ein leuchtendes Vorbild hingestellt werden durfte.

Es gab keinen volkstümlicheren kommunalen Oberbeamten in der Provinz wie den Verstorbenen. Das wurde ihm zu Lebzeiten bekundet am 23. Oktober 1893, am Tage seines fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums als Bürgermeister der Stadt Flensburg. Damals fand eine Feier statt, die an Großartigkeit nur durch die Trauerfeier am 23. September 1898 übertroffen werden konnte.

Toosbüy ist ein Kind unserer engeren Heimat gewesen und seine ganze Lebensarbeit ist unserm Schleswig-Holstein zu gute gekommen. Diese Arbeit wird in ihren vielen Erfolgen fortdauern weit über das Grab hinaus! P. Chr. Hansen.



Stapelholmer Sagen.

Gesammelt von **Heinr. Carstens.**

IV.

Der Durchbruch des englischen Kanals.

In England regierte einst eine Königin, — ihren Namen weiß ich nicht mehr — die wollte alle Bewohner unseres Landes ertränken. Sie durchstach die Landenge, die England und Frankreich mit einander verband. Da brach eine gewaltige Flut über unser Land herein und brachte unsägliches Unglück.

Mündlich aus Drage. Vergl. Müllenhoff, Sagen S. 129.

Die Schwarzkunstbücher.

In Bargen lebte einst ein Mann, der Schwarzkunstbücher besaß, die er aber sorgfältig verwahrte. Eines guten Sonntags indes hatte er doch vergessen, diese zu

verschließen, und als er nun in der Kirche war, fing sein neugieriger Knecht an, darin zu lesen. Im Nu war das ganze Haus voll kleiner Zwerge, die drohend auf ihn eindrangen, als er nicht imstande war, ihnen sofort Arbeit zu verschaffen. Schon wollten sie ihn töten, da, noch eben zur rechten Zeit, kehrt der Hausherr, von einer bösen Ahnung getrieben, heim, streut den kleinen Wesen schnell einen Scheffel Erbsen auf die Diele, die sie Stück für Stück auffammeln müssen, während er in seinen Büchern rückwärts lesend sie wieder fortschafft und so dem Knecht das Leben rettet.

Mündlich von dem verstorbenen Jacob Mentzer auf Christiansholm. Die Sage ist auch in Erfde bekannt. Abgedruckt im Urdsbrunnen III, 33.

Zaubernadeln.

In Stapelholm war Ringreiterfest. Sprach ein alter zauberkundiger Mann zu seinem Enkel: „Du mußt König werden!“ Antwortete der Jüngling: „Nein, ich will nicht König werden.“ Doch der Alte machte sich beim Pferde etwas zu schaffen, und als der Reiter nun anfing zu reiten und unter den Ringbaum kam, da war das Loch im Ring so groß wie ein Teller, und er mußte den Ring mitnehmen, er mochte wollen oder nicht. Ja, bei jedem Durchritt hatte er den Ring und ward also doch König. Wie ging das zu? Der Alte hatte drei Nadeln, mit denen ein Totenhemd genäht worden war, so in die Satteldecke gesteckt, daß sie mit der Spitze nach vorne zeigten, und nun erschien ihm das Loch, das doch in Wirklichkeit nur klein war, so groß wie ein Teller.

Mündlich aus Bargen bei Erfde. Abgedruckt neben der dithmarscher Fassung im Ur-Quell II, 184.

Warum Eichen und Buchen das ganze Jahr hindurch ihr Laub behalten.

Sprach einst der Teufel zu dem lieben Gott: „Wann soll ich die bösen Jungens haben?“ Spricht der liebe Gott: „Wenn Eichen und Buchen kein Laub mehr tragen, dann sollst du sie haben.“ Und seit der Zeit tragen Eichen und Buchen auch im Winter Laub.
Mündlich aus Drage.

An einem Sonntage ging ein Mann aus, um Nüsse zu pflücken. Kam da zu ihm der Teufel und sprach: „Wenn du ni Bullerjahn[1]) in'e Scho harst, so wull ikk di dat Nœtplükk'n aflehrn, dat di de Oug'n verkehrt um in Kopp stahn schulln!“
Drage in Stapelholm.

Warum der Roggen jetzt nur eine Ähre hat.

Als der liebe Gott die Welt schuf mit allen Tieren und Pflanzen, da schuf er auch den Roggen und somit das liebe tägliche Brot. Als die Menschen aber so sehr sündigten, da nahm der Herrgott ihnen den Roggen wieder weg. Da aber fingen die Hunde gewaltig an zu heulen. Das that dem lieben Gott leid, und er ließ den Roggen wieder wachsen, damit doch die Hunde ein Stück Brot erhalten konnten. Aber sie trägt seitdem nur eine Ähre; früher war es anders.
Mündlich aus Drage.

Warum das Schilfblatt drei Zahneindrücke hat.

Als unser Herr Jesus in der Wüste war und ihn hungerte, da biß er in ein Schilfblatt; und von der Zeit an hat jedes Schilfblatt drei Zahneindrücke.
Mündlich von der alten Frau Mahrt in Kleinsee.

---

[1]) Bullerjahn soll Aegepodium Podograris L. sein. Ob das nicht ein Irrtum ist? Sollte es vielleicht auch Baldrian (Valeriana officinalis L.) sein? Bullerjahn, Bullerkrut heißt in der Gegend von Ütersen der Wasser-Huflattich (Petasites officinalis Moench.).



Sprichwörter, volkstümliche Ausdrücke und Redensarten, Volksreime, alter Volksglaube.[1])

Zusammengestellt von **H. Eschenburg** in Holm bei Ütersen.

(Fortsetzung.)

Die Thätigkeit des Essens.

Bezeichnungen für „essen."

61. 'ringuosen. K. Pb DW.
'rinpacken. K. DW.
'rinproppen. "
'rinpremsen. "
verknacken. K. DW.
verputzen. "
vermasseln. Pb. K.
vermöbeln. Pb. K. DW.
62. sik vullschanzen. K. Pb. DW.
sik dickpudeln. K.
sik de Naht vullnein. K. Pb. DW. Hf.
sik dat Jack vullfreten. K. Pb. Hf.
sik de Pans (auch: Buk) vullslan. K. Pb. DW. Hf.
sik de Buk vullpükern. K.
sik den Kropp vullsammeln. H.
63. æwer'n Snabel nehmen. K. Pb. DW.
64. achter'n Bostknaken steken. Pb.
achter de Ribb'n pack'n. Carst.
achter'n Bostdok steken. Holst.; ob auch im östlichen Teile?
(Bostdok = große rote Weste mit silbernen Knöpfen.)
65. a) To Brow gahn = zum Essen gehen. Dithm. (nach Schwarz).
b) Na de Klütjn. K. Hf.
66. Sinen egen Putt schrapen (auch in übertragenem Sinne = Jeder fege vor seiner Thür). K. Hf. B.
67. Sin Föt unner anner Lüd Disch steken. K. Pb. Hf. DW.
68. Bi egen Hunger un Dörst arbeid'n (= bei eigener Kost). K. Hf. B.
69. All, wat 'n Lepel licken kann. K.
70. Dar hebbt 's ok wat an to kaun (wenn z. B. ein großes Schwein geschlachtet wird). In übertragenem Sinne: Jemandem Verdruß und Sorge bereiten. verbr.

Wie man ißt.

71. 'n Permahltid (im Stehen eingenommen). K.
72. Mit de fieftint Gabel. K. Pb. Hf. DW. B.
73. Fief Finger sind beter as 'n Boshak'n (Bootshaken). FLb.
74. De god kaut, de god daut. K. Pb. Carst. Stapelholm.
75. a) Lat di Tid un bit Brot to. K. Hf.
b) Lat di Tid un pack dat ordentlich t'recht. K. Hf., ähnlich B. u. Carst.
76. a) Ümmer langsam, min Johann, du weetst nich, wat du laten kannst. Wilstermarsch.
b) Langsam eten, langsam eten,
Stell di nich so slöckrig an,
Denn man söllt garnich glöben,
Wat man, wenn man langsam itt,
All in't Liv 'rinslagen kann. Hbg. u. Eck. 102.
c) Itt langsam un kau god, denn kannst du am meisten laten. DW. FLb., ähnl. in K.
77. Dat Eten günn ik ju wull, man blos nich de Tid darto (sagte jener Bauer zu dem langsam essenden Gesinde). K. Hf. B.
78. Der letzte beim Essen. a) Muff. K.
b) Schelmletzt. Heide.
79. He is so nietsch up 't Eten (fährt zu hastig drauf los). K. Pb.
80. a) He itt, as wenn he d'r Geld vær krigt. K. Hf. B. DW.
b) He fritt, as wenn he hangen schall. Hf. FLb.
81. a) De flink is bi 't Eten, is ok flink bi de Arbeit. (Es hat Bauern gegeben, die auf solche Weise eine Probe mit dem Dienstboten anstellten.) K. Hf.
b) De wat mægt, de wat dægt. Carst. N. III, 368.
82. a) Wat 'n god Perd is, dat sweet bi de Krüff. Holst.; ob auch im Osten?
b) Dat 's en slechte Perd, dat an de Krüff steit un fritt nich. Im Schleswigschen. ?

---

[1]) Zur Bedeutung der Abkürzungen (vgl. Nr. 10) muß berichtigend bemerkt werden, daß Bramstedt nicht durch **B.**, sondern durch **Bramst.** bezeichnet wird. Außerdem hätte das Wort Allgemeines (S. 205, Zeile 4) stärker hervorgehoben werden sollen; diese Überschrift bezieht sich auf die ganze erste Abteilung, deren zweiter Teil hier vorliegt und deren dritten die nächste Nummer bringen wird. Die Fortsetzung, der spezielle Teil, folgt im nächsten Jahrgang. — Die Überschrift „Wertschätzung des Essens und Trinkens" (S. 205, Zeile 5) ist den übrigen gleichwertig. Ld.

83. Dat glitt weg bi em as Gotts Wort in en Student. Tuxen 70.
84. Dat geit d'r 'rin as de Dod in 'n arm Minsch. Carst.
85. He itt, dat he sweet, un arbeit, dat he früst. K. Hf.
86. Hum kon eg ethe an snake tuglikke. N. IV, 513.
87. He het sik schön wat up de Rippen pult (auch: pukt. K. FLb.) verbr.

Vielesser.

88. Fretwulf. K. Pb. Hf. B. — Fretsack. K. Hf. DW. — 'n Goden an 'e Krüff. K. Pb. Hf. B. — Slukwächter. K. Pb. DW. B. — 'n ganzen Hungerslækschen. K. Pb.
89. He fritt as 'n Schündöscher. verbr. — as 'n Smedknecht. K. Pb. FLb. Hf. B. — as 'n Kleier. Marsch in Holst. (auch: Dar kann ja 'n Kleier mit to. Hf. B.) —
90. a) Dar sitt keenen Born in. K. Hf.
b) He het 'n dærgahn' Darm. Carst.
He fritt vær dree. verbr. He fritt bi meterwis' Heist.
91. a) He het 'n gode Gelegenheit. K. Pb. Hf. B.
b) Lütt Liv un 'n grot Gelegenheit. K. Hf. Carst.
92. a) He het sich æverpanzt (verpanzt. Carst.) K. Pb. Hf. B.
b) Den Magen æverladen. K. Pb. DW. Hf. B.
c) Daer het he sik den Magen mit verdorben. ″
93. 'n Knop spring'n laten. verbr.
94. He het de Mag opwied K. Carst.
95. He is so rund, dat he tründeln kann (nach dem vielen Essen). K. Hf. B.
96. a) He kann den Hals ni vullkriegen. K. Pb. Hf.
b) He kann ni nog kriegen, nimmt 'n Mund un beid Backen vull. K. Hf. B.
97. Dar ward keen Freter gebarn, dar ward een makt. verbr.
98. Vun dree Freters mæt twee ophangt warn, damit de een leben kann. (?) Holst. n. Eck. 128.
99. Blöde Hunn ward selten fett. verbr.
100. Utverschamt lett nich god, dat födt doch god. verbr.
101. De fret een Näs un Ohrn vun 'n Kopp (besonders mit Bezug auf viele starke Esser). K. Pb. Hf. B.

102. Bescheidenheit, Bescheidenheit,
Verlaß mich nicht bei Tische,
Doch gieb, daß ich zu jeder Zeit
Das größte Stück erwische. Pb. FLb. DW.
103. Ik kann wull eten un mag wull eten — æwer so 'n Eten, dat het ehr de Düvel sehn. K. — . . . . . . heff ik noch min Dag nich sehn. Carst. DW.
104. Hans, nimm mi man,
Hans, nimm mi man,
Ik will ok nich vel eten! —
Wenn dat so keem,
Dat Hans mi nehm,
Wat wull ik Düvel freten!
K., ähnl. Hbg. n. Eck. 102.
105. Dar ward wull seggt vun min vel Eten, man nich vun minen groten Hunger. K. Hf. B.

Mäßig.

106. a) Alltovel is ungesund. verbr.
b) Alltofett is ungesund. (?)
107. Dat Gode kann ok to vel warn. K. Pb. Hf. B.
108. a) Man mut 'n upholen, wenn 't Tid is. K. Pb. DW.
b) . . . . . . wiel 't noch god smeckt. K. DW. B.

Satt.

109. De Mæhl ward al langsam gahn. verbr.
110. Ik bün d'r mit schier. Dithm. u. Schwarz
111. Nu heff ik 'n annern Gloven in 'e Mag. DW. FLb. Preetz
112. He is fastföhrt. FLb. Husum. Rendsb
113. Et di satt un hol di glatt. K. Pb. Hf. B
114. Ik bün so satt, ik mag keen Blatt. (Dem Märchen entlehnt?) Holm. Hf
115. Muß 'n Lepel nich ehr dalleggn, ehr du satt büs. K. Hf
116. Vull bet an 't Spuntlock. K. — . . . . an 'n Kropp. Hf. — . . . . an 't Sluck. B
He kann 't mit 'n Finger reck'n. Carst.
117. Wenn ik 'n half Stünn eten heff, vergeit mi de Aptit. (?
118. Wenn de Mus satt is, smeckt dat Mehl bitter. verbr
119. Wenn de Hund dick is, lett he sin Knurrn. (?
120. Wenn de Swin satt sünd, stöt s' den Trog üm. K. Pb
121. Wenn 't Swin satt is, leggt 't sik dal. K. (
122. De sik vun Abend ordentlich satt itt, brukt in 't ganz Jahr nix wedder. K
(Scherzend am letzten Abend des Jahres, der nebst dem Weihnachtsabend au „Vullbuksabend" genannt wird.)

123. „Ik bün satt!" — Antwort:
a) Denn ęt, bet du 'n Pas büs. (Pas = Beutel vergl.: Wat in 'n Pas hebbn.) Die Antwort wird in dem Sinne gegeben, als ob man Sack verstanden hätte.
b) . . . . . . Denn lop, bet du 'n Büdel warst. K.
124. (He is) Ik bün d'r mit dœr as de Köster mit 'n Sünndag. K.[1]) FLb.

Alles aufgezehrt.

125. Dar sünd's west. FLb.
126. a) Wenn 't all utęten is, sünd de Schötteln leddig. K. Hf. B.
b) Nu is 't all ut un de grot Schal is ok twei. Schütze. (?)
127. Wenn 't all is, het de Mund Fierabend. K. Pb. DW. Hf. B.
128. a) Ut un ok jüst satt! sä de Fro, do weern de Lüd man eerst half satt. Hf. Pb. K.
b) . . . . . . Jungs, gaht man 'rut un spęlt. Hf.
c) Der Bauer: Ut un ok satt! Der Knecht (der noch nicht satt ist): Nę, ut un ok up! B.
d) So, nu holt man up! Katt un Hund schüllt ok wat hebbn, sagte jene Frau zu ihren beiden Kindern, die noch nicht satt waren. Carst.
129. Du mußt rein Hus maken (zum letzten Esser). verbr.
130. a) Sparmund fritt Katt un Hund. Hf. B.
b) Wat 'e spart mit de Mund is vœr Katt un Hund. K. Stapelh. (n. Carst.)
131. a) De wat hęgt, de hett wat. verbr.
b) Frittup het ümmer up. K.
c) Sparwat het wat, Frittup het nix. Schleswig? N. III, 345.
132. a) Wenn 't all is, wenn 't up is, Beschert uns Gott mehr. (K.) Wenn een ol Wiev dot is, Steit de anner all vœr de Dœr. Holm. Hf.
b) . . . . wenn de een Düvel dot is, stat 'r sœben (tein. Carst.) weller vœr Dœr. B.
133. So rein, as wenn de Katt dat utlickt het. K. Hf. DW. B.
134. De sik ni satt ęten kann, kann sik ok ni satt licken (slicken. Carst.) verbr.
135. Puttulicker = Zeigefinger. verbr. — Lickbrett = Zunge (auch: Licker). K. Hf.
136. „Puttnschraper ward ni selig!" Antwort: „Deit ok ni nödig," (weil es nämlich der Löffel ist). K. Hf.

Kinder beim Essen.

137. Kinner- un Kalvermat mœt ol Lüd węten. verbr.
138. Kinner un Kalver ęr Del, denn beholt se ęr Liv hel. Hf. B.
139. Hier ward nix ört (übrig gelassen). verbr.
140. Wat di inkrömt heß, muß ok utęten. verbr.
141. Fingern ut Fatt. K. Norderdithm.
142. Kinner mœt stan bi 'n Disch, denn ward s' grot. K. Pb. Hf. B. Stapelholm.
143. En Mund as 'n Schoh un liekers (auch: un doch noch) bito. verbr., aber nicht b. K. u. Pb.
144. Weer dar de Weg na Hamborg, bleev keen Katt un Hund to Hus (wo man krümelt). FLb.
145. Dat is nich nog, dat du de Botter op 't Brot klemmst (smęrst), du smęrst em ok noch op 'n Disch. K. Carst. N. III, 445.
146. a) Füll man nich ehr de Ogen, ehr den Buk (auch: Liv). verbr. im mittl. u. westl. Holst.
b) Bi em sünd de Ogen gröter as de Mund. verbr. im Osten, auch DW.
c) Du füllst de Mag ehr, ehr de Ogen. Carst. N. V, 608.
147. Dat mutt ümmer erst op de Goldwagg (Wagschal. K.) (Wenn Kinder sich um ein Stück streiten.) Preetz. Norderdithm.
148. In anner Lüd Schötteln smeckt 't alltid am schönsten. FLb.
149. „Is di dat ni to groff?" (scherzend zum kauenden Kinde). Pb. Hf. Stapelh.
150. Wenn dat (nämlich das große Butterbrot) upheß, kannst mit 'n Hund œver 't Heck springen. B. K. Pb. Hf. DW.
151. „Kannst den Breef (Butterbrot) ok lesen?" — Antwort: A — b — bit af, bit nich so 'n grot Stück af. K. Pb. Hf. B.
152. „Daer krigst Lüs na in 'n Magen" — sagt man unter Bezugnahme auf die Samenkerne in den unreifen Stachelbeeren, um das Kind von dem Genuß der unreifen Früchte abzuhalten. K. Hf. B. Carst.
153. Wenn keen Fleesch heß, nimm man din Näs in 'e Hand (wenn das Kind noch mehr Fleisch wünscht). K. Hf.
154. a) Nu hest 'n Schelm vull (bist satt) (zu Kindern, die beim Essen aufstoßen). K.
b) De Grap kakt œver. K.
155. „Du büst all satt!" Zur Bekräftigung dieser Behauptung befühlt man Nase oder Stirn des Kindes und sagt, daß die schon hart sei. verbr.

[1]) Schütze erklärt diese Redensart: He is usw. als geltend für den, der bei einer wichtigen Sache nur Handlanger war und doch wunder meint, was er ausgerichtet habe.

156. a) Wenn de Krein di seht, nehmt se di mit (zu dem Kinde, das Speisereste auf der Kleidung hat). K. Pb. Hf.
b) He het sik wat wahrt vær de Krein (to morrn. Carst.) N.-Dithm.
157. He süht ut, as wenn he mit de Höhner vun 'n Bree eten harr (mit Speiseresten beschmiert). Sch. (?)

(Fortsetzung folgt.)

Mitteilungen.

1. Schlupfwespe und Spinne. Es war an einem der letzten Tage des Monats August d. J., als ich auf einem Spaziergange den über eine Koppel (in der Nähe der Stadt Kiel) führenden Fußsteig passierte. Da bemerkte ich auf demselben eine Sackspinne (Lycosa saccata), welche ängstlich hastend bald der einen, bald der anderen Seite des Weges zustrebte. Ihre Bewegungen wurden durch teilweise Lähmung der linken Körperseite etwas beeinträchtigt. In geringer Entfernung folgte der Spinne eine „Peinigende Schlupfwespe" (Ichneumon castigator). Offenbar hatte, da die Spinne etwas gelähmt war, ein Kampf zwischen dieser und jener stattgefunden. Bald hätte die Verfolgerin die Flüchtige erreicht, da verschwindet diese unter einer auf dem Wege stehenden Knöterichpflanze. Erstere eilt über die Pflanze hinweg und hat die Fährte verloren. Bald aber wendet sie, läuft um den die Spinne schützenden Ort herum, und das Versteck ist gefunden. Die wilde Jagd beginnt von neuem und endet mit dem Fang der Spinne. Ein Stich der Wespe in den Hinterleib des Opfers genügt, weitere Bewegungen desselben zu hindern. Es folgt eine Ruhepause. Nach derselben macht sich die Wespe daran, die für ihre Sprößlinge erhaltene Wiege an einen sichern Ort zu bringen. Mit ihrem vorderen Beinpaar packt sie die Spinne am Kopfende und zieht, rückwärtslaufend, dieselbe an die Seite des Weges. Nun giebt's aber eine Steigung zu überwinden, und die Beine der Spinne bereiten doch bei der Fortbewegung keinen geringen Widerstand. Die Wespe macht vor der Steigung Halt. Sie läßt die Spinne los und begiebt sich, nachdem sie sich von den Strapazen des Ziehens erholt hat, an die Seite des Opfers. Dasselbe wird gewendet, so daß es jetzt auf dem Rücken liegt, und mit Leichtigkeit geht die Beförderung in derselben Weise wie zuerst vor sich. Am Rande des Weges verschwindet die Siegerin mit ihrer Beute im Kraut.

Zeugt nicht das ganze Gebahren der Schlupfwespe von Überlegung? Ich möchte es annehmen.

Kiel, im September. E. Specht.

2. Nordlicht. In der „Heimat" S. 208 berichtete Herr Eschenburg über ein in der Nacht am 10. September beobachtetes Nordlicht. Dasselbe Nordlicht wurde auch in Böhmen und Niederösterreich beobachtet. Hier in Leitmeritz erstrahlte nach 9 Uhr abends der nördliche Himmelssaum in bläulichem Lichte. Vor 10 Uhr stiegen aus diesem lichten Himmelsteil Strahlen empor, die sich auf ein Drittel des Firmaments verbreiteten. Die Erscheinung verblaßte dann, um nach einer Viertelstunde in intensiverem Lichte wiederzukehren. Um 11 Uhr verblaßte die Erscheinung, jedoch blieb bis Mitternacht der bläuliche Glanz des Firmaments. Ankert, Heinrich.

3. R. Haupt, Bau- und Kunstdenkmäler. Das gesamte Werk, dessen Preis 30 ℳ. betragen hat, ist so gut wie vergriffen, die wenigen im Landesdirektorat noch vorhandenen Exemplare sind auf dem Wege des Buchhandels nicht mehr zu haben. Doch hat man eine Anzahl von Exemplaren zur kreisweisen Zerteilung bestimmt, und von diesen sind Abzüge gegenwärtig noch zu erhalten, soweit sie nicht, was in einigen Fällen geschehen ist, schon vergriffen sind. Nachfolgendes Verzeichnis giebt die Stärke der Hefte und die Preise, zu denen sie das Landesdirektorat abgiebt, an: 1. Altona (6 Seiten, 6 Bilder) 0,15 ℳ.; 2. Apenrade (46 S., 74 B.) 1,25 ℳ.; 3. Norderdithmarschen (56 S., 74 B.) 1,35 ℳ.; 4. Süderdithmarschen (46 S., 72 B.) 1,25 ℳ.; 5. Eckernförde (40 S., 67 B.) 1,15 ℳ.; 6. Eiderstedt (58 S., 66 B.) 1,30 ℳ.; 7. Flensburg (86 S., 138 B.) 2,35 ℳ.; 8. Hadersleben (92 S., 157 B.) 2,60 ℳ.; 9. Husum (88 S., 98 B.) 1,95 ℳ.; 10. Landkreis Kiel (28 S., 40 B.) 0,75 ℳ.; 11. Stadtkreis Kiel (30 S., 36 B.) 0,75 ℳ.; 12. Oldenburg (98 S., 128 B.) 2,35 ℳ.; 13. Pinneberg (18 S., 18 B.) 0,40 ℳ.; 14. Plön (72 S., 104 B.) 1,85 ℳ.; 15. Rendsburg (34 S., 41 B.) 0,80 ℳ.; 16. Schleswig (136 S., 135 B.) 2,80 ℳ.; 17. Segeberg (32 S., 44 B.) 0,80 ℳ.; 18. Sonderburg (46 S., 58 B.) 1,10 ℳ.; 19. Steinburg (90 S., 105 B.) 2,05 ℳ.; 20. Stormarn (30 S., 44 B.) 0,80 ℳ.; 21. Tondern (132 S., 179 B.) 3,25 ℳ. — Die hinzukommenden Nebenkosten werden geringer, wenn mehrere sich zum Bezuge vereinigen.

4. Wachstum des Torfes. Nach Beobachtungen von Dr. C. A. Weber, Botaniker an der Moorversuchsstation in Bremen, können Molinia coerulea (zu den Gräsern gehörig) und Carex rostrata (eine Segge) an mäßig nassen Orten Nordwestdeutschlands in wenigen Jahrzehnten eine Torfschicht von 20—30 cm. Stärke bilden. (Englers botanische Jahrbücher XXIV, 535.) Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 12. Dezember 1898.

Der Charakter des niederdeutschen Christentums in dessen Anfängen.

Von Professor Dr. P. Piper in Altona.

II.

Zu Rom in des Papstes Bibliothek liegt ein altes Buch, welches eine Zusammenstellung des am Ende des 8. Jahrhunderts hierorts üblichen Aberglaubens giebt, und dieses wird in glücklicher Weise ergänzt durch eine merkwürdige Handschrift in Mariä Einsiedeln, ebenfalls aus dem 8. Jahrhundert, deren Inhalt erst zum geringsten Teile bekannt geworden ist. Diese beiden interessanten Stücke geben uns Aufschluß über die von den Bekehrern befolgte Methode. Die heidnischen Feste wurden teils in christliche umgewandelt, teils allmählich verdrängt. Aus dem Julfeste wurde Weihnachten, und das Winteraustreiben, welches als Frühlingsfest ursprünglich im März gefeiert wurde, wurde, als die Fasten eingeführt waren, immer mehr nach Weihnachten hin zurückgedrängt. Die heidnischen Heiligtümer wurden teils zerstört, teils in christliche umgewandelt, neue Kirchen wurden an heidnischen Opfer- und Malstätten errichtet, und es durfte nur an den von der Kirche geweihten Orten Gottesdienst gehalten werden. Die Opfer für heidnische Götter wurden zwar verboten, doch durften in Lauben, die um die Kirchen angelegt waren, Ochsen geschlachtet und „mit Dank gegen Gott," wie man hinzufügte, verzehrt werden. Wie es dabei zuging, davon zeugt das Verbot, in den Kirchen Gerichtsverhandlungen abzuhalten, Geschäfte abzuwickeln, lose, d. h. heidnische Geschichten zu erzählen und — Menschen totzuschlagen. Das Schlachten der Ochsen geschah oft noch unter heidnischen Gebräuchen. Opfer in Waldheiligtümern und auf Steinen wurden verboten, besonders auch der sehr verbreitete Quellendienst, der darin bestand, daß man Münzen, Brote oder Früchte in das heilige Wasser warf, dem man sühnende Kraft beimaß. Die Quellen wurden aber in den Bereich der Kirchen gezogen, und so entstand der Weihwasserkult. Aus dem Dienste der Frigg oder Fria entwickelte sich der Marienkultus, beiden war der Sonnabend heilig; dagegen wurde die Feier des Mittwoch und Donnerstag zu Ehren des Wodan und Thonar ganz untersagt; statt des heidnischen Minnetrinkens zu Ehren der Götter kam das Trinken von Johannesminne und St. Gertrudenminne auf, die Opfer, die sonst Göttern dargebracht wurden, wurden auf Heilige übertragen. In Zauberformeln, deren noch viele erhalten sind, gegen Krebs, Behexung, Bienenstich, Schwertschlag, Blut, Fieber, Brand, Antoniusfeuer, Viehkrankheit u. a., wurden die mythischen Personen durch christliche ersetzt und Paternoster und Credo hinzugefügt, doch geschah auch das Umgekehrte, daß man nämlich Paternoster und Credo durch Zauberformeln erweiterte. Schutzmittel aller Art aus Bernstein,

Knochen, Holz, Blei, die man am Körper trug und denen man Zauberkraft beimaß, wurden einfach mit Christi Namen oder Zeichen versehen und dann geduldet. Das Hammerzeichen des Gottes Thonar wurde in das Kreuzeszeichen abgeändert. Auch das Streben, in die Zukunft zu schauen, wie es sich in der abergläubischen Deutung des Niesens, Strauchelns, der Vogelstimmen, des Schnaubens der heiligen Pferde, der Begegnung mit gewissen Menschen oder Tieren, der geworfenen Lose usw. zeigte, ward in christliche Formen übergeführt. Bekannt sind die Losbücher des Mittelalters, in welchen Stellen der heiligen Schrift zur Deutung der Zukunft benutzt wurden. Die heiligen Feuer, wie die Johannis- und Osterfeuer, die durch Reiben erzielt werden mußten, wurden fast unverändert beibehalten, nur daß man ihnen andere Namen und andere Deutung gab. Auch der Aberglaube, der das Haus umgab, die Prophezeiungen aus Feuer und Rauch, aus brennenden Scheiten, aus dem Wasserguß darauf, die abergläubische Wichtigkeit, die man gewissen Tagen oder den Mondphasen für günstigen oder ungünstigen Anfang eines Unternehmens beilegte, wurden zwar als heidnisch gebrandmarkt, doch mit christlichem Stempel geduldet. Der Glaube, daß durch Geschrei und Waffenlärm bei einer Mondfinsternis die Wölfe verscheucht würden, die den Mond verschlingen wollen, und die Vertreibung des Unwetters durch Blasen von Muscheltrompeten und Hörnern finden ihren Nachklang in der Vertreibung des Blitzes durch Glockenläuten. Aus den Flurprozessionen, dem Umführen der heiligen Götterbilder über die Felder, um ihnen Gedeihen zu erbitten, wurden die Litaneien, Bittgänge und Prozessionen der Kirche. Besonderen Anklang fand der Heiligendienst als Ersatz für die zahlreichen Götter, man war so eifrig darauf aus, neue Lokalheilige mit ihren Festen zu schaffen, daß ein Verbot dagegen ergehen mußte. Bei diesem Streben, zu vermitteln, die Übergänge leicht zu machen, gerieten freilich die christlichen Grundlagen oft in Gefahr: ein Gesetz mußte verfügen, daß christliche Priester nicht in heidnischer Art opfern dürfen, und ein anderes, daß es ihnen nicht zieme, bei dem Mummenschanz, den Trinkgelagen und den Possenreißereien aller Art mitzuwirken, die am 3., 7. und 30. Tage zum Gedächtnis der Verstorbenen ausgeübt wurden. Die Formel des Glaubensbekenntnisses, durch die in Frage und Antwort in Niederdeutschland die Zugehörigkeit zum Christentum erklärt wurde, war ziemlich einfach, sie ist uns in jener schon erwähnten römischen Handschrift erhalten. Der Täufling brauchte nur zu versprechen, daß er dem Teufel, den feierlichen Götzenopfern und allem Teufelswerk entsage, doch an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist glaube. Später wurde noch ein Zusatz für nötig befunden, der die namentliche Verzichtleistung auf den Glauben auf Thuner, Wodan und Saxnot und alle Unholde aussprach, die ihre Genossen sind.

Dieses planmäßige Vorgehen der Missionare hätte vielleicht, wenn auch nur langsam, zum Ziele geführt; nun aber war, wie wir wissen, die Bekehrung und Unterwerfung der Sachsen auch eine wichtige Forderung der Politik Karls des Großen, so wichtig, daß dieser schon bald nach Beginn seiner Regierung sich damit befaßte. Dem Christentum sollten sie unterworfen werden; schlimm nur, daß soviel Stammeshaß und politische Selbstsucht dabei mitsprach. Und von dieser Seite faßten die Sachsen Karls Forderung vornehmlich auf. Der Franke wollte ihnen seine Gesetze auflegen — ein unerträglicher Gedanke! Heimische Sitte sollten sie lassen, sie, die so zäh am Althergebrachten hingen, wie kein andrer deutscher Stamm. Nun wurden ihnen selbst die alten Götter wieder wertvoll, deren Glanzzeit längst vorüber war, sie wurden das Panier, unter dem sie gegen Karl zu Felde zogen. Es entstand ein Ringen des Schwächern gegen den Stärkeren, wie es intensiver die Welt noch nicht gesehen hatte, dreißig Jahre lang, bald verzagend, bald sich wieder erhebend, immer mit gleichem Ingrimm,

wenn auch nicht immer mit gleicher Kraft. Das Endergebnis war die Unterwerfung Sachsens unter Karls Gesetz, unter Frankentum und Christentum.

Die Art, wie den Sachsen dies Christentum übermittelt wurde, konnte ihnen nimmermehr gefallen. Wir wissen, mit welcher Strenge Karl der Große ihre wiederholten Aufstände niederschlug, wie er mit harter Hand immer aufs neue eingriff in ihr Volkstum und ihre Eigenart. Von seinem Standpunkte aus mochte diese Strenge nach den wiederholten Unterwürfigkeitserklärungen der Sachsen gerechtfertigt sein, auch mag der Historiker sie im Interesse einer Einigung der Ingävonen mit den übrigen deutschen Stämmen für nötig halten: aber wie mußten sie die Sachsen selbst aufnehmen? Wie bitter mußten sie Niederlagen empfinden, wie die an der Schwentine, wo 4000 tapfere Nordalbingier das Feld deckten, von den Obotriten hingemordet, den heidnischen Bundesgenossen des Bekehrers Karl! Wie schrie das Blut der 4500 Sachsen gen Himmel, die im Jahre 783 an einem Tage zu Verden hingeschlachtet wurden! Welcher Blick in die Zukunft that sich ihnen auf, als im Jahre 785 Karl jene mit Blut geschriebene Capitulatio de partibus Saxoniae erließ, in der fast jeder Absatz, fast jede Bestimmung mit den furchtbaren Worten schloß: „der soll des Todes sterben!" Wie mochten sie in ohnmächtigem Jammer es erlebt haben, daß so viele Tausende dem heimischen Boden entrissen und in andre Gegenden des fränkischen Reiches verpflanzt wurden! Schon 795 waren allein aus den Gauen Wigmodia und Bardango 7070 Mann, jeder dritte Mann, als Geiseln fortgeschleppt worden, und 804 wurde ganz Sachsen jenseit der Elbe den Slaven eingeräumt und alle Bewohner, 10000 Sachsen mit Weibern und Kindern, der Heimat entrissen. Nach Korbie, Würzburg, Konstanz, Wandrille bei Rouen, Augsburg, Basel, Reims, Mainz, Reichenau wurden sie gebracht und dort in der christlichen Lehre unterwiesen. Als vor drei Jahren ein Berliner Gelehrter niederdeutscher Herkunft eine Studienreise nach Florenville und Chiny in den Ardennen machte, erkannte er mit großer Wahrscheinlichkeit an Aussprache, Temperament, Farbe der Augen und des Haares, Ortsnamen und Lokalsagen in den dortigen Bewohnern Nachkommen jener von Karl dem Großen dorthin verpflanzten Sachsen. Namenloses Weh müssen die Sachsen im Fremdland erduldet haben, als sie umsonst zurückverlangten nach der Heimat, dem brausenden Meere, dem heimischen Walde, den hohen Hornburgen, all den Stätten ihres einstigen Glückes.

Der poeta Saxo, der zu Arnolfs Zeit dichtete, meint in byzantinischer Schmeichelei, Gott habe den Sachsen einen solchen Lehrer und Glaubensmeister, den herrlichen Karl, geschenkt, damit er die durch Krieg unterdrücke, die er durch Überzeugung nicht bändigen könne. Das Staatschristentum, das ihnen dieser Glaubensmeister brachte, waren die Sachsen fest entschlossen nicht anzunehmen, nur äußerlich und gezwungen ließen sie es sich gefallen.

Aber auf dem blutgetränkten Boden der Heimat, in dem Elend des Fremdlandes, in dem namenlosen Jammer der Trennung von Familie und Geschlechtsgenossenschaft, inmitten der Auflösung alles dessen, was ihnen bisher als heilig galt und unverletzlich, da erwuchs aus dem fremden Saatkorn in dem Acker der heimischen Herzen eine Blume, so schön und rein, daß die siegenden Franken sie einfach nicht begriffen, die sie überreich für alles Weh entschädigte und zu einem nationalen Schatze wurde, so eigenartig, daß sie den bald darauf entstehenden Plan eines nordischen Patriarchates rechtfertigte, so gesund und innerlich wahr, so national und bodenständig, daß der Sieger ihr nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hatte. Man hat das sächsische Christentum der Zeit gegenüber dem oberdeutschen als ein protestantisches bezeichnet, hat auch von zwei Wegen geredet, auf denen das Christentum zu den Deutschen Zugang fand und finden mußte.

Damit ist wenig gesagt. Das sächsische Christentum war das innigste Erfassen des Heilandes, das die Welt erlebt hat. Die Früchte zeigten das.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß auch Ansger ein Sachse war, wenn schon das nicht ausdrücklich überliefert ist. Wenn man aus den verpflanzten Sachsen Männer wie Liudger, Hadumar, Baturad zu Bischöfen von Paderborn und Münster, Ebbo als Bischof von Hildesheim, oder den Angelsachsen Willehad als Bischof von Bremen bestellte, so ist es doch kaum glaublich, daß man zum Hauptträger der Sachsenmission einen Mann gemacht haben sollte, der Sprache und Art des Volks nicht kannte. Dazu kommt, daß der Name Ansger gut sächsisch ist, (nicht etwa fränkisch oder gar oberdeutsch, wo er Ansker oder Anscher lauten müßte), ein Sachse Ansger erhielt auch von Karl dem Großen um 800 ein Lehen in Noviliacus. Die Namensform Ansgarius ist die romanisch latinisierte des Klosters, in dem er erzogen war, wie ja auch Lotharius für das eigentliche Ludhere, das in den Straßburger Eiden vorkommt, als Name des Herrschers des romanischen Westreichs sich eingebürgert hat. Man sollte also nicht Ansgar sagen, da er sich selber Ansger nannte. Der Umstand, daß Ansger schon als Knabe in das Kloster zu Corbie an der Somme kam, ist der Annahme, daß er ein Sachse war, nicht im Wege; er mag ein Kind der dorthin verpflanzten Sachsen gewesen sein, die nach dem Berichte der Translatio S. Viti sich dort in besonders großer Zahl befanden. Die Deutschen vertraten schon damals die Intelligenz in Karls des Großen Reiche: Alkuin, Adalhart und Wala, Hilduin von St. Denis, Benedikt von Aniane, Hinkmar und Ebbo von Reims waren Deutsche, und dadurch mit bewogen, verlegte Karl seine Residenz von Paris nach Aachen; bei den Sachsen entwickelte sich eine tiefsinnige, gemütvolle, von keinerlei politischen Rücksichten beeinflußte Auffassung des Christentums, darum wählte er aus ihnen die Bischöfe ihres Volkes. Ansger träumte einst in seiner Jugend, als er auf Abwege geraten war, er wate im Sumpfe und sehe von ferne seine Mutter mit andern himmlischen Gestalten wandeln. Eine derselben neigte sich freundlich zu dem Kinde mit der Frage, es wünsche wohl lebhaft zur Mutter zu kommen? und als der Knabe das bejahte, ermahnte sie ihn, allen Leichtsinn abzustreifen, denn nur so könne er wieder mit der Mutter vereinigt werden. Das heimelt uns an wie niederdeutsche Denk- und Erziehungsweise. Diese Erzählung trägt dazu bei, uns Ansger als Stammesgenossen wahrscheinlich zu machen, und zeigt uns zugleich etwas von der Gemütstiefe niederdeutschen Christentums.

Endlich hebe ich noch hervor: die schönste, tiefste und reinste Erfassung der christlichen Lehre ist einem Niedersachsen gelungen. Es giebt in allen Sprachen der Erde nur eine Messiade, die diesen Namen verdient, den Heliand, und diese ist im neunten Jahrhundert in niedersächsischer Sprache abgefaßt. Schon jetzt erwähne ich, daß nach den neuesten Forschungen dieses herrliche Gedicht höchst wahrscheinlich unserm nordalbingischen Lande angehört. Utrecht, Werden, Corvey, Münster, Fulda, auch England haben zeitweise die Ehre dieses Besitzes in Anspruch genommen, aber die Liebe zur See, die so charakteristischen Ausdruck in dem Gedichte findet, die Bezeichnungsweise der heiligen Orte und mancher andre Zug machen es fast sicher, daß seine Heimat hier zu suchen ist. Vielleicht hat es einer der Edelinge gedichtet, die von Karl dem Großen in die Fremde geschleppt wurden und dort in Elend und Leid den Herrn kennen lernten. Ein Geistlicher war es keinesfalls. Man hat als engere Heimat an Welnao, das heutige Münsterdorf bei Itzehoe, gedacht, wo schon Ebbo von Reims bei seiner Mission einen Stützpunkt hatte und das auch Ansger besaß. Das Gedicht ist vom Schmerze der Verbannung diktiert, dem sein tiefes, lauteres Christentum auch entsprungen ist. Das Leid ist ja anerkannt die beste Feder, um christliche Seelenerfahrungen zum Ausdruck zu bringen.

Der Herr selbst erscheint in diesem Liede als Sachse, die höchste Ehre und Würde, die der Sachse kannte, die des Stammesherzogs, wurde ihm beigelegt. Als solcher wandelt der Heiland durch das Land, umgeben von seinen getreuen Degen, den Jüngern, an den schimmernden Burgen vorbei, in denen die Edelinge hausten. Die Jünger sind ihm in Lehnstreue ergeben, und es erregt des Dichters ganzen Unwillen, als sie in Gethsemane den Herrn verlassen, da dieser in den Tod gehen muß; dagegen findet männliche Entschlossenheit und Treue nirgend einen schönern Ausdruck, als wo sie auf dem letzten Wege nach Jerusalem erklären, in Not und Tod bei ihm ausharren zu wollen. Wie schön zeigt sich nun noch in allen Einzelheiten der Darstellung niedersächsische Art! Die Hirten auf dem Felde bei der Geburt des Heilands sind Pferdeknechte, bei Nacht hüten sie die Rosse. In der Bergpredigt erscheint der Heiland als der König, der mit den Seinen im Angesicht des Volkes Gericht hält. Er überragt alle um Haupteslänge, er zieht in die strahlende Burg, deren Zinnen schimmern, deren hohes Hornseli erglänzt, deren Burgwall blinkt. Aber auch wie ein Vikingerfürst der Vorzeit fährt er mit seinen Jüngern auf dem hochgehörnten Schiff über das Meer von Tiberias, und die Apostel rudern wie deutsche Seehelden gewaltig durch die wilden Fluten. Die ganze Umgebung des Heilandes, der Strandgries, den sein Fuß betritt, die Vegetation, die ihn umgiebt, die Luft, die er atmet, ist heimisches Nordalbingien. Mythologische Anschauungen ruhen noch duftig über dem Bilde, wie der leichte Nebel am Morgen die siegende Sonne mehr mildert als verhüllt. Das jüngste Gericht ist dem Ragnarökr, dem Muspilli, nachgebildet, die Höllenstrafen lehnen sich an bekannte mythologische Vorbilder. Aber auch Walhallas Wonnen finden ihren verklärten Abglanz in dem Gedichte, und die messenden Mächte, die Nornen, lenken auch hier noch die Geschicke der Menschen. Die Hochzeit zu Kana, das Gastmahl des reichen Mannes, das Mahl des Herodes geben Anlaß zur Schilderung von munteren Gelagen, bei dem der Hausherr in hehrer Halle auf dem Königsstuhl sitzt, die Gäste auf Bänken an langen Tischen und laut die Halle von der fröhlichen Laune der Helden widertönt. Besonders zahlreich sind die Beziehungen auf das Seewesen. Die wetterweisen Männer, die Wogenwandler, die über den Seestrom fahren, weisen auf die Vertrautheit der Nordgermanen mit dem wilden Meere hin, selbst das Salz der Erde in der Bergpredigt wird ausdrücklich als Seesalz bezeichnet.

Wie hätte der Heiland dem Sachsen vertrauter gemacht werden können, als so im sächsischen Gewande! Diese äußere Angleichung ist das getreue Ebenbild der inneren Aneignung des Christentums, die wenigstens bei den Edleren des Volkes stattgefunden hatte, und wie sie den Heiland vertraulich in ihr Heim geladen hatten, so ließen sie sich auch willig zu ihm erheben. Jetzt entbehren sie auch im Fremdland nicht mehr der Heimat: der Heiland wandelt mit ihnen und zeigt ihnen durch seinen Sänger das heimische Meer und den heimischen Edelsitz; es verstummt ihre Klage darüber, fern von Eltern und Geschwistern leben zu sollen: der Herr ist ihnen Vater, Mutter und Bruder geworden. Das ist niederdeutsches Christentum, und dessen Charakter, wie er aus diesem Gedichte spricht, ist der des willigen Sichergebens und innigen Sichversenkens in des Heilands Lehre und Person, seine Aufnahme in Haus und Herz.

Das war der Charakter des niederdeutschen Christentums und ist es, Gott Lob! auch noch heute. Art läßt nicht von Art. Zwar kommen auch hier Zeiten, ja, es fehlt eigentlich nie daran, wo Unglaube und Feindschaft sich gegen die Lehre des Herrn wappnen, aber Niederdeutschland gleicht darin dem heimischen Meere: dann und wann, wie Gott will, erheben sich die schwarzen Wogen, vom Winde gepeitscht, als wollten sie gegen den Himmel anstürmen, Wolken verdecken die

Sonne, und es ist, als wollte Chaos und Nacht alles Lebende verschlingen; aber nur Geduld: bald legen sich die wilden Bülgen, die Winde verstummen, und in der klaren Tiefe spiegeln sich Himmel und Sonne.



Weshalb ist Detlev von Liliencron noch nicht volkstümlich?

Von **Timm Kröger** in Kiel.*)

Vor nicht zu langer Zeit lief die Notiz durch die Tagesblätter, daß Natalie von Eschstruth der gelesenste Schriftsteller deutscher Zunge sei. Nun, zu viel braucht sie sich nicht darauf einzubilden: von keinem habe ich je vernommen, daß ihr eine litterarische Bedeutung beigelegt wird, und sicherlich wird man ein Jahrzehnt nach ihrem hoffentlich fernen und jedenfalls seligen Ableben nicht mehr wissen, wer eigentlich die Natalie von Eschstruth gewesen ist.

Als ich mir vornahm, über Detlev von Liliencron zu schreiben, mußte ich an die Eschstruth denken: — lebendigere Gegensätze zeigt unsere Tageslitteratur nicht auf. Die genannte Schriftstellerin kann der Nachfrage unserer illustrierten Blätter, die in der Hauptsache von Frauen für Frauen geschrieben werden, kaum genügen, unsere Familienkreise wollen sich nicht satt sehen und hören an den glatten, bunten Bildern, worin sie ihre vornehmen und (selbstverständlich) adeligen Kreise, deren Gehaben und Gebaren vorführt. Wenn aber ein ernsthafter Litterarhistoriker die Erscheinungen der Gegenwart prüft, so sieht er an der Stelle, wo jene fleißige Autorin arbeitet, nur einen leeren Raum. Aber Detlev von Liliencron, der in den Kreisen ihrer Verehrer entweder ganz unbekannt oder von der unheimlichen Atmosphäre derjenigen Scheu umgeben ist, die der Verruchte einflößt, den kennt er; mit ihm beschäftigt sich eingehend die Litteraturkritik, schon lange umwogt ihn der Kampf der kritischen Tagesmeinungen. Man feiert ihn als den Begründer einer durch neue Töne bereicherten Lyrik — ja, die Neuen erkennen in ihm ihren Meister, immer allgemeiner wird die wenn auch halb widerwillig abgegebene Anerkennung litterarischer Kreise, daß man es mit einem hervorragenden Dichter lyrischer Empfindungen zu thun habe.

Es liegt nicht in meiner Absicht, auf eine Würdigung der dichterischen Leistungen Liliencrons einzugehen. Das Zusammenfinden in der Auffassung, daß er verdient, von dem deutschen Volk gekannt zu sein, und daß er noch nicht bekannt ist, ist vielmehr die Voraussetzung dieses Aufsatzes. Ich halte mich überhaupt des Nachweises seiner Künstlerschaft überhoben. Denn eine so allgemeine Beachtung kann keinem vollständig Unwürdigen geschenkt werden: ein Dichter, der einen so unwiderstehlichen Reiz erweckt, die kritische Sonde in Bewegung zu setzen, muß Eigenschaften haben, die auch die breiteren Schichten des Volks interessieren. Mag auch die Wahl zum Führer einer ganzen Gruppe, — selbst, wenn sie nicht

*) Die Schriftleitung der „Heimat" hat stets darnach gestrebt, den Lesern hervorragende Landsleute in ihrer Eigenart vorzuführen, und mündliche und schriftliche Mitteilungen, sowie zahlreiche Einsendungen und Ankündigungen haben gezeigt, daß die Freunde des Blattes damit einverstanden sind. Heute wird den Lesern die Bedeutung eines Mannes vorgeführt, dessen Berücksichtigung der Schriftleitung durch besonders zahlreiche Anfragen und Anerbietungen nahegelegt worden ist, eines Mannes freilich, von dem mehr als von vielen andern das Wort von der Parteien Haß und Gunst gilt. Es wird den Lesern, gleichviel wie sie selbst zu Liliencron stehen, besonders interessant sein, zu sehen, wie ein heimischer Dichter über einen andern und über die Kunst eines Dichters überhaupt denkt. — Der Herr Verfasser hatte die Absicht, in einem einleitenden Artikel auf die einzelnen Bücher Liliencrons einzugehen, und ihn namentlich als Dichter unserer Heimat zu würdigen; leider hat er diesen Plan seines Gesundheitszustandes wegen aufgeben müssen.

erstrebt worden ist, — nicht immer den Allerwürdigsten treffen: ein durchaus Unwürdiger kann dadurch jedenfalls nicht auf den Schild gehoben worden sein. Und wenn seine Dichtergruppe in ihm auch nur den tapfersten Repräsentanten ihrer Eigentümlichkeiten erkannt hat, so macht ihn schon das unserer Aufmerksamkeit wert.

Ich will aber nicht unterlassen, ausdrücklich hervorzuheben, daß für mich persönlich die Thatsache seiner Bedeutung als Lyriker feststeht. Und wenn ich nur die ausgewählten Gedichte von ihm gelesen hätte: ich könnte mich dieser Erkenntnis nicht verschließen. Ich halte ihn ferner für einen hervorragenden Dichter ungebundener Rede. Wären auch nur die im ersten Bande des „Mäcen" mitgeteilten Erzählungen „Das Richtschwert aus Damaskus" und „Die Mergelgrube" zu meiner Kenntnis gekommen: ich müßte dies Bekenntnis freudig ablegen.

Ich lade meine Leser ein, den Gründen der Erscheinung, daß Liliencron noch nicht nach Verdienst bekannt und geliebt ist, nachzugehen. Dabei dürfen wir die Hoffnung hegen, auch von dieser Richtung her unsere Kunde über den Dichter zu bereichern und zugleich auf Thatsachen zu kommen, die eine allgemeinere Bedeutung beanspruchen dürfen.

Wir treffen zunächst auf einen Satz, der die Möglichkeit der Verkennung eines Dichters überhaupt in Frage zu stellen scheint.

Der Wert eines litterarischen Kunstwerks besteht unseres Erachtens darin, daß seine Dichtung Beziehung zu dem gewinnt, was im Herzen des Volks nach Darstellung ringt. Deshalb kann man sagen: mustergültig ist nur das Werk, das bei der Leserwelt mehr oder minder Erfolg hat. Und ist unser Satz auch insofern zu begrenzen, als die Möglichkeit vorliegt, daß ein verdienstvolles Buch infolge widriger Umstände niemals bekannt und deshalb auch nicht gewürdigt worden ist, so trifft er doch in der Umkehrung unter allen Umständen zu. Denn ein Werk, das Jahrhunderte oder auch nur eine erhebliche Zeit hindurch ein künstlerisches Interesse erregt hat, muß diesen Erfolg auch verdienen.

Indem wir hiernach den Erfolg an sich zum Wertmesser für den Wert einer Dichtung erheben, gehen wir davon aus, daß der Grund in der Kongruenz der zur Ausgestaltung kommenden Idee und ihrer äußeren Erscheinung zu erblicken ist. Aber der Erfolg muß — und nur mit dieser Einschränkung ist unser Satz richtig — ein dauernder sein. Je länger die Genossen einer Zeitperiode darin das Spiegelbild ihres eigenen Wesens erkennen, je trefflicher sie in Worte und Bilder gefaßt sehen, was ihr innerstes Leid, ihre geheimste (ihnen selbst vielleicht geheime) Freude ausmacht, um so mehr werden sie in dem Dichter den Löser ihrer Zunge erkennen. Dem Dichter hat von jeher ein Vergleich des menschlichen Herzens mit dem Meere nahe gelegen. Die Wassermassen der Oberfläche wechseln mit Ebbe und Flut, die wühlt jeder Sturm zu Wogen auf. Wer sein Werk auf die wechselnden Tagesmeinungen berechnet, wird rasch den Anschluß an seine Zeit gewinnen, aber auch ebenso schnell wieder verlieren.

Es wird hiernach einleuchten, daß die schnelle, erste Liebe des breiten Lesepublikums sich den Mittelmäßigkeiten zuwenden muß. Der Mensch als die ideale Verkörperung seiner Art mag ein vortreffliches Wesen sein; mit Recht konnte der Werkmeister sich zu dieser Krönung seiner Welt gratulieren. Seine volle Verwirklichung gelingt indessen bekanntlich niemals, selbst eine Annäherung wird nur in vereinzelten Fällen erzielt. Im allgemeinen ist das Scherzwort: „Gott schuf Menschen, sie sind aber auch darnach" noch immer eine zutreffende Satire. Die große Masse ist selten zur Andacht gestimmt; die tieferen Klänge des Gemüts sind bei ihnen in der Regel latent. Ihr Denken und Vorstellen bleibt an der rein äußeren Erscheinung haften; darunter eine unvergängliche Idee zu suchen oder gar zu sehen,

ist der meisten Menschen Sache nicht. Und wenn wir in unsere eigene Brust greifen: wie oft sind wir eher aufgelegt, eine tolle, lustige Posse an uns vorüberziehen zu lassen, anstatt der tiefen Mystik des Faust zu folgen! Wie oft ist selbst der gottbegnadete Genius des Empfangens durch die Verdrießlichkeiten und Geschäfte des Tages abgestumpft, wie oft giebt er einer Muse Gehör, die mit der Eschstruthschen verwandt ist, wenn sie es nicht gar selbst ist. Der Unterschied ist nur der: der eine kommt dabei nicht ganz von dem Gefühl los, daß er seine Zeit vertrödle, der andere schwimmt in voller Behaglichkeit in dem Bewußtsein, seinem Lebenszweck treu geblieben zu sein.

Die von uns geforderte Teilnahme des Lesers an der Dichtung darf aber nicht durch den psychologischen Zwang der Moralpredigten hervorgerufen werden, sondern muß allein auf der Verlockung der Schönheit beruhen, indem dem Dichter eine Form der Überredung gelingt, die bei seinen Lesern Lustempfindung erweckt. Und diese Freude ist nur dann eine künstlerische, wenn der Leser darüber Genugthuung fühlt, daß er lebendig geworden sieht, was er bisher nur dunkel im Herzen gespürt und geahnt hat, Befriedigung darüber, daß es der weltschaffenden Idee gelungen sei, einen Propheten zu erwecken, der es verstehe, das eigentliche Sein der Dinge von der Hieroglyphenschrift ihrer Erscheinung abzulesen.

Legte ich darauf Gewicht, daß nur Ideen von einer gewissen Dauer Gegenstand einer künstlerischen Darstellung sein können, so ist zugleich gegeben, daß die Lustempfindung aus einer gewissen Tiefe der Seele aufsteigen muß. Auch wird nach dem Vorgetragenen einleuchten, daß die breite Masse des Volks nicht mit den Organen ausgestattet ist, diese Seligkeit aus eigener Kraft zu erlangen, daß sie vielmehr eines Mittlers bedarf. Die höchsten Kunstwerke werden denn auch erfahrungsgemäß von der Menge nicht sofort nach ihrem Wert erkannt. Wem unvermittelt das Hosianna aus dem Volk entgegenschallt, ist selten ein Echter. Vor einem Jahrhundert, ja, vor einem halben noch, wo das Lesepublikum ein kleineres und gewählteres war, mag es noch möglich gewesen sein, — jetzt ist es so gut wie ausgeschlossen. In der Gegenwart gilt mehr denn je der Satz, daß der Weg des Genies durch das Dornengestrüpp der Verkennung geht. Das ist das Leiden, womit ein gerechter Gott die Freude des Schaffens vergällt. Zunächst wird der Künstler nur von wenigen erkannt, von ihrer Autorität empfohlen, von dem Volke aber abgelehnt. Allmählich erst werden die Versicherungen der Sachverständigen ernsthaft genommen und ernsthaft bestritten, dann bezweifelt, später auf Treu und Glauben hingenommen, noch später ihre Richtigkeit geahnt und endlich als richtig verstanden und empfunden.

Das sind die allgemeinen Verhältnisse, die jeder künstlerischen Volkstümlichkeit ungünstig entgegenstehen. Dazu kommen für Liliencron diejenigen besonderen Umstände, die allen Dichtern moderner Richtung das Aufkommen erschwerten. Es erübrigt den Lesern der „Heimat" gegenüber, hierauf speziell einzugehen. Als Liliencron nun gar von der realistischen Lyrik auf den Schild gehoben wurde, war er vollends gerichtet. Gegen die neue Schule lehnte sich die alte auf, als ob jedem Alten eine persönliche Beleidigung zugefügt worden sei. So ist es immer gewesen, so wird es immer bleiben. Das wird auch in Zukunft die Tageserscheinung sein, wenn man wieder einmal versuchen sollte, den neuen Wein in neue Schläuche zu fassen. Wie sagt doch Goethe: „Die erbittertsten Feinde der neuen Ideen sind die alten Ideen." Auf die Versicherungen der Alten hin hielt die deutsche Familie es überhaupt für unstatthaft, sich mit dem Neuen bekannt zu machen. Wenn der Bücher lesende oder kaufende Philister überhaupt etwas von Liliencron hörte, so war es was Ungeheuerliches, als ob die neuen Dichter und der rohe Liliencron insbesondere nichts lieber thäten, als Tag für Tag ein Schlammbad nehmen,

sich im Kot wälzen und was dergleichen ansprechende Bilder mehr waren, die der deutsche Michel mit gläubigem Schauder anhörte und glaubte und — mirabile dictu — noch heute zuweilen glaubt. Jeder von uns hat als das Ergebnis seiner Erfahrungen in seiner Seele die Lehre niedergelegt, daß die Wahrheit in allen Fällen sich so lange in der Minderheit befindet, bis sie Hans Dampf in allen Gassen und so billig geworden ist, daß die Spatzen sie vom Dach predigen, und daß man daher eigentlich jede Mißhandlung der Wahrheit gelassen nehmen sollte. Ich weiß aber nicht, ob man die Bergeshöhe dieses Standpunkets festhalten könnte, wenn man selbst in erster Linie beteiligt wäre, wenn einem ähnliche Liebenswürdigkeiten gesagt würden, wie sie den Anhängern der neuen Richtung und unserm Liliencron insbesondere gesagt worden sind. Ich sage das alles, obgleich ich weiß, daß es sich um einen tragischen geschichtlichen Konflikt handelt, bei dem, wie immer, Recht und Unrecht auf beiden Seiten war und ist.

Alle diese Hindernisse teilte Liliencron mit anderen und jedenfalls mit allen Neuen. Insofern war für ihn ein besonderer Grund zur Beschwerde nicht gegeben. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die meisten seiner Leidensgenossen rascher zu Gnaden angenommen worden sind als Liliencron. Das gilt selbst für solche, die mehr gestürmt haben als er. Woher kam das? Woher kommt das?

Liliencron war, als er sich bei seinem ersten Auftreten der realistischen Schule anschloß, älter als die meisten anderen seiner Bundesgenossen. Erfahrungsgemäß haben solche Schriftsteller überhaupt einen größeren Widerstand zu überwinden. Die erste Durchgangspforte von den litterarischen Kreisen zum Bücher- und Lesemarkt ist in der Regel eine Gruppe von Freunden. Persönliche Freunde und Bekannte können es aber nicht vertragen, wenn einer aus ihrer Mitte sich um den litterarischen Ruhm bewirbt. Hier und da mag etwas anderes mitwirken, meistens ist es aber der Verdruß, das Urteil über einen Bekannten, der bereits nach seinem Wesen und Können einregistriert und verbucht ist, berichtigen zu müssen. Wenn niemand vor seinem Kammerdiener groß ist, so ist es auch keiner vor seinem genauen Bekannten. Die Strahlenkrone der Scheffel, Baumbach und Heyse (wohlgemerkt, wenn man sie nicht persönlich kennt) erscheint glaubhaft. Daß aber der Kirchspielvogt von Kellinghusen, der Hardesvogt von Pellworm, dem es nicht hatte gelingen wollen, in seinem Amte Lorbeeren zu sammeln, der für Schema F *absolut keine Begabung zeigte, eine Art Genie sein* sollte, schien undenkbar.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Liliencron mit einer größeren Jugendlichkeit in die Litteratur eintrat, als man nach dem reiferen Lebensalter, worin er sich befand, hätte erwarten sollen. Und diese Jugendlichkeit trat in der Erotik, worin die Hauptstärke seines Schaffens besteht, mit einem Feuer hervor, wie sie sonst nur der ersten Genußfreudigkeit und Genußfähigkeit eigentümlich zu sein pflegt. Es war die Freude einer ungemein frischen Sinnlichkeit, die nichts von einem Schmachten und Minnen aus der Ferne weiß, vielmehr mit schier elementarer Gewalt darauf dringt, die Geliebte auch wirklich in die Arme zu schließen. In unserer Zeit, die so viel auf sich im Punkte des guten, ehrbaren Tones hält, wo die Familienlitteratur zu einem großen Teil die Lektüre von Frauen bildet, die das Leben nur von einer Seite kennen, die aber niemals daran gezweifelt haben, daß die Dinge der Welt nur diese eine Seite haben, die jeden mit einem Anathema belegen, der die Berechtigung eines andern Standpunktes auch nur anzudeuten unternimmt — ich sage, in einer so gearteten Zeitperiode konnte unserm Dichter der Vorwurf der Unsittlichkeit ebensowenig erspart bleiben, wie er Goethe erspart worden wäre, wäre er jetzt mit seiner Lyrik hervorgetreten.

Als man diesen Vorwurf gegen Liliencron erhob, war er offenbar verfehlt, und auch noch jetzt ist er im wesentlichen nicht berechtigt.

Die Kunst — soll die Darstellung der Erotika nicht von dem Kunstgebiet vollständig ausgeschlossen sein — kann bei dem hier doch wesentlich subjektiven Maßstab sich nicht die Anschauung unkonfirmierter Geheimratstöchter aneignen. Was sie unter allen Umständen zu vermeiden hat, das ist die Lüsternheit. Nun ist Liliencron **niemals** lüstern. Wo er — und es ist in einigen Fällen geschehen — über die Grenzen der Schönheit hinausgegangen ist, da handelte es sich nicht um Lüsternheiten. Es war vielmehr nur eine Unart. Anfangs war er nur offen, dann verleiteten ihn die ganz unberechtigten Angriffe aus den oben gekennzeichneten Kreisen, deutlicher zu werden, und schließlich wurde er sogar brutal deutlich. Das war keine Kunst mehr, weil es nicht mehr schön war. Es hatte aber auch nur den Zweck, den verhaßten Philister mit seiner engen Kunstmoral zu ärgern. Das hat der Dichter später auf Hieb und Gegenhieb zu wirklichen Ausschreitungen verschärft, zu einigen, glücklicherweise ganz seltenen Ausschreitungen, über deren Nichtberechtigung kein Zweifel bestehen kann.

Ein echter Künstler darf ein Gebiet, ein dem mittelmäßigen Künstler verbotenes Gebiet getrost der Kunst zurückgewinnen. Es kommt nur darauf an, ob er in angemessener schöner Form darzustellen weiß. Der eine will die Hörer überreden, den zur Darstellung gewählten Gegenstand selbst wahrzunehmen, der andere will uns nur (wie die Plastik) die Idee des Abbilds vorführen. Im letzteren Falle wird uns kaum zum Bewußtsein kommen, daß der Gegenstand, falls er wirklich wäre, unser Sittlichkeits- und Anstandsgefühl verletzen müßte. So darf auch der Dichter, der es versteht, unsere Schönheit suchenden Blicke in dem feinen Maschengewebe der dichterischen Form zu verstricken, unsere Sittenrichteraugen getrost mit Blindheit schlagen. Das wird auch der Altmeister Goethe im Sinne gehabt haben, als er in den Gesprächen mit Eckermann den verschiedenen poetischen Formen große Wirkungen beimaß. Für seine römischen Elegieen erachtete er die Form in dem Maße wesentlich, daß das Gesagte bei Übertragung in eine andere Versart „sich verrucht ausnehmen müßte."

Liliencron hat nun der delikaten Liebesscenen genug besungen. Aber es ist so gut wie ausnahmslos in so überwältigender Schönheit geschehen, daß nur ein Lüstling diesen Panzer zu zerreißen vermag und Gedankenwege, die ins Verfängliche führen, wählen kann. Bei uns aber wird das Bewußtsein, einer Kunstoffenbarung teilhaftig zu werden, keinen Versuch aufkommen lassen, selbst sinnlich mitzugenießen.

Man lese die Lieder: „Früh am Tag," „Glücks genug," „Liebesnacht," „Kleine Geschichte," und wie die köstlichen Kleinodien sonst noch alle heißen!

Dabei soll freilich nicht unerwähnt bleiben — denn das gehört mit zu denjenigen Hindernissen, deren Ermittelung uns obliegt —, daß sich bei Liliencron dann und wann eine zu einförmige Abstimmung seiner Liebeslyrik auf die Freuden des Stelldicheins geltend macht. Eine größere Mannigfaltigkeit des äußerlichen Drum und Dran würde bei manchen Gedichten den Genuß wesentlich erhöhen. In den letzten Jahren hat Liliencron wenig mehr geschaffen, und zwar aus Gründen, die seinen Freunden genau bekannt und durch die neuesten Ereignisse fast ein Gemeingut aller litterarischen Kreise Deutschlands geworden sind. Daß Liliencron unter Verhältnissen, die der dichterischen Sammlung günstiger als die gegenwärtigen sind, wieder fruchtbar werden wird, steht zu erwarten und zu hoffen. Dann wird er auch neue Töne gefunden haben. Von dieser Periode erwarten wir eine Liebeslyrik, aus der die gelassene, für sich kaum noch etwas begehrende Ruhe und Klarheit des Olympiers hervorleuchten wird.

Zu den Sittlichkeitspriestern kamen die Moralprediger. Sei der Dichter auch nicht unsittlich, so entbehre sein Schaffen doch das, worauf jeder Wert einer schriftstellerischen Thätigkeit in letzter Stelle beruhe — die moralische Grundlage.

Wollen diese Herren den Anspruch, wie es scheint, erheben, daß auch das litterarische Kunstschaffen den Haupt- oder Nebenzweck habe, auf eine moralische Besserung und Läuterung seiner Leser hinzuwirken, so ist es klug, kurzweg die Waffen zu strecken. Denn mit diesen Moralpriestern ist jede Verständigung ausgeschlossen. Wir reden eben verschiedene Sprachen und verstehen die unsers Gegners nicht. Nach unserer Überzeugung soll die Kunst und insbesondere die Dichtkunst nichts anderes als erfreuen. Alle anderen Zwecke sind ihr fremd und mit ihr, mit ihrem Wesen nicht einmal vereinbar. Sie soll nicht Moral predigen, sie soll und will nur eine Lustempfindung durch Schönheit wecken. Ob die von ihr dargestellten Menschen, die Menschenherzen, deren Schicksal sie uns näher führt, ihr Charakter und ihr Verhalten zur Nachahmung zu empfehlen sind, das berührt ihr Wesen nicht. Auch ist es nicht notwendig, daß die Freude durch die Wahrnehmung hervorgerufen wird, daß die dargestellte Natur eine schöne ist, daß es schöne Gestalten sind, die der Dichter schafft. O, nein! die Freude soll eine tiefere und innerlichere sein. Der Leser soll eine Genugthuung darüber empfinden, daß er die von ihm gewußte oder geahnte Idealgestaltung einer Idee als verwirklicht erkennt, er soll sich darüber freuen, daß die Natur dem Dichter ein so schönes, die Menschen erfreuendes Können, die himmlische Gabe der Kunst verlieh. Es beruht die Schönheit einer Kunstleistung in erster Linie nicht auf dem Gegenstand, sondern vor allem auf der Form des Gebotenen, wozu wir nicht allein den Stil und Vers, sondern auch die Komposition rechnen. Es ist aber (leider) so, daß die große Menge der Betrachter sich nicht von dem Bedürfnis lösen mag, zur Tugend angespornt zu werden. Diese schülerhafte Anschauung ist ein Haupthindernis für die Würdigung eines echten Kunstwerks. Denn einem wirklichen Künstler scheint es ohne Versündigung an der Kunst geradezu unmöglich, seiner Schöpfung ein Moralschwänzchen anzuhängen.

Das freilich kann und soll nicht verhindern, daß sich des Dichters ganze Persönlichkeit, seine Weltanschauung in seinen Dichtungen ausspricht. Eine moralisch widerliche und perverse Persönlichkeit kann keine Lustempfindung erwecken, da ihre Schöpfungen in allen denjenigen Fällen, wo sie ihr Wesen offenbart, *nicht schön sein können. Und das ist das Körnchen Wahrheit*, das in der Moralforderung enthalten ist.

Fragen wir nun: welche Persönlichkeit tritt dem Leser in den Dichtungen Liliencrons entgegen? so haben wir vor allen Dingen festzustellen, daß scheinbar in seinem Wesen die krassesten Widersprüche unvermittelt neben einander ruhen: Menschenhaß und eine unbegrenzte Liebe zu den Menschen, zähe Treue in der Freundschaft und Wandelbarkeit in der erotischen Zuneigung, die Freude am Krieg, an der Jagd und am Gelage und die Lust an den milden und weichen Stimmungen der Natur und des Menschenherzens, herrliche Kindlichkeit des Vertrauens und scharfes Mißtrauen, demokratisches Aufbäumen gegen die ewige Krankheit der Gesetze und die Abwendung des Aristokraten von der Herrschaft der Menge, das Mitfühlen mit den Geringen, den Armen an Geist und an Gut und die Abwendung des Junkers von der blöden Masse.

Und Liliencron selbst fühlt nicht einmal diese Widersprüche in seiner Brust. Er hat nicht das Bedürfnis, sie in einer höheren Einheit aufzulösen. In gleicher Weise verhält er sich den Widersprüchen gegenüber, die uns die Welt in ihrer Gesamterscheinung darbietet. Er bekämpft das, was ihm unrecht scheint, mit einem Groll, als ob es nur von den Angegriffenen abhinge, diese Zustände auf

einen Schlag zu ändern. Daß auch sie im Dienst einer Notwendigkeit stehen, — der Gedanke scheint ihm nicht zu kommen. Wie er kein Bedürfnis fühlt, in sich selbst eine höhere Einheit zu suchen, so hat er auch keine Neigung, die Widersprüche der Welt von einem höheren Standpunkt aus zu verstehen. Er ist kein Philosoph und Lehrmensch, er befaßt sich nicht mit Auseinandersetzungen. Wir wissen nicht, ob er sich der orthodoxen Anschauung vom Jenseits angeschlossen hat, oder wie er sich dazu stellt. Wenn er — und es ist im „Poggfred“ in grandioser Weise geschehen — seine Ideen über die Gestaltung einer transcendentalen Welt darlegt, so werden daraus Bilder, keine Gedanken — Bilder, mit denen uns keine Leiter der Logik verbindet. Seine phänomenale Bildkraft macht ihn unfähig, sich auf sein Denken und Erkennen zu besinnen.

Und dessenungeachtet ist diese von ihm selbst nicht erkannte Einheit seines Wesens vorhanden. Das ist die kindliche Naivetät eines echten, eines großen Künstlers. Überall ist er der frische, fröhliche Dichter, dessen Freude an den Dingen dieser Welt durch keine Reflexion, die die Berechtigung dieser Freude erst vor sich selbst zu beweisen sucht, angekränkelt wird. So finden wir ihn, wenn er sich dem Zauber des freiherrlichen Rittertums ergiebt, so, wenn er den Geheimnissen der Natur und ihrer Lebewesen nachgeht. Seine Balladen, die Militärnovellen, die Jagdgeschichten, alle lyrischen Schöpfungen, worin er die Stunden des Umgangs mit schönen Frauen seines Standes heraufführt — sie sind derselben köstlichen Naivetät entsprossen, worauf die Offenbarungen seines grundgütigen Erbarmens beruhen, das die ganze Welt, mit Einschluß des homo sapiens und des unserer Bosheit überantworteten Tieres, und nicht weniger die stumme, leblose Natur umfaßt.

Die Leser der „Heimat“ kennen die Schriften unsers Dichters und wissen, daß er die Sprache meistert wie irgend einer; sie wissen aber auch, daß dessenungeachtet, nicht zu selten, der klare Strom der Poesie von Sandbänken unterbrochen wird, wo er uns in saloppen Sprache und in verbrauchten Wendungen nicht neue Gedanken vorträgt.

Darin tritt der von mir hervorgehobene Grundzug seines Wesens ganz besonders zu Tage. Zum Teil mögen diese Schwächen seinem Auge in der That verborgen geblieben sein, in der Regel sind sie aber erkannt. Dann will er entweder die Philister (die tötlich von ihm gehaßten, selbstverständlich nur in thesi und im allgemeinen gehaßten) wegen ihrer „skatledernen Dürftigkeit“ ärgern, oder er scheut auch die Mühe des Feilens und bietet uns in der ganzen Naivetät eines Grandseigneurs eine Portion schlechter Verse in dem Vorgefühl, auf der folgenden Seite um so bessere zu geben. Und diese Zuversicht schlägt denn auch in der Regel nicht fehl: es folgen nach solchen Sandwüsten Schönheiten, die uns bis in das Mark erschüttern.

Aber diese Sorglosigkeit hat ihm schwere Steine in den Weg gewälzt. Gegner, die ihn unter allen Umständen ablehnen wollen, haben darin den Vorwand gefunden, ihn auch künstlerisch nicht gelten zu lassen. Die Ungerechtigkeit dieses Verfahrens liegt freilich auf der Hand. Denn ein Dichter hat das Recht, nach dem Besten seiner Schöpfungen, nicht nach dem Verfehlten beurteilt zu werden.

Aus seiner Naivetät leite ich auch alles das her, was er in der Polemik und in der Satire geleistet hat. Ich will vorweg sagen, daß ich diese Leistungen künstlerisch nicht gelten lassen kann, und daß ich sie zu den Sandbänken rechne, die den Strom des Genusses unterbrechen. In vielen Wiederholungen bringt Liliencron erzählend und dichtend seine Klagen über die „Verweibsung“ der deutschen Litteratur vor, seinen Spott über die Familienblätter der Geheimratstöchter und so weiter. Sachlich berechtigt sind diese Beschwerden sicherlich, aber es wirkt ermüdend, sich immer wieder sagen zu lassen, wie Liliencron darüber

denkt, da wir es doch schon längst wissen. Und wenn nun gar die Komposition einer Dichtung unterbrochen wird, um diese Beschwerden zu erheben, so halte ich dafür, daß nur ein Naiver einen solchen Kunstfehler begehen kann.

Und die Satire, die unser Dichter bei solchen Angriffen anwendet, ist meines Dafürhaltens wirkungslos und verfehlt. Die Gründe haben wir schon angedeutet. Er trägt diesen Kampf aus in dem Gefühl des Grolls, eines ihm persönlich zugefügten Unrechts gegen eine ganze Richtung, deren Anhänger er am liebsten (jedenfalls dann, wenn er es schreibt), sämtlich als seine persönlichen Feinde ansehen möchte. Da er kein Philosoph ist, glaubt er etwas Wirksames geschrieben zu haben, wenn er seinen Philister in eine Form gezwängt hat, wofür das Leben eigentlich kein Vorbild bietet. Er erreicht auf diese Weise nicht, was er will, nämlich: ein Zerrbild, worin wir die wirklichen Wesenszüge des Verspotteten wiedererkennen. Der Satiriker soll aber auf den Höhen der Menschheit einherschreiten auf Grund einer Weltanschauung, die ihm gestattet, über alles zu lachen — vielleicht aus Ingrimm, daß die ganze Welt erbärmlich sei, daß es daher ungemein thöricht erscheine, sich über eine einzelne Erbärmlichkeit zu entrüsten, oder aber im Bewußtsein einer Überlegenheit, geschöpft aus der Überzeugung, es komme auf diese Welt überhaupt nicht viel an, da sie nur die Schatten der Dinge darstelle, nicht die Dinge selbst. Der Satiriker muß also ein Philosoph sein, dessen Pessimismus oder Optimismus transcendentalen Ursprungs ist. Wir sahen aber, daß unser Dichter nichts weniger als transcendente Neigungen hat.

Liliencron schlägt oft — und es stimmt zu seinem Wesen — den burschikosen Ton an, nicht selten mit gutem Erfolg. Wo dieser burschikose Humor sich aber zur Satire und zum Spott gegen den selbstzufriedenen, satten Philister zu erweitern trachtet, da kehren alle diejenigen Schwächen wieder, die ich soeben bei den eigentlich satirischen Versuchen andeutete.

Es mögen diese Mängel, die wir an der Liliencronschen Muse wahrnehmen, an und für sich nicht zu viel zu bedeuten haben, nichts zu bedeuten haben im Vergleich mit dem echten Gold, das er so reichlich ausstreut: unser Dichter würde aber seine Volkstümlichkeit sehr fördern, wenn er aufhören wollte, diese ihm nicht liegende Polemik zu verlassen und sich dafür dem eigentlichen echten Humor zuzuwenden. Ich meine den Humor, der sich des Ernstes des Lebens bewußt ist und doch über seine komischen, widerspruchsvollen Situationen zu lachen vermag. Liliencron hat uns gerade darin klassische Muster gegeben. Es ist ein ungemein ernster, geradezu abgrundtiefer Humor, der in dem Gedichte „Die neue Eisenbahn" einen vollendeten Ausdruck gefunden hat, es ist der köstlichste Humor des Stilllebens, mit dem er uns in „Auf der Kasse" erfreut.

Ich habe diesen Aufsatz aus dem Gesamteindruck geschrieben, den die Liliencronschen Werke auf mich gemacht haben. Das Bild ist vielleicht nicht in allen Punkten richtig, es ist jedenfalls kein erschöpfendes, es ist eigentlich nicht einmal ein Bild, sondern nur eine Skizze. Wenn ich aber nicht gerade durchweg das Verkehrte getroffen habe, so dürfen wir der Überzeugung sein, daß diejenigen Umstände, die bisher der Volkstümlichkeit unsers Dichters entgegengestanden haben, eine Annäherung des deutschen Volkes an diesen in seiner ganzen Eigenart echt deutschen Dichter nicht verhindern werden. Ja, ist es richtig, was wir behaupteten, daß nach dem natürlichen Verlauf der Dinge ein echter Künstler schließlich doch noch diejenige Anerkennung findet, die er verdient, so sind wir getrost, daß Liliencron dem Herzen des deutschen Volkes einstmals nahe stehen wird. Denn er ist — darüber sind wir einverstanden — ein echter Künstler.

Und es mehren sich die Anzeichen, daß er noch selbst — ausnahmsweise! — diese Anerkennung in Person erleben wird.



Eine Schlafstätte unserer Vögel.

Von **H. Eschenburg** in Holm.

Das Dorf Holm zwischen Wedel und Ütersen liegt an der Grenze zwischen Geest und Marsch. Zu dem Dorfe gehört die unmittelbar an der Marsch gelegene Häusergruppe Holmerberg mit einigen Wohngebäuden und zwei Ziegeleien. Bis hierher reicht der Elbdeich südwärts und scheidet die ausgedehnten Marschweiden dieser Gegend in ein Außendeichs- und Binnendeichsgebiet. In dem letzteren wird der Bedarf an Thon für die nördlich gelegene Ziegelei gewonnen. Die dadurch entstandene wasserreiche Niederung ist jetzt zum größten Teil mit Reet (Schilf, Phragmites communis L.) bewachsen, und in diesem Reet finden zur Herbsteszeit Tausende von Vögeln eine sichere Schlafstätte. Am zahlreichsten sind die Stare vertreten, die ihr Quartier im westlichen Teil der Reetfläche haben. Zwar sind sie für den Eigentümer recht unliebsame Gäste; denn unter der Last der dichtgedrängten Vögel neigt sich das Reet zur Seite, und viele Halme knicken in der Mitte, sodaß der Wert der Ernte dadurch ziemlich beeinträchtigt wird. Da aber einige Versuche gezeigt haben, daß es nicht leicht ist, die Gesellschaft zu vertreiben, so hat man die Vögel bisher gewähren lassen. Und sie suchen hier auch nach ihrer Heimkehr ihre Zufluchtsstätte, wenn die Ernte noch nicht vollendet ist.

Der Naturfreund beobachtet mit unermüdetem Interesse, wie die gefiederten Gäste sich mit Sonnenuntergang in ihrem Quartier sammeln.

Wir sind am 18. September etwa ¾ Stunden vor Sonnenuntergang zur Stelle. Dem wundervollen Herbsttage ist ein ebenso schöner Abend gefolgt. Dort in der Ferne zeigt sich bereits die erste Schar der Stare. Nach mehrfachem Hin- und Herschwenken kommt sie näher und trifft bei ihrem Ziele ein. Aber noch ist es zu früh, der Ruhe zu pflegen. Noch locken die warmen Strahlen der sinkenden Sonne zu munterem Flug und lustigem Sang. Oder täuschen wir uns? Gilt das alles vielleicht schon für die bevorstehende Reise? Die hohen Bäume bei Holmerberg bieten einen willkommenen Sammelplatz. Da kommt eine neue Schar, auch sie streicht übers Reet hin und schließt sich der Versammlung in den Bäumen an. Immer größer wird die Gesellschaft, wiederholt fliegt sie ab, mit munterem Flügelschlage schnelle Wendungen ausführend. Aber bald müssen wir unsere volle Aufmerksamkeit aufbieten, um alle neuen Ankömmlinge ins Auge zu fassen. Von allen Seiten kommen sie jetzt in teils sehr großen, teils kleineren Flügen herbeigeeilt. Schnell folgt eine Schar der andern, bis endlich die Sonne unter dem Horizont verschwunden ist. Sie steuern direkt ihrem Ziel zu und lassen sich dann mit schneller, geräuschvoller Wendung ins Reet hinab. Doch wiederholt erheben sich einzelne Schwärme wieder und streifen noch ein Weilchen umher. Allmählich kommen auch die Genossen von den Bäumen hergezogen.

Bald nach Sonnenuntergang schließt die Wanderung mit einigen Nachzüglern ab. Aber die Gesellschaft überläßt sich noch nicht dem Schlafe. Horch! Welch ein Lärmen von dem unaufhörlichen Plaudern und Schwatzen in dieser großen Versammlung. Es tönt uns in einiger Entfernung ins Ohr, als sei es das Geräusch von dem Dampfe, den man aus der Dampfmaschine entweichen läßt. Wie viele mögen die Ruhestätte aufgesucht haben? Ob es 5--6000 sind, wie mein Begleiter annimmt? Ich glaube, er hat nicht zu hoch geschätzt.

Da kommt ein Neugieriger und macht sich das Vergnügen, die Gesellschaft aufzuscheuchen. Erst nach einigem Bemühen gelingt es ihm. Eine schwarze Vogelwolke erhebt sich mit einem Lärmen, als ob aus der Wolkenbank am fernen Horizont der Donner herüberschalle. Doch die Stare achten der Störung nicht und suchen gleich ihren Platz wieder auf, der ihnen sicheren Schutz gewährt vor allem

vierfüßigen Raubgesindel. Aber ihr schlimmster Feind, der „Klemmer" (Sperber, Astur nisus L.) bedroht sie auch hier. Fast geräuschlos streicht er bald am Reet entlang, bald darüber hin. Längere Zeit hat er schon gejagt. Noch hat er keinen Fang gemacht. Ob es ihm gelingen wird, die begehrte Beute zu erhaschen? Da er sich auch an den folgenden Abenden regelmäßig einstellt, so müssen wir annehmen, daß sein Bemühen nicht vergeblich ist.

Inzwischen haben sich beim andern Ende des Reetfeldes, unmittelbar bei Holmerberg, neue Gäste gesammelt, die zierlichen munteren Schwalben[1]). Zunächst treffen kleine lockere Flüge ein, die bald wieder verschwinden und neue Genossen mitbringen. Dies wiederholt sich mehrfach, und die Gesellschaft wächst immer mehr an. Bisher haben sie noch eifrig in den unteren Luftschichten gejagt. Jetzt ist die Sonne untergegangen. Nun steigen die Schwalben höher empor und sammeln sich mehr. Immer mehr treffen von der Geest ein. Sie schwingen sich weiter empor und schließen sich enger zusammen, um gleich danach wieder auseinander zu weichen. Wieder sammeln sie sich, und nun wird der Schwarm ebenso dicht wie bei den Staren. Immer hastiger wird jetzt der Flug, immer schneller und geschickter die Wendung, immer lebhafter der Ruf. Hei! wie das durcheinander wirbelt, als wenn zur Winterzeit die Schneeflocken fliegen! Nun zerstreuen sie sich wieder und entschwinden unserm Gesichtskreis. So geht das muntere Treiben noch eine Zeit lang fort.

Da sind sie wieder zu neuer Sammlung zurückgekehrt. Pfeilschnell schießen jetzt einzelne ins Reet hinab, ihnen folgen bald mehr. Noch einmal entfernt der Schwarm sich, doch schneller als vorhin ist er wieder da. Immer mehr fahren jetzt pfeilschnell hinunter, und nach einigem Hin- und Herfliegen fallen die letzten in ziemlich dichten Schwärmen ein. Eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang sind etwa 1000 Schwalben im östlichen Teil der Reetfläche geborgen. Wir treten nahe an das Reet; hier und da fliegen einzelne Vögel auf, und mit leichtem Schwung hebt sich der freigewordene Reethalm. Dort sehen wird deutlich einige Schwalben auf dem oberen Teile des geneigten Halmes sitzen. — Bei unserer Annäherung haben wir auch einige Bachstelzen („Ackermann"- Motacilla alba L.) aufgescheucht, deren Ankunft wir nicht wahrgenommen haben. Ob die dort auch in größerer Anzahl ihre Nachtherberge finden? Weitere Beobachtung an einem der nächsten Abende wird uns Aufklärung verschaffen. Da wir sie hauptsächlich von der Geest her zu erwarten haben, nehmen wir unsere Stellung unmittelbar bei Holmerberg. Die ersten Stare sind schon eingetroffen, aber es dauert noch eine geraume Weile, bis die ersten zwei Bachstelzen eintreffen. Ihnen folgen andere zu dreien und vieren, auch wohl einzeln, einmal kommen sogar sieben. Die Sonne ist bereits untergegangen; nun beeilen sie sich. Auf den nahen Ziegeleigebäuden haben sie sich schon gesammelt; jetzt kommen elf und gleich danach zwölf. Damit hat die Wanderung ihren Höhepunkt erreicht; eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang haben sie alle ihr Quartier gefunden. Wir zählten 155; es mögen aber auch von drüben her einige eingetroffen sein, und wir schätzen daher, daß etwa 200 Bachstelzen die Herberge mit den Schwalben teilen. —

Ein ganz anderes Bild zeigt sich dem Beobachter acht Tage später, nachdem schon die ersten Nachtfröste den Bohnen und Gurken verderblich gewesen sind. Die Stare sammeln sich mehr zu einem gewaltig großen Schwarm auf den Weiden. Die übrigen zahlreichen kleinen Flüge kommen in der Dämmerung so nahe über der Erde herangestrichen, daß sie sich vor dem Reet wieder aufwärts schwingen müssen.

[1]) Ich habe nur Rauchschwalben erkannt; in der Dämmerung war es mir bei dem höheren Fluge der Vögel nicht möglich, zu unterscheiden, ob sich später auch andere Schwalben eingefunden hatten.

Die Schwalben, deren Reihen schon gelichtet sind, zeigen wohl noch die gleiche Ausdauer; aber wie still geht alles ab! Die früher hereinbrechende Dämmerung erschwert uns unsere Beobachtung. Wohl sehen wir den Schwarm wiederholt zurückkehren, aber vergebens warten wir, daß die Schwalben ihr altes Quartier aufsuchen sollen. Hoch in den Lüften sind sie im Abenddunkel verschwunden und wahrscheinlich den vorausgeeilten Schwestern nach Süden gefolgt. —

Der September scheidet mit dem freundlichsten Gesichte. Noch einmal kehren wir zu unserm Beobachtungsposten zurück. Wie schön, aber wie herbstlich still ist es in der Natur. Die ersten Flüge der Stare treffen ein, sie fliegen wiederholt übers Reet hin und her, ohne sich niederzulassen, dann schwenken sie südwärts, sie haben Abschied genommen. Andere Schwärme kehren garnicht erst zurück. Da kommt der gewaltig große Hauptschwarm; aber nur ein kleiner Teil schwenkt nach dem Reet ab, um Quartier zu nehmen, alle andern ziehen südwärts. Sie werden freilich kein fernes Ziel mehr erreichen können, und diese Nacht in einer andern Reetfläche des Elbgebiets verträumen. Mit Sonnenuntergang kommen noch zahlreiche kleine Flüge, die sich wieder im Reet niederlassen. Und in der Dämmerung kommt endlich noch ein recht starker Schwarm der alten Schlafstätte zugeeilt. Danach erschallt erst das lebhafte Geschwätz aus dem Reet, aber viel schwächer als sonst, denn der größte Teil der früheren Gesellschaft hat die gastliche Stätte verlassen.



Sprichwörter, volkstümliche Ausdrücke und Redensarten, Volksreime, alter Volksglaube.

Zusammengestellt von **H. Eschenburg** in Holm bei Ütersen.

(Fortsetzung.)

Nötigung zum Essen.

158. Nu langt man to — mi bloß nich na de Haar (na'n Kopp. K.) Pb. B. Hf.
159. So, Lüd, nu langt to! Langt æwert Brot hin un lat de Botter stahn. Carst.
160. Nehm di to un smer di op! Aver schon mi de Botter. (?)
161. Et se, Naversch, un wenn se ok bet an't Egle kommt. (Sie hatte nämlich nur ein Ei erhalten. Carst.) K. Hf. Carst.
162. Eßt, meine lieben Gäst',
Und laßt euch's schmecken wohl.
Aber eins thut mir leid,
Daß ihr so große Stücke abschneid't. K. Hf. B.
163. Eßt, meine lieben Gäst',
Und wenn ihr nicht eßt,
Seid ihr auch meine lieben Gäst'. K.
164. Jung, lang to un itt! sä de Moder, sunst löppt de Hund mit dinen Magen weg. Holst. n. Eck. 238. (?)
165. Hau in 'e Botter un stipp in 'n Kees. Eiderst. n. Schütze.
(Zu den Heißhungrigen, die über's Essen herfahren?)
166. Bejet et dem Munde un wenn de et nich mag, so etet et sölvst up. Hbg. n. Schütze.
167. „Wat eten!" (Ruf zum Essen). Antw.: Schölt wi uns denn nich satt eten? Holm. Hf. B.
168. Nödigt ward ni! Muß don, as wenn du in din eegen Hus büst. verbr.
169. Et! dat du grot warst. verbr.
170. a) Et man düchdig to — dat ward di doch vœr 'n Mahltid rekent. B. H. Pb. Hf. DW.
b) .... dat ward di morgen noch nich weller baden. K. Pb. Hf. B. DW.
171. Putz man weg! morgen is 't suer. K. Pb. Hf. B.
172. Dat stick man noch bi di. H. Pb. Hf.
173. Duppelt ritt ni. D. N.-Dithm.
174. Dat geit'r noch baben satt 'rin (oder: baben Hunger weg. DW.) verbr.

Entgegnung des Genötigten.

175. Wenn 't Nödigen gar keen End hett — (auch scherzhafter Weise, wenn man garnicht genötigt ist, worauf man mit zu essen anfängt). K. P. Hf. B. DW.

176. Mut 'n ęten, wenn een wat baden ward. K. Pb. Hf. B.

177. Mut 'n nix versmadn. (Schütze mit dem Zusatz: As Stock un Släg.) Pb. K. Hf. B.

178. Ik will mi dat Tüg dar nich üm tweirieten laten. K.
(Bei diesen Worten setzt man sich mit zu Tische.)

179. De Vörbaden wölt de Nabaden nich inlaten. Schütze. (?)
(Entschuldigung derer, die von den nachfolgenden Gerichten nicht mehr essen können. S.)

Begrüßung bei Tische.

180. Prost Mahltid. (In übertragener Bedeutung: Ja wull! Prost Mahltid, d. h. du hast dir vergebliche Hoffnung gemacht, wie derjenige, der bei diesem Gruße vergeblich auf eine Einladung zum Essen hoffte. Man vergl. 181 u. 187—192.) verbr.

181. Prost Mahltid! sä de Heistmer Vagt, do harr he wat ęten. Vergl. Eck. 417.

182. Prost üm 'e Hälft, — all krieg ik 't ja doch nich mehr. K.

183. Will 't smecken? Antw.: Baben de Näs nich, aver ünner de Näs. Verbr. i. westl. Holst.
(Bei K. mit dem Zusatz: Dar is so 'n lütt Lock, dar geit 't höllisch 'rin.)

184. Het 't smeckt? Antw.: Ja! bloß mi is de Aptit darbi vergahn. Wedel.

185. Schall ik ok wat af? — Sünst smiet ik 'n Kram unner 'n Disch. K. Hf. B.

186. So fliedig? Antw.: Ja! sünd bi 't Inföhrn. Pb.

Verschiedenes.

187. He kann sik um 'n Bart wischen. K. Pb.
(In N.-Dithm. mit dem Zusatz: As Koopmann sin Müs.)

188. He kann an 'n Proppen rüken. verbr.

189. a) He blivt œver as ol Lucksche, — weer sœbenmal to Hochtid un kreeg ni eenmal 'n Teller af. N.-Dithm.
b) . . . as 't föft Rad an 'n Wagen. verbr.
c) . . . as de drütt Fahl an 'n Titt. K.

190. Dat geit sin Näs vœrbi. K. Pb.

191. He mag sik wat hosten. Hbg. n. Eck.

192. Wenn du 'n bittn ehr kamen weerst, harrs wat mitęten kunt. verbr.

193. De nich kummt to rechter Tid,
Den geit de Mahltid quit. verbr.

194. Ęt nich ehr, ehr du wat hest. K. Hf.

195. De Kœksch mut vun 't Pröven satt warn. Pb. K.

196. a) De Kœksch un de Katt
Hebbt ümmer wat,
(Kriegt lich satt. Stapelh.),
De Knech (auch: de Lüttmeik. Hf. B.) un de Hund
Mœt töven, bet wat kummt. Hf. B. Stapelh.
b) Kœksch un Katt,
De kriegt wull wat,
Hund un Knecht
Is man wat slecht. Wilstermarsch.

197. Dar is noch keen Kœksch bi 'n Füerherd verhungert. Carst., ähnlich N. VII, 955.

198. a) Warst klok? seggt Reher, schöllt in 'e Kœk wat ęten. Pb. Hf.
b) Büst ni kläuker? Bi 'n Kräuger ward in 'e Kœk wat ęten.
K., *aber aus anderer Gegend stammend.*
c) Bis ni klöker? seggt Hans Kröger, denn muß wat in 'e Kœk ęten. Stapelholm.

199. Wat de Buer ni kennt, dat fritt he ni. verbr.

200. Wat weet de Buer vun Gurkensalat? Den itt he mit de Mistfork. verbr.

201. Dat Messer snitt in dree Dag mehr as in eenen. verbr.

202. Dat Mest snitt ok keen smölt'n Botter. Carst. DW.

203. Dar kann man 'n Swin mit locken. Wilstermarsch.
(Wenn die Klinge im Messer lose geworden ist.)

204. De de Gabel falln let, mut de Zech betaln. B.

205. Is god, wat keen Jud büs (zu dem, der das Eßgerät fallen läßt, weil nach Volksmeinung ein Jude dann nicht wieder anfangen darf zu essen). verbr.

206. Sni di man nich in 'e Tung (auch: Schuller) (wenn das Messer beim Brotschneiden falsch gehandhabt wird).

207. Selbst ęten makt fett. (?)

208. Wat 'n sülben itt, smeckt ümmer am besten. B.

209. Wer 't Krüz het, segnt sik sülbn toerst (vergl. „Heimat" 1897, S. 86). verbr.

210. Dat is keen Mod, dat de Krüff na 't Pęrd geit. K.
(Sinn: Es widerspricht der Sitte, — auch in übertragener Bedeutung.)

211. Wat ik ni mag, gęv ik minen Mops. K.

212. He kann ęten, wo et bi kakt is. (Sinn?) (?) Holst. n. Eck. 104.

213. 't is Middag, man noch keen Mahltid. K. Pb.

214. Wenn 't lang duert, tövt wi noch 'n bęt'n. verbr.

215. Du makst din Mag (Liv) to 'n Dranktunn. verbr.
216. He makt sin Mund to 'n Rünnsteen. FLb.
217. Dat kummt ja doch all in een Liv. H. Pb.
218. Dat süht hier ut, as wenn dar de Swin west sünd. K. Hf.
(Neckend zum Tischnachbar, wenn man selber Speisen verschüttet hat.)
219. Ik heff wat in 'n sünndagschen (auch: verkehrten) Hals kregen. verbr.
220. „Ik kann nich ankamen!" — Dat sä de Düvel ok, as he sin Großmutter beweenen schull. DW. (Carst. mit dem Zusatz: Un seet babn op er.)
221. „Dat is mi to vel! Antw.: Vel ward up 'n Wagen fahrt. FLb. Preetz. DW. K.
222. Du büst god to 'n Deernsmedn (fettiger Mund nach der Mahlzeit). DW. Vergl. „Heimat" 1897, S. 47.
223. Morgn seht wi mit 'n fett Mul um de Eck (vor einem Festtag). FLb.
224. Krüppnbieter = hat ein schlechtes Gebiß (entlehnt vom Pferde). Pb. K. Hf. B.
225. Rachenputzer = Schnaps nach der Mahlzeit. K. Hf.
226. 'n Proppn upsetn = die Mahlzeit mit einem Stück Käse oder Brot abschließen. K. Pb. Hf. B.
227. Arm Kœksch het 'n Platen verbrennt! K. Hf.
(Mit diesen Worten hielt die Köchin auf großen Hochzeiten usw. eine Tellersammlung ab.)

Alter Volksglaube.

228. Wenn die Mahlzeit vollständig aufgezehrt wird, giebt's am andern Tage gutes Wetter.
229. Wer den Hühnersteiß ißt, kann nicht gut schweigen. K. Holm. Hf.
230. Wer Gänse-Eier ißt, kann nicht gut schweigen. B.
231. Wer gut heiße Speisen genießen kann, der kann auch gut schweigen. K. Hf. B.
232. Wer den Hühnermagen verzehrt, der kann alle Speisen vertragen. K. Hf.
233. Dat Botterbrot smeckt so söt, et ward regen. K. Hf. B.
234. Wenn 't Botterbrot up de Bottersied fallt, ward 't regen. K. Hf. B.
235. Wenn Pannkoken Blasen smiet, gift 't 'n Brut in 't Hus. K. Hf. B.
236. Wi levt noch 'n Jahr tosamen. K. Hf. B.
(Wenn bei Tische zwei Personen nach demselben Stück langen).
237. „Dat büst mi nich günnt west!" sagt man zur nächsten Person, wenn einem etwas von der Speise entfällt.
238. De up 'e scharp Dischecк sitt, mut sœven Jahr ümsünst frien. K. Hf. Stapelh.
239. De œver 'n Pannsteert itt, mut sœven Jahr ümsünst frien. K. Hf.
240. Wenn bei Tische das Salzfaß umgestoßen wird, giebt's Streit. K. Hf. B. Stapelh.
241. Wenn bei einer Hochzeit die Zahl der Tischgäste ungerade ist, so muß einer von ihnen im selben Jahr sterben. Hf. B.
242. Im durchschnittenen Hechtskopf findet man Christi Leiden abgebildet. Hf. B.
243. Sparknaken, das Gabelbein eines genossenen Vogels, wird von zwei Personen auseinandergerissen, und wer dabei das größte Stück erhält, der kann am besten sparen. K.
244. Wenn die Mädchen einen Apfel (eine Kartoffel. Carst.) in einem Stück abschälen können, so werden sie ein neues Kleid erhalten. K.
245. Die Mädchen werfen die Apfelschale über ihren Kopf nach hinten, um aus ihrer Lage die Anfangsbuchstaben von dem Namen ihres Zukünftigen zu erforschen. K. Carst.
246. Wenn das Brot auf die Oberseite gelegt wird, giebt's Unglück im Hause. K. B.
247. Trockenes Brot giebt rote Backen. verbr.
248. a) Brotknust (auch: Brotrinde) gift Knœf. H. B. Carst.
Ein alter Mann, der nicht gut mehr beißen konnte, pflegte den Kindern die Rinde zu reichen mit den Worten: „Dar hest du den Havern, ick nimm dat Hackels." K.
b) De Köst bringt Glück un makt rode Backen. („Heimat.") (?)
c) Wenn Mädchen tüchtig „Knust" essen, bekommen sie starke Brüste. B.
249. Wenn weibliche Personen Zwillingsfrüchte essen, werden sie als Mutter auch Zwillinge zur Welt bringen. K.
250. Bevor man das Brot anschneidet, muß man mit dem Messer ein Kreuz darunter machen, sonst muß die Tochter im Hause noch ein Jahr umsonst freien. („Heimat.") (?)
251. a) Wenn dat Brot is reten œver 'n Knust, gift dat 'n Brut in 't Hus. („Heimat.") (?)
b) Wenn dat Brot in 'e Läng reten is, gift 'n Doden in 't Hus. K. Hf. Carst.
252. a) Wenn dat Brot is reten mit 'n Knust, gift 'n Doden in 't Hus. („Heimat.") (?)
b) Wenn dat Brot verdwer reten is, gift et Kinddöp oder 'n Brut in 't Hus. K. Hf.
253. Wenn dat Brot is baben reten, gift wat Nies to weten. („Heimat.") (?)
Wenn et œverher reterig is .... K. Hf.
254. a) Wer ein ganzes Korn im Brote findet, hat Glück. K. — wenn er es in der Tasche bei sich trägt. Carst.

b) Ein ganzes Roggenkorn beim Brotessen im Munde bedeutet großes Glück. Drage in Stapelholm.
c) Wer ein ganzes Korn im Brot findet, legt es über die Stubenthür und muß den, der zuerst eintritt, heiraten; oder die Person trägt den Vornamen des (der) Zukünftigen. Carst.
255. Na Thee krigst Lüs in 'n Liv. K. Hf. Carst.
256. Na kolt'n Kaffee ward'n schön (auch: Na Rok von kolt'n Kaffee). verbr.
257. Krigst de Neg un tokam Jahr de Weg. K. Hf. Pb. B.
(Derjenige, dem man das letzte einschenkt, erhält zuerst die Wiege. Carst.)
258. Wenn eine unverheiratete Person sich beim Trinken zum Rest etwas zuschenken läßt, so wird sie eine böse Schwiegermutter bekommen. K.
259. Dar swimmt noch Gäst up 'n Thee (Theestengel). verbr.
a) Harte Stengelteile deuten auf männlichen, weiche Stengelteile auf weiblichen Besuch. K. DW. Kellingh.
b) Ist der Theestengel hart, so taugt es nichts, ist er weich, so ist es gut. Carst.
260. a) Blasen auf dem Kaffee deuten Besuch an. verbr.
b) Wenn die Blasen in der Mitte kreisen und dort verschwinden, wird der Gast nicht verweilen, wenn sie an den Rand ziehen und dort stehen bleiben, wird der Gast länger verweilen. K. Hf.
c) Nähern die Blasen auf dem Kaffee sich dem Trinker, so wird er Geld empfangen, entfernen sie sich von ihm, so muß er Geld ausgeben. Hf. B. Carst.

(Fortsetzung folgt.)

Mitteilungen.

1. Grüttbüdel und Tambour. (Vergl. „Heimat" Nr. 10, S. 203: Wiedergänger.) Eine Leserin unseres Blattes sendet über diese beiden Wiedergänger nach den Erzählungen ihrer Großmutter (geb. 1772) aus deren Jugend folgende Mitteilungen: Zwei Diebe, also Grüttbüdel und Tambour, wollen bei alten Leuten, die beim Fischteich (Bergenhusen) wohnen, stehlen. Als sie eingebrochen sind, hören sie, daß die Frau das Vaterunser betet, und einer sagt zum andern: „Hier können wir nicht stehlen; die alten Leute schlafen ja noch nicht." Darauf gehen sie nach der Ziegelei, nahe am Gehölz, die nicht mehr in Betrieb ist, wo eine Frau, deren Mann in Eiderstedt arbeitet, mit ihren Kindern wohnt und eine Bleicherei hat. Sie wollen durchs Fenster; die Frau aber, welche erwacht ist, steht auf, holt ein Beil und wehrt sich durch Hiebe gegen die Eindringlinge, ruft auch: „Hans Tambour, lat mi tofręd'n!" „Ja, wenn du uns kennst, mußt du dran glöw'n" (glauben), sagt dieser. Da läuft einer von ihnen nach dem Dorfe und holt aus einer Scheune einen Heuhaken. Nun haken sie ins Zeug der Frau, ziehen sie ans Fenster und töten sie. Von den Kindern ist eins unters Bett gekrochen, eins aus dem Haus geflüchtet und hat sich unter einen Stachelbeerstrauch versteckt, eins von diesen oder ein drittes (?) wird noch durch einen Schnitt in die Kehle, aber nicht tödlich, verwundet (Hartwig hieß dieses). Am andern Morgen, als der Mord bekannt wird und viele Leute sich am Ort der That versammelt haben, kommen auch die beiden Mörder. Ihre Namen sind durch die Kinder, die sie von der Mutter haben ausrufen hören, bekannt geworden. „Wat is hier denn passeert?" fragen sie. Die befragten Leute nennen einfach die That und lassen sich noch weiter nichts merken. Dann möchten sie doch die ermordete Frau mal sehen. Sie werden zur Leiche geführt, welche, als die Decke gelüftet wird, wieder anfängt zu bluten. (Das war nach dem Volksglauben damals ein sicheres Zeichen der Thäterschaft.) Nun werden die beiden Mörder verhaftet und ins Gefängnis nach Süderstapel gebracht. Hier gelingt es Grüttbüdel, einem Scherenschleifer, zu entfliehen. Da kommt die Polizei auf den Gedanken, den Scherenschleifer durch seinen treuen Hund zu suchen. Leute werden beauftragt, diesen zu holen; sie bringen ihn ins Gefängnis, und nachdem er dort Spuren berochen, führen sie ihn am Stricke hinaus. Er schlägt spürend den Weg nach Erfde ein und geht in ein alleinliegendes Haus am Erfderdamm, wo eine Frau beim Pfannkuchenbacken steht. Diese wird gefragt, ob sie Besuch habe. „Nein," sagt sie verwundert. „Ja, es ist doch wohl ein Fremder im Hause?" „Nein, ganz gewiß nicht." „Na, wir wollen denn doch mal nachsehen." „Meinetwegen gerne." Sie lassen nun den Hund locker; er läuft durch den Kuhstall, springt auf einen Torfhaufen, und hinten in einer Ecke wird der Schleifer gefunden. Die Frau weiß natürlich nichts von dem Eindringling und ist ganz erschrocken. Bald werden die Mörder in Süderstapel vom Landvogt zum Tode verurteilt und dann auf dem Galgenberg zwischen Süderstapel und Seeth (nicht Seth) hingerichtet. M. Plett in Nortorf.

2. Aus dem Leben des Storches. Zu dem gleichnamigen Artikel von J. Rohweder in Nr. 7 der „Heimat" sind noch zwei Darstellungen eingegangen, aus denen die nachfolgenden persönlichen Beobachtungen der Einsender hier mitgeteilt werden sollen.

a) Die Mitteilungen aus dem Leben des Storches in Nr. 7 und 9 der „Heimat" riefen auch in mir eine Erinnerung aus meiner Kindheit zurück. Ich hatte als Knabe öfters Gelegenheit, das Treiben unseres alten Bekannten zu beobachten, da auf dem Wohnhause meiner Eltern, einem alten sächsischen Bauernhause in Padenstedt (bei Neumünster) seit Menschengedenken sich ein Storchnest befand und damals 6 Storchfamilien im Dorfe ihr Heim gegründet hatten. Es war vor nunmehr 60 Jahren — ich war ein Knabe von 11 Jahren —, als in den letzten Tagen des Augustmonats eine Schar Störche vom Norden her in geschlossener Kolonne, wohl etwa 200 an der Zahl, ihren Flug über mein Heimatsdorf nahm und hier auf eine kurze Zeit Halt machte. Alle Wanderer ließen sich nieder, sodaß fast alle Firsten der Gebäude des Dorfes, auf Häusern und Scheunen, mit langen Storchreihen besetzt waren. Die einige Augenblicke rastenden gefiederten Reisenden begrüßten ihre Genossen im Dorfe mit lebhaftem Klappern, und nach diesem kurzen Konzert erhob sich die ganze Gesellschaft; auch sämtliche Padenstedter Störche nahmen Abschied von ihrer nordischen Heimat und schlossen sich dem Zuge an. — Es wird aus diesem Fall zu entnehmen sein, daß unsere Hausstörche auf ihrer Reise unterwegs andere aufnehmen und so ihre Züge mehr und mehr verstärken, wenn es südwärts geht.

In meiner Heimat heißt unser Hausstorch im Plattdeutschen „Adbar," und nur in dem bekannten Kinderreim redet man ihn mit „Adebar" an.

J. Butenschön in Hahnenkamp.

b) In meiner Jugend hatte ich folgendes Erlebnis: Mein Vater hatte einen Hühnerhof von 100 Hennen und 6 Hähnen, nebst vielen Küchlein. Auf dem Hofe des Nachbarn war ein Storchnest mit Jungen. Eines Tages steht der Storch in der Nähe unseres Hühnerhofes, sich scheinbar die Fütterung der Küken ansehend. Nachdem unser Mädchen sich entfernt hatte, erhebt sich urplötzlich ein mächtiger Lärm auf dem Hühnerhofe. Die Magd eilt zurück und erblickt den Storch mitten unter den Küchlein; die Glucke schlägt, fortwährend aufbrausend, wütend auf den Storch, während dieser die Flügel hebend in aller Ruhe nach rechts und links auslangend bereits 3 Küchlein getötet und eins davon verschluckt hat.

Seit 20 Jahren war kein Storchnest in unserm Dorfe gewesen. Jetzt ist hier wieder eins auf einem Hof. Mitte August, nachdem die jungen Störche dieses Nestes flügge waren, kamen eines Tages 2 andere junge Störche und begehrten Einlaß; er wurde ihnen aber verweigert, worauf ein kurzer Kampf mit dem Abzuge der Neulinge endete. Des andern Tages kamen in hoher Luft unzählige Scharen Störche; sie schwebten über dem Hofe, kamen herab und besetzten unter Geklapper die ganze First des Hauses und der Nachbargebäude; es wurden 180 gezählt. Das Nest blieb unangetastet, es herrschte voller Friede auf etwa eine halbe Stunde. Auf das Geklapper eines Storches erfolgte ein allgemeines Tutti, und die ganze Gesellschaft erhob sich, um sich auf die hiesige Mühle zu setzen. Ein wundervoller Anblick! Die wagerechten Mühlenflügel wurden zunächst besetzt, Mann an Mann, soviel hinauf konnten, dann das Müllerhaus und die Scheunenfirst; schließlich wurde der oberste Flügel der Mühle vom zuletzt herbeigeflogenen Paar aus dem Neste besetzt. Der eine Storch dort in schwindelnder Höhe hatte offenbar seine Rede noch nicht einstudiert; denn er trampelte fortwährend auf dem Heck herum, — oder ob ihn die Füße schmerzten, wer weiß es? — genug, die ganze Gesellschaft beschäftigte sich teils mit dem Ordnen des Gefieders, teils mit Flügel- und Beinübungen. Das dauerte wohl 20 Minuten, sodaß viele Leute herbeikamen, um zu staunen oder von den Störchen angestaunt zu werden. Allmählich wurden diese unruhig. Da — oben „in himmlischen Höhn" ging eine Rede von Stapel, und das Ende nicht abwartend, fiel urplötzlich die ganze Gesellschaft der Störche in ein mächtiges Geklapper mit ein; dann breiteten alle die Flügel aus, und: „Ade, du mein Heimatland!" ging's nach Süden in die Ferne. — Einen so schönen Anblick aus der Tierwelt wird man wohl kaum wieder haben. St. in W.

3. Beim Schlittenfahren. Wenn im Winter die Kinder auf abschüssiger Bahn mit ihrem Schlitten hinabfuhren, dann riefen sie hier in Flensburg noch vor einigen Jahren bei der Abfahrt, um freie Bahn zu haben: „Seira!" Dies Wort wird verschiedentlich erklärt. Einige meinen, es solle heißen: „Seil ad!" = „Segel los!" (dänisch). Andere meinen, es heiße eigentlich: „Jeg seier an!" = „Ich sage an!" (plattdänisch). Wieder andere halten es für ein (korrumpiertes) französisches Wort. Mitunter hörte man zur Abwechselung auch rufen: „Udepalüs!" — d. h. „Ud ad Lys!" = „Aus dem Licht!" (dänisch). Heutigestags rufen sie: „Heiß, heiß!" — wohl vom Kellner gelernt?

J. J. Callsen in Flensburg.

Bemerkung. In Kiel rufen die Knaben beim Schlittenfahren, besonders aber beim Gleiten (Glitschen) auf den Straßen „Hacker!" meistens mit lang ausgezogener Endsilbe. Das Glitschen wird auch stets Hackern genannt. Über die Bedeutung und das Alter des Wortes habe ich nichts erfahren können. Lund.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 1. Januar 1898.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Sie wird den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, kostenfrei durch die Post zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift im Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Die vorliegende Nummer ist in größerer Anzahl gedruckt worden, um auch als Probenummer verschickt zu werden. Für etwaige Beitrittserklärungen wolle man sich der einliegenden Postkarte bedienen.

Inhalt:

An die Leser.

Mit dieser Nummer beginnt ein neuer Jahrgang der „Heimat.“ Wie bisher, wird die Zeitschrift auch ferner bestrebt sein, die Kunde von unserer engeren schleswig-holsteinischen Heimat, ihrer Natur und ihren Bewohnern in volkstümlicher Weise zu fördern. Sie hofft dabei auf fernere Unterstützung seitens der Forscher, die es sich angelegen sein lassen, die Ergebnisse ihrer Studien weiteren Kreisen zugänglich zu machen, seitens unserer Dichter, die es verstehen, die Schönheiten der heimischen Natur und die im Volksgeiste wirkenden Kräfte zu erkennen und darzustellen, seitens der Sammler, die in irgend einer Art Beobachtungen zu machen oder verborgene Schätze des Volkstums zu heben sich bemühen, überhaupt aller derer, die offenen Sinn haben für die Bedeutung der Heimat und des Heimatgefühls für das Leben des Einzelnen wie für die Entwickelung des Volkes.

Da diese Nummer auch als Probenummer hinausgeht, möge es gestattet sein, eine Anzahl von Themen zu wiederholen, die in der Dezember-Nummer des verflossenen Jahrganges für den neuen Band angekündigt worden sind. Außer dem, was diese Nummer bietet, stehen für die nächste Zeit u. a. folgende Artikel zur Verfügung oder in Aussicht:

Barfod, H., Die Mistel. (Mit Bildern.) — Bartels, A., 1. Die Schlacht bei Hemmingstedt. (Untersuchung über die Lage des Schlachtfeldes. Mit Kartenskizze.) 2. Friedrich Hebbel. (Mit Bild.) — Butenschön, J., Aus der Zeit der Drangsal in den Jahren 1852—63. — Callsen, J. J., 1. Das tägliche Leben in einem sächsischen Dorfe vor 60 Jahren. 2. Die Duburg. (Mit Bildern.) 3. Die Schlei. (Mit Bildern.) — Detleffsen, Prof. Dr., 1. Gesamtcharakter der Marschen. 2. Über den Marschmiergel. — Doormann, J., Zur Geschichte des Schulwesens in Süderdithmarschen. — Dreßler, H., Unsere insektenfressenden Pflanzen. — Eckardt, H., Julius Stinde. (Mit Bild.) — Eckmann, J., Anfang und Ende der Salzgewinnung in Schleswig-Holstein. (Nach Ludwig Meyn.) — Franzen, F., Ferienwanderungen. — Goos, J., Altdithmarsische Befestigungen. (Mit Kartenskizzen.) — Grewe, J., Der Meggerkoog. (Mit Kartenskizze.) — Hensen, Prof. Dr., Die Fischereiverhältnisse in der Schlei. — Jensen, Chr., Ein dunkles Blatt aus alter Zeit. — Jessen, W., Ein Blick in das Leben eines Stapelholmer Bauers zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. — Kinder, J., 1. Zwei Urkunden über die Eindeichung des Stedebüller Koogs. 2. Schuldverhältnisse im Jahre 1589. — Konstmann, F., Melchior Hoffmanns Aufenthalt in Schleswig-Holstein. (Mit Bild.) — Kröger, T., Detlef von Liliencron. (Mit Bild.) — Krumm, H., J. H. Fehrs. (Mit Bild.) Lorentzen, A. P., Herzog Friedrich Christian von Augustenburg. Peter Hiort Lorenzen.

(Buchbesprechungen.) — Maaß, G., Das Dassow-Fahren der Lübecker, Gothmunder und Schlutuper Fischer. — v. Osten, Die Zeit der provisorischen Regierung. — Peper, W., Wilhelm Jensen. (Mit Bild.) — Pörksen, E., Das Post- und Verkehrswesen in Schleswig-Holstein. — Scheer, G., Troiburg. (Mit Abbildungen.) — Schümann, H., Erinnerungen eines alten Schleswig-Holsteiners. — Schwarz, J., 1. Über die Einwanderung von Pflanzen. 2. Eine Gildefeier. — Speck, H., Die Tilenburg. — Splieth, Dr. W., Über das Danewerk. — Stange, H., Prof., Johannes Brahms. (Mit Bild.) — Stickel, Zunft und Handwerker in Schleswig-Holstein. — Teege, Der Neujahrskuchen. (Mit Abbildungen.) — Voß, J., Die Ruine Glambek auf Fehmarn. (Mit Abbildungen.) — Voß, M., Die Entstehung der Dörfer und die landwirtschaftlichen Verhältnisse im südwestlichen Schleswig. — Zieches, E., Die Hatzburg. (Mit Bild.)

Außer diesen längeren Abhandlungen liegt noch in kürzeren Artikeln eine große Menge interessanten Stoffes vor, vor allem aus der Kulturgeschichte unsers Landes. Die Mitteilungen über Volks- und Jugendspiele, die Herr Oberlehrer W. Peters zusammenstellt, sollen weitergeführt werden; die Sammlungen von Kinder- und Volksreimen, von Herrn Suck in Oldesloe angeregt und begonnen, sowie die Zusammenstellungen schleswig-holsteinischer Sprichwörter und Redensarten sind demnächst soweit abgeschlossen, daß der Abdruck beginnen kann. Unter der Überschrift „Was sich das Volk erzählt" sollen kleine Geschichten, meist mit humoristischer Spitze, die im Volk verbreitet sind, der Vergessenheit entrissen werden. Monatsübersichten werden von der nächsten Nummer an erwähnenswerte Ereignisse und Bestrebungen auf heimatlichem Gebiete zusammenstellen. In dieser Nummer beginnt eine plattdeutsche Erzählung unsers heimischen Dichters J. H. Fehrs; falls diese Erweiterung unsers Programms Beifall findet, wird versucht werden, auch späterhin gelegentlich ähnliche Dichtungen für die Zeitschrift zu gewinnen. Selbstverständlich wird in diesem Jahrgange ganz besonders der schleswig-holsteinischen Erhebung gedacht werden, an die das Jubiläumsjahr uns mit Nachdruck erinnert.

So möge denn die „Heimat" wiederum hinausziehen in der Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, Liebe zu Heimat und Volkstum in unsern Volksgenossen zu pflegen.

Heinr. Lund.

Neue Mitglieder.

1. Burchardi, A., Hamburg-Uhlenhorst, Herderstr. 34.
2. Dr. Christiansen, Oberlehrer, Lübeck, Charlottenstr. 24.
3. Donath, Buchdruckereibesitzer, Kiel, Kl. Kuhberg.
4. Dreyer, H., Lehrer, Kiel, Knooperweg 178.
5. Dümke, Vorschullehrer, Kiel, Schulstraße.
6. Glasau, F., Schiffsbaumeister, Eckernförde.
7. Hanssen, Geh. Reg.-Rat, Altona, Königstr. 206.
8. Harms, Carl, Hamburg-St. Georg, Steindamm 12.
9. Heibel, Uhrmacher, Kiel, Holstenstraße.
10. Heinsen, Dr. med., Flensburg, Angelburgerstr. 4.
11. Hinrichsen, Fr., Räuchereibesitzer, Eckernförde.
12. Petersen, Chr., Referendar, Flensburg, Graben 75.
13. Plambeck, W., Müller, Schmalsteder Mühle b. Bordesholm.
14. v. Rumohr, Reg.-Assessor, Kiel, Feldstr. 44.
15. Steffen, H., Lehrer an der Realschule, Kiel, Möllingstraße.
16. Stoltenberg, Th., Hauptpastor, Schleswig.
17. Thiessen, P., Hofbes., Röst b. Albersdorf.
18. Timm, H., jun., Kaufmann, Eckernförde.
19. Tränkner, Lehrer an der Präparanden-Anstalt, Oldesloe.
20. Tychsen, J. F., Räuchereibesitzer, Eckernförde.

Die Mitgliederzahl unseres Vereins beziffert sich z. Zt. auf reichlich **2000.** Für das Jahr 1897 wurden allein **438** neue Mitglieder gewonnen. Angesichts dieses erfreulichen Zuwachses hat der geschäftsführende Ausschuß in seiner letzten Sitzung beschlossen, die „Heimat" für das Jahr 1898 in einer Gesamtauflage von 2600 Exemplaren drucken zu lassen. Die Jahrgänge 1893, 1894, 1895 und 1896 werden den Mitgliedern für 1,20 M. pr. Band portofrei nachgeliefert; die Jahrgänge 1891, 1892 und 1897 können zum Preise von 2 M. pr. Band portofrei bezogen werden. Einliegende Postkarte kann auch zur Mitteilung von Adressen behufs Zusendung von Probenummern an solche Personen, bei denen das Interesse für unsere „Heimat" vorausgesetzt werden darf, dienen; wir bitten unsere Mitglieder, davon ausgiebigen Gebrauch zu machen. Die Anschaffung der geschmackvollen Original-Einbanddecke (vergl. das diesbezügliche Inserat) sei auch an dieser Stelle unseren Mitgliedern dringend empfohlen. — Als Ort der nächsten Generalversammlung ist vorläufig Eckernförde in Aussicht genommen.

Kiel, am 17. Dezember 1897.

Der geschäftsführende Ausschuß.
J. A.: **Der Schriftführer:**
H. Barfod, Ringstraße 86 II.

Satzungen

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

§ 1. Der Zweck des Vereins ist, die Kunde unserer Heimat, ihrer Bewohner und ihrer Natur zu fördern.

§ 2. Der Verein sucht diesen Zweck zu erreichen durch Herausgabe einer Monatsschrift, Versammlungen und gegenseitige Anregung der Mitglieder unter einander.

§ 3. Das Organ des Vereins, „Die Heimat," bringt belehrende Aufsätze in allgemein verständlicher Fassung und Mitteilungen aus den Gebieten der Landes-, Natur- und Volkskunde. Sie berichtet über die landeskundliche Litteratur, giebt Auskunft über gestellte Fragen und vermittelt den Tauschverkehr unter den Mitgliedern.

§ 4. Jährlich findet eine Generalversammlung des Vereins statt. Dieselbe ernennt den Vorstand, nimmt den Bericht des Schriftführers entgegen und beauftragt zwei Vereinsmitglieder mit der Prüfung der Jahresrechnung. Die geprüfte Abrechnung ist auf der nächsten Versammlung vorzulegen. Mit der Versammlung werden den Zweck des Vereins fördernde Vorträge und Ausstellungen verbunden. Ort und Zeit der Versammlung bestimmt der Gesamtvorstand.

§ 5. Die Leitung des Vereins liegt in den Händen eines geschäftsführenden Ausschusses, dem ein Kreis von Vertrauensmännern als weiterer Ausschuß zur Seite steht. Sie zusammen bilden den Gesamtvorstand. Der geschäftsführende Ausschuß besteht aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Kassenführer, einem Beisitzenden und dem Leiter des Vereinsorgans.

§ 6. Der engere Ausschuß hat die Geschäfte des Vereins zu führen und die Generalversammlungen vorzubereiten und zu leiten. In allen Fragen, welche die Vereinsorganisation und Änderungen des Statuts betreffen, sind die Vertrauensmänner um Rat zu fragen. Sie unterstützen ferner den engeren Ausschuß, indem sie denselben mit den Wünschen der Vereinsmitglieder bekannt machen und sich die Förderung des Vereins besonders angelegen sein lassen.

§ 7. Jedes Vorstandsmitglied wird auf vier Jahre von der Generalversammlung gewählt. Der geschäftsführende Ausschuß wird erneuert in der Weise, daß jährlich ein Mitglied ausscheidet. — In den drei ersten Jahren wird durch das Los bestimmt, wer auszuscheiden hat. — Wenn ein Mitglied desselben vor der Generalversammlung ausscheidet, so hat der Gesamtvorstand das Recht der Ergänzung. Solche Wahl ist gültig bis zur nächsten Generalversammlung. Die Vertrauensmänner ernennt ebenfalls die Generalversammlung; doch hat der weitere Ausschuß das Recht, sich, wenn nötig, zu ergänzen. In Gegenden, wo sich Bezirksvereine gebildet haben, wählen diese die Vertrauensmänner.

§ 8. Mitglied des Vereins kann jeder werden, der sich verpflichtet, jährlich den Vereinsbeitrag von 2 M. zu bezahlen. Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen. Personen, welche sich besondere Verdienste um die Pflege oder Förderung der Natur- und Landeskunde erworben haben, kann der Verein zu *Ehrenmitgliedern* ernennen. Dies geschieht im Namen des Vereins durch den Gesamtvorstand.

§ 9. Die Beiträge sind im ersten Vierteljahr postfrei an den Kassenführer einzusenden oder werden später bei Versendung eines Heftes der „Heimat" durch Postnachnahme eingezogen.

§ 10. Änderungen des Statuts erfolgen durch die Generalversammlung mit einfacher Stimmenmehrheit. Alle Anträge dazu sind an den geschäftsführenden Ausschuß einzureichen, welcher dieselben durch die „Heimat" den Vereinsmitgliedern bekannt zu machen hat.

Briefkasten.

E. Z., Hbg., Eilbek. Die Hatzburg angenommen; ich bitte um Angabe der Adresse, behufs näherer Verhandlungen wegen des Bildes. —

Sehr erwünscht sind für die nächsten Jahre Mitteilungen aus den Kriegsjahren 1848—50, vor allem Lebenserinnerungen von Mitkämpfern und andern älteren Leuten, die jene große Zeit mit durchlebt haben.

Eingegangene Bücher.

Timm Kröger, Die Wohnung des Glückes. Berlin, Schuster u. Löffler. — Adolf Bartels, Die Dithmarscher. Historischer Roman in vier Büchern. Kiel, Lipsius & Tischer. — Beiträge und Mitteilungen des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte, II, 1. Kiel, Eckardt. — Friedr. Freudenthal, 1. In Lust un Leed. 2. Unnern Strohdack. Bremen, Schünemann. — (Besprechung nächstens.)

Anzeigen.

Die Leser der **„Heimat"** werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die **„Heimat"** gütigst zu beziehen.

Die Mitglieder, welche ihre Wohnung verändern, werden ersucht, solches der unterzeichneten Expedition rechtzeitig mitzuteilen.
Küster Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 43a,
neben der Jakobi-Kirche.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 2. Februar 1898.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Sie wird den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, kostenfrei durch die Post zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift im Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Einzahlung der Beiträge für 1898.

Bei Einzahlung der Beiträge für das Jahr 1898 bitte ich die geehrten Mitglieder, folgendes zu beachten:

1. Allen Geldsendungen mittelst Postanweisung wolle man 5 Pfennig Bestellgeld beifügen.
2. Wo an einem Orte oder in einer Gegend mehrere Mitglieder sind, wollen diese sich zu gemeinsamer Einsendung des Beitrages möglichst vereinigen.
3. In größeren Ortschaften werde ich auch dieses Jahr eins unserer Mitglieder um Einkassierung der Beiträge bitten und demselben zu seiner Legitimation Quittungen übersenden.
4. Infolge eines Abkommens des Buchbindermeisters, Herrn Riemer, mit dem geschäftsführenden Ausschuß ist es mir möglich, bei Mehreinsendung von 60 Pf. den Mitgliedern die Einbanddecke des Jahrgangs 1897 mit dem nächsten Heft der „Heimat“ portofrei zuzusenden.
5. Besonders mache ich die geehrten Mitglieder auf § 9 der Satzungen unseres Vereins aufmerksam und gebe zu bedenken, daß Nachnahmesendungen den Mitgliedern unnötige Kosten und dem Kassenführer sehr viele Mühe verursachen.

Kiel, Januar 1898.

Th. Doormann, Lehrer,
Kirchhofsallee 86.

Vereins-Angelegenheiten.

Dem geschäftsführenden Ausschuß gehören zur Zeit folgende Herren an:
Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstraße 4, Vorsitzender.
Rektor Lund, Kiel, Düppelstraße 72, Schriftleiter.
Lehrer Barfod, Kiel, Ringstraße 86, Schriftführer.
Lehrer Th. Doormann IV, Kiel, Kirchhofsallee 86, Kassenführer.
Hauptlehrer Eckmann, Ellerbek, Beisitzender.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

21. Ahrens, K., Oberlehrer, Plön.
22. Frau Justizrat Anschütz, Kiel, Beseler-Allee 54.
23. Andresen, Lehrer, Holm bei Norburg auf Alsen.
24. Bebensee, Seminarist, Segeberg.
25. Bielenberg, Joh., Kaufmann, Kiel, Brunswieker Str. 14.
26. Blaase, H. L., Schneidermeister, Eckernförde.
27. Blechschmidt, A., Rentner, Nienstedten.
28. Böttger, Seminarist, Ratzeburg.

29. Bracker, J., Seminarist, Ratzeburg.
30. Dr. Burmeister, Arzt, Norburg a. A.
31. Christiansen, Buchdruckereibes., Herausgeber des „Husumer Wochenblatts."
32. Dr. Claussen, wissenschaftl. Hilfslehrer am Gymnasium zu Husum.
33. Dibbert, Chr, Kommissionär, Eckernförde, Kieler Straße.
34. Doose, Seminarist, Segeberg.
35. Eggert I, „ „
36. Eggert II, „ „
37. Ehlers, „ „
38. Fleischer, „ „
39. Föh, P., Fischkaufmann, Eckernförde.
40. Föh, Th., Fischexporteur, Eckernförde.
41. Frormann, W., Lehrer a. d. Höheren Mädchenschule, Kiel.
42. Glaesener, Max, Besitzer v. „Wriedts Etablissement," Kiel.
43. Goos, Reg.- u. Baurat, Stettin.
44. Gröger, Bauinspektor, Husum.
45. Dr. Hahn, Amtsrichter, Norburg a. A.
46. Hansen, Rechtsanwalt, Husum.
47. Hansen, Ed., Schiffer, Eckernförde.
48. Hansen, Jakob, Kaufmann, Kiel, Vorstadt 50.
49. Hartig, H., Lederhändler, Eckernförde.
50. Hauschildt, Seminarist, Segeberg.
51. Heeschen, H, Postmeister, Kl.-Flottbek.
52. Heitmann, Lehrer, Eckernförde.
53. Dr. Henningsen, prakt. Arzt, Eckernförde.
54. Hinrichsen, Heinr., Fischkaufmann, Eckernförde.
55. Horchfeil, A., Landwirt, Eckernförde.
56. Huhn, Baumeister, Husum.
57. Jäger, F., Rentier, Eckernförde.
58. Jansen, Ludolf, Malermeister, Kiel, Jungfernstieg 8.
59. Ingwersen, Apotheker, Husum.
60. Johannsen, Alb., Journalist, Husum.
61. Jungjohann, Seminarist, Eckernförde.
62. D. Kaftan, General-Superintendent, Kiel, Beseler-Allee 47.
63. Kessel, H., Uhrmacher, Eckernförde.
64. Ketelsen, W., Hattstedt pr. Husum.
65. Klemmsen, Joh., Fischkaufmann, Eckernförde.
66. Krey, Baumeister, Rödemishof b. Husum.
67. Krohn, Seminarist, Segeberg.
68. Kruse, „ Ratzeburg.
69. Kruse, Th., Apotheker, Neumühlen b. Kiel.
70. Langmaack, Seminarist, Segeberg.
71. Lipp, J., Lehrer, Seefeld pr. Beringstedt.
72. Dr. Lorenzen, Friedrichstadt.
73. Lorenzen II, Seminarist, Ratzeburg.
74. Lorentzen, Joh., Kiel, Ringstraße 83.
75. Maas, Seminarist, Ratzeburg.
76. Manow, Seminarist, Ratzeburg.
77. Matthiesen, Präparand, Hadersleben.
78. Matthiesen, Chr., Parzellist, Tangsholm b. Norburg a. A.
79. Möhring, Joh., Brauereibesitzer, Elmshorn.
80. Neumann, Heinr., Kommissionär, Eckernförde, Jungfernstieg
81. Nissen, Präparand, Hadersleben.
82. Petersen, J., Verwalter, Kl.-Flottbek.
83. Petersen, Th., Ober-Inspektor, Hamburg-Eimsbüttel, Bismarckstr. 27 II.
84. Pick, Fr., Stenograph, Kiel, Prüne 37. (Verspätet.)
85. Frl. Plähn, Sophie, Wesselburen.
86. Frl. Plett, M., Lehrerin, Nortorf.
87. Prieß, Seminarist, Segeberg.
88. Rafalski, Oskar, Apoth., Scherrebek.
89. Rebehn, Fritz, Fischer, Eckernförde, Jungfernstieg.
90. Repenning, Seminarist, Ratzeburg.
91. Roggenkamp, „ „
92. Rueß, W., Büreauvorsteher, Ottensen, Moltkestr. 2.
93. Saß, Seminarist, Ratzeburg.
94. Frl. Schallehn, J., Lehrerin, Kiel, Ringstr. 87.
95. Schlotfeldt, Seminarist, Ratzeburg.
96. Schmidt, F., Lehrer, Raa pr. Elmshorn.
97. Schmidt, J., Lehrer, Kulpin pr. Ratzeburg.
98. Schuch, James, Eisenhandlung, Eckernförde.
99. Schwartz, O., Pastor, Husum.
100. Dr. Seidel, Oberlehrer, Husum.
101. Sönksen, Kiel, Muhliusstr. 72 I.
102. Springe, Werner, Referendar, Blankenese, Bergstraße.
103. Steffen, Wulf, Lehrer, Kiel, Möllingstraße.
104. Stollt, Seminarist, Ratzeburg.
105. Storm, Rechtsanwalt, Husum.
106. Thiessen, Seminarist, Segeberg.
107. Thode, „ „
108. Tietgen, „ „
109. Tito, „ „
110. Tönnies, Rechtsanwalt, Husum.
111. Voß, P., Lehrer em., Vaale b. Itzehoe.
112. Waßner, Pastor, Norburg a. A.
113. Dr. med. Wilde, Alb., prakt. Arzt, Oldenswort.
114. Wisser, Seminarist, Segeberg.
115. Frl. Wöbcke, H., Lehrerin, Osdorf b. Blankenese.
116. Wohler, G., Gärtner, Wik b. Kiel.
117. Zachmann, Nik., Berlin, Hildebrandtstr. 12.

Auch die Februar-Nummer steht in einigen Hundert Exemplaren als Probeheft zur Verfügung. Unsere Mitglieder werden gebeten, dem Unterzeichneten Adressen zum Versand der Hefte aufgeben zu wollen.

Kiel, am 10. Januar 1898.

Der Schriftführer:
H. Barfod, Ringstraße 86 II.

Anzeigen.

Die Leser der „**Heimat**" werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die „**Heimat**" gütigst zu beziehen.

1898.

Special-Zucht
in
Langschan- und Brahma-Hühnern.

Nutzgeflügel: Weisse und schwarze Minorka.

Friedr. Selmer, Kiel.

Geflügelhof: Eckernförder Chaussée.



Königl. silb. Staatsmedaille
1893.





Königl. bronz. Staatsmedaille
1894.

Staatspreis 1895.

1897: Frankfurt a. M. (IV. Nat.), Lübeck, Hamburg (Deutsche Landw. Ausstellung), Schleswig (Central-V.-Ausstellung), Hannover, Hamburg (Zoologischer Garten), Cassel etc.

Hamburg 1897:
Staats-Ehrenpreis, vom Hohen Senat.

Empfehle als vorzügliches Material zu Zucht- und Ausstellungszwecken
in Stämmen, sowie auch einzelne Hähne und Hennen.

Bruteier-Verkauf
von Langschan und Minorka pr. Stück 30 Pfg., dunklen Brahma 50 Pfg.
für In- und Ausland.





Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 3. März 1898.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Sie wird den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, kostenfrei durch die Post zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift im Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.
Nachdruck der Original-Artikel nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Einzahlung der Beiträge für 1898.

Bei Einzahlung der Beiträge für das Jahr 1898 bitte ich die geehrten Mitglieder, folgendes zu beachten:

1. Allen Geldsendungen mittelst Postanweisung wolle man 5 Pf. Bestellgeld beifügen.
2. Wo an einem Orte oder in einer Gegend mehrere Mitglieder sind, wollen diese sich zu gemeinsamer Einsendung des Beitrages möglichst vereinigen.
3. In größern Ortschaften werde ich auch dieses Jahr eins unsrer Mitglieder um Einkassierung der Beiträge bitten und demselben zu seiner Legitimation Quittungen übersenden.
4. Infolge eines Abkommens des Buchbindermeisters, Herrn Riemer, mit dem geschäftsführenden Ausschuß ist es mir möglich, bei Mehreinsendung von 60 Pf. den Mitgliedern die Einbanddecke des Jahrgangs 1897 mit dem nächsten Heft der „Heimat“ portofrei zuzusenden.
5. Besonders mache ich die geehrten Mitglieder auf § 9 der Satzungen unseres Vereins aufmerksam und gebe zu bedenken, daß Nachnahmesendungen den Mitgliedern unnötige Kosten und dem Kassenführer sehr viele Mühe verursachen.

Kiel, Januar 1898. Th. Doormann, Lehrer,
Kirchhofsallee 86.

Anzeigen.

Die diesjährige Generalversammlung

wird voraussichtlich gegen Pfingsten in Eckernförde stattfinden. Alle, welche bereit sind, durch Vorträge, Mitteilungen usw. den Verlauf der Versammlung zu fördern, werden gebeten, dies baldigst dem Vorsitzenden, Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstr. 4, mitzuteilen. Die genaueren Mitteilungen werden rechtzeitig veröffentlicht werden.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Vereinsnachrichten.

Das Wachstum des Vereins nimmt auch in diesem Jahre einen erfreulichen Fortgang. Täglich laufen immer noch Neuanmeldungen ein. Bis heute sind seit Neujahr **264** Anmeldungen zu verzeichnen. Die Gesamtmitgliederzahl beziffert sich auf **2131.** Leider muß die Veröffentlichung der Mitgliederliste wegen Raummangel unterbleiben; die Namen werden auf die folgenden Hefte verteilt. Durch die Liebenswüdigkeit unseres Druckers, Herrn Jensen, sind wir in die angenehme Lage versetzt, auch vom Märzheft 200 Exemplare als Probenummern zu versenden; Herr Jensen hatte uns die vordem versandten 1000 Hefte gleichfalls geschenkt. Wir bitten unsere Mitglieder um weitere Zusendung von Adressen.

Zweck der „Heimat" ist nach § 3 auch der, den Tauschverkehr unter den Mitgliedern zu vermitteln. Wir richten darum an unsere Mitglieder das freundliche Ersuchen, nicht nur den diesbezüglichen Offerten ihre Beachtung zu schenken, sondern auch selbst durch ähnliche Anzeigen den Tauschverkehr fördern zu wollen. Wir berechnen für die gespaltene Petitzeile einen Preis von 15 Pf.; bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein.

Kiel, am 17. Februar 1898. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

J. A.: Barfod, Schriftführer.

Soweit der Vorrat reicht, geben wir an unsere Mitglieder ab:
die Jahrgänge I (1891), II (1892) und VII (1897) à 2 ℳ.,
III (1893), IV (1894), V (1895) und VI (1896) à 1,20 ℳ.
Die Jahrgänge werden portofrei (am bequemsten unter Nachnahme) geliefert. Für gebundene Exemplare erhöht sich der Preis um 1 ℳ. pr. Band.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 4. April 1898.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Sie wird den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, kostenfrei durch die Post zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift im Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Einzahlung der Beiträge.

Nach unsern Satzungen hätten mit diesem Heft die rückständigen Beiträge durch Postnachnahme eingezogen werden sollen. Da indes noch mehr als die Hälfte der Mitglieder den Beitrag nicht eingesandt haben, so würde die Versendung unter Nachnahme für die Expedition sowohl, wie für den Kassenführer ganz erhebliche Mühe verursachen. Ich bitte darum nochmals, die rückständigen Beiträge jetzt einsenden zu wollen, und verweise dabei auf die im vorigen Heft ausgesprochenen Wünsche.

Th. Doormann, Lehrer,
Kirchhofsallee 86.

Anzeigen.

Briefkasten.

In dieser Nummer konnten leider nicht alle begonnenen Arbeiten beendet werden; so mußte z. B. der Schlußartikel über die Eckernförder Fischerei noch bis zum nächsten Hefte zurückgestellt werden. Auch manche Artikel, die sehr zeitgemäß gewesen wären, haben zurückstehen müssen, z. B.: v. Osten, Die provisorische Regierung; ferner verschiedene Schilderungen von Erlebnissen während der Feldzüge von 1848/50. Auch haben andere Abhandlungen, deren Abdruck längst geplant oder gewünscht war, noch warten müssen; ich nenne nur: Ad. Bartels, Die Schlacht bei Hemmingstedt; Timm Kröger, Detlev von Liliencron; M. Voß, Die Entstehung der Dörfer und die landwirtschaftlich-geschichtlichen Verhältnisse im südwestlichen Schleswig; W. Peters, Jugend- und Volksspiele; — ferner mancherlei Buchbesprechungen. — Angenommen: Jürgen Wullenweber, von F. Schütt in Flensburg.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung. — L. = Lehrer.)

118. Andersen, L., Atzerballigholz. — 119. Andersen, L., Örsdorf. — 120. Alexandersen, Rechtsanwalt, Leck.

121. Bielenberg, Kaufmann, Kiel. — 122. Burmeister, Organist, Kosel. — 123. Böhling, L., Hamburg. — 124. Bleicken, L., Altona. — 125. Bleyer, cand. theol., Husum. — 126. Baumgarten, Prof. d. Theol., Kiel. — 127. Behrens, L., Altona. — 128. Biel, L., Barlterdeich. — 129. Brühning, Ingenieur, Peru. — 130. Boeck, cand. theol., Kiel. — 131. Barlach, Student, Kiel. — 132. Beeck, Steuer-Inspektor, Kiel. — 133. Büchting, Bau-Inspektor, Husum. — 134. Beck, Gärtner, Westerland. — 135. Bokelmann, Rechtsanwalt, Kiel.

136. Carstens, Hauptamts-Assistent, Kiel. — 137. Christiansen, Buchhändler, Ottensen. — 138. Claussen, L., Altona. — 139. Collenburg, L., Alveslohe. — 140. Christensen, Stadtkassierer, Hadersleben. — 141. Frl. Carstens, Lehrerin, Altona. — 142. Carstensen, L., Jübek. — 143. Cohrt, L., Pries.

144. Drews, Expedient, Kiel. — 145. Döpke, Eisenbahnsekretär, Altona. — 146. Delfs, Kornkaufmann, Neumünster. — 147. Dührkop, Pastor, Tolk. — 148. Dürrholz, L., Winterbek.

149. Erhardt, L., Westermühlen. — 150. Ehmsen, Gastwirt, Gr.-Vollstedt. — 151. Eckstorff, Lieut. a. D., Hamburg.

152. Fischer, Pastor, Hoirup. — 153. Fuglsang, Brauereibes., Husum. — 154. Föh, Joh., Fischer, Eckernförde. — 155. Föh, Fr., Räuchereibes., Eckernförde. — 156. Frenzel, Apotheker, Eckernförde. — 157. Fehrs, stud. theol., Kiel. — 158. Fehrs, Kaufmann, Hannover. — 159. Frank, Landmann, Schörderup. — 160. Feldberg, L., Preetz.

161. Gertz, Bauunternehmer, Husum. — 162. Groth, Altona. — 163. Prof. Dr. Günther, Lauenburg. — 164. Grüder, kais. Bankkassierer, Flensburg. — 165. Gang, Wedel.

166. Heims, Pfarrer, Bleckendorf b. Magdeburg. — 167. Haan, L., Gr.-Vollstedt. — 168. Hamkens, Gerichtsassessor, Husum. — 169. Heesch, L., Mildstedt. — 170. Harms, L., Suchsdorf. — 171. Hansen, Landmann, Schörderupfeld. — 172. Frl. Hartmann, Lehrerin, Lütjenburg. — 173. Haß, Fischkommissionär, Eckernförde. — 174. D. Hansen, Geh. Oberkirchenrat u. Oberhofprediger, Oldenburg i. Gr. — 175. Horwig, L., Mehlbek. — 176. Hinrichsen, Schlossermeister, Eckernförde. — 177. Hansen, Gasthofbes., Garding. — 178. Hagemann, Rechtsanwalt, Tönning. — 179. Haß, Kaufmann, Hamburg. — 180. Heß, Pastor, Poppenbüll. — 181. Harfst, L., Lenste. — 182. Dr. Hansen, Referendar, Flensburg. — 183. Hansen, Kaufmann, Oberleerdt. — 184. Hemsen, Pastor, Sieverstedt. — 185. Henning, L., Moorsee. — 186. Hedde, Bürgermeister, Wasungen (S.-Mein).

187. Jahn, Komptorist, Kl.-Flottbek. — 188. Dr. Janssen, Privatgelehrter, Kiel. 189. Jessen, Kunstmaler, Deezbüll. — 190. Jensen, Postbeamter, Eckernförde. — 191. Jtzke, Eckernförde. — 192. Jacobsen, L. u. Organist, Kaltenkirchen. — 193. Jensen, Rechnungsrat, Kiel.

(Fortsetzung folgt.)

Seit Neujahr sind bis jetzt 334 neue Mitglieder unserm Verein beigetreten (gegen 248 im März vorigen Jahres), sodaß sich die Gesamtzahl auf **2192** beziffert. — Die Jahrgänge 1892 und 1895 der „Heimat" sind vergriffen; Jahrgang 1891 ist nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden.

Kiel, am 20. März 1898.

Der Schriftführer:
H. Barfod, Ringstraße 86 II.

Soweit der Vorrat reicht, geben wir an unsere Mitglieder ab:
die Jahrgänge I (1891) und VII (1897) à 2 *M.*,
III (1893), IV (1894), V (1895) und VI (1896) à 1,20 *M.*
Die Jahrgänge werden portofrei (am bequemsten unter Nachnahme) geliefert. Für gebundene Exemplare erhöht sich der Preis um 1 *M.* pr. Band.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 5. Mai 1898.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Sie wird den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, kostenfrei durch die Post zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift im Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Die diesjährige Generalversammlung

wird am dritten Sonntage nach Pfingsten (19. Juni) in Drowatzkys Hotel in Eckernförde stattfinden. Voraussichtlich wird um 1½ Uhr nachmittags eine Besichtigung der Kirche mit ihren Kunstwerken vorausgehen; der Provinzial-Konservator, Herr Prof. Dr. Haupt in Schleswig, hat sich freundlichst bereit erklärt, die Führung zu übernehmen. Um 2½ Uhr wird die eigentliche Versammlung beginnen. Die Tagesordnung wird in der nächsten Nummer bekannt gemacht werden; doch läßt sich schon heute mitteilen, daß Herr Prof. Dr. Haupt im Anschluß an die Besichtigung der Kirche einen Vortrag halten wird. Außerdem sind bereits kürzere Mitteilungen in Aussicht gestellt worden. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Anzeigen.

Briefkasten.

Soll unsere Zeitschrift ihrer Aufgabe, alle heimatkundlichen Bestrebungen zu pflegen und zu fördern, gerecht werden, so wird sie versuchen müssen, noch mehr als bisher ihre Leser über das zu orientieren, was auf diesem Gebiete in unserem Lande nach den verschiedensten Richtungen geschieht. Dadurch kann sie am besten die Bestrebungen der Einzelnen wirksam fördern und unterstützen, kann die Zersplitterung der Kräfte verhüten, nachhaltige Anregungen geben und vereinsamte Forscher mit dem Ganzen verbinden. — Das müßte aber in regelmäßigerer Weise geschehen, als es naturgemäß durch Arbeiten über bestimmt abgegrenzte Themen möglich ist; es wird notwendig sein, von Zeit zu Zeit in eigenen Übersichten das Erwähnenswerte kurz zusammenzustellen. Schon in den ersten Nummern des vorigen Jahrgangs habe ich um Mitarbeit auch in diesem Sinne gebeten; meine Bitte ist aber erfolglos geblieben. Ich habe es dann im laufenden Jahrgang versucht, einzelne Notizen zusammenzustellen, so wie sie mir beim Lesen der Tageszeitungen aufstießen. Es geschah das in der Hoffnung, daß ein derartiger Versuch reichere Mitteilungen hervorlocken werde. Doch haben mich diese Zusammenstellungen so wenig befriedigt, daß ich mich entschlossen habe, einen anderen Weg zu beschreiten. Ich werde versuchen, statt der vermischten Monatsberichte zusammenhängende Jahresübersichten über alle Gebiete, denen unsere Zeitschrift dienen will, möglichst aus der Feder fachkundiger Männer, zu bieten. In diesen Berichten, die selbstverständlich möglichst kurz nur Thatsächliches zu berichten hätten, müßten vor allem neue Forschungen und Entdeckungen, hervorragende Ereignisse in der Natur sowie im Leben unseres Volkes, neue Arbeitsbethätigungen und ihre Erfolge, wichtige litterarische Erscheinungen, Personalveränderungen und Todesfälle, Vereinsbestrebungen und Versammlungen u. dgl. m. berücksichtigt werden. Als Gebiete, über die berichtet werden müßte, sind etwa zu nennen: Naturkunde, Landesbeschreibung, Altertumskunde, Geschichte, Kunstgeschichte, Volkskunde, Litteratur, Volksbildung (Universität, Kirche, Schule usw.), Handel und Schiffahrt, Landwirtschaft, Obst- und Gartenbau, Forstwirtschaft, Fischerei, Wohlfahrtsbestrebungen usw. Selbstverständlich sollen diese Übersichten nicht neben, sondern nach einander abgedruckt werden, sodaß jede Nummer in der Regel nur einen, höchstens zwei dieser kurzen Berichte enthalten würde.

Von vielen Freunden des Blattes, mit denen ich über diesen Plan verhandelt habe, ist der Gedanke als berechtigt anerkannt worden, und mehrere Fachmänner haben sich bereits willig finden lassen, eines der oben genannten Gebiete zu übernehmen. Weitere Unterhandlungen werden demnächst angeknüpft werden, und ich hoffe, daß es mir gelingen wird, für jedes Fach eine geeignete Kraft zu gewinnen.

Selbstverständlich wird diese neue Aufgabe den sonstigen Charakter der „Heimat“ nicht beeinträchtigen. Die erfreuliche Vergrößerung der Leserzahl wird ohne Zweifel nach und nach eine Erweiterung des Umfanges möglich machen, und so wird durch diese Berichte sicherlich der sonstige Lesestoff nicht verkürzt werden. Ich hoffe aber, daß die geplante Erweiterung dazu beitragen wird, den Wert der „Heimat“ sowohl für die Gegenwart als auch für spätere Zeiten zu erhöhen. Lund.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung. — L. = Lehrer.)

194. Prof. Dr. Kauffmann, Kiel. — 195. Kuhrt, Fischer, Eckernförde. — 196. Kruse, Fischer, Eckernförde. — 197. Klemm, Decksoffizier, Kiel. — 198. Köhnke, Eisenbahnbeamter, Kiel. — 199. Klopfer, Kantor, Hohn. — 200. Kroeger, Apotheker, Rathenow. — 201. Kroeger, Hauptlehrer, Hamburg. — 202. Kampen, L., Projensdorf. — 203. Kölln, Kaufmann, Friedrichstadt. — 204. Krull, Hotelbes., Borby. — 205. Kröger, Timm, Justizrat, Kiel. — 206. Kaphengst, Rendant, Lauenburg. — 207. Kühn, Gymnasial-Professor, Eutin. — 208. Kay, Weinhändler, Husum. — 209. Krito, Oberförster, Wahlsdorferholz.

210. Lepthien, Pastor, Kiel. — 211. Lietz, Fischer, Eckernförde. — 212. Lorenz, Fischer, Eckernförde. — 213. Lüth, Privatsekretär, Pronstorf. — 214. Lorenzen, L., Suchsdorf. — 215. Lammers, Aktuar, Friedrichstadt. — 216. Lange, Lieut. a. D., Altona.

217. Meßmer, Lehrer em., Eckernförde. — 218. Meyer, Rentier, Kiel. — 219. Möller, L., Holm. — 220. Meier, Weinhändler, Offenbach a. M. — 221. Martensen, Fischer, Eckernförde. — 222. Martens, Beamter, Kiel. — 223. Mohr, Fischer, Eckernförde. — 224. Dr. Müller, prakt. Arzt, Ahrensböck. — 225. Möller, Lehrer, Nordfeld. — 226. Mohr, Landgerichtsrat, Flensburg. — 227. Marquardsen, Beamter, Hamburg. — 228. Mewes, Hauptmann a. D., Stettin. — 229. Möller, Rektor, Flensburg.

(Fortsetzung s. S. XIX.)

230. Nebendahl, Kiel. — 231. Nissen, Postgehülfe, Horst.

232. Otte, Pastor, Wacken. — 233. Opfermann, Amtsgerichtssekretär, Rödding. — 234. Otto, Baden-Baden. — 235. Olsen, Direktor am Dansk Folkemuseum, Kopenhagen.

236. Peter, Fischer, Eckernförde. — 237. Pohlmann, Hofbes., Sievershütten. — 238. Picker, Postdirektor, Husum. — 239. Peters, Berlin. — 240. Petersen, L., Feddringen. — 241. Plett, Tönning. — 242. Peters, Gastwirt, Tönning. — 243. Prange, Hamburg-Uhlenhorst.

(Fortsetzung folgt.)

Kiel, am 20. April 1898.

Der Schriftführer:
H. Barfod, Ringstraße 86 II.

Buchbesprechung.

H. Peters, Rektor in Kiel, Bilder aus der Mineralogie und Geologie. Ein Handbuch für Lehrer und Lernende und ein Lesebuch für Naturfreunde. Mit 106 Abbildungen im Text. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer 1898. 242 Seiten; gr. 8°, geb. 3,60 ℳ., brosch. 2,80 ℳ. — Mit der Herausgabe dieses schönen Werkes hat Rektor Peters sich unstreitig große Verdienste erworben; denn für die in der Schule oft noch als Stiefkinder behandelten Fächer der Mineralogie und Geologie ist es geradezu eine Ehrenrettung. Es beweist schlagend, daß sie weder schwierig noch uninteressant sind, sondern, einen methodischen Unterricht vorausgesetzt, wie ich und viele Kollegen nach langjähriger Erfahrung durchaus bestätigen müssen, die Kinder aufs höchste fesseln und deshalb auch in hohem Grade bilden. Stoffauswahl und Methode verraten in gleicher Weise den gewiegten Praktiker. Was für das Menschenleben nicht von hervorragender Bedeutung und für das Verständnis der Erdbildung nicht absolut notwendig erscheint, ist mit vollem Recht ausgeschlossen; dafür tritt aber für den so beschränkten Stoff eine um so größere, aber allgemein verständliche und durchaus fesselnde Vertiefung ein. Die Methode Peters', Gesteinskunde und Erdbildung beim Unterricht zu verbinden, ist nach meiner Meinung eine sehr glückliche; denn gerade durch den steten Nachweis, welchen Einfluß ein Mineral auf die Entstehung und Zusammensetzung der Erdrinde und auf das Leben der Pflanzen, Tiere und Menschen ausübt, erregt es unsere größte Aufmerksamkeit und bringt so alle Geisteskräfte in wünschenswerte Bewegung.

Wenn das Buch über das Ziel der Volksschule auch weit hinausgeht, so kenne ich doch kein Werk, welches den für dieselbe notwendigen Stoff so vollständig und in so vorzüglicher Weise darbietet. In der Geologie übersteigt es auch das Bedürfnis der Präparanden. Unsere Seminare könnten sich aber glücklich schätzen, wenn es ihnen möglich wäre, den Inhalt des Buches zum geistigen Eigentum ihrer Zöglinge zu machen; jedenfalls bildet derselbe für diese eine vortreffliche Vorschule für das Studium rein wissenschaftlicher Werke dieser Art.

So weit das Verständnis dies nötig macht, zieht der Verfasser, ohne einen eignen Kursus derselben vorauszusetzen, auch fleißig die Chemie herbei, betont im Vorwort aber, daß sie und die Mineralogie sich wohl gegenseitig ergänzen sollen, aber nicht in einander aufgehen dürfen.

Um einen Überblick über den Inhalt zu geben, mögen die Titel der 17 Kapitel jetzt folgen: der kohlensaure Kalk, der Gips, der Quarz oder Kiesel, der Feldspat, der Glimmer, der Chlorit, die Hornblende, der Augit, gemengte krystallinische Felsarten, die Vulkane, die Erdbeben, Entstehung der krystallinischen Gesteine, Entwicklung der Erdrinde, die Metalle, die Kohle, der Schwefel und das Kochsalz. Jedem Kapitel ist ein Verzeichnis der nötigen Veranschaulichungsmittel vorausgeschickt. Die große Klarheit der Darstellung wird noch gehoben durch 106 Abbildungen vorzüglicher Art. Papier und Druck, wie überhaupt die ganze Ausstattung machen dem Verleger alle Ehre.

Das Buch verdient aber nicht allein, von allen Lehrern, sondern auch von allen Naturfreunden angeschafft zu werden, schon deswegen, weil Mineralogie und Geologie in die Anfänge irdischer Schöpfung und damit zur schöpferischen Urkraft selbst hinführen, die noch immer ihr allmächtiges „Es werde!" spricht und so aus der Zerstörung alter Formen neues Leben schafft, welches, je weiter man in die Thäler hinabsteigt, desto reicher und schöner und bewunderungswürdiger erscheint. Solch ein ewig altes und ewig junges Naturleben in seinem Vergehen und Entstehen anzuschauen, wird der Menschengeist nie müde. Obgleich Schleswig fernab vom Hochgebirge in der Tiefebene liegt, so bietet es doch verhältnismäßig einen außerordentlichen Reichtum verschiedener Gesteine dar. Man versuche nur einmal ernstlich, diese durch Peters' Buch in ihrem Werden und Vergehen und in ihrer Bedeutung im ganzen Naturhaushalt verstehen zu lernen, so wird man auch erfahren, daß solche Beobachtung von hohem Interesse ist und immer wieder neue Freude bereitet.

R. Blunck.

Soweit der Vorrat reicht, geben wir an unsere Mitglieder ab:
die Jahrgänge I (1891) und VII (1897) à 2 M.,
III (1893), IV (1894), V (1895) und VI (1896) à 1,20 M.

Die Jahrgänge werden portofrei (am bequemsten unter Nachnahme) geliefert. Für gebundene Exemplare erhöht sich der Preis um 1 M. pr. Band.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 6. Juni 1898.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Sie wird den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, kostenfrei durch die Post zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift im Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde am Sonntag, den 19. Juli 1898, nachmittags 1½ Uhr, in Eckernförde.

Tagesordnung.

I. Besichtigung der Nikolaikirche unter Führung des Provinzial-Konservators, Herrn Prof. Dr. R. Haupt aus Schleswig. Beginn um 1½ Uhr.

II. Versammlung in Drowatzkys Hotel. Beginn 2½ Uhr.

a. Geschäftliches.
1. Rechnungsbericht und Entlastung des Kassenführers.
2. Wahl eines Kassenführers.
3. Geschäftsbericht des Schriftführers und des Schriftleiters.
4. Wahl eines Rechnungsprüfers.

b. Vorträge.
1. Der Eckernförder Altar und sein Verfertiger. (Prof. Dr. R. Haupt aus Schleswig.)
2. Das Christians-Pflegehaus in Eckernförde. (Rektor Lund aus Kiel.)

c. Mitteilungen.
1. Über den Westensee und vorläufige Ergebnisse seiner Erforschung, mit Vorlegung von Reliefs und Höhen- und Tiefenkarten. (Dr. Berg in Westensee.)
2. Über die neuesten Forschungen in der Aalfrage. (Lehrer H. Barfod in Kiel.)
3. Bericht und Mitteilungen über Meteorbeobachtungen in Schleswig-Holstein. (Alfred Paris in Rathenow i. Pr.)

Nach Schluß der Versammlung wird ein gemeinsamer Spaziergang über den Eckernförder Kirchhof und durch Borby nach der Nordschanze unternommen werden. Nach der Rückkehr findet ein geselliges Zusammensein im Strandhotel (H. Krull) in Borby statt.

Gäste, auch Damen, sind herzlich willkommen!

Der geschäftsführende Ausschuß.

Briefkasten.

Auf mehrfache Anfragen, die seit längerer Zeit angekündigte Sprichwörtersammlung betreffend, erwidere ich, daß die erste Gruppe, das Essen und Trinken behandelnd, von Herrn Eschenburg in Holm zusammengestellt und von Herrn Carstens in Dahrenwurth durchgesehen und ergänzt worden ist. Ich werde sie jetzt noch mit einigen Sammlungen, die mir zugegangen sind, vergleichen, vor allem mit den umfangreichen Zusammenstellungen des litterarischen Vereins der Seminaristen in Eckernförde-Borby. Sollte noch jemand den Wunsch haben, die Sammlung durchzusehen, so bitte ich um baldige Mitteilung, sonst werde ich demnächst mit dem Abdruck beginnen. — Auch die Sammlung der Kinder- und Volksreime wird hoffentlich in Kürze soweit gefördert sein, daß die erste Gruppe gedruckt werden kann.

Angenommen: K. in Pl., Das Gottesgeld. — A. P. in R., Volkskunde und Photographie. — R. in H., Aus dem Leben des Storches. — Dr. P. P. in A., Der Charakter des niederdeutschen Christentums. — B. W. in T., Ein Ballspiel. — K. D. in B. Die von Ihnen mitgeteilte Sage steht ausführlicher in Müllenhoffs Sagen, Märchen und Liedern, S. 117: Die Brunsbütteler Glocken in Balje. Ihre Anfrage werde ich einem kundigen Manne vorlegen.

Eingegangene Bücher. (Besprechung vorbehalten.) M. Voß, Innungen und Zünfte in Husum. — E. Eibel, Die hauptsächlichsten Schädlinge im Obst- und Gartenbau. Zwenkau und Leipzig, E. Stock. 1898. — Vorläufiger Bericht der Handelskammer zu Kiel (1897). — Dr. K. Rothe, Schmetterlings-Etiketten. Wien, Pichler. — Timm Kröger, Schuld? Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. — Johannes Arp, Aus Deutschlands Norden. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung. — L. = Lehrer.)

244. Rensch, L., Hamburg. — 245. Rönforth, Gutssekretär, Pronstorf. — 246. Rohde, Stationsassistent, Eckernförde. — 247. Rieper, Kaufmann, Kiel. — 248. Frl. Ruhsert, Lehrerin, Bollersleben. — 249. Rebhan, Gymn.-Oberlehrer, Husum. — 250. Rose, L., Hüsby. — 251. Rohwedder, Verl. d. „Nord-Ostsee-Ztg." — 252. Reese, Hofbes., Süderhöft. — 253. Rehquate, Lederhändler, Heide.

254. Sönksen, Korrektor, Kiel. — 255. Spangenberg, Schriftsetzer, Kiel. — 256. Sönnichsen, Bauunternehmer, Husum. — 257. Sönksen, London. — 258. Sachau, königl. Rentmeister, Eckernförde. — 259. Spethmann, Redakteur der „Eckernförder Nachrichten." — 260. Sieh, Lehrerin, Neumünster. — 261. Schröder, L., Gosefeld. — 262. Schulz, Kiel. — 263. Schwensen, Redakteur der „Eckernförder Zeitung." — 264. Schümann, L., Kaltenkirchen. — 265. Schramm, Gymn.-Oberlehrer, Eutin. — 266. Scholz, Kanzleirat, Apenrade. — 267. Schmidt, L., Suchsdorf. — 268. Stange, Weinhändler, Eckernförde. — 269. Staack, Bureauvorsteher, Eckernförde.

270. Stiscola, Oberlehrer, Plön. — 271. Staak, Landmann, Ottendorf. — 272. Sturm, Gastwirt, Altona. — 273. Stoltenberg, Cigarrenhändler, Kiel. — 274. Frl. Stinde, Lensahn. — 275. Professor v. Starck, Kiel. — 276. Studt, Redakteur der „Nord-Ostsee-Zeitung," Kiel. — 277. Theede, Landmann, Ahrenshorst. — 278. Thomsen, L., Altona. — 279. Dr. Thomsen, Rechtsanwalt, Kiel. — 280. v. Treskow, Referendar, Flensburg. — 281. Tomby, Gymn.-Lehrer, Husum. — 282. Thiessen, L., Ostenfeld. — 283. Thomsen, Rechtsanwalt, Friedrichstadt. — 284. Thomsen, Husbyholz. — 285. Thöm, L., Nübel.

286. Vogt, Zimmergeselle, Rory. — 287. Frl. Vosgerau, Lehrerin, Eckernförde. — 288. Vester, Bauerschaftsvorsteher, Rickelshof. — 289. Vogeler, L., Kollund. — 290. Dr. med. Völkner, Husum.

291. Wulf, Meiereipächter, Ottendorf. — 292. Witt, Obermädchenl., Lütjenburg. — 293. Dr. Wachs, Referendar, Flensburg. — 294. Dr. Wegener, Reg.-Assessor, Flensburg. — 295. Will, L., Friedrichsgabe. — 296. Dr. med. Weyhe, Sörup.

Bis heute liegen 390 Anmeldungen neuer Mitglieder vor, so daß sich die Gesamtzahl der Mitglieder auf c. **2250** beziffert.

Kiel, am 15. Mai 1898.

Der Schriftführer:
H. Barfod, Ringstraße 86II.

Druckfehler-Berichtigung.

Jahrgang 1897, S. 212, Z. 7 v. u. muß es statt „der westlichen Ostsee" heißen „der östlichen Ostsee."

Aufruf.

Schleswig-Holsteiner!

Der 24. März hat uns die 50. Wiederkehr der Gedenktage unserer Erhebung gebracht. Große, dankbare und auch wehmütige Erinnerungen haben uns alle erfüllt, die wir unser Heimatland lieb haben, vor allem aber die Herzen derer, welche jene große und zugleich schwere Zeit mit durchkämpft und durchlebt haben.

Je mehr sich aber die Reihen der alten Kämpfer lichten, um so dringender tritt an uns die Pflicht heran, auch in der jüngeren Generation die Erinnerungen der Väter lebendig zu erhalten. Es darf und soll niemals vergessen werden, wofür das alte Schleswig-Holstein gestritten und gelitten.

Eine nie gekannte Begeisterung ergriff damals unser kleines Volk. Schwere und schmerzliche Opfer hat es freudig gebracht. Herrliche Siege hat es errungen, aber auch schmerzliche Enttäuschungen durchkostet.

Und dennoch haben wir heute zu danken. Der trübe Ausgang unserer Erhebung ist durch Gottes gnädige Fügung zuletzt doch zum herrlichen Ende geführt worden. Schleswig-Holstein ist die Doppeleiche geblieben, ungeteilt von der Elbe bis zur Königsau, untrennbar verbunden mit dem einigen deutschen Reich, und höher als der Menschen Gedanken sind auch hier Gottes Gedanken gewesen.

Das preisen und bekennen wir dankbar, und diesem Dank wollen wir einen bleibenden Ausdruck geben durch die Errichtung einer Kirche auf dem Schlachtfelde von Idstedt.

Eine Mahnung soll sie uns sein zum gläubigen Vertrauen auf den gnädigen Gott, der stark in den Schwachen, zum Gedenken an die schweren Kämpfe unseres Volkes für seine gerechte Sache, zum Festhalten an christlichem Glauben und heimischer Sitte, wie an der Treue und zähen Standhaftigkeit unserer Väter. Ein Denkmal des Friedens, soll diese Kirche zugleich eine Gabe unseres Landes sein für die jetzigen und künftigen Bewohner des Schlachtfeldes, denen in der kirchenärmsten Landgemeinde des Herzogtums Schleswig die Stätte gemeinsamer Erbauung bisher gefehlt hat.

Schleswig-Holsteiner! Unsere Väter haben einst Gut und Blut geopfert: sollten wir heute denn nicht in dankbarer Begeisterung und Einmütigkeit eine That thun können, die ihres Andenkens würdig ist?

Wir bitten Euch: ob hoch oder niedrig, ob alt oder jung, ob Männer oder Frauen, ob hier im Lande oder fern von der Heimat, tragt Eure Bausteine herbei! Auch die kleinste Gabe ist willkommen und wird von jedem der Unterzeichneten, wie von dem Schatzmeister Pastor Andersen-Flensburg, dankend entgegengenommen.

Die Ehrenvorsitzenden:

von Köller, Staatsminister a. D. und Ober-Präsident der Provinz Schleswig-Holstein.
Graf von Reventlou, Propst des adligen Klosters zu Preetz.

Der Ausschuß:

von Ahlefeld, Landgerichtsrat, Flensburg, 1. Vorsitzender. Andersen, Pastor, Flensburg, 1. Schatzmeister. Sieveking, Pastor am Dom, Schleswig, 1. Schriftführer. Chr. Hinz, Schleswig, 2. Vorsitzender. Kantor a. D. Strathmann, Schleswig, 2. Schriftführer. H. Detleffsen, Schleswig, 2. Schatzmeister. Raasche, Stadtrat, Itzehoe. Renck, Fabrikant, Neumünster.

Erinnerungen an Fritz Reuter.

Da neuerdings von unberufener Seite litterarische und bildliche Erzeugnisse Fritz Reuters in einer Weise veröffentlicht sind, die, nicht im Sinne des Dichters, auch keineswegs den Intentionen der Erben entspricht, so werden im Interesse einer würdigen, pietätvollen Bearbeitung alle diejenigen, welche bisher ungedruckte Briefe, Gedichte oder sonst Handschriftliches von Fritz Reuter und seinem Freundeskreis besitzen, desgleichen Bilder und Zeichnungen von ihm oder persönliche Erinnerungen an ihn bewahren, hierdurch von den Reuterschen Erben gebeten, solche Reliquien nur ihrem litterarischen Vertrauensmann Herrn Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz, Königlichem Bibliothekar in Berlin (W., am Karlsbad 5 pt.,) für den dritten Band seines biographischen Sammelwerks „Aus Fritz Reuters Jungen und alten Tagen“ leihweise anvertrauen zu wollen.

Eisenach.

Curt Walther,
Generalbevollmächtigter der Erben Fritz Reuters.

E. Marquardsen, Kiel, Fleethörn 11,

(Inhaber J. Hagge),

Buchhandlung und Antiquariat.

Reisehandbücher — Fahrpläne — Ansichten von Kiel und Umgebung — Album der Kriegsschiffe und vom Kanal — Führer durch das östliche Holstein etc. zu billigsten Preisen.

Teschner & Frentzel (Inhaber Carl Frentzel),

Buch- und Papierhandlung, Kiel.

Gegründet 1891. Brunswiekerstrasse 51, neben der Realschule.

Bücher und Zeitschriften in- und ausländischer Literatur.

Lager von Zeichen-Utensilien, Schreib- und Papierwaren.

Leih-Bibliothek. Lesegebühr pr. Band 10 Pf. wöchentlich.

Die im Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften und »Werke des Kieler u. a. Lehrervereine genannten Bücher sind vorrätig. Am Lager Fehlendes wird **umgehend** besorgt, auch zur gefl. Ansicht.

Alpine und ausländische Mineralien, Petrefacten (spec. d. lithograph. Schiefers von Solnhofen), Schulsammlungen zur Beförderung der Kenntnis der Heimat ꝛc. liefert das **Bayrische Petrefakten- und Mineralien-Comptoir, München, Schellingstr. 90.**

Farben-Abbeizmasse Mordax,
Stahlspähne und Seifenstein,
Bohnerwachs für Möbel und Fußböden,
Fußboden-Firniß hell und dunkel,
Fußboden-Lack-Oel,
Fußboden-Bernstein-Lack,
Fußboden-Spiritus-Lack,
Fußboden-Bernstein-Lack-Farben
braun, gelb u. grau in Kilo-Dosen,
(schnell trocknend und von höchstem Glanz)
Oelfarben zuber. u. streichfertig,
Möbelpolitur incl. Glas empfiehlt das

Colonial- u. Farben-Geschäft
J. v. Fehren, Kiel.

Wasserkur. Wasserheilanstalt **Sophienbad** zu **Reinbek** (nahe Hamburg).

Electrische, Massage- und Diätkuren.

Prospecte durch: **Dr. Paul Hennings.**

A. F. Jensen,

Accidenz- und Buchdruckerei

Vorstadt 9. KIEL, Vorstadt 9.

Anfertigung aller Druckarbeiten für Behörden und Private rasch, sauber, korrekt und zu mässigen Preisen.



Der **Stenographenbund für Schleswig-Holstein** (Stolze-Schrey) läßt durch bewährte Lehrkräfte brieflichen Unterricht erteilen zur sichern Erlernung der

Vereinfachten deutschen Stenographie

(einfachste und zuverlässigste Kurzschrift, welche an den preußischen Kadetten-Anstalten eingeführt ist und im verflossenen halben Jahre von vielen tausend Personen erlernt wurde). Kenner dieses Systems werden gebeten, sich dem Bunde als Mitglied anzuschließen. Nähere Auskunft, Satzungen und Mitteilungen durch den Vorsitzenden **Ahrens,**
Lehrer in Ellerbek.

Offeriere zum Tausch gegen andere Arten hiesige Strandpflanzen.
Nieblum a. Föhr. **J. J. Kertelheim.**

Wilh. Schlüter in Halle a. S.

Naturwissenschaftliches Institut.
Naturalien- und Lehrmittel-Handlung.
Gegründet 1853.

Reichhaltigstes Lager aller naturwissenschaftlichen Lehrmittel
für den Unterricht an höheren und niederen Schulen.
Permanente Ausstellung.
Eigne Präparationswerkstätten.

Grosse Vorräte an Instrumenten und Materialien zum Fang und zur Präparation naturhistorischer Objekte.

Tier- und Vogelaugen von Glas.
Kataloge umsonst und portofrei.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 7. Juli 1898.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Sie wird den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, kostenfrei durch die Post zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift im Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Inhalt:

Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

**am Sonntag, den 19. Juni 1898, nachmittags 1½ Uhr,
in Eckernförde.**

Tagesordnung.

I. Besichtigung der Nikolaikirche unter Führung des Provinzial-Konservators, Herrn Prof. Dr. R. Haupt aus Schleswig. Beginn um 1½ Uhr.

II. Versammlung in Drowatzkys Hotel. Beginn 2½ Uhr.

a. Geschäftliches.
1. Rechnungsbericht und Entlastung des Kassenführers.
2. Wahl eines Kassenführers.
3. Geschäftsbericht des Schriftführers und des Schriftleiters.
4. Wahl eines Rechnungsprüfers.

b. Vorträge.
1. Der Eckernförder Altar und sein Verfertiger. (Prof. Dr. R. Haupt aus Schleswig.)
2. Das Christians-Pflegehaus in Eckernförde. (Rektor Lund aus Kiel.)

c. Mitteilungen.
1. Über den Westensee und vorläufige Ergebnisse seiner Erforschung, mit Vorlegung von Reliefs und Höhen- und Tiefenkarten. (Dr. Berg in Westensee.)
2. Über die neuesten Forschungen in der Aalfrage. (Lehrer H. Barfod in Kiel.)
3. Bericht und Mitteilungen über Meteorbeobachtungen in Schleswig-Holstein. (Alfred Paris in Rathenow i. Pr.)

Nach Schluß der Versammlung wird ein gemeinsamer Spaziergang über den Eckernförder Kirchhof und durch Borby nach der Nordschanze unternommen werden. Nach der Rückkehr findet ein geselliges Zusammensein im Strandhotel (H. Krull) in Borby statt.

Gäste, auch Damen, sind herzlich willkommen!

Der geschäftsführende Ausschuß.

Briefkasten.

Die vorliegende Nummer erscheint früher als sonst, damit noch vor der Generalversammlung der Druckfehler im Programm berichtigt werden kann. Wie sich aus dem umstehenden erneuten Abdruck ergiebt, findet die Versammlung nicht am 19. Juli, sondern bereits am Sonntag, den 19. **Juni** statt. —

Angenommen: Chr. J. in O., Ein Ausflug nach Sylt.

Bücherschau.

Naumann, Naturgeschichte der Vögel Deutschlands und des angrenzenden Mittel-Europas. Herausgegeben von **Dr. Carl R. Hennicke** in **Gera.** Verlag von **Fr. Eugen Köhler** in **Gera-Untermhaus.** Folio, etwa hundert Lieferungen mit je drei bis vier Farbentafeln. Preis jeder Lieferung eine Mark. — Es ist uns eine besondere Freude, an dieser Stelle auf ein Werk aufmerksam zu machen, an dessen Neubearbeitung auch zwei Mitglieder unseres Vereins thätig sind: Gymnasial-Oberlehrer J. Rohweder in Husum und Direktor Dr. P. Leverkühn in Sofia, beide Männer, die sich unter unseren Ornithologen eines besonderen Ansehens erfreuen. Rohweder kann mit Fug und Recht als der hervorragendste Kenner unserer heimischen Vogelwelt gelten. Sein trefflicher Aufsatz: „Am Balzplatze der großen Bekassine" (s. Jahrgang 1897 der „Heimat," S. 89 ff.) steht den Lesern gewiß noch in frischester Erinnerung. 1875 erschien sein Werk: „Die Vögel Schleswig-Holsteins und ihre Verbreitung in der Provinz nebst einer graphischen Darstellung ihrer Zug- und Brutverhältnisse." Im Anschluß daran veröffentlichte der Verfasser im 1. Bande der „Heimat" (S. 242 ff.) „Einige Bemerkungen zur ornithologischen Litteratur Schleswig-Holsteins aus dem Jahre 1891." Als Mitarbeiter des Naumannschen Vogelwerkes ist ihm die Bearbeitung der Ciconiidae (Störche) übertragen worden. Dr. Leverkühn hat während seines Aufenthalts in unserer Provinz mehrere Jahre eifrigen Forschens auch der Vogelwelt unserer meerumschlungenen Heimat gewidmet. Sein Werk „Fremde Eier im Neste" wurde im 1. Jahrgang der „Heimat" vom Amtsvorsteher Wiese besprochen (S. 100 ff.) Eine Reihe namhafter Ornithologen (Professor R. und W. Blasius, Oberförster O. von Riesenthal, Prof. Marshall, Prof. Taschenberg usw.) schließt sich den vorhin genannten Männern an; sie bürgen dafür, daß der Text des Naumannschen Vogelwerkes in jeder Hinsicht auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung steht. Von Künstlern arbeiten an der illustrativen Ausstattung des Werkes Prof. Goering in Leipzig, de Maes in Bonn und neben anderen vor allem auch Keulemans, der berühmteste Tiermaler Englands. Alle genannten Mitarbeiter bewahren dem Altmeister Naumann die größte Pietät. Besser als Naumann hat keiner unsere Vögel gekannt; mit soviel Hingabe und Fleiß, mit solcher Liebe hat keiner den oft so verborgenen Winkeln ihres Daseins nachgespürt, so lebenswahr hat keiner sie geschildert, keiner sie abgebildet. Darum war sein Werk die Sehnsucht der Vogelfreunde und Vogelbeobachter und — blieb es auch. Kosteten doch die 13 Bände mit 396 Kupfertafeln seiner Zeit nicht weniger als 636 ℳ., und selbst antiquarisch bedang der seltene „Naumann" einen Preis von ca. 400 ℳ. Heute ist es anders geworden. Dank den Errungenschaften der Technik konnte es die rührige Verlagsanstalt von Fr. Eug. Köhler in Gera ermöglichen, mit der neuen Ausgabe ein Werk zu schaffen, das textlich und illustrativ auf der Höhe der Zeit steht und wegen des bedeutend herabgesetzen Preises auch weiteren Kreisen zugänglich ist. Das ist um so erfreulicher, als damit das Verlangen jener gebildeten Laien unter den Naturfreunden und nicht zünftigen Naturforschern, welche über die Flut von Leitfäden und zusammengestoppelten Werken hinweg aus den grundlegenden wissenschaftlichen Werken Belehrung und Anregung schöpfen, gestillt werden kann. Durch den Bezug in einzelnen Lieferungen oder Bänden wird die Anschaffung bedeutend erleichtert. Jährlich werden etwa 20 Lieferungen erscheinen. Der zuerst erschienene 6. Band liegt jetzt vollständig vor und ist speziell für den Land- und Forstwirt von Interesse, weil er u. a. die Feld-, Ringel-, Hohl- und Turteltaube, das Moor- und Alpenschneehuhn, das Hasel-, Birk- und Auerhuhn, das Reb- und Steinhuhn, den wilden Truthahn, die verschiedenen Reiher, Rohrdommeln und Störche bespricht. Aus den Textüberschriften (Trivialnamen, Kennzeichen der Art, detaillierte Beschreibung, Aufenthalt, Eigenschaften, Nahrung, Fortpflanzung, Feinde, Jagd, Nutzen, Schaden) geht schon hervor, daß der Biologie der Vögel gebührend Rechnung getragen worden ist. Jeder Vogel ist im kolorierten Bilde wiedergegeben (Männchen, Weibchen, Junges); der landschaftliche Hintergrund und die charakteristische Stellung tragen der Natürlichkeit besonders Rechnung. Möchte dies klassische Werk in Bibliotheken, Lehranstalten, Natur- und Tierschutzvereinen, in landwirtschaftlichen Vereinen baldigst seinen Eingang finden! Es ist eine Arbeit, auf welche die deutsche Nation stolz sein kann.

Barfod-Kiel.

Bücherschau.

Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Handbuch von Friedr. v. Hellwald. 4. Aufl. Von Dr. W. Ule. 29 Lieferungen à 50 Pf. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart (Berlin, Leipzig). — Eins der wertvollsten Hausbücher ist ganz entschieden das groß angelegte und reich illustrierte Werk „Die Erde und ihre Völker" (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft), das jetzt in seiner 4. Auflage abgeschlossen vorliegt. Von Friedrich v. Hellwald in seinen 3 ersten Auflagen mit bekannter Meisterschaft bearbeitet, hat das Werk nach dem Tode Hellwalds in Dr. W. Ule einen neuen Herausgeber gefunden, der es ebenfalls meisterlich verstanden hat, das gewaltige, neu herandrängende Material dem alten Stoffe anzugliedern. Die Fortschritte der geographischen Forschung in den letzten Jahren sind so zahlreich, daß die neue Auflage sich in der That als ein neues Werk darstellt, das des Interesses aller Gebildeten sicher sein kann. Mit der Ausbreitung und Vertiefung der Erdkunde ist zugleich das Interesse für die Schilderung von Land und Leuten gestiegen und damit das Verlangen nach einem Buche, das alle Erdteile umfaßt, immer intensiver geworden. Diesem Bedürfnis kommt das Werk „Die Erde und ihre Völker" entgegen; weder für den Fachgelehrten, noch zum bloßen Nachweis von Thatsachen geschrieben, weiß es mit seiner anschaulichen Schilderung der charakteristischen Grundzüge, mit der feuilletonistisch interessanten Behandlung der Details und mit seinem reichen Bilderschmuck den Leser zu fesseln, der aus ihm Belehrung schöpft. Der Preis des Werkes ist ein so billiger, daß er die Anschaffung des Buches jedermann ermöglicht; namentlich sei es als würdiges und gediegenes Geschenkwerk aufs beste empfohlen. C.

An die Botaniker in Schleswig-Holstein.

Die durch das Erscheinen der Floren von Schleswig-Holstein (1887 und 1888/90) neu belebte floristische Erforschung unserer Provinz hat sich in den letzten Jahren nur noch auf einige kleinere abgegrenzte Gebiete erstreckt, während in dem größten Teile von Schleswig-Holstein wieder ein völliger Stillstand eingetreten ist. Und doch ist die floristische Erforschung von Schleswig-Holstein noch lange nicht abgeschlossen. Jeder Beobachter findet in seinem engeren Gebiete immer wieder neue Standorte seltenerer Pflanzen oder bemerkt neue Formen der Arten.

Wie erfolgreich die floristische Untersuchung selbst eines bereits gut durchforschten Gebietes sich gestalten kann, zeigen z. B. nicht nur die Ergänzungen, welche O. Jaap in der „Allgemeinen Botanischen Zeitschrift" 1898, Nr. 1 und 2 zu der „Flora der nordfriesischen Inseln"[1]) geliefert hat, sondern auch die zahlreichen Entdeckungen, welche die Mitglieder des „Botanischen Vereins zu Hamburg" in den letzten Jahren gemacht haben.[2]) Am 14. März d. J. hielt Justus Schmidt, Mitglied dieses Vereins, in der Sitzung des „Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein" in Kiel einen Vortrag, in welchem derselbe eine größere Anzahl teils neuer, teils verschollener, teils überhaupt seltener Pflanzen aus dem weiteren Hamburger Gebiete vorlegte, insbesondere etwa 20 verschiedene, z. T. nicht nur für Schleswig-Holstein, sondern sogar für Deutschland neue Formen von Polypodium vulgare L. Im Anschluß an diese Mitteilungen forderte der Vortragende dazu auf, durch engeren Zusammenschluß der Botaniker Schleswig-Holsteins weiteres floristisches Material zusammenzubringen. Nach längerer Debatte erklärte sich auf Wunsch der anwesenden Mitglieder des Naturwissenschaftlichen Vereins der mitunterzeichnete Professor Knuth bereit, die einlaufenden bereits bestimmten und aufgeklebten Pflanzen (Format 40:25 cm) zu ordnen, während Herr Justus Schmidt (Hamburg, Steindamm 71 II) die Bestimmung zweifelhafter Arten zu übernehmen sich bereit erklärte.

Die Unterzeichneten richten an alle Freunde der Botanik, welche geneigt sind, sich zur weiteren Erforschung der Flora von Schleswig-Holstein zusammenzuschließen, die Bitte, dies einem der Unterzeichneten mitteilen zu wollen.

Kiel und Hamburg, im Mai 1898.

Justus Schmidt, ordentlicher Lehrer an der Klosterschule St. Johannis zu Hamburg.
G. R. Pieper, Seminarlehrer, Vorsitzender des Botanischen Vereins zu Hamburg.
Dr. Paul Knuth, Professor an der Ober-Realschule zu Kiel.

---

[1]) P. Knuth, Flora der nordfriesischen Inseln. Kiel und Leipzig 1895.

[2]) Vgl. z. B. die Jahresberichte über die Thätigkeit des Botanischen Vereins zu Hamburg in der Monatsschrift „Die Heimat" 1892—1897; ferner Justus Schmidt, „Über die Formen und Monstrositäten von Botrychium Lunaria Sw." (Deutsche Bot. Monatsschrift 1897, Nr. 3); „Die Vegetation der Kratts in Schleswig-Holstein" (a. a. O. Nr. 4); „Über Polypodium-Formen Holsteins" (a. a. O. Nr. 5).

Anzeigen.

Die Leser der **„Heimat"** werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die **„Heimat"** gütigst zu beziehen.



Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 8. August 1898.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Sie wird den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, kostenfrei durch die Post zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift im Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

8. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

in Eckernförde am 19. Juni 1898.

Die stetig wachsende Mitgliederzahl unseres Vereins und der bis dahin wohl kaum erreichte Grad der Beteiligung an den Verhandlungen unserer diesjährigen Generalversammlung legten ein beredtes Zeugnis ab für das rege Interesse, das der Wirksamkeit unseres Vereins, dessen Schwerpunkt in der Herausgabe unserer Monatsschrift „Die Heimat“ zu suchen ist, aus allen Kreisen der Bevölkerung, nicht zum mindesten aus Eckernförde selbst, entgegengebracht wird. Da das Programm in erster Linie auf Eckernförder Verhältnisse zugeschnitten war, konnte es nicht fehlen, daß Stadt und Umgegend das größte Kontingent der Besucher, Damen und Herren, Mitglieder und Gäste, Vertreter des Magistrats und des Kirchenkollegiums, stellten. Um auch auswärtigen Mitgliedern Gelegenheit zum Besuch der Generalversammlung zu geben, war der geschäftsführende Ausschuß von dem bisherigen Brauch, die Versammlung auf einen Werktag der Pfingstwoche zu legen, abgewichen und hatte für die Veranstaltung einen Sonntag gewählt. In nennenswerter Weise war leider nur Kiel vertreten. Möchte doch in Zukunft jeder, dem Zeit und Verhältnisse es gestatten, nicht versäumen, unserer guten schleswig-holsteinischen Sache sein Interesse auch durch persönliches Erscheinen auf unsern Generalversammlungen zu bekunden, damit sich die Versammlung zu einer Landesversammlung gestalte! Immerhin dürfen wir mit dem Erfolge unserer diesjährigen Generalversammlung zufrieden sein, belief sich doch die Zahl der Teilnehmer nach oberflächlicher Schätzung auf reichlich 200 Personen. Daß alles so herrlich verlief, das danken wir zuvörderst den Referenten, dann aber auch den Herren Seminarlehrer Harder und Lehrer Jessen in Eckernförde, welche nicht nur durch die dortige Presse die Aufmerksamkeit der Bürger auf die Versammlungen gelenkt hatten, sondern auch sonst durch vielumfassende Vorbereitungen, vor allem aber durch die Beschaffung einer Ausstellung, auf die wir besonders zurückkommen werden, für einen würdigen Verlauf Sorge getragen haben.

Nachdem schon im Laufe des Vormittags ein Teil der auswärtigen Besucher die Sehenswürdigkeiten der Stadt, besonders die historischen Denkmäler aus den Jahren der Erhebung aufgesucht hatte, wurde die eigentliche Versammlung um 1½ Uhr durch eine gemeinsame Besichtigung der mit Kunstwerken so reich ausgestatteten Nikolaikirche eingeleitet. Dem Kirchenkollegium statten wir auch hier für das freundliche Entgegenkommen unsern Dank ab. Herr Professor Dr. Haupt aus Schleswig hatte in liebenswürdiger Weise die Führung übernommen und wußte durch seine sachkundige und fesselnde Darstellung das Interesse aller Anwesenden von Anfang bis zu Ende wach zu halten. Indem der Referent in

großen Zügen die Geschichte der Kirche und ihrer inneren Ausgestaltung beleuchtete, führte er zugleich ihre Kunstschätze selbst vor, deren Wert und Bedeutung er eingehend erörterte. Wir geben im folgenden den Gedankengang kurz wieder: Während man von den meisten Kirchen unseres Landes das Jahr der Erbauung mit ziemlicher Gewißheit anzugeben vermag, läßt sich die Gründungszeit der Eckernförder Kirche nur vermuten. Im 13. Jahrhundert war Eckernförde eine Stadt geworden und hat damals, wenn auch keine Kirche, so doch wohl eine Kapelle gehabt. Die Stadt war nämlich anfangs der Gemeinde Borby eingepfarrt. Das rasche Aufblühen der Stadt gestattete ihr wohl schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Erbauung einer eigenen Kirche, welche nach dem heiligen Nikolaus, dem Schutzpatron der Schiffer, ihren Namen trägt. Der Chor wurde in der Zeit des Übergangsstils erbaut; das Schiff entstammt einer späteren Zeit. Überhaupt läßt die ganze Bauart der Kirche vermuten, daß man, vielleicht aus Mangel an Geld, nicht imstande gewesen ist, den Bau in seinem ursprünglichen Plane zu vollenden. Der für die Kirche anfangs bestimmte Turm ist nur in seinem Grundstock vorhanden; der jetzige Dachreiter steht in keinem Verhältnis zu der Größe des ganzen Gotteshauses. Während der Folgezeit hat man fortwährend an der Kirche gebaut; gegen Ende des Mittelalters war man darauf bedacht, das Innere des Gotteshauses auszuschmücken. Ein Rest eines Altarwerkes, welcher die Geburt Christi darstellt, weist noch darauf hin. Eine durchgreifende Änderung erfuhr das Gotteshaus in den Jahren 1571—1578, wobei besonders auf die Zwecke des protestantischen Gottesdienstes Rücksicht genommen wurde. Die Gemeinde war bemüht, sich häuslich einzurichten; für die Predigt war ein Predigtstuhl erforderlich. Ehemals wurden nur Geistliche, welche sich besonders hervorgethan hatten, in der Kirche beigesetzt. Nun fanden auch Laien Gelegenheit, hier ihre Ruhestätte zu finden oder sonst durch Denkmäler ihr Andenken der Nachwelt zu übertragen. Damit wurde der Kunst ein reiches Feld freier Bethätigung eröffnet. Um die innere Ausschmückung der Kirche, hauptsächlich zu dem ebengenannten Zweck, haben sich in jener Zeit besonders Paul und Beate von Rantzau verdient gemacht. Von ihnen stammen zwei schöne Stühle rechts und links unter der Orgel, zu denen sich Seitenstücke in der Kirche zu Barkau befinden und deren Schnitzereien denselben Meister verraten. Sie haben ferner der Kirche einen malerischen Schmuck gegeben. Leider wurde die Deckenmalerei zur Jubelfeier der Reformation im Jahre 1817 einfach übertüncht, wie überhaupt der nüchterne, rationalistische Geist manches mittelalterliche Kunstwerk entweder gänzlich verunstaltet oder sogar aus der Kirche verbannt hat. Aus der Zeit der beiden Rantzau stammt auch der Taufkessel, der 1588 in Flensburg gegossen worden ist. Eine ähnliche Taufe aus derselben Werkstatt findet sich in der Marienkirche zu Flensburg. Besondere Aufmerksamkeit widmete der Referent den vielen Epitaphien, von denen jedes für sich den Wert eines Kunstwerks beanspruchen darf. Sie sind teils in Holz, teils in Alabaster ausgeführt und zeugen von liebevoller, kunstsinniger Arbeit ihrer Meister. Von besonderer Bedeutung sind das Bornsensche und das Riepenhawsche Epitaphium aus der Werkstatt Hans Gudewerdts. Die Kanzel stammt aus dem Jahre 1605. Nur die Füllungen sind echt; heute zeigt sie sich in restaurierter Gestalt. Der Schalldeckel fehlt. Ähnliche Werke finden sich in Sieseby und in der Schwansener Kirche zu Karby, weshalb man annehmen darf, daß alle aus einer Eckernförder Werkstatt stammen. Emporen zogen sich früher um die ganze Kirche und stammten aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Reste derselben sind heute zu einer Empore zusammengestellt, welche sich unter der Orgel befindet. Das größte Interesse nahm der Gudewerdtsche Altar in Anspruch, in dessen Einzelheiten sich der Referent liebevoll vertiefte, um hernach eingehender das Werk und seinen Meister in seinem Vortrage zu behandeln. Nachdem er auf die Orgel und die Kronleuchter hingewiesen, kam er auf die Werke der Holzschnitzkunst zurück, um seinem Bedauern darüber Ausdruck zu geben, daß man auf Prof. Thaulows Rat den einst bunt gemalten Schnitzereien einen düsteren, braunen Anstrich gegeben habe. Und auch sonst verschwieg er nicht, daß manche Einrichtung der jüngsten Zeit nicht immer den Forderungen der Kunst Rechnung getragen habe, und sprach die Hoffnung aus, daß alles vermieden werde, was die Gesamtwirkung der immerhin zu den schönsten Kirchen unseres Landes zählenden Nikolaikirche störe.

Um 2½ Uhr versammelten sich die Teilnehmer in dem geräumigen Saale von Drowatzky's Hotel, woselbst der Vorsitzende, Rektor Peters aus Kiel, die Versammlung mit einem Dank für den zahlreichen Besuch und herzlichem Willkommsgruß an alle Teilnehmer, besonders auch an die Vertreter der Stadt und des Kirchenkollegiums, eröffnete: Vor wenigen Tagen haben wir unserer Pflicht als Staatsbürger genügt. Heute fragen wir Sie nicht nach Ihrer politischen Stellung. Wir fragen: Wollen Sie mit daran arbeiten, daß die idealen Güter unserm Volke erhalten bleiben; lieben Sie unser deutsches Vaterland? Wohlan, dann seien Sie uns alle herzlich willkommen! Wolle dann auch jeder von Ihnen an seinem Teile mit dazu beitragen, den Sinn fürs Ideale zu wecken dort, wo er schläft, ihn zu stärken, wo er lau geworden, und ihn zur vollen Fruchtreife entfalten zu helfen,

(Fortsetzung siehe S. XXXI.)

(Fortsetzung von S. XXX)
wo er blüht, damit alle Anteil haben an den schönen Errungenschaften der Wissenschaft und in ihnen Trost und Stärkung finden im Kampf ums Dasein. Unser Jahr ist das Jubeljahr der schleswig-holsteinischen Erhebung. Noch ein Jahr, und die Stadt Eckernförde darf den Tag feiern, an welchem vor fünfzig Jahren die Blicke des großen deutschen Vaterlandes auf die Stadt am Ostseestrande gerichtet waren. Damals waren die Väter bereit, alles, selbst ihre Stadt, der großen Freiheitsidee zum Opfer zu bringen. Das bedeutet idealen Sinn. Möge ein solcher in dieser Stadt niemals verloren gehen! — Die Mehrzahl der Mitglieder unseres Vereins besteht noch immer aus Lehrern, wenn auch zugegeben werden muß, daß in dem letzten Jahre auch aus andern Kreisen, nicht zum mindesten in Eckernförde, Freunde und Förderer unserer Vereinsbestrebungen gewonnen wurden. Das wird jeder Bürger von jedem Lehrer verlangen, daß er im Kampfe um und für die idealen Güter in den vordersten Reihen zu finden sei. Möchte sein Beispiel Nacheiferung in allen Schichten und Ständen der Bevölkerung finden; der Segen wird dann nicht ausbleiben! Ein besonderes Wort richtete der Vorsitzende an die zahlreich erschienenen Seminaristen des Eckernförder Seminars, welche in ihrer litterarischen Vereinigung in besonderer Weise bestrebt seien, auch der „Heimat" zu dienen. An sie erging die Bitte, diesen ihren idealen Sinn auch dann noch zu bewahren und zu bethätigen, wenn das Haar grau geworden. Zum Schluß wies der Redner dann noch darauf hin, daß unter unsern heutigen Referenten auch Vertreter der Wissenschaft zu finden seien. Wenn die Wissenschaft nicht mehr Selbstzweck ist, sondern vielmehr von ihren Höhen herniedersteigt, um auch uns Laien Belehrung, Aufklärung und Anregung zu geben, dann kann es nicht fehlen, daß unser Verein die schönsten Früchte zeitigen wird.

Nunmehr nahm Herr Bürgermeister Felgenhauer das Wort, um namens der Stadt Eckernförde der Versammlung herzlichen Willkommsgruß zu entbieten: Wir wissen es wohl zu schätzen, daß die Versammlung auch unsere Stadt zu ernster Arbeit aufgesucht hat, um so mehr, als diese hauptsächlich darauf gerichtet ist, das Interesse für die Kunstdenkmäler unserer Kirche und für ein derzeit segensreich wirkendes Institut unserer Stadt zu beleben. Von der hohen Bedeutung des Vereins durchdrungen, wünsche ich Ihrer Arbeit den besten Erfolg. Rektor Peters dankte für die herzlichen Worte und wies darauf hin, daß es das erste Mal sei, daß der Verein die Ehre habe, von dem ersten Vertreter einer Stadt begrüßt zu werden.

Der Schriftführer erstattete einen kurzen Thätigkeitsbericht, mit welchem er den Kassenbericht in Vertretung des am Erscheinen verhinderten Rechnungsführers, des Lehrers Th. Doormann, verband. Unser Verein zählte

1890 . . .	1108	Mitglieder,	1894 . .	ca. 2200	Mitglieder,
1891 . . .	1668	"	1895 . .	ca. 2100	"
1892 . . .	1943	"	1896 . .	1650	"
1893 . . .	2039	"	1897	reichlich 2000	"

In dem verflossenen Vereinsjahre wurden 438 Mitglieder gewonnen; seit Neujahr 1898 traten dem Verein 432 neue Mitglieder bei, so daß sich die Gesamtzahl nach Abgang der freiwillig ausgeschiedenen und der aus unsern Listen gestrichenen Mitglieder auf ungefähr **2300** beläuft. Die Einnahmen beliefen sich auf 4087,34 *M.*, die Ausgaben auf 4077,70 *M.* (Druck der „Heimat" 2065,08 *M.*, Expedition 884,29 *M.*, Abbildungen 52,50 *M.*, Honorar für die Mitarbeiter 328 *M.*, für den Vorstand 420 *M.*, Porto und Reisespesen 216,65 *M.*) Die Rechnung ist revidiert und richtig befunden worden von den Herren Iversen und Runge. Der Gründung von Ortsgruppen stellten sich recht erhebliche Schwierigkeiten gegenüber, so daß diese Angelegenheit einstweilen zur Ruhe gelegt wird. Den Mitgliedern wurde die Anschaffung der geschmackvollen Einbanddecke dringend empfohlen (vergl. die betreffende Mitteilung im folgenden Heft). — Nachdem unserm Rechnungsführer Herrn Lehrer Theod. Doormann Entlastung erteilt worden war, wurde derselbe für die nächsten drei Jahre mit der Weiterführung der Kassengeschäfte betraut. An Stelle des ausscheidenden Revisors Herrn Lehrer Iversen wurde Herr Lehrer Fr. Hinckelmann-Kiel zum Rechnungsprüfer erwählt. Unser Schriftleiter, Herr Rektor Lund, verzichtete mit Rücksicht auf die Kürze der Zeit auf seinen Bericht. Zum Schluß machte der Vorsitzende bekannt, daß der geschäftsführende Ausschuß folgende Mitglieder unsers Vereins, welche sich um die Förderung der Heimatkunde in hohem Maße verdient gemacht hätten, zu Ehrenmitgliedern ernannt habe: Herrn Geheimrat Prof. Dr. Karsten aus Kiel, Frl. J. Mestorf, Direktor des Museums für schleswig-holsteinische Altertümer in Kiel, Herrn Gymnasiallehrer a. D. Fack aus Kiel, Herrn Lehrer a. D. Callsen aus Flensburg und Herrn Lehrer von Osten aus Ütersen. Die Ehrung fand ihren besonderen Ausdruck in Ehrenbriefen, welche die Verdienste der einzelnen Personen gebührend hervorhoben und von sämtlichen Mitgliedern des geschäftsführenden Ausschusses unterzeichnet waren. Den anwesenden Herren Callsen und Fack wurde das Schriftstück persönlich überreicht, den übrigen Personen von Eckernförde aus per Post zugestellt. Damit war das Geschäftliche erledigt. (Schluß folgt.)

Anzeigen.

E. Marquardsen, Kiel, Fleethörn 11,
(Inhaber J. Hagge),
Buchhandlung und Antiquariat.

Reisehandbücher — Fahrpläne — Ansichten von Kiel und Umgebung — Album der Kriegsschiffe und vom Kanal — Führer durch das östliche Holstein etc. zu billigsten Preisen.

Teschner & Frentzel (Inhaber Carl Frentzel),
Buch- und Papierhandlung, Kiel.

Gegründet 1891. Brunswiekerstrasse 51, neben der Realschule.

Bücher und Zeitschriften in- und ausländischer Literatur.

Lager von Zeichen-Utensilien, Schreib- und Papierwaren.

Leih-Bibliothek. Lesegebühr pr. Band 10 Pf. wöchentlich.

Grösstes Lager von **Postkarten und -Albums. Briefmarkenlager.** — Reiseführer und Lektüre. Karten und Ansichten von Kiel u. Umgegend und der Marine. Ständig **Eingang von Neuheiten.**

Farben-Abbeizmasse Mordax, — Stahlspähne und Seifenstein,
Bohnerwachs für Möbel und Fußböden, — Fußboden-Firniß hell und dunkel,
Fußboden-Lacköl, — Fußboden-Bernsteinlack, — Fußboden-Spirituslack,
Fußboden-Bernstein-Lack-Farben braun, gelb und grau in Kilo-Dosen, } schnell trocknend und von höchstem Glanz
Oelfarben zubereitet und streichfertig,
Möbelpolitur incl. Glas empfiehlt das

Colonial- und Farben-Geschäft J. v. Fehren - Kiel.

Suche zu kaufen: „Heimat" Band II (1892), vollständiges Exemplar. Offerten nebst Preisangabe an Dr. **R. Schütt,** Hamburg-Hohenfelde, Papenhuderstr. 8.

Alpine und ausländische Mineralien, Petrefacten (spec. d. lithograph. Schiefers von Solnhofen), Schulsammlungen zur Beförderung der Kenntnis der Heimat 2c. liefert das **Bayrische Petrefakten- und Mineralien - Comptoir, München, Schellingstr. 90.**

Wasserkur.
Wasserheilanstalt **Sophienbad** zu **Reinbek** (nahe Hamburg).
Electrische, Massage- und Diätkuren.
Prospecte durch: **Dr. Paul Hennings.**

A. F. Jensen,
Accidenz- und Buchdruckerei
Vorstadt 9. KIEL, Vorstadt 9.

Anfertigung aller Druckarbeiten für Behörden und Private rasch, sauber, korrekt und zu mässigen Preisen.



Wilh. Schlüter in Halle a. S.
Naturwissenschaftliches Institut.
Naturalien- und Lehrmittel-Handlung.
Gegründet 1853.

Reichhaltigstes Lager aller naturwissenschaftlichen Lehrmittel
für den Unterricht an höheren und niederen Schulen.
Permanente Ausstellung.
Eigne Präparationswerkstätten.

Grosse Vorräte an Instrumenten und Materialien zum Fang und zur Präparation naturhistorischer Objekte.
Tier- und Vogelaugen von Glas.
Kataloge umsonst und portofrei.

Technikum Eutin.
Maschinen- u. Bauschule mit Praktikum.
Specialkurse zur Verkürzung der Schulzeit.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 9. September 1898.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Sie wird den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, kostenfrei durch die Post zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift im Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

8. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

in Eckernförde am 19. Juni 1898.

(Schluß.)

Zunächst erhielt Herr Professor Dr. Haupt aus Schleswig das Wort zu seinem Vortrage: „Der Eckernförder Altar und sein Verfertiger.“ Das mit großem Beifall aufgenommene Referat wird hoffentlich in der „Heimat“ abgedruckt werden. Hier seien darum nur die Punkte hervorgehoben, welche dem anwesenden Herrn Dr. Brandt aus Kiel zu einer kurzen Entgegnung Veranlassung gaben. Der Referent betonte und suchte zu beweisen, daß Hans Gudewerdt nicht unrecht, sondern nur recht geschähe, wenn man ihn nicht als Künstler im engeren Sinne, sondern nur als tüchtigen Meister der Holzschnitzkunst feiere. Ferner halte es schwer, Vater, Sohn und Enkel, welche alle denselben Namen führen, scharf von einander zu scheiden. Schließlich sei Hans Gudewerdt, der Sohn, wohl erst 1640 selbständiger Meister der Tischlerzunft geworden. Demgegenüber betonte Herr Dr. Brandt, der Verfasser eines eingehenden Werkes über Hans Gudewerdt, daß der Referent dem Meister als Künstler nicht ganz gerecht geworden sei. Er schätze Hans Gudewerdt nicht nur als Könner, sondern auch als Kenner, und erinnere dabei an die Figur der Maria im Mittelfeld des Eckernförder Altarblattes. Wer es verstehe, den Schmerz der Mutter in so sprechender Weise in den Gesichtszügen auszudrücken, der müsse ein gottbegnadeter Künstler sein. Einen weiteren Beweis liefere das Medaillon über der großen Füllung, das ganz und gar den Liebreiz und die Eigenart in der Erfindungsgabe eines Künstlers bezeuge. Die Scheidung zwischen den drei Personen, vor allem zwischen Vater und Sohn, sei ihm nicht scharf genug vorgenommen worden. Nichts berechtige uns zu der Annahme, daß der Vater auf die Schöpfungskraft des Sohnes einen so hervorragenden Einfluß gehabt habe, wie der Referent es zu glauben scheine. Schließlich halte er auch jetzt noch daran fest, daß der Sohn bereits 1634 Meister geworden sei, um so mehr, als der Vater in den letzten Jahren seines Lebens viel gekränkelt habe und darum um so weniger seinen Einfluß auf seinen Sohn geltend machen konnte. Herr Professor Dr. Haupt verzichtete auf eine Widerlegung, um die Geduld der Anwesenden nicht aufs höchste anzuspannen.

In seinem Vortrage „Das Christians-Pflegehaus“ vereinigte Herr Rektor Lund mit der Geschichte der segensreichen Wirksamkeit dieser Anstalt zugleich ein interessantes Kulturbild aus dem Soldatenleben jener Zeit und erntete für seine fesselnde Darstellung gleichfalls reichen Beifall. Auch dies Referat wird in der „Heimat“ erscheinen.

Zu den „Mitteilungen“ erhielt zunächst Herr Dr. phil. Alfred Berg aus Westensee das Wort. Er berichtete kurz über die Ergebnisse seiner Studien des Westensees, von dem es bis jetzt noch keine landeskundlich-wissenschaftliche Untersuchung giebt. Der Westensee liegt 7,2 m über dem Spiegel der Ostsee und umfaßt bei einer Ausdehnung von 6 km und 4 km Breite ein Areal von 6,5 qkm, ist also der Größe nach der sechste unter den

Seeen unserer Provinz. Der Boden des Sees zeigt größere Unebenheiten, welche mit den hügeligen Erhebungen der Umgegend im Zusammenhang stehen. Die größte Tiefe dürfte 20 m nicht überschreiten, so daß der Westensee als ein verhältnismäßig flaches Becken zu bezeichnen ist. Der Umfang des Sees ist dreimal größer, als er im Minimum bei gleicher Fläche sein würde. Der Grund besteht aus Sand oder aus mergeligem Schlamm, an einigen Stellen aus reinem Mergel. Das Wasser ist durchsichtig und klar und wohl infolge organischer Substanzen und der Beimischung von Humussäure von braungrüner Färbung. Die Fauna ist äußerst reichhaltig. Von der Vielzahl der Mollusken erwähnte der Referent das Vorkommen der Wandermuschel (Dreyssena polymorpha Pall.), welche sich aus dem südlichen Rußland durch fast ganz Europa verbreitet hat und im Westensee den Boden in richtigen Kolonien bedeckt. Zum Schluß rühmte der Vortragende die landschaftlichen Reize des Sees und seiner Umgebung und streifte kurz die Geschichte und Sagenwelt dieser Gegend. Hier auf Westensee herrschte vor Zeiten ein starkes Geschlecht, das seinen Sitz auf der Lohburg hatte, einer Insel, die den kleinen Bossee vom Westensee trennt. Bei niedrigem Wasserstande entdeckt man rund um die Insel Pfähle, die nach Aussage alter Leute Ketten trugen. Nach anderen Mitteilungen lag ihre Residenz auf dem Börner. Mit ihrer Nachbarschaft lagen die Westenseeer in beständiger Fehde und verloren schließlich auf einem Zuge gegen Lübeck Land und Leute. Nicht weit vom See liegt das Schloß Emkendorf, das in dem Geistesleben der Provinz eine hervorragende Rolle spielt. In den Jahren 1789—1816 wohnte hier Graf Friedrich von Reventlow mit seiner Gemahlin Juliane, der Tochter des älteren Schimmelmann. Ihr künstlerisch ausgestaltetes Heim war ein Sammelpunkt der hervorragendsten Männer und Frauen im Gebiete der Litteratur und der Gesellschaft: Klopstock, die Brüder Stolberg, Fr. Jacobi, Nicolovius, Matthias Claudius, Schönborn, Boie, Cramer, Reinhold, Kleuker, Pfaff, Hegewisch, Dahlmann, die Fürstin Gallitzin, Karoline Baudissin, die Gräfinnen Bernstorff und Luise Stolberg, die Töchter von Claudius, Karoline von Linstow (spätere Hegewisch) u. a. m. verkehrten hier oft und gern. Der Dichterphilosoph Schönborn († 1817) fand hier seine letzte Ruhestätte.

Der Unterzeichnete referierte kurz über die neuesten Resultate in der Aalforschung und legte der Versammlung einige darauf bezügliche Präparate vor, welche er dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Professor Dr. Brandt und des Königlichen Oberfischmeisters Hinkelmann in Kiel verdankte: eine lebendig gebärende Aalmutter (Zoarces viviparus); Eingeweidewürmer des Aals (Ascaris labiata); junge Aale (die sog. Aalmontée) und den Glasaal (Leptocephalus), dessen Verwandter (L. brevirostris) zuerst von dem Italiener Grassi als Larvenform unseres Flußaals erkannt wurde. Der Referent versprach, eine ausführlichere Darstellung der Entwicklung des Aals der „Heimat" zur Verfügung zu stellen, und knüpfte daran die Hoffnung, daß dieser Aufsatz Veranlassung dazu geben möge, das Interesse für die Aalfrage nicht nur zu beleben, sondern auch zu weiteren Mitteilungen und Beobachtungen aus den Kreisen unserer Mitglieder zu ermuntern. So könne unsere „Heimat" auch der Wissenschaft dienen, der die Lösung mancher Rätsel bezüglich der Aalfrage noch aufgegeben sei.

Herr Ingenieur A. Paris aus Rathenow i. Pr. war am Erscheinen verhindert und hatte gebeten, seine Mitteilungen über „Meteorbeobachtungen" in der Versammlung verlesen lassen zu wollen. Die vorgerückte Stunde ließ es leider nicht zu.

Mit einem Dank an die Referenten und an die Herren des Ortskomitees für ihre Mühewaltung schloß der Vorsitzende die Versammlung.

In einem Nebensaale, dem mit Erinnerungen an die Zeit der Erhebung ausgestatteten Kampfgenossenzimmer, hatte die Ausstellung ihren Platz gefunden, um deren Arrangement sich besonders Herr Lehrer Willers Jessen verdient gemacht hatte. Herr Dr. Brandt hatte eine reichhaltige Sammlung photographischer Aufnahmen der Gudewerdtschen Schnitzwerke ausgelegt (Altarblatt, zwei Grabkrönungen, zwei Epitaphien aus der Eckernförder Kirche; Altäre zu Schönkirchen, Kappeln und Dänischenhagen [jetzt in der Preetzer Klosterkirche]; Taufe zu Gelting, Kanzel zu Sörup?) Ferner waren ausgelegt: das Meisterbuch der Tischleramtslade 1605, in dem Hans Gudewerdt der Vater verzeichnet steht; Gesellenbuch der Tischleramtslade 1660 mit eigenhändiger Eintragung des Sohnes als Ältermann der Zunft; eine Rechnung Hans Gudewerdts an den Magistrat für Arbeiten an dem von ihm hergestellten Altar; das Kirchenbuch mit dem Vermerk des Todes des Meisters. Unser Mitglied, Herr Buchhändler C. Heldt, hatte außerdem eine große Zahl von Schriften und Musikstücken, welche auf Schleswig-Holstein Bezug nehmen, und eine reichhaltige Sammlung photographischer Ansichten der Stadt Eckernförde und ihrer Umgegend ausgestellt, wofür ihm und allen andern, welche die Ausstellung beschickt haben, unser Dank ausgesprochen sei.

Die Mehrzahl der Teilnehmer vereinigte sich nach der Besichtigung der Ausstellung zu einem gemeinsamen Spaziergange über den Eckernförder Kirchhof (Theodor Preußers Grab) nach Borby, um hier zu einem gemütlichen Plauderstündchen im „Strandhotel" (Besitzer Krull) zu verweilen, bis die Scheidestunde heranrückte.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Kiel, im Juni 1898. Barfod, Schriftführer.

Bücherschau.

Führer für Eckernförde und Umgegend, Kiel, Flensburg, Schleswig, Kappeln usw. Zusammengestellt von Willers Jessen. Herausgegeben vom Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Eckernförde-Borby. Eckernförde, Verlag von C. Heldt. (Preis 1 M.) — Das Büchlein zeugt von einer genauen Kenntnis der Eckernförder Gegend; schwerlich wird ein Weg oder ein irgend bemerkenswerter Aussichtspunkt vergessen worden sein, und wer sich diesem Führer anvertraut, lernt wirklich die Gegend kennen. Die Länge der einzelnen Ausflüge ist zweckmäßig nach Kilometern angegeben: eine bessere Weise als die durch immer zweifelhafte Zeitangaben. Doch könnte das Buch vielleicht den Wünschen der Gegenwart durch Berücksichtigung der Bedürfnisse unserer Radfahrer noch mehr entgegenkommen. — Einen besonderen Wert erhält der Führer dadurch, daß er in Landschaften einführt, die bisher nur selten von Wanderern aufgesucht worden sind, obwohl mancher Rückblick im Dänischen Wohld, in Schwansen und im Amte Hütten an Schönheit kaum hinter den Glanzpunkten des östlichen Holsteins zurückbleibt. — Nebenbei mag noch bemerkt werden, daß man den hübschen Marienleuchter in Gettorf (S. 41) vergebens suchen wird; zu Ende der siebziger Jahre lag die Marienfigur, arg verwahrlost, aber trotzdem in ihrer echten Bemalung sehr schön, in Gemeinschaft einiger Engelsgestalten noch auf dem Kirchenboden; jetzt ist sie lange verschwunden, nur das Gerüst wird noch vorhanden sein. — Möge das Büchlein viele Abnehmer finden; es gehört ohne Zweifel zu unsern besten Führern.

Nerong, O. C., Die Kirchhöfe Föhrs. 1897. Im Selbstverlag des Verfassers. (Preis 50 Pf.) — Die Kirchhöfe Föhrs werden von Fremden viel besucht, weil sich unter ihren Denkmälern besonders interessante Zeugen der Vergangenheit finden. Der Verfasser hat in einer kurzen Abhandlung die Inschriften der Denkmäler, die in den Stein hineingehauenen Figuren und die Herstellung besprochen, dann folgt eine Zusammenstellung interessanter Grabsprüche und endlich eine Anzahl sehr ausführlicher „Grabschriften." Das Heftchen ist kulturgeschichtlich wertvoll, wird aber auch jedem, der die Kirchhöfe Föhrs besucht hat, eine angenehme Erinnerung sein.

Arp, Johannes, Aus Deutschlands Norden. Patriotische Dichtung. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1898. — Das Heft enthält ein dramatisches Festspiel zur Feier des fünfzigjährigen Gedenktages der Erhebung Schleswig-Holsteins. In vier Aufzügen soll die Stimmung des schleswig-holsteinischen Volkes in den Jahren 1848, 1850/51, 1863/64 und 1870/71 vorgeführt werden. Die Handlung ist, wie aus den Namen der Personen hervorgeht, in die Probstei verlegt worden. Eine Charakteristik der Personen ist kaum, eine Annäherung der Sprache an die Redeweise unserer Bevölkerung garnicht versucht worden; das Ganze wird von lebhafter patriotischer Begeisterung getragen. *

Kröger, Timm, Schuld? Novelle. Kiel und Leipzig 1898. — Es ist die zweite umgearbeitete Auflage der bekannten Novelle „Der Schulmeister von Handewitt." Da es sich also nicht um ein neues Buch handelt, und überdies die Eigenart des Verfassers erst kürzlich in diesen Blättern charakterisiert worden ist, so muß hier ein kurzer Hinweis genügen. Wer die Vorzüge Timm Krögers kennt und schätzt, wird auch dieses Buch nicht ungelesen lassen; mögen ihm dann auch die Gründe, die der Verfasser für die Namensänderung anführt, nicht besonders gewichtig erscheinen, mag er auch geneigt sein, das Fragezeichen hinter dem Titel in ein Ausrufungszeichen zu verwandeln: immer wird er doch an der Schilderung der Menschen und an den herrlichen Naturbildern seine ungemischte Freude haben. *

Briefkasten.

K. P. in W. Über die Aufnahme kann ich nur entscheiden, wenn das ganze Manuskript vorliegt. Erreicht aber die Arbeit die von Ihnen bezeichnete Länge, so ist ein ungeteilter Abdruck schon deswegen unmöglich, weil die einzelne Nummer der „Heimat" nicht so viel Raum hat. Übrigens fürchte ich auch, daß der Gegenstand für die Mehrzahl der Leser zu speziell sein wird. — E. Sch. in O. Bei großer Fülle gleichartigen Stoffes in nächster Zeit schwerlich Raum vorhanden. — P. F. in Sch. „Auf historischem Boden" ist bereits gesetzt, hat aber noch keinen Platz finden können. — Auch mehrere Buchbesprechungen, zum Teil ebenfalls schon gesetzt, haben wegen Mangels an Raum noch zurückgestellt werden müssen. — In der nächsten Nummer beginnt der Abdruck der ersten Zusammenstellung schleswig-holsteinischer Volkssprichwörter, daran wird sich dann baldigst die erste Reihe der Kinder- und Volksreime anschließen. — Auch das Mitglieder-Verzeichnis wird in der nächsten Nummer fortgesetzt werden.

Anzeigen.

Anzeigen für die „Heimat" sind prompter Erledigung halber einzusenden **nur** an den Expedienten der Zeitschrift, Küster Rohwer, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 10. Oktober 1898.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Sie wird den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, kostenfrei durch die Post zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift im Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Der 14. Verbandstag des „Allgem. Plattdeutschen Verbandes.“

Vom 2.—4. Oktober d. J. wird in Kiel der 14. Verbandstag des „Allgemeinen Plattdeutschen Verbandes“ abgehalten werden. In dem Verbande sind fast alle plattdeutschen Vereine zusammengeschlossen, welche sich die Erhaltung und Ausbreitung der plattdeutschen Sprache zur Aufgabe gemacht haben. Während der letzten Jahre ist auf diesem Gebiete besonders kräftig gearbeitet worden. Zum ersten Male tagt der Verband auf rein plattdeutschem Boden. Die Norddeutschen des niedersächsischen Sprachgebietes sind sich also der Aufgabe bewußt geworden, mitzuthun im Kampfe für die angestammte Muttersprache. Sie wollen nicht neue Eroberungen machen. sondern wiedergewinnen, was ihr Eigentum war, und das erhalten.

Ist die Sache des Kampfes wert? Die plattdeutsche Sprache wird auch in unseren Tagen so oft angegriffen und bespöttelt, daß diese Frage selbst in der „Heimat“ mit dem Anspruch auf Berechtigung auftreten kann. Wer uns modernen Menschen den Wert der plattdeutschen Sprache überzeugend klar machen will, wird uns meistens auf die plattdeutsche Litteratur verweisen müssen. Wenn wir auch in plattdeutschen Landen geboren sind, so sind wir — namentlich die Jüngeren unter uns — doch unserer Stammessprache entfremdet. Und das hat seine natürlichen Gründe. Wie wenige sind ihrer noch, denen der Elternmund die Märchen plattdeutsch erzählte? Schule und öffentliches Leben forderten Gewandtheit in der Ausdrucksweise der hochdeutschen Schwester. Unsere plattdeutsche Umgangssprache steckt voll von hochdeutschen Wendungen, wie es umgekehrt nicht anders ist. Das ist traurig, aber thatsächlich. In der Litteratur unserer Stammessprache nun giebt es viele, allzuviele Erzeugnisse, die auf den Namen eines Gedichtes oder eines litterarischen Kunstwerkes überhaupt keinen Anspruch haben. Reimschmiedende Lyrifaxen haben arg gesündigt an der Schönheit unserer plattdeutschen Sprache. Sie waren schlechte Rechner, setzten plattdeutsch = platt und wurden ebenso schlechte „Dichter.“ Dem Einfluß dieser Leute ist es zum Teil zuzuschreiben, wenn das Ansehen ihrer „Modersprak“ so arg gelitten hat. Welchem Plattdeutschen aber noch nicht Wert und Schönheit seiner Sprache bewußt geworden sind, der versuche, sich liebevoll zu versenken in die Werke von Groth, Reuter, Fehrs, Brinkmann, Stillfried u. a. Er wird Groth von ganzem Herzen beipflichten, wenn er singt:

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachtigal;
Mi lopt je glik in Ogenblick
De hellen Thran hendal.“

So hat die plattdeutsche Sprache Wert und Existenzberechtigung in sich selbst. Sie hat

aber noch einen anderen Wert: im Bunde mit vielen norddeutschen Eigentümlichkeiten stützt sie unser niederdeutsches Volkstum. In ihr findet das Volkstum seinen kräftigsten Ausdruck; darum ist sie seine kräftigste Stütze. Allmählich verbreitet sich immer mehr die Einsicht, daß unsere aus der Natur der Landschaft gewordene Eigenart in Gefahr steht, vernichtet zu werden von dem uniformierenden Geiste des schlechten, „schnoddrigen" Berlinertums. Wir müßten jeden Augenblick und jedes rechte Mittel benutzen, dieser Gefahr entgegenzutreten. Frische Kraft des Geistes und seine gesunde Ursprünglichkeit entsprießen dem Boden der engeren Heimat und kommen dem großen Vaterlande zum Nutzen. Wo sich nun Kinder schämen, plattdeutsch zu sprechen, wo niederdeutsche Männer und Frauen plattdeutsch für grob und gewöhnlich halten, da ist das Volkstum im Schwinden. Die plattdeutschen Vereine können sich freuen, daß der „Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde usw." in diesem Punkte mit ihnen Hand in Hand geht, und daß „Die Heimat" in der plattdeutschen Sprache ein Mittel sieht zur Pflege der Landeskunde.

Wird denn der Kampf Nutzen haben? Die plattdeutsche Bewegung hat einen gewaltigen Aufschwung genommen. Sie wird weiter wachsen. Ob auf Jahrhunderte noch die plattdeutsche Sprache lebendig erhalten wird, wer möchte es nicht hoffen? Die Entwickelung läßt sich nicht aufhalten. Wer heute noch glaubt, das Gebiet der hochdeutschen Sprache zu Gunsten der Schwestersprache einengen zu wollen, der ist thöricht; sein Vornehmen ist auch nicht wünschenswert. Es giebt im modernen Leben viele Erscheinungen gewöhnlicher Art, für die unser Plattdeutsch keinen Ausdruck finden kann. Die Schwestern können aber neben einander stehen und unsere gleichberechtigten Dienerinnen sein. Nur soll man nicht die eine zum Aschenputtel machen.

Das Programm zum Verbandstage ist durch die Zeitungen veröffentlicht worden. Alle Leser der „Heimat" seien besonders herzlich eingeladen zu den Verhandlungen des „Allgemeinen Plattdeutschen Verbandes," die hoffentlich der plattdeutschen Bewegung zum Segen und der niederdeutschen Eigenart zur Kräftigung gereichen. Und Fritz Reuter sagt:

„Wer eigen Ort
Fri wünn un wohrt,
Bi den is in Not ein taum besten verwohrt."

K. Jungclaus in Kiel.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung. — L. = Lehrer.)

297—300. Frl. Ahlmann, Magda, Kiel. Andresen, L., Flensburg. Asmus, L., Preetz. Asmussen, L., Leck.

301—7. Ballerstedt, L., Hornballig Dr. med. Bartels, Husum. Behrens, Landmann, Friedrichswerk. Berg, cand. phil., Westensee. Bock, Malermeister, Borby. Brandt, Stadtverordnetenvorst., Lauenburg. Frau Braune, Wilhelmshaven.

308—13. Callsen, Oberlehrer, Magdeburg. Claus Groth-Gilde, Davenport (Jowa). Clausen, Salinenbes., Eckernförde. Claussen, stud. theol., Kiel. Claussen, Organ, Vollerwiek. Cölln, L., Kochendorf.

314—19. Frl. David, Lehrerin, Eckernförde. Deisting, Pastor, Schwabstedt Dethlefs, Apotheker, Balje. Dr. med. Dose, Marne. Dirks, Landmann, Flensburg. Dröhse, Buchhändler, Tondern.

320. Eichhorn, Posthülfsbote, Schleswig. 321—341. Eckernförder Seminaristen: Arp I, Bielfeldt, Carstensen, Clausen, Eskieldsen, Göttsch II, Hübsen, Kasch, Landahl, Lund, Mansfeld, Molt, Mordhorst, Paulsen, Paulsen II, Petersen, Schmaljohann, Schmidt, Schütt, Thomsen I, Thomsen II.

342—5. Felgenhauer, Bürgermeister, Eckernförde. Filskow, Seminarlehrer, Eckernförde. Friccius, Hofbes., Schülp. Frost, L., Ost-Satrup.

346—8. Gerkens, Gastwirt, Tönning. Grauel, L., Kiel. Grotkop, Musikl., Schleswig.

349—57. Haan, Meiereiverwalter, Gr.-Liniwo (Westpreußen). Dr. med. Hankens, Tönning. Harder, Pastor, Hemmingstedt. Heydorn, L., Dänisch-Nienhof. Heydorn, Obergärtner, Kl.-Flottbek. Hoff, Kl., L., Kiel. Hoffmann, L., Brügge. Hulbe, Kunsthändler, Kiel. Hüttmann, L., Preetz.

358—61. Haderslebener Seminaristen: Fuhler, Jakobsen, Matthiesen, Nissen.

362—6. Jasper, L., Oldenswort. Jensen, Landgerichtsdirektor, Aurich. Frau Johannsen, Ludwigshöh b. Preetz Jöns, Lehnsmann, Oldenswort. Jungclaus, Komtorist, Karolinenkoog.

367—71. Kaneblei, Hamburg. Karnatz, L., Ahrensburg. Frl. Klemm, Borby. Kgl. Seminar zu Ratzeburg. Knoop, Viehhändler, Eckernförde.

372—84. Kieler Präparanden: Bähnke, Basche, Boie, Brede, Bruhn, Dralle, Feldhusen, Hamann II, Kock, Peithmann, Riecken, Thomsen, Trepkau.

385—87. Lange, Postpraktikant, Oberhausen (Rheinprov.) Dr. Lehmann, Oberlehrer, Othmarschen. Lüders, Buchhändler, Lauenburg.

388—93. Martens, Rentier, Gribbohm. Dr. med. Marxsen, Lunden. Matthiesen, L., Damp. Matthiesen, L, Felm. Michelsen, Postsekretär, Kiel. Möller, Bureauvorsteher, Wandsbek

Damit verfügt unser Verein über einen gegenwärtigen Mitgliederbestand von **2326**. — Weiter diene zur Nachricht:

1. Meine Wohnung befindet sich jetzt Friedrichstraße 66 III.
2. Die nach Juli eingetretenen und weiterhin eintretenden Mitglieder werden gebeten, ihren Mitgliedsbeitrag für 1898 bis zum 1. Dezember dieses Jahres an unsern Rechnungsführer — Lehrer Th. Doormann, Kirchhofsallee 86 — einzusenden. Den Restanten wird das Dezemberheft unter Nachnahme zugestellt.
3. Vom Magistrat der Stadt Husum ist die nächstjährige Generalversammlung unseres Vereins dorthin eingeladen. Der geschäftsführende Ausschuß hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, dieser freundlichen Einladung Folge zu leisten.

Kiel, am 15. September 1898. **Der Schriftführer:** H. Barfod, Friedrichstraße 66 III.

Fragen und Anregungen.

Kinderfeste einst und jetzt. Welcher Leser der „Heimat" wüßte sich nicht eines Tages aus den Jahresgängen seines Schullebens zu erinnern, der ihm stets der liebste gewesen und dessen Kommen ihn schon über die Sorgen einiger Schultage hinwegsetzte? Ich meine die „Kindervergnügungen." Auch jetzt noch spielen sie im Schulleben der Kinder eine besondere Rolle, obgleich die Verhältnisse unserer Tage ihnen manchen Reiz genommen haben. In diesen Kindergilden möchte ich für die Zukunft ein Arbeitsgebiet unserer „Heimat" erblicken. Wie die verschiedene Bezeichnung dieser Feste schon andeutet, haben wir in ihnen nicht nur reine Schulfeste zu erblicken, vielmehr möchte ich aus der Weise der Veranstaltung — gar häufig waren sie Nachahmungen der Feste Erwachsener —, aus ihrer Leitung und ihrem Gange, vielfach nur nach Wunsch und Geschmack der Kinder und Eltern sich richtend, und sodann in der Zeit der Abhaltung solcher Feste, die nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter stattfanden, ihnen den Charakter von „Volksfesten der Jugend" beilegen. Eine Zusammenstellung von „Kinderfesten einst und jetzt" würde lehren, in welchem Maße das Gesunde und Volkstümliche dieser Feste für unsere Jugend zu erhalten sei, und mit welcher Berechtigung sie zu unseren heutigen „Jugendspiel-Veranstaltungen" heranzuziehen seien. B. Wieck in Tolk.

Briefkasten.

Eingegangen: K. in Ü., Bewerbung eines Schreib- und Rechenmeisters. — W. W., Beitrag zur Rassenfrage Holsteins. (Wird voraussichtlich bei einer umfassenden Arbeit benutzt werden. Nähere Nachricht folgt.) — Mitteilungen über den Storch von St. u. B. — Schw. in W., Die Insel Trieschen. (Über Walfischknochen als Thorpfähle werden Sie in einem demnächst erscheinenden Artikel über unsere Grönlandfahrer Mitteilungen finden.) — Die Fortsetzung des Artikels über Jugend- und Volksspiele hat wegen mangelnden Raumes zurückgestellt werden müssen.

Angenommen: J. Schmarje, Unsere Grönlandfahrer. — Eckard, Franz Hegewisch. — Eschenburg, Vom Erntefest in Holm u. a. — Erichsen, Das Geschlecht der Wittorf und ihr Meierhof Brammer. — Henningsen, Das Dinggericht im Amte Neumünster. — Scheer, Die Erbauung der Grundhofer Kirchhofsmauer. — Dr. Gloy, Entstehung Kellinghusens; Karl X. Gustav in Schleswig-Holstein. — Specht, Schlupfwespe und Spinne. — Mehrere Mitteilungen und Buchbesprechungen.

Eingegangene Bücher: Jahresbericht der Handelskammer zu Kiel für 1897. — Erichsen, Topographie des Landkreises Kiel. — Marshall, Im Wechsel der Tage. — J. Voß und K. Jessel, Die Insel Fehmarn. (Besprechungen vorbehalten.)

Berichtigung: In Nr. 9 soll auf S. XXXV, Zeile 13 statt Rückblick Ausblick stehen.

Bücherschau.

Katalog der Provinzial-Bibliothek für Schleswig-Holstein. Schleswig 1896—98, Jul. Bergas. Preis im Buchhandel 3 M., von der Bibliothek bezogen 2 M. — Seit dem Jahre 1873 hat das Landesdirektorat regelmäßige Anschaffungen für eine Bibliothek gemacht, die durch bedeutende Schenkungen weiter vergrößert und zu einer Sammlung von 11 500 Bänden und 2800 Karten angewachsen ist. Diese „Provinzial-Bibliothek" ist in den Räumen des Landesdirektorats in Kiel (Fleethörn 56) untergebracht; daselbst ist auch ein Lesezimmer eingerichtet, das am Mittwoch-Nachmittag dem Publikum offen steht; Zeitschriften und Bücher können dort eingesehen werden, auch kann der Bücherwechsel dann besorgt werden.

Gerade für die Leser der „Heimat" wird diese Bibliothek von großem Nutzen sein, da sie „unentgeltlich Bücher an jeden selbständigen Bewohner der Provinz, der durch seine Stellung oder seine Persönlichkeit die Gewähr bietet, daß er die entliehenen Bücher gut behandelt und zurückliefert," ausleiht. Die Portokosten hat der Entleiher zu zahlen, der die Bücher 12 Wochen behalten darf; alle Anfragen sind an „die Provinzial-Bibliothek" zu richten. — Der reichhaltige Katalog (1031 Seiten), den der Bibliothekar Professor Dr. v. Fischer-Benzon herausgegeben hat, giebt eine Übersicht über den Bestand der Bibliothek und ist auch deswegen von Bedeutung, weil er eine gute Zusammenstellung der schleswig-holsteinischen Litteratur enthält. Es würde zu weit führen, alle Einzelabteilungen des Katalogs aufzuführen; alle Gebiete: Geschichte, Naturgeschichte, Geographie, Rechtswesen, Statistik, Volkswirtschaft, Politik, Kunst und Kunstgewerbe usw. sind in reichhaltiger Weise vertreten.

Daß vereinzelte Werke, Broschüren, Flugblätter, Zeitungen, Karten, die im Buchhandel nicht mehr zu haben sind, fehlen, ist bei dem jugendlichen Alter der Bibliothek nicht zu verwundern. Möge da jeder Leser der „Heimat" die alten Papiere und Blätter, alte Jahrgänge von Zeitungen usw., die als wertloser Ballast auf Hausböden herumtreiben, durchsehen und sie der Provinzial-Bibliothek schenken. Auf die Weise wird manche Lücke ausgefüllt werden können und die Bibliothek allmählich zu einer vollständigen Sammlung der Landeslitteratur werden. Willers Jessen, Eckernförde.

Anzeigen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 11. November 1898.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Sie wird den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, kostenfrei durch die Post zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift im Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Inhalt:

Buchbesprechung.

Geschichte des Schulwesens in Preetz. Von F. Witt, Pastor in Preetz. — Diese Arbeit, ein Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Schlesw.-Holst.-Lauenb. Geschichte, Bd. 27, wurde den Teilnehmern der schlesw.-holst. Lehrerversammlung in Preetz als Festschrift überreicht. Sie führt uns die Entwicklung des Preetzer Schulwesens in 4 Abschnitten vor. Der erste Abschnitt behandelt die Zeit vor 1745, der zweite zeigt die Einwirkung der Schulordnung von 1745 auf die Preetzer Schulverhältnisse; im dritten Abschnitt hören wir von dem Regulativ von 1794 und der Reorganisation der Freischule, der vierte Teil endlich bringt die Entwicklung seit dem Regulativ von 1817. Die erste, durch Urkunden aus den Jahren 1592, 94 und 96 beglaubigte Schule in Preetz war eine Lateinschule in der allerbescheidensten Form mit einem einzigen Lehrer, dessen Einnahme allerdings 1636 den nicht geringen Betrag von 195 Mark jährlich erreichte. Die Deutsche Schule findet sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Preetz in der Gestalt von Klippschulen. Diese bereiteten nach dem Erscheinen der Schulordnung von 1745 der Einführung eines geordneten Schulwesens lange große Hindernisse, indem sie den öffentlichen Schulen die Kinder und damit den Lehrern die Einnahme entzogen. Für die ganz armen Kinder bestanden bis 1727 keinerlei Unterweisungen. In diesem Jahre gründete der Schulkollege Leifhold mit Unterstützung edeldenkender Leute eine Liebes- und Armenschule. — Am 11. Januar 1745 erschien die für das Schulwesen unserer Heimat so bedeutsame „Gemeinschaftliche Schul-Verordnung im Hertzogthum Hollstein". In Preetz scheint man sich zunächst nicht beeilt zu haben, ihre Forderungen zur Ausführung zu bringen. Erst am 5. Sept. 1746 erließ der Klosterpropst eine Verfügung, welche die Neuordnung des Preetzer Schulwesens auf Grund jener Schulordnung befahl. Man errichtete im Flecken mehrere Quartiersschulen, welche allein berechtigt sein sollten, die in ihrem Distrikt wohnenden Kinder im Buchstabieren, Lesen und Christentum zu unterrichten. Diejenigen Knaben, welche gut lesen konnten, sollten zur weiteren Unterweisung der Hauptschule überwiesen werden. Letztere — die ursprüngliche Lateinschule — war noch immer einklassig, hatte aber zwei Lehrer (Schulkollegen). Die Winkelschulen wurden verboten, aber ohne Erfolg Die Einwohner kamen der Einrichtung der Quartierschulen lange Zeit mit wenig Vertrauen entgegen. Es behagte ihnen nicht, daß sie sich die Schule, zu der sie ihre Kinder senden sollten, mußten vorschreiben lassen. Die Folge davon war, daß sie ihre Kinder ganz oder doch oft und auf längere Zeit der Schule fern hielten und damit den Lehrern, die auf den Schulschilling angewiesen waren, die Einnahme so verringerten, daß sie oft in die bitterste Not gerieten. Die Lehrer untereinander befehdeten sich aufs heftigste. Die Schulkollegen klagten, daß die Quartierschullehrer ihnen, den einzig rechtmäßigen Lehrern, die Schüler entzögen, ja, bei den Versetzungs-

prüfungen die fähigen im Hause ließen, um nur keinen zu verlieren. Die Quartierslehrer wiederum klagten, daß in die Armenschule viele Kinder geschickt würden, deren Eltern recht wohl Schulgeld bezahlen könnten. Besonders schlimm stand es damals um den Unterricht der Mädchen, obgleich ein Zusatz zu der Schulordnung den Preetzern gestattete, ihre Kinder unter 4 Jahren, wie auch ihre Töchter, bei einigen dazu geschickten „Frauens-Leuthen" in die Schule zu schicken. Eine Änderung in diesen mißlichen Zuständen trat erst 1794 ein. In diesem Jahre trat der Klosterpropst von Ahlefeldt mit einem neuen Plan zur Verbesserung des Preetzer Schulwesens hervor. Nach seiner Meinung sollte die Frauenzimmer-Schule der Quartiersschule und diese wieder der großen Schule vorarbeiten. Die Frauenzimmer-Schule unterrichtete im Buchstabieren und Lesen, die Quartiersschule außerdem noch im Singen, in der Religion, im Schreiben und im Rechnen. Die große Schule, welche nur von Knaben besucht werden durfte, nahm noch deutsche Sprache, Geographie und das Wichtigste aus der Natur- und Weltgeschichte hinzu. Auch um die Verbesserung der Einkünfte besonders der Quartierschullehrer bemühte sich v. Ahlefeldt in hervorragendem Maße. Leider konnte man einem Übel, dem unregelmäßigen Schulbesuch, nicht in wünschenswerter Weise begegnen. Es war damit so arg, daß man allen Ernstes den Vorschlag machte, vom 9. bis zum 12. Jahre auf den Schulbesuch ganz zu verzichten, um denselben dadurch für die übrig bleibende Zeit zu bessern. Im Jahre 1797 wurde nach dem Muster der Kieler Schule die in Preetz seit 1727 bestehende Liebes- oder Armenschule in eine Frei- und Arbeitsschule verwandelt. Der Unterricht in derselben erstreckte sich auf Lesen, Christentum, Schreiben, Rechnen und gemeinnützige Kenntnisse. In der Werkschule sollte Spinnen, Stricken, Stopfen, Flicken und Nähen gelehrt werden, ferner Hecheln des Flachses und Kratzen der Wolle. Diese Anstalt hat bis zum 1. April 1877 bestanden. — Im 1. und 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts wurden weitere Reformen des Schulwesens erschwert durch den allgemeinen wirtschaftlichen Niedergang infolge der Napoleonischen Wirren. Erst im März 1817 erschien ein Regulativ für die Fleckensschule in Preetz. Die Quartiersschulen wurden aufgehoben und dafür zwei reine Elementarklassen gebildet. Aus der Elementarklasse sollten die Knaben in die höhere Knabenschule übergehen; auch für die Mädchen wurde eine Oberklasse eingerichtet. Gemäß den Forderungen der Schulordnung von 1814 fiel der Schulschilling fort, als Entschädigung wurde den Lehrern ein festes Gehalt gewährt. Dem Mangel an einer Schule, welche eine über die gewöhnlichen Anforderungen hinausgehende Bildung gewährte, halfen Privatschulen ab. 1843/44 errichtete man eine halböffentliche sogenannte höhere Bürgerschule; diese wurde 1853 in eine zweiklassige Rektorschule und 1886 in eine 5stufige Mittelschule verwandelt. Die Volksschule wurde 1853 sowohl an der Knaben- als auch an der Mädchenseite 4stufig, 1870 wurde die 5. Stufe hinzugefügt, jetzt ist sie 6stufig, aber eine Erweiterung auf 7 Stufen hat sich als notwendig erwiesen.

Das ist in kurzen Zügen der Inhalt der Schrift. Wohl wäre, namentlich für die Zeit vor 1745, ein eingehenderes Bild der äußeren Einrichtung sowohl wie des inneren Betriebes der Lateinschule und der Winkelschulen erwünscht gewesen; wo aber die vorhandenen Quellen versagen, muß man sich ja leider bescheiden. Auch so ist die Arbeit des Herrn Pastor Witt eine verdienstvolle; nur wenn in ähnlicher Weise, wie in seiner Arbeit geschehen, die vorhandenen alten Akten ausgenutzt werden, um eine Geschichte des Schulwesens einzelner Orte oder ganzer Bezirke zusammenzustellen, wird eine zuverlässige Arbeit über die Entwicklung des Volksschulwesens in unserer Provinz möglich sein.

J. Doormann.

Berichtigung.

In Nr. 10 der „Heimat" von diesem Jahre ist die Übersetzung der beiden Zeilen von Holger Drachmann auf S. 200 sehr ungenau. „Vog" ist das Imperfektum von einem Zeitwort veie, das in dieser Bedeutung veraltet ist und nur noch bei Dichtern vorkommt. Es bedeutet „im Kampfe töten," „mit Waffen töten." Die Übersetzung würde also lauten:

Sie (die Feinde) töteten sie, wir gruben ihnen ein Grab in unserm Garten,
Legten sie (zur Ruhe) neben der Landstraße.

In der zweiten Zeile kann man „zur Ruhe" ergänzen. Alfar Vei, gewöhnlich Alfarvei, ist eine Landstraße.

R. v. Fischer-Benzon.

Phänologische Beobachtungen.

Da ich im Oktober eine wissenschaftliche Reise um die Erde antrete, von der ich erst im Juli nächsten Jahres zurückkehren werde, so bitte ich, die phänologischen Karten an Herrn Oberlehrer A. Hahn in Kiel einsenden zu wollen, der auch die neuen verschicken wird.

Prof. Dr. Knuth.

Vom 14. Verbandstag des „Allgemeinen Plattdeutschen Verbandes."

Auf dem diesjährigen Verbandstage waren 25 Vereine mit 38 Stimmen vertreten. Der Schwerpunkt der Verhandlungen lag in der Bearbeitung neuer Satzungen des Verbandes. Während der Beratungen wurde die Frage gestreift, ob die schriftlichen Kundgebungen des Verbandes sowohl, wie der Einzelvereine hochdeutsch oder plattdeutsch abzufassen seien. Einzelnen Fanatikern des Plattdeutschen gegenüber war die Mehrzahl der Vertreter der Ansicht, daß es dem Plattdeutschen an der Biegsamkeit und Genauigkeit des Ausdrucks fehle, wenn es sich um Vereinsangelegenheiten handle, und daß dann das Hochdeutsche zu bevorzugen sei.

Am 2. Oktober ging den Verbandsverhandlungen eine Sitzung der Vertreter von schleswig-holsteinischen Vereinen voraus Die plattdeutschen Vereine in Flensburg, Lübeck, Altona und Kiel hatten ihre Vertreter geschickt, damit über Gründung eines plattdeutschen Provinzialverbandes beraten werde. Trotz der Bedenken der Lübecker Vertreter, welche zunächst die Vorherrschaft der Kieler plattdeutschen Vereine zu fürchten schienen, wurde der Provinzialverband einstimmig gegründet. Dieser hat vor allem die Aufgabe, innerhalb der Provinz durch eine rege Agitation die Gründung neuer plattdeutscher Vereine zu erstreben. Als Vorort des Provinzialverbandes wurde für das nächste Jahr Kiel gewählt und als Vorsitzender Herr Oberlehrer Krumm-Kiel.

Mögen die Beratungen der plattdeutschen Sache zum Segen gereichen! Wenn im Jahre 1900 die Stadt Rostock dem plattdeutschen Verbande die Thore öffnet, dann werden hoffentlich alle Niedersachsen die Erkenntnis gewonnen haben, daß es für sie ernste Pflicht ist, mitzuwirken für die Erhaltung plattdeutscher Sprache und Art. K. Jungclaus.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung. — L. = Lehrer.)

394—7. Naeve, Mehlhändler, Eckernförde. Neubert, Organist, Rieseby. Nissen, Pastor, Flensburg. Nissen, Privatier, Gr.-Flottbek.

398—99. Oldesloer Präparanden: Sach, Schröder.

400—407. Paira, cand. theol., Erzieher des Prinzen Waldemar von Preußen, Kiel. Peters, L., Preetz. Peters, L., Wisch. Peters, L., Ahrensburg. Peters, Buchdruckereibesitzer, Kiel. Petersen, L., Flensburg. Petersen, Reg.-Zivilsupernumerar, Schleswig. Prüß, Postassistent, Vorby.

408—13. Rahlf, L., Ahrensburg. Realschule zu Itzehoe. Rehr, L, Hadersleben. Richter, Rektor, Segeberg. Rohwer, Rentner, Hamburg-Eilbek. Rubink, Bäckermeister, Eckernförde.

414—25. Ratzeburger Seminaristen: Gloy, Greve, Holtorff, Horstmann II, Lorenzen III, Lund, Quitzau, Schmüser, Schumann, Spiel, Voß. — Blunck, Seminarist, Segeberg.

426—46 Saggau, Imker, Gönnebek. Schacht, Gerichtsaktuar, Schleswig. Scheel, Landmann, Vadersdorf. Scheele, L., Ahneby. Scheller, Reifermeister, Eckernförde. Prof. Dr. Scheppig, Oberlehrer, Kiel. Schmidt, Rektor, Flensburg. Schmidt, Hofbesitzer, Oldenswort. Schrader, Postdirektor, Husum. Schrader, Kreissekretär, Tönning. Dr. phil. Schütt, Hamburg-Hohenfelde. Siefert, Pastor, Oland (Hallig). Sievers, Organist, Karby. Simm, L., Lübeck. Sohrt, Buchbinder, Eckernförde. Stadtbibliothek zu Rendsburg. Prof. Stange, Musikdirektor, Kiel. Starkjohann, L., Julienburg. Steenhusen, L., Westerhever. Dr. Strodtmann, Oberlehrer, Rendsburg. Suadicani, Reg.- u. Baurat, Steglitz b. Berlin.

447—49 Thoms, Hufner, Bohnert. Thomsen, L., Mooreege. Theede, Baurat, Husum.

450—56. Tonderaner Seminaristen: Brodersen, Clausen, Cords, Jacobsgaard, Nissen, Petersen, Rothe, Vogt.

457. Ullmann, Seminardirektor, Schleswig.

458. Voigt, Eckernförde.

459—64. Wald, Pächter, Schönhagen. Weller, Valdivia (Chile). Wieck, L., Tolk. Wiese, Handlungsgehülfe, Elmshorn. Wischmann, Kaufmann, Bremen. Dr. Wolff, Sanitätsrat, Eckernförde.

Bem. Die Broschüre: „Der Gang der Germanisation in Ost-Holstein" von Dr. Arthur Gloy liegt noch in einer größeren Anzahl vor und kann durch mich gegen vorherige Einsendung von 40 Pfg. (in Marken) franko bezogen werden. H. Barfod, Kiel, Friedrichstr. 66 III.

Bitte.

Zur Gedenkfeier des Tages von Eckernförde (5. April 1849) wird eine Ausstellung von Bildern, Trophäen des Kampfes, Münzen, auch der erschienenen Flugblätter, Gedichte und Bücher beabsichtigt. Der Unterzeichnete bittet die Besitzer solcher Sachen, ihm ein Verzeichnis derselben zugehen zu lassen. Von Büchern und Flugblättern wolle man Titel, Verfasser, Druckort und Jahreszahl, von Bildern eine Beschreibung sowie Zeichner und Drucker angeben. Sachen, die aus dem Holze „Christian VIII." angefertigt sind, werden nicht gewünscht, da solche in großer Auswahl hier am Orte zu haben sind.

Willers Jessen, Lehrer, Eckernförde.

Briefkasten

wegen Raummangels in nächster Nummer.

Anzeigen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 12. Dezember 1898.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Sie wird den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, kostenfrei durch die Post zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift im Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

An die Leser.

Das neue Jahr wird die „Heimat“ auf den bisher betretenen Bahnen finden; doch wird es selbstverständlich ihr Bestreben bleiben, den Inhalt durch strenge Sichtung immer wertvoller zu machen.

Ich beabsichtige nicht, alle Artikel aufzuzählen, die für den neuen Jahrgang bestimmt sind; nur an einigen Beispielen möchte ich zeigen, wie die Aufgabe des Blattes im nächsten Jahre aufgefaßt werden soll. Besonders reiches Material bietet die Gruppe der Biographieen; über folgende Männer, die für unsere Heimat bedeutungsvoll sind, stehen Darstellungen zur Verfügung oder in naher Aussicht: Melchior Hoffmann, Jürgen Wullenweber, Hegewisch, Generalsuperintendent Nielsen, Delius, Wilhelm Jensen, J. H. Fehrs u. a. m. Auf dem Gebiete der Geschichte wird selbstverständlich wie im laufenden Jahre die Zeit unseres Befreiungskampfes besonders berücksichtigt und vor allem der Ehrentag Eckernfördes, der fünfte April 1849, in Verbindung mit seinen Helden Jungmann, Preußer usw. in der Erinnerung wachgerufen werden. Doch stehen auch mancherlei andere Geschichtsdarstellungen zu Gebote, vor allem solche, in denen kulturgeschichtliche Stoffe bearbeitet worden sind; ich nenne beispielsweise: Geschichtliche Entwickelung des Herzogtums Schleswig bis zu seiner Vereinigung mit Holstein; Aus dem vorreformatorischen Husum; Die Entstehung des Fleckens Kellinghusen und die ersten Bewohner des Kirchspiels; Unsere Grönlandfahrer; Das Gottesgeld; Der Agendenstreit vor hundert Jahren usw. Besonders reich ist der Vorrat an kleineren und größeren Arbeiten aus dem Gebiete der Volkskunde; hier werden auch die Sammlungen der Sprichwörter und der Jugendspiele fortgesetzt, die der Volksreime begonnen werden. Auch die Naturkunde, an deren Pflege bei der Gründung des Vereins vor allem gedacht wurde, wird entsprechend vertreten sein; außer manchen Arbeiten, die bereits früher genannt worden sind, mögen hier erwähnt werden: Krabbenfang in Büsum; Seemoos; Über die neuesten Forschungen in der Aalfrage usw. Die neuplattdeutsche Bewegung, die man in Schleswig-Holstein zur Zeit mit besonderem Nachdruck pflegt, wird unsere Zeitschrift an ihrem Teile fördern helfen; zunächst wird das geschehen durch den Abdruck der Festrede vom Kieler Verbandstage: Die Ziele der neuplattdeutschen Bewegung. Ich verzichte des Raumes wegen auf eine Aufzählung weiterer Themen, weise aber besonders auf die beabsichtigten Jahresübersichten hin, in denen von sachkundigen Männern das Interessanteste der einzelnen Gebiete unserer Arbeit zusammengestellt werden soll. Daß daneben kleinere Artikel, Mitteilungen, Anfragen, Buchbesprechungen usw. nicht vernachlässigt werden, versteht sich von selbst. — Stoffmangel wird also im neuen Jahre nicht eintreten; hoffentlich werden wir auch imstande sein, den einzelnen Nummern noch mehr Inhalt zuweisen zu können. Lund.

Briefkasten.

Angenommen: M. in L.: De Ünneirsken ore de Hognstein. — Sch. in N.: Auch ein Franzosengrab in Holstein. — L. F. in P.: Ein Denkmal aus vorgeschichtlicher Zeit. — E. in H.: Weißer Bogen im Nebel.

Einige kleinere Artikel und verschiedene Buchbesprechungen haben zurückgestellt werden müssen, weil der Platz dieser Nummer durch Artikel, die noch in diesem Jahre abgedruckt oder beendet werden mußten, so sehr in Anspruch genommen war, daß nur durch umfassendere Anwendung der Mittelschrift der vorgesehene Stoff untergebracht werden konnte. Ld.

Eingegangene Bücher.

Jahresbericht der Handelskammer zu Kiel für 1897. — Buttel, Raumlehre, neue Auflage. — Der Turner. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthust.

Aufruf für die Friedrich Hebbel-Stiftung in Kiel.

In der kurzen Spanne Zeit seit dem Tode Friedrich Hebbels hat der unerschöpfliche Gehalt seiner Dichtung, die Reinheit und der Ernst seines Strebens, die gewaltige Größe seiner Persönlichkeit sich einem stetig wachsenden Kreise teilnehmender Verehrer erschlossen. In immer hellerem Lichte strahlt sein Ruhm, während die einst glanzvollen Gestirne mancher hochgefeierten Dichter des seinem Ende sich zuneigenden Jahrhunderts allmählich verblassen. Obgleich ihn sein Schicksal dem heimatlichen Boden früh entfremdete, steht er doch in den Grundzügen seiner menschlichen und künstlerischen Individualität den Stammesgenossen am nächsten. Da ziemt es sich für die Schleswig-Holsteiner vor allem, sein Andenken zu ehren. Wer in unserer Heimat an Litteratur und Kunst warmes Interesse nimmt, muß es daher mit besonderer Freude begrüßen, daß die hochbetagte Gattin des Dichters, Frau Christine Hebbel, in wehmütiger Erinnerung an den rauhen Pfad, den er mühsam emporklomm, bevor ihn endlich ein bescheidenes Lebensglück erfreute, vor mehreren Jahren den Grundstock zu einer Friedrich Hebbel-Stiftung für unbemittelte Künstler, in erster Linie Dichter Schleswig-Holsteins legte, deren Kapital 3000 Mark beträgt.

Es ist allgemein bekannt, daß der große Dichter, dessen Namen die Stiftung trägt, sich selbst und sein reiches, den höchsten Zielen zustrebendes Talent nur durch eine besonders günstige Fügung des Schicksals aus dem aufreibendem Kampfe mit bitterer Armut und drückender Sorge rettete. Ihm ist es auch gelungen, die unheilvollen Nachwirkungen dieser langen finsteren Periode in Leben und Dichtung zu überwinden, und dieser schwer erkämpfte Sieg ist ohne Zweifel der untrüglichste Beweis seiner geistigen Größe. Doch nicht alle sind so stark und so glücklich wie er. Vor allem für diejenigen Dichter und Künstler, die eigenartige Wege wandeln und flüchtige Modeerfolge verschmähen, kann die eigene Produktion keineswegs als eine sichere Basis gelten, auf der sie sich frei entwickeln können. Wer Gelegenheit gehabt hat, tiefere Einblicke in das Kunstleben unserer Tage zu thun, wird die schneidende Wahrheit des Hebbel'schen Distichons bestätigt finden:

Andere schaffen, damit sie das Leben sich sichern, dem Künstler
Muß es gesichert sein, eh' es zu schaffen vermag.

Der Vorstand, dem Frau Christine Hebbel die Verwaltung der von ihr gegründeten Stiftung übertragen hat, hofft bestimmt, daß es recht bald gelingen werde, das in so hochherziger Weise geschenkte Kapital auf eine, der Provinz und des Namens Hebbel würdige Höhe zu bringen. Sind doch bis jetzt in Schleswig-Holstein, aus dem in den letzten Jahrzehnten nicht wenig rüstig strebende, tüchtige Talente auf allen Gebieten der Kunst hervorgegangen sind, Stiftungen, welche dieselben oder ähnliche Zwecke verfolgen, kaum vorhanden.

Wir bitten alle Verehrer und Verehrerinnen Hebbels, alle Landsleute, die eine gedeihliche Kunstentwickelung unserer Heimat fördern möchten, uns in unserem Bestreben zu helfen und dazu beizutragen, daß das Vermögen der Stiftung recht bald die in dem Statut vorgesehene Höhe von 30 000 Mark erreiche.

Beiträge bitten wir an die Kieler Bank in Kiel, bei der das jetzige Vermögen der Stiftung belegt ist, oder an eins der Mitglieder des Vorstandes einzahlen zu wollen.

Kiel, den 17. April 1898.

Klaus Groth, Kiel, erster Vorsitzender.

H. Kahlcke, Heide, Landtagsabgeordneter, zweiter Vorsitzender.

Dr. Thomsen, Kiel, Rechtsanwalt, Stadtverordnetenvorsteher.

Hans Olde, Seekamp b. Friedrichsort.

H. Krumm, Kiel, Schriftführer.

Statut der Friedrich Hebbel-Stiftung in Kiel.

§ 1. Die durch Frau Christine Hebbel in Wien, die Witwe des Dichters Friedrich Hebbel, gegründete Stiftung hat den Zweck, in Schleswig-Holstein geborenen, unbemittelten Künstlern, deren Leistungen über das Durchschnittsmaß hinausgehen, in erster Linie Dichtern, eine Unterstützung zu gewähren.

§ 2. Die Stiftung hat ihren Sitz in Kiel.

§ 3. Die Stiftung wird von einem Vorstande verwaltet, welcher aus fünf Personen, einem Vorsitzenden, einem stellvertretenden Vorsitzenden, einem Schriftführer und zwei Beisitzern besteht. Zu Mitgliedern des Vorstandes sind zum ersten Male die Unterzeichneten von der Stifterin, Frau Christine Hebbel ernannt, und sind berechtigt und verpflichtet, sobald einer von ihnen ausscheidet, einen Ersatzmann zu wählen. Sie verteilen unter sich die vorstehend genannten Funktionen.

§ 4. Der Vorstand beschließt über zu bewilligende Unterstützungen.

§ 5. Solange Frau Christine Hebbel lebt, ist der Vorstand an ihre Zustimmung bei der Wahl des zu Unterstützenden gebunden.

§ 6. Die Unterstützung wird aus den Zinsen des Vermögens der Stiftung gewährt. Diese Verwendung der Zinsen beginnt erst, wenn das Kapital eine Höhe von 30000 Mark erreicht hat.

§ 7. Das Vermögen der Stiftung ist pupillarisch sicher zu belegen.

§ 8. Die bewilligte Unterstützung wird am 18. März, dem Geburtstage Friedrich Hebbels, ausgezahlt.

§ 9. Bei Abstimmungen entscheidet einfache Mehrheit. Im Falle der Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

Klaus Groth, Kiel, erster Vorsitzender. H. Kahlcke, Heide, Landtagsabgeordneter, zweiter Vorsitzender. Dr. Thomsen, Kiel, Rechtsanwalt, Stadtverordnetenvorsteher. Hans Olde, Seekamp bei Friedrichsort. H. Krumm, Kiel, Schriftführer.

Bücherschau.

Den Gang jeg drog afsted. Erindringer fra 1848—50, fortalte af Deltagere i Tidens Begivenheder. Samlede og udgivne af Franz v. Jessen. 2. Oplag. København. Det nordiske Forlag (Ernst Bojesen). 1898. Pr. 2,50 Kr. — Eine Festschrift ist dies Buch, zusammengestellt zu der Erinnerungsfeier an den Kampf von 1848, die im Juni d. J. im Rosenburger Schloßgarten zu Kopenhagen stattgefunden hat. Durch die Presse hat der Herausgeber Franz v. Jessen die alten Waffenbrüder aufgefordert, ihre Erinnerungen aufzuschreiben; der großartige Erfolg — es liefen 554 Beiträge ein — zeigt, wie sehr auch bei den Dänen die Kampfeszeit noch im Andenken steht. Zahlreiche Erinnerungen, Anekdoten, Kampfszenen werden geschildert, die natürlich von sehr verschiedenem Wert sind. Während einige schon recht sagenhaft übersponnen sind, wird andere auch der Schleswig-Holsteiner ohne Kopfschütteln lesen. Die Erzählungen sind chronologisch geordnet und umfassen die beiden Jahre 1848 und 1849. Mit einer Schilderung der Erhebung in der Stadt Schleswig beginnt das Buch, bringt dann Erlebnisse von den Kämpfen bei Bau, Schleswig, Düppel, Eckernförde, Kolding, Fridericia, Idstedt, Missunde, Friedrichstadt und schließt mit der Heimkunft der Truppen. Wenn wir Schleswig-Holsteiner begreiflicherweise auch in manchen Punkten anders denken als die Dänen und deswegen nicht immer mit den Erzählern harmonieren, so ist es doch interessant und lehrreich, zu hören, wie man auf dänischer Seite über die Kämpfe denkt, und wieviel noch davon in der Erinnerung des Volkes haftet.

Willers Jessen in Eckernförde.

Beschreibung des Truppen-Übungsplatzes Lockstedter Lager. Herausgegeben von Friedrich Behrens, Lehrer in Elmshorn. Verlag von C. Vollbehr in Elmshorn. — Das Büchlein bringt auf 16 Seiten Vergangenes und Gegenwärtiges vom Lockstedter Lager. Die Beschreibung ist in gedrängter Kürze abgefaßt, enthält aber alles Wissenswerte und Interessante des Ortes. Gerade wegen seiner Kürze, d. h. der knappen Form, ist es recht zu einem Führer des Besuchers geeignet. Da aber die geplante Vergrößerung des Schießplatzes zum Truppenübungsplatz des 9. Armeekorps bei manchem Interesse erweckt hat, so wird es auch jedem andern eine willkommene Gabe sein. Ein Plan des Lagers ist beigelegt. — Es mögen noch die Kapitelüberschriften folgen: Geschichtliche Vorbemerkungen. — Der Name. — Lage. — Die Erbauung. — Das Jahr 1870/71. — Die Bevölkerung. — Die Verwaltung. — Die Bauten. — Straßen und freie Plätze. — Der Kirchhof. — Denkmäler. — Das Jahr 1881. — Der Schießplatz. — Vergrößerung des Lagers. — Gut Bücken und Lohmühle. — Dorf Ridders. — Der Preis beträgt geheftet nur 25 Pfg. — Möge durch einen weiten Leserkreis die Arbeit des Verfassers belohnt werden.

H. Hornig in Stolpe bei Neustadt i. H.

Anzeigen.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

IX. Jahrgang.



Kiel, 1899.

Druck von A. F. Jensen.

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 1. Januar 1899.

Die Ziele der neuplattdeutschen Bewegung.

Rede, gehalten am 14. plattdeutschen Verbandstag, den 3. Oktober 1898, zu Kiel von Oberlehrer **Hermann Krumm.**

I.

Verehrte Festteilnehmer, plattdeutsche Männer und Frauen, insbesondere alle, die aus unserer Heimatprovinz nicht nur, sondern überallher, wo plattdeutsche Sprache und Art gepflegt wird, in unser altes Kiel gepilgert sind, um dem vierzehnten plattdeutschen Verbandstage beizuwohnen — fühlen wir nicht alle, daß die Sache, für die wir mit ganzem Herzen eintreten, in letzter Zeit einen gewaltigen, ungeahnten Aufschwung nimmt? Hoffen wir nicht alle, daß gerade diese Tage viele Stammesgenossen, die bis dahin noch gleichgültig abseits standen, aufrütteln werden, uns zu helfen in dem Kampfe für die „Modersprak," damit wir, die Enkel, soweit an uns liegt, sühnen, was die Vorfahren aus Lässigkeit oder Unwissenheit gesündigt haben?

Wir scheinen thatsächlich an einem Marksteine der plattdeutschen Bewegung zu stehen. Bisher hatten sich Plattdeutsche im deutschen Reiche zu Vereinen nur dort zusammengeschlossen, wo sie sich unter mittel- oder oberdeutschen Lauten oder in großen Metropolen, wie namentlich in Berlin, innerlich vereinsamt fühlten. Es war ein unwiderstehliches Heimweh, das sie zu den Quellen ihres Lebens zurücktrieb, das sie die herzfrischen Klänge der heimatlichen Mundart doppelt lieben lehrte. Auch an den Grenzen des deutschen Sprachgebietes hatte das Niederdeutsche seine unverwüstliche Kraft im Kampfe gegen fremde Idiome erwiesen. Mit Genugthuung sahen wir seine stetigen Fortschritte gegenüber dem Dänentum in unserer Nordmark, mit stolzer Freude erfüllte jedes plattdeutsche Herz das mutige, erfolgreiche Ringen der Vlamen gegen das übermütige, staatlich privilegierte Welschtum. Und jenseits des Ozeans, in Nordamerika, welch ein thatkräftiges Zusammenschließen unserer plattdeutschen Brüder, welch energisches Bemühen, in und mit ihrer Sprache ihre Eigenart den Yankees und Angelsachsen gegenüber zu bewahren, in dem allmählich sich herausbildenden nordamerikanischen Gesamttypus sich, wenn nicht als Ausschlag

gebenden, so doch als selbständigen Faktor zur Geltung zu bringen! So bewährte sich überall, wo es zu kämpfen galt, der zu Angriff und Abwehr bereite, kampffrohe Sinn der Niedersachsen, und immer wieder war die Muttersprache das Banner, unter dem sie alle geeint ins Feld zogen, dem Siege entgegen.

Wie sah es unterdes in der eigentlichen Heimat der Plattdeutschen, in kernplattdeutschen Landen aus, aus denen die Bahnbrecher und rüstigen Vorkämpfer der Bewegung, unsere plattdeutschen Dichter, hervorgingen? Wenn wir die Frage ehrlich beantworten wollen, so müssen wir sagen: nicht zum allerbesten. Gewiß fanden diese Dichter auch hier einen großen Kreis begeisterter Leser und Hörer, und doch möchte man behaupten: es fehlten den Führern die Truppen. Trotz Groth und Reuter und aller der Männer, die auf ihren Spuren gingen, beharrte namentlich die große Mehrzahl der Gebildeten, obgleich sie es nicht verschmähten, sich an plattdeutschen Schnurren zu ergötzen, in vornehmer Gleichgültigkeit der verachteten Stammessprache gegenüber. Wie viele von ihnen hatten denn eine Ahnung davon, welch ein kostbares Gut wir in der Sprache unserer Väter besitzen? Und auch wer ein Herz hatte für sie, wiegte sich in Sicherheit. Hatten denn nicht die plattdeutschen Dichter eben erst so unendlich viel geleistet, hatten sie das tot geglaubte Dornröschen nicht zum Leben erweckt, es vor ganz Deutschland und der Welt hoch auf den Schild erhoben? Gewiß: das ist ihr unsterbliches Verdienst. Nur eins vergaßen die Jüngeren in ihrer Lauheit, daß keine Generation ungestraft sich damit begnügt, von dem ererbten Gute zu zehren. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Doch seien wir gerecht! Vielleicht war es nötig, daß erst die politische Einheit aller deutschen Stämme befestigt wurde, bevor die einzelnen sich wieder auf sich selbst besannen. Jetzt ist die Zeit dazu gekommen. Sind wir zu kühn, wenn wir annehmen, daß hierin ein Wandel eingetreten ist, daß den Niederdeutschen, die wahrlich nicht die schlechtesten Kinder des neuen deutschen Reiches sind, die Augen geöffnet werden, daß sie mit Staunen und Schmerz sehen, wieviel die alles gleichmachende moderne Entwicklung bereits von ihrer Eigenart abgebröckelt hat? Ich möchte die Gründung lebensfähiger plattdeutscher Vereine auf plattdeutschem Boden, worin unsere Heimatprovinz vorangegangen ist, für einen Beweis halten, daß plattdeutsch redende Männer und Frauen aller Stände die Gefahren zu erkennen anfangen, die der plattdeutschen Sprache und der plötzlich wie über Nacht emporgeblühten plattdeutschen Litteratur, dem Quell, von dem aus jene Sprache weiterfließen oder auf ewig versiegen muß, in unserer Zeit drohen. Nichts kann an einem Tage, wie dieser es ist, angemessener sein, als diese Gefahren, denen wir nur trotzen können, wenn wir sie gemeinsam zu bekämpfen geloben, scharf ins Auge zu fassen und uns klar zu machen, welche Waffen wir in solchem ehrlichen Streite zu schwingen haben.

Sie wissen, es ist der Hauptzweck unseres allgemeinen plattdeutschen Verbandes, darnach zu streben, daß das Plattdeutsche als lebendige Volkssprache, als der ungetrübte Spiegel, der reine, ursprüngliche Ausdruck unseres Volkslebens, erhalten bleibe. Prüfen wir, wie sich die Verhältnisse nach dieser Richtung hin entwickelt haben. Ein etwas weiteres Ausholen ist hier unvermeidlich.

Es kann nicht meine Absicht sein, Ihnen ausführlich darzulegen, wie im Bunde mit der Reformation die hochdeutsche Bibelübersetzung in unserm Norden allmählich vordrang, wie unablässig übereifrige, meist fremde lutherische Prediger damals bemüht waren, das Hochdeutsche in Kirche und Schule einzuführen. Der Prozeß war unaufhaltsam. Der Untergang der Bauernrepublik Dithmarschens (1559) bedeutet für Schleswig-Holstein, insbesondere für den Westen, nicht nur das Ende des letzten Restes der Gemeindefreiheit, sondern auch den Sieg des fremden Idioms, das jetzt auch in den Gerichtssaal eindrang. Immer unheilbarer wurde der Riß zwischen der Sprache der Studierten und Beamten und der auf dem Lande und in den kleineren Städten mit echt niedersächsischer Zähigkeit noch auf Jahrhunderte hinaus verteidigten Sprache des Volkes. Inzwischen waren in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts alle Mundarten durch den verhängnisvollen Einfluß des Martin Opitz und der ersten schlesischen Dichterschule aus der deutschen Litteratur verschwunden, trotz einzelner geharnischter Proteste ihrer Anwälte, wie namentlich des Rostockers Johann Lauremberg, und trotz des Widerstandes auch der Süd- und Westdeutschen. An Stelle der vollsaftigen Volkssprachen war überall die blasse, dem Volksleben ganz entfremdete Buchsprache getreten. Teuer war die Einheit erkauft worden, denn mehr und mehr wurde das Naiv-Sinnliche, die charakteristische Eigenart aus dem Hochdeutschen ausgemerzt. Eine beispiellose Verwelschung griff bald, als traurigste Folge dieses Verfalls, um sich; die Litteratursprache war nahe daran, wie die Konversationssprache der vornehmen Kreise, zum Jargon herabzusinken. — Es ist nie genug zu bewundern, daß es den sprachgewaltigen Schöpfern unserer neuhochdeutschen Litteratur, unsern Klassikern von Klopstock bis Goethe, gelingen konnte, die allgemein angenommene Schriftsprache aus solcher Schmach auf den Gipfel der Vollendung zu heben. Soweit es noch anging, kehrten sie zu den ursprünglichen, im Verborgenen weiter sickernden Quellen der Mundarten zurück, um das Hochdeutsche mit gesundem, neuen Leben zu erfüllen und zu bereichern; ganz konnten auch sie ihm den mit seiner Entwicklung vermachten Charakter des Starren, Leblos-Abstrakten nicht mehr rauben. Andererseits vermittelten sie durch das Hochdeutsche den weitesten Kreisen der Nation einen so unermeßlich reichen Schatz edelster Bildung und erreichten auf allen Gebieten eine so unnachahmliche Höhe der Darstellung, daß fortan jeder Versuch, eine mundartige Litteratur von gleichem Werte dem, was sie geschaffen, gegenüberzustellen, als

gänzlich aussichtslos erscheinen mußte. Waren doch auch unsere Mundarten, die niederdeutschen vor allem, in den zwei Jahrhunderten von der Einführung der lutherischen Bibelübersetzung bis zu dem Höhepunkte unserer klassischen Litteratur immer mehr in sich verfallen, trotz, ja, wegen der Liebe, die Bauern und Handwerker ihnen immer noch entgegenbrachten! Sie lagen in dem Banne des hochmütigen und beschränkten Vorurteils der Gebildeten, sie galten ihnen für gemein. Stammt doch aus jener Zeit der Name „Plattdeutsch," mit dem man das Niederdeutsche ein für allemal als eines gebildeten Mannes unwürdig brandmarken wollte. In Büchern fand es nur Verwendung zur komischen Darstellung gemeiner Redeweise; nur wer die grobe Seite des Volkslebens geflissentlich hervorkehren wollte, bediente sich mit Naserümpfen und spöttischer Herablassung des „Dialektes." — So besaßen wir denn eine hochentwickelte Litteratur, aber zunächst nur als Domäne für vornehmere Geister, durch eine Mauer von dem Volke getrennt, das hinter dem Pfluge und in der Werkstatt an seinen heimischen Lauten festhielt. Es mußte eine Gegenbewegung eintreten, denn, wenn eine Schriftsprache nicht, trotz aller Genialität der größten und sprachgewaltigsten Dichter und Schriftsteller, farblos werden und in Stagnation erstarren soll, müssen die Mundarten stets lebendig ihr zur Seite fließen, als Zuführer sinnlich-provinziellen Ausdrucks und einfach-natürlicher Anschauung. Das mußte allen Kreisen, vornehmlich den Gelehrten und Gebildeten, wieder einmal zum Bewußtsein kommen.

Bekanntlich ist die alemannische Mundart die erste gewesen, in der ein Dichter, der dem Volke „auf den Mund sah," zum ersten Male wieder mit wahrem Glauben und dem Ernste echter Empfindung das Volksleben seiner Heimat in idealer Verklärung wiedergab. Was Hebel für das Alemannische geleistet hatte, nicht ohne den Widerspruch der Gebildeten seiner Zeit herauszufordern, die sich berufen glaubten, sich der Sprache, in der Goethe und Schiller geschrieben, gegen die Mundart anzunehmen, das gelang unserem Groth, etwa 30 Jahre später, für die dithmarsische Mundart. Er gab dadurch den Anstoß zur Wiederbelebung aller anderen plattdeutschen Dialekte. Wie Hebel, hatte auch er das Instrument erst wieder zu bauen, dem er seine Melodie entlocken wollte, doch die Arbeit seines Lebens, der er seine ganze Kraft geopfert hatte, wurde belohnt. Als er, stets kämpfend mit wiederholten Anfällen gänzlicher Abspannung, den „Quickborn" vollendet hatte, da fühlten seine Landsleute, daß er es verstanden, der Seele des Stammes in seinen Liedern die Zunge zu lösen. Dasselbe leistete bald darauf, mit ganz anderen Mitteln, aber ebenso glänzend, mit noch größerem äußeren Erfolge Fritz Reuter für den von dem dithmarsischen grundverschiedenen mecklenburgischen Stamm. Mit ungeahnter Kraft hatten die Mundarten sich aus ihrem tiefen Verfalle erhoben und den ihnen gebührenden Platz in der Litteratur wieder erobert.

Die Lorbeeren, die diese beiden Meister der neuplattdeutschen Litteratur sich erwarben, reizten viele zur Nachahmung und Nachfolge. Es war ein gewaltiges Heer von tüchtigen, reich begabten Männern, die das neue Feld emsig anbauten; die neuerstandene plattdeutsche Litteratur schoß rasch zu einem mächtigen Baume mit stattlicher Krone empor.

Und trotzdem bereits wieder Klagen über Verfall und Mahnung zur Verteidigung des eben erst Gewonnenen? Wir leben in einer hastig sich überstürzenden Zeit, die jeden Augenblick etwas Neues gebiert und das Festhalten an dem guten Alten allen zur Pflicht macht, die nicht im Wirbel untergehen wollen. Die Generation, aus der jene Dichter hervorgingen, auch die, für die sie schrieben, sind durch andere abgelöst worden, die — ich spreche eine traurige Wahrheit aus — nicht mit derselben Liebe an ihnen hängen, weil die Sprache, der sie sich bedienten, in den letzten Jahrzehnten trotz ihrer Bemühungen einer raschen Zersetzung anheimgefallen ist. Dies gilt weniger von den Humoristen, Reuter und seinen Nachfolgern, die nicht so tief in die Mundart untertauchten, ihre Hauptwirkungen vielfach der virtuosen Wiedergabe des „Missingsch,“ jener in dem Munde Bräsigs zwerchfellerschütternden Mischung von Hoch und Platt, verdankten, als von den episch-lyrischen Dichtern, meistens Holsteinern, die in Groths Fußstapfen wandelten, vor allem von diesem selbst. Und so mag es denn nicht ohne inneren Grund sein, daß gerade von hier aus der Anstoß zur Gründung plattdeutscher Vereine auf plattdeutschem Boden gegeben wurde. Wie oft habe ich mich nicht davon überzeugt, daß ohne Wörterbuch und Erläuterungen die heutige Jugend, selbst in Dithmarschen, den „Quickborn“ oder die „Allerhand Slag Lüd“ unseres vortrefflichen Fehrs nicht mehr mühelos zu genießen imstande ist. Eine große Menge alter, echt niederdeutscher Wörter und Wendungen ist uns bereits abhanden gekommen, anderes muß bald verloren werden, wenn wir Plattdeutschen uns nicht mit aller Macht entgegenstemmen. Und noch ein anderes muß jeder sehen, der scharfe Augen im Kopfe hat. Wie sehr nimmt in noch vor einer oder zwei Generationen rein plattdeutschen Schichten unserer Bevölkerung die Zahl derjenigen zu, die aus falscher Scham, um sich nicht sofort als ungebildet zu dokumentieren, einem Fremden gegenüber ihre Muttersprache verleugnen, lieber das entsetzlichste Hochdeutsch radebrechen als die Sprache reden, an der ihre Väter, unter den ungünstigsten Verhältnissen, Jahrhunderte lang festgehalten haben! Es ist sogar bestimmt anzunehmen, daß das Plattdeutsche, auch auf dem Lande, nicht mehr überall und ausschließlich die Sprache ist, der sich alle Niederdeutsche im zwanglosen Verkehr unter einander bedienen. Die Thatsachen sind nicht wegzuleugnen: wie sind sie zu erklären?

Wir brauchen nicht sehr weit zu suchen. An die Stelle der fast insularen Abgeschlossenheit der einzelnen deutschen, insbesondere der niederdeutschen Stämme, die bis zur Mitte unseres Jahrhunderts kaum gestört

wurde, ist jetzt, bei der großartigen Steigerung des modernen Verkehrs, ein Durcheinanderwürfeln der buntscheckigsten Elemente getreten, und zwar nicht nur in den Städten. Viel wichtiger aber ist noch, daß an den Segnungen der, wie ich bereits ausgeführt habe, doch nur durch das Medium der hochdeutschen Schriftsprache vermittelten allgemeinen Bildung jetzt alle Schichten teilnehmen wollen und können. Gerade diejenigen, die früher am zähesten am Mutterlaute festhielten, drängen sich am eifrigsten darnach, denn sie haben eingesehen, daß Bildung Macht ist. Das sind nun Erscheinungen, die, im Interesse der Allgemeinheit, kein Verständiger beklagen wird. Es ist einmal so und wird uns immer wieder durch Natur und Geschichte gelehrt, daß der Einzelne der Gesamtheit gegenüber nie Recht haben kann, daß er in ihr aufgehen muß. Doch sollten wir deshalb an der Zukunft unseres Plattdeutschen verzagen und müssig die Hände in den Schoß legen, weil die moderne Zeit sich anzuschicken scheint, darüber hinwegzugehen? Nimmermehr. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wer eine Ahnung von dem Verhältnis der Mundarten zu der Schriftsprache, den Gesetzen des Entstehens und Vergehens der Sprachorganismen hat, weiß, daß, trotz allem, dem Plattdeutschen noch viele Jahrhunderte frischen Lebens beschieden sein müssen. Wohl aber sollte diese ganze Entwicklung uns zum Nachdenken zwingen. Es ist Zeit, uns die Frage vorzulegen: Was dürfen wir erstreben und was können wir erreichen? (Schluß folgt.)

Geschichtliche Entwicklung des Herzogtums Schleswig bis zu seiner Vereinigung mit Holstein.

Von **H. E. Hoff** in Kiel.

I.

Ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit die Schleswig-Holsteiner sich einmütig gegen dänische Vergewaltigung erhoben und für die Wahrung der alten Landesrechte mutig in den Kampf zogen. Wir alle stehen noch unter dem Eindruck der Jubiläumsfeier vom 24. März, und wir wären unserer Väter nicht würdig, wenn nicht unsere Landesgeschichte in einer solchen Zeit bei uns einem gesteigerten Interesse begegnete. Zwar hat unser meerumschlungenes Vaterland seit reichlich 30 Jahren aufgehört, für sich eine staatliche Einheit zu bilden. Der Strom geschichtlicher Entwicklung unseres Landes hat seit der Zeit sein Mündungsgebiet erreicht, eine schleswig-holsteinische Geschichte giebt es nun nicht mehr. Wir sind ein Glied Preußens und des deutschen Reiches geworden, dessen Geschicke wir fortan teilen werden. — Die große Zeit Wilhelms I., die den Deutschen die lang ersehnte Einheit auf politischem Gebiete und damit die Vorbedingung eines gewaltigen Aufschwungs auf wirtschaftlichem Gebiete brachte, hatte naturgemäß das Nationalbewußtsein der Deutschen daheim und im Auslande mächtig gestärkt. Die Folge war, daß für die nächste Zeit die preußisch-deutsche Geschichte derartig nicht nur in den Schulen, sondern auch in der Litteratur dominierte, daß die Landesgeschichte

ganz in den Hintergrund gedrängt wurde. In dem letzten Jahrzehnt aber kann man die Beobachtung machen, daß das Interesse für die Geschichte der engeren Heimat und deren Eigenart in Sprache, Litteratur und Kunst wieder erwacht und mehr und mehr hervorgetreten ist. Wir haben wieder Zeit gefunden, uns auf unsere Eigenart zu besinnen, und wir sind dabei zu dem Resultat gekommen, daß es dem Deutschtum und seiner Zukunft nur förderlich sein kann, wenn wir das, was uns von andern deutschen Volksstämmen unterscheidet, aber nicht trennt, sorgfältig in eine fernere Zukunft hinüberzuretten suchen. Das ist kein Partikularismus, das ist eine gesunde Bewegung; so schaute der Herold des deutschen Kaiserreiches, Emanuel Geibel, sein deutsches Vaterland: „Eins nach außen, schwertgewaltig um ein hoch Panier geschart, innen reich und vielgestaltig, jeder Stamm nach seiner Art!"

Am 24. November 1896 hat das befreite Schleswig-Holstein Wilhelm I. im Kieler Schloßgarten ein Denkmal aus Stein und Erz errichtet, das vorne auf dem Sockel die Idealfiguren der Herzogtümer Schleswig und Holstein zeigt. Schleswig, die stehende, schmächtigere Gestalt, schmiegt sich eng an die auf ihre ureigene Kraft vertrauende Holsatia an; — diese dagegen hält die Schwester fest umschlungen, als wenn sie sagen wollte: „Sei getrost, ich lasse dich nicht, wir bleiben zusammen „up ewig ungedeelt." Ein großes Stück Geschichte reden diese stummen Gestalten, die ein Sohn unseres Landes, der Husumer Adolf Brütt, geschaffen hat. Ohne Übertreibung kann behauptet werden, daß der Künstler in dieser Gruppe den Angelpunkt angedeutet hat, um den sich die geschichtliche Entwicklung der Herzogtümer bewegt.

Holstein ist niemals ganz von Deutschland losgelöst gewesen, das Land Schleswig aber ward in alter Zeit den Dänen unterthan, bis es endlich nach schweren Kämpfen mit Holstein vereinigt wurde. Mehr als 400 Jahre haben die Herzogtümer die Geschicke Dänemarks teilen müssen, bis für sie die Stunde der Befreiung schlug.

Keine Frage ist für das Verständnis der älteren Geschichte unseres Landes von größerer Bedeutung als diese:

> Wie vollzog sich die geschichtliche Entwicklung Schleswigs und seine Vereinigung mit Holstein?

Daß die Beantwortung dieser Frage schwierig, und daß sie von den Geschichtsforschern noch nicht völlig gelöst ist, das ist von vornherein zuzugeben. — Manche Verhältnisse sind noch unaufgeklärt, und gerade bei den entscheidenden Fragen stehen deutsche und dänische Geschichtsauffassung in schroffem Gegensatz zu einander. Wenn ich es nun unternehme, im engen Rahmen der „Heimat" ein Bild von der geschichtlichen Entwicklung des Herzogtums Schleswig zu entwerfen, so muß ich um gütige Nachsicht bitten. Ich habe mich bemüht, die ältere und auch die neueste Litteratur, die sich auf diesen Gegenstand bezieht, soweit sie mir zugänglich war, zu studieren. Aus praktischen Gründen habe ich sodann den umfangreichen Stoff in 6 Abschnitte zerlegt und durch kurze Überschriften bezeichnet.

I. Schleswig in alter Zeit.

Seit alters reicht das Schleswiger Land von der Eider und Levensau im Süden bis zur Königs- oder Schottburger-Au im Norden. Diese war früher viel breiter, wie ein Blick von den benachbarten Höhen im Westen in ihr weites und tiefes Thal noch heute zeigen soll. Im Osten lag der Herdorpersee, jetzt Wiesenflächen, der mit dem Koldinger Fjord durch die Koldinger-Au in Verbindung stand. Da außerdem ein mächtiger Grenzwald, der Farris, vorhanden war, so läßt sich die alte Grenze von Meer zu Meer geographisch völlig erklären.

Die Urbevölkerung, welche wahrscheinlich schon vor der Zerstörung der unsere Westküste schützenden Dünenkette das Land bewohnte, hatte Werkzeuge und Waffen aus Flintstein, Horn und Knochen. Ohne Zweifel wurden sie von den Germanen verdrängt, die die ganze Halbinsel einnahmen bis zum äußersten Norden. Ptolemäus, ein ägyptischer Geograph des 2. Jahrhunderts, nannte sie die cimbrische Halbinsel, weil man hierher die Sitze der Cimbern verlegte.

Die Germanen teilten sich in Süd- und Nordgermanen, oder Deutsche und Skandinavier. — Die cimbrische Halbinsel hatte ursprünglich nur südgermanische Bevölkerung. In Jütland wohnten die Jüten, südlich der Au aber saßen verschiedene Völkerschaften, unter denen die Angeln und Friesen den breitesten Raum einnahmen.

Angeln und Jüten waren Eidgenossen; sie wurden von Tacitus den Sueven zugezählt und gehörten zu dem Kreis von Völkerschaften, die gemeinschaftlich die Göttin Nerthus verehrten. Ersteres wurde bis in die neuere Zeit von den Dänen nicht bestritten. Der dänische Professor Allen schreibt um das Jahr 1840 in seiner Geschichte des Königreichs Dänemark, daß Angeln und Jüten germanische Stämme gewesen seien, die dem gotisch-dänischen Stamme nicht angehörten. Erst als der Kampf der Nationalitäten entbrannte, war es den dänischen Schriftstellern über allem Zweifel erhaben, daß die Jüten ein ursprünglich dänischer Stamm waren, während die Angeln den Nordgermanen weit näher als den Südgermanen stehen und gleichsam das Mittel- und Bindeglied zwischen beiden ausmachen sollten.

Die Dänen wohnten nach Professor Dahlmann nur im schwedischen Schonen und Halland, auf Seeland und den nahen Inseln. Sie hatten weder Fünen noch Jütland inne, so daß der Große Belt Dänengrenze war.

Die Nordfriesen, die in geschichtlicher Zeit die Westküste und die Inseln bewohnten, wagte niemand als Dänen zu bezeichnen. Sie bewahrten ihre Sprache und nationalen Eigentümlichkeiten auch unter der dänischen Herrschaft. Der Friese Dr. Clement weist nach, daß die friesische Sprache, im wesentlichen mit der alten anglischen Mundart übereinstimmend, die dem Altenglischen am nächsten stehende germanische Mundart ist. — Friesen, Angeln und Jüten verließen nämlich von der Mitte des 5. Jahrhunderts an in großen Scharen ihre Heimat, eroberten England und gaben dem Land seinen germanischen Charakter. Die Züge haben sich sicherlich durch mehrere Jahrhunderte fortgesetzt. Um das Jahr 731 schreibt der Angelsachse Beda von „dem Lande, welches Angulus genannt wird und von der Zeit der Auswanderung der Angeln bis auf heute öde liege zwischen den Landschaften der Jüten und Sachsen." — Auch König Alfred von England spricht von dem Lande, „das man Ongle (Angeln) heißt und Sillendi." Dieser letztere Name „Sillendi" kehrt wieder in einem Reisebericht Othеrs, der auf einer Seefahrt von Norden nach der Stadt Schleswig am Steuerbord Jütland und Sillendi gehabt habe — und in fränkischen Berichten aus dem Jahre 815, wo ein fränkisch-sächsisches Heer dem König Heriold (Harald) zur Hülfe kam und in die normannische Landschaft Sinlendi vorrückte, das sie 7 Tage lang durchzogen, bis sie am Strande des Meeres lagerten, drei Meilen entfernt von einer Insel, womit nur Fünen gemeint sein kann. Aus allem ergiebt sich, daß die Landschaft Sillendi nur im heutigen Schleswig gesucht werden kann. Der Name, welcher sächsischen, nicht nordischen Ursprungs ist, bedeutet: „weites, wüstes Gefilde" und ist charakteristisch für den damaligen Zustand des Landes.

Mit den vorhin erwähnten Wanderungen steht in unmittelbarem Zusammenhang, daß skandinavische Dänen sich auf der cimbrischen Halbinsel und zwar zunächst in Jütland ausbreiteten. Die Jüten verloren ihre Nationalität und gingen

in das skandinavische Volkstum auf, obgleich sich in ihrer Mundart manche Eigentümlichkeiten (z. B. in der charakteristischen Stellung des Artikels) bis auf den heutigen Tag erhalten haben, so daß Graf Schack in der letzten Gesamtsynode erklärte, daß Kopenhagener Professoren das nordschleswigsche Idiom nur in der Übersetzung verstehen können.

Die danisierten Jüten breiteten sich nach und nach auch über das Land Schleswig aus, und zwar nahmen sie zunächst die Stadt Schleswig in Besitz, während Professor Sach meines Erachtens unwiderleglich nachweist, daß eine Kolonisation des Landes durch die Jüten viel später erfolgte, als man bis dahin annahm. Sie faßten erst im 8. Jahrhundert im Süden mit Ansiedelungen festen Fuß, „während der eigentliche Ausbau und die Besiedelung des mittleren und östlichen Gebietes erst im Laufe des 12. und im Anfange des 13. Jahrhunderts, also zur Zeit der Waldemare, stattgefunden hat.*) — Die Reste der Angeln zogen sich auf die noch heute nach ihnen benannte fruchtbare Halbinsel zurück. Auch sie nahmen im Laufe der Zeit die Sprache der Eroberer an, obgleich sich bei ihnen, im Gegensatz zu den Jüten, viel mehr von der südgermanischen Volksart und der alten anglischen Sprache erhielt, wie Hansen in seinen „Angler Skizzen" in dem Kapitel von den Angler Mundarten überzeugend nachweist. Wie weit nach dem Süden das dänische Element überwog, ist im einzelnen schwer festzustellen. Die zahlreichen Ortsnamen auf büll, trup oder rup, in alter Form manchmal dorp, z. B. Bradorp, gehören der alten anglischen Sprache an, während die ebenfalls sehr häufige Endung um, z. B. Nieblum, ohne Zweifel friesischen Ursprungs ist. Dänisch ist dagegen die Endung by. Merkwürdigerweise ist sie als Ortsbezeichnung besonders häufig in der Landschaft Schwansen, dän. Svansø, d. i. Schwaneninsel. Hier und im Dänischen Wohld war in alter Zeit ein großer Wald, der Isarnho, d. i. Eisenwald, dän. Jernwith, welcher sich ohne Unterbrechung bis zur Schwentine erstreckte. Erst zur Zeit der Waldemare wurden diese Gebiete in Kultur genommen. Aus dieser Zeit werden die Ortschaften mit der Bezeichnung „by" stammen. Der Name „Dänisch Wohld" ist deutschen Ursprungs. Der Wald war Königsgut der Dänen. Dänischenhagen hieß ursprünglich Slabbenhagen. Das Dänentum konnte südlich der Schlei keinen festen Fuß fassen; es verschwand völlig wieder, namentlich seit sich im 13. Jahrhundert auf den genannten beiden Halbinseln der holsteinische Adel niederließ. Das Grenzgebiet südlich von der Schlei, die Gegend von Kropp, Rheide, Hollingstedt, lag in alter Zeit wüste oder war nur schwach bevölkert. Als die Mark Schleswig eingerichtet wurde, siedelten sich hier Sachsen an, ebenfalls in der Landschaft Stapelholm, in welcher aber Übergänge zum Friesischen unverkennbar sind.

Die Quellen für die älteste Geschichte des Herzogtums Schleswig fließen recht spärlich, und die wenigen Nachrichten stimmen in wichtigen Punkten nicht überein. Das Dunkel der Geschichte ist aber neuerdings durch die Inschriften von 4 Schleswiger Runensteinen etwas aufgehellt worden, da diese Namen und Thatsachen enthalten, die auch durch Widukind von Corvey, Thietmar von Merseburg und Adam von Bremen aufbewahrt worden sind, so daß wir jetzt imstande sind, die Verhältnisse an der Grenze einigermaßen sicher festzustellen. — In Schleswig wie auch in Jütland herrschten in alter Zeit bis in das 10. Jahrhundert hinein Kleinkönige, deren Macht wir uns nicht zu groß vorstellen müssen. Solche Könige finden wir in Schleswig und auch in Ripen, also in den Gebieten, die damals am meisten besiedelt waren. Eine staatliche Verbindung mit den Inseldänen existierte zu der Zeit nicht.

*) Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwickelung Von August Sach. I. Abteilung. Halle 1896.

Als Karl der Große im Jahre 804 die Unterwerfung der Sachsen beendigt hatte, herrschte in Jütland der thatkräftige König Göttrik oder Gottfried. Von diesem berichtete Einhard, daß er im Jahre 808 mit seinem Heere nach dem Hafen Sliesthorp kam, die Erbauung eines Grenzwalles anordnete und die Arbeit unter seine Heerführer verteilte. Da er nach 2 Jahren starb, so hat er das Werk schwerlich vollendet. Vielleicht fand er schon Anfänge einer Grenzbefestigung vor, „denn es war recht eigentlich der Angeln Weise, solche Grenzwälle zu bauen." Nach Gottfrieds Tode brachen langwierige Bürgerkriege um die Herrschaft in Schleswig aus. Harald Klak, aus Gottfrieds Geschlecht, bemächtigte sich der Stadt Schleswig, wurde aber von hier wiederholt durch die Söhne Gottfrieds vertrieben, die das Erbe ihres Vaters antreten wollten.

Es ist bekannt, daß Harald die Unterstützung Ludwigs des Frommen dadurch gewann, daß er sich zu Mainz 826 taufen ließ. Mit ihm zog Ansgar nach Schleswig, und das Christentum faßte jetzt auch hier festen Fuß.

Etwa 50 Jahre später regierte zu Ledra auf Seeland der Dänenkönig Gorm der Alte. Dieser und sein Sohn Harald Blauzahn unterwarfen zunächst Jütland, dann auch Schleswig und gründeten ein dänisches Gesamtreich. Zu Jelling bei Veile war der Königssitz, denn hier finden wir die von Gorm und Harald gesetzten Runensteine.

In die Zeit von Gorm dem Alten führen uns nun die beiden älteren der vorhin erwähnten Schleswiger Runensteine ein. Ich kann es mir nicht versagen, etwas näher auf die Sache einzugehen.

Im Jahre 1797 fand der Landmann Jürgen Meggers an der von Wedelspang durch das Selker Noor führenden Furt den ersten Runenstein, der jetzt im Schloßpark zu Luisenlund aufbewahrt wird. — Die Inschrift lautet:

> Asfrid machte dieses Denkmal nach (zum Gedächtnisse dem) Sigtrygg, ihrem Sohne, auf dem vi (der geweihten Grabstätte) des Knuba.

So lange man nur diesen Stein kannte, war die Inschrift historisch nicht zu verwerten. Ein glücklicher Zufall wollte, daß man im Jahre 1887 im Fundament einer Bastion des Schlosses Gottorp einen zweiten Sigtrygg-Stein fand, der sich jetzt im Kieler Altertumsmuseum befindet. — Die Inschrift lautet nach Wimmer, einem berühmten dänischen Runenkenner:

> Vi-Asfred (d. h. die Asfred des Weihegrabes), Tochter Odinkars, machte dies Grabmal Sigtrygg, dem Könige, ihrem und Knubas Sohne.

Aus der Form der Runen und kleinen sprachlichen Abweichungen weist Wimmer nach, daß der erste, größere Sigtrygg-Stein von einem schwedischen, der zweite von einem dänischen Runenmeister angefertigt sein muß, woraus v. Liliencron den Schluß zieht, daß die Asfred den einen im Namen ihrer dänischen, den andern im Namen ihrer schwedischen Mannen errichtete.

Widukind von Corvey und Adam von Bremen berichten übereinstimmend, daß im Jahre 934 ein dänischer König von Heinrich I. besiegt und zur Taufe gezwungen wurde.*) Ein fränkischer Schriftsteller (Flodoard von Reims), der um dieselbe Zeit lebte, teilt mit, daß im Sommer 943 ein heidnischer König Sigtrygg, der den Normannen von jenseits des Meeres zur Hülfe kam, im Kampfe

---

*) Widukind nennt den König Chnuba, Adam von Bremen dagegen „Worm." „Ihm galt Gorm schon als König von ganz Dänemark, und es ist wahrscheinlich, daß schon der dänische Bischof, dem er diese Mitteilung verdankt, von dem schleswigschen Königreiche keine Kunde mehr gehabt und die Verhältnisse, die erst unter Gorms Sohne Harald eintraten, schon für die Zeit Gorms selbst angenommen hat, wie er denn auch die Errichtung einer schleswigschen Markgrafschaft, die sich erst später nachweisen läßt, schon auf das Jahr 934 verlegt. (Dr. F. Bangert, Die vier Schleswiger Runensteine als Geschichtsquellen.)

mit König Ludwig von Westfranken fiel. Dieser Sigtrygg ist ohne Zweifel der auf den Runensteinen genannte König. — Sein Vater Knuba, der Nachkomme eines schwedischen Eroberers Olaf, der sich eine Herrschaft in Schleswig gründete, war vermählt mit Asfred, Tochter Odinkars. Dieser war wahrscheinlich ein jütischer Fürst, der in der Gegend von Ripen seinen Sitz hatte; denn im 11. Jahrhundert gab es in Ripen 2 Bischöfe Namens Odinkar, die beide aus königlichem Geschlechte waren.

Was ergiebt sich nun daraus für unser Land? Gorm der Alte eroberte Jütland, indem er die Kleinkönige daselbst besiegte. Das Land Schleswig aber muß er dem Könige Knuba als eine Sonderherrschaft überlassen haben, und dieser konnte es noch auf seinen Sohn Sigtrygg vererben. — König Knuba wurde, wie oben gesagt, von Heinrich I. besiegt, tributpflichtig gemacht und zur Taufe gezwungen. Auf den Runensteinen lesen wir, daß seine Gemahlin Asfred ihm dennoch ein vi, d. i. ein heidnisches Grabmal bereitete, wahrscheinlich im Königshügel bei Selk. Er muß also alsbald vom christlichen Glauben abgefallen sein.

Knuba fiel im Kampfe gegen Gorm und Harald, die nach Heinrichs Abzuge nach Schleswig kamen, um sich aufs neue die Südgrenze zu sichern. Bei der Gelegenheit könnte dann das Danewerk verstärkt worden sein, dessen Bau die Überlieferung ja der Thyra, Gorms Gemahlin, zuschreibt. Sigtrygg, der Sohn Knubas, blieb König unter dänischer Oberherrschaft. Als nun Sigtrygg in der Normandie fiel, da errichtete die trauernde Mutter ihrem Sohne auf der Grabstätte des Vaters die genannten Runensteine.

Nach Adam von Bremen soll Heinrich I. im Jahre 934 zugleich die Mark Schleswig eingerichtet haben. Die Runensteine beweisen, daß diese Nachricht nicht zutrifft, denn wie hätte alsdann die Asfred ihrem Gemahl im Gebiete der Mark ein heidnisches Grabmal bereiten und auch ihrem Sohne hier noch Denksteine setzen dürfen!

Auch die andere Nachricht Adams von Bremen, daß Otto I. das ganze Land bis an das äußerste Meer, das bis auf den heutigen Tag Ottinsund genannt werde, durchzogen habe, ist historisch nicht haltbar. Allerdings beanspruchte Otto der Große die Oberhoheit über Dänemark, und Harald Blauzahn erkannte sie an, worauf Otto zu Schleswig, Ripen und Aarhus Bistümer einrichtete und deutsche Bischöfe einsetzte, die er dem Erzbistum Hamburg-Bremen unterstellte.

Den genannten Zug hat Otto II. im Jahre 974 unternommen, als Harald sich gegen die deutsche Herrschaft auflehnte. Er fand den Grenzwall und das Wiglesdor oder Kalegat, das einzige Thor des Danewerks, von wohlgerüsteten Feinden besetzt „und nahm alle diese Festungswerke mannhaft ein.“ Harald erkannte den Kaiser als seinen Oberherrn an und ließ sich zugleich mit seinem Sohn Sven Gabelbart taufen. Otto II. errichtete nun an der Grenze eine Mark, zog sächsische Kolonisten in das Land und erbaute zum Schutze derselben eine Burg, die er durch Verschanzung und eine Besatzung sicherte. Man vermutet, daß sie in der Nähe der Schlei gelegen habe, und zwar auf dem Hügel, der später als Hohburg oder Markgrafenburg bezeichnet wurde. Die Burg Ottos II. wurde bereits im Jahre 983 durch List genommen und nach Niedermetzelung der Besatzung niedergebrannt.

Der Sohn und Nachfolger Haralds, Sven Gabelbart, zog übers Meer und eroberte England, während Erich von Schweden ganz Dänemark unterwarf. Auch Schleswig fiel in seine Hand; denn der damalige Bischof von Schleswig, Ekkehard, klagt auf der Synode in Gandersheim (im Jahre 1000), „daß sein Bistum verheert, die Stadt verlassen, die Kirche öde und er selbst ohne Sitz sei.“ — Darauf kehrte Sven von seiner Heerfahrt zurück, und es gelang ihm, nach heftigen Kämpfen

die Stadt Schleswig wieder zu erobern. Zeugnisse von diesen Ereignissen liefern uns zwei Runensteine aus der Zeit König Svens, von denen der eine noch heute am Fuße des Grabhügels bei Bustorf südlich vom Danewerk steht, woselbst er im Jahre 1857 vom Steinmetzen Petersen gefunden wurde. Die Inschrift lautet nach einem Bericht von Dr. Splieth, der den Grabhügel untersucht hat:

„König Sven setzte (diesen) Stein nach (d. h. als Grabdenkmal für) Skarthi, seinem Heimdegen (d. h. zu seiner Gefolgschaft gehörend), der war gefahren westwärts (nach England), nun aber ward tot bei Hithabu." (Der altnordische Name für Schleswig.)

Der zweite Stein, der in derselben Gegend, am Fuße des „großen Kreuzberges" gefunden wurde, jetzt in Luisenlund, hat folgende Inschrift:

„Thurlf (ritzte) errichtete diesen Stein, der Heimdegen Svens, nach Erik seinem Waffenbruder, welcher ward tot, als Männer saßen um (belagerten) Haithabu. Aber der war Steuermann, (ein) Mann (Held) gar gut."

Professor Sach meint, „daß angesichts dieser Ereignisse die thatsächliche Existenz einer Mark zwischen Schlei und Eider unmöglich erscheine." Bekannt ist indes, daß der Salier Konrad II. bei einer Romfahrt mit Knud dem Großen, dem Sohne Svens, zusammentraf und ihm im Jahre 1027 die Mark Schleswig abtrat, die also jedenfalls bis dahin noch rechtlich vom deutschen Reich in Anspruch genommen wurde. Ein sächsischer Kaiser hätte schwerlich darein gewilligt; dem Franken aber lag die Mark ferne, und er glaubte vielleicht, daß von den christlichen Dänen keine Gefahr mehr drohe und die Mark ihren Zweck erfüllt habe. Die Eider war jetzt die Grenze zwischen Deutschland und Dänemark, wie auch die alte Inschrift am Rendsburger Thore besagte: Eidora Romani terminus imperii. Schleswig schien für das Deutschtum verloren zu sein, zumal um dieselbe Zeit neben dem politischen auch das kirchliche Band, das die Schleswiger Kirche an den Süden knüpfte, zerschnitten und sie dem neugegründeten Erzbistum zu Lund in Schweden unterstellt wurde. Das Deutschtum, das in alter Zeit auf schleswigschem Boden vorherrschend gewesen war und unter den sächsischen Kaisern politisch noch immer das Übergewicht hatte, wurde jetzt vom Dänentum eingeengt. Dennoch behauptete es sich im Süden der Schlei und auch in Schleswig selbst. Die Beziehungen zu England waren unter Knud dem Großen sehr lebhaft. Die Stadt Schleswig war der große Stapelplatz für den Handel zwischen Nord- und Ostsee. Deutsche Kaufleute und Handwerker ließen sich hier nieder, doch überwog noch die alte Bevölkerung mit ihrer dänisch-anglischen Mundart. Das deutsche Element erwies sich in der Folgezeit als das kräftigere. Vom Süden her war das Christentum gekommen, von dort kam auch die abendländische Kultur. Die cimbrische Halbinsel war die Brücke, auf welcher sie den Weg nach Norden fand. — Dahlmann sagt in seiner Geschichte Dänemarks: „Jütland hebt sich wie ein ausgestrecktes Schwert Germaniens, das die Meere geteilt hält. Wäre Karl dem Großen ein gleich kriegerischer Sohn gefolgt, so gehörte seit nun 1000 Jahren die cimbrische Halbinsel zu Deutschland, — — keine irgend fremdartigere Erwerbung für das Frankenreich als die der Sachsen, welche hinwiederum ein anderer Gang der Weltgeschichte leicht hätte in Dänen verwandeln können." —

Wir werden sehen, daß wenigstens das Land südlich der Königsau für das Deutschtum wiedergewonnen wurde. (Fortsetzung folgt.)



Unsere Grönlandsfahrer.

Von **Johs. Schmarje.**

I.

Einem Fremden, der eine Wanderung durch unsere holsteinischen Elbmarschen macht, muß es auffallen, daß die Einfahrten zu den Hofplätzen der Bauernhöfe hin und wieder durch einen freistehenden gotischen Spitzbogen gekennzeichnet sind. Der Bogen bildet ein Thor, unter dem ein hochbeladener Erntewagen bequem hindurchfahren kann. Diesem Zierat, der mehr eigenartig als schön ist, begegnet man namentlich in der Umgegend von Glückstadt und Elmshorn nicht gar selten. Wer sich die Mühe macht, dies wunderliche Thor einmal genauer anzusehen, wird die Entdeckung machen, daß es aus zwei gewaltigen, an der Spitze durch eine Eisenklammer zusammengehaltenen Knochen gebildet ist. Es sind die Knochen eines Meerriesen, die Kinnbacksknochen eines Walfisches. Es hat nämlich eine Zeit gegeben, wo die Bevölkerung gerade unserer Elbgegend sich lebhaft an dem Fang der Wale beteiligte. Manche der begüterten Bauern waren Partner der aus den Elbhäfen alljährlich auslaufenden Grönlandsfahrer, und fast jedes Dorf stellte eine größere oder geringere Anzahl der für jene Fahrten erforderlichen Mannschaften vom Kommandeur bis hinab zum Kochsmaaten. Selbst die Besatzung der holländischen Grönlandsflotte wurde zum Teil in unserer Elbgegend und auf den schleswigschen Inseln, namentlich auf Sylt und Föhr, angeworben. Die Beteiligung deutscher Schiffe und Seeleute an Grönlandsfahrten hat schon vor einer Reihe von Jahren aufgehört, und nur noch wenige leben unter uns, die aus eigener Anschauung von jenen Fahrten ins Reich der Mitternachtssonne erzählen können. Ich glaube, daß auch dieses Stück aus der Vergangenheit unsers heimatlichen Volkslebens es wert ist, der gänzlichen Vergessenheit entrissen zu werden, und möchte daher den Versuch machen, den Lesern der „Heimat“ eine Skizze von dem Leben und Treiben der Robbenschläger und Walfischfänger in den Regionen des ewigen Eises vorzuführen und dabei alles das in den Vordergrund zu rücken, was für uns Schleswig-Holsteiner besonderes Interesse haben kann. Hierzu fühle ich mich insofern berechtigt, als ich selber in meiner Jugend (1857 und 1858) zwei Fahrten auf einem Flensburger Grönlandsschiff mitgemacht habe. Außer meiner eigenen Erinnerung und den Mitteilungen einiger alten Grönlandsfahrer habe ich als Quelle für die nachfolgende Darstellung einen Aufsatz „über den grönländischen Walfischfang“ von C. F. Posselt, Prediger zu St. Johannis auf Föhr (10. Jahrgang der schleswig-holsteinischen Provinzialberichte von 1796), und Zorgdragers Beschreibung des grönländischen Walfischfanges benutzt. Dieses Werk eines alten holländischen Kommandeurs, das 1750 bei Georg Peter Monath in Nürnberg in deutscher Übersetzung erschien, ist wohl das einzige größere Quellenwerk über den grönländischen Walfischfang.

Das Jagdgebiet der Grönlandsfahrer war zu keiner Zeit, wie man oft fälschlich meint, Grönland, sondern das Gebiet des nördlichen Eismeeres, das im Westen von Grönland und im Osten von Spitzbergen und dem über Spitzbergen gehenden 40. Grade östlicher Länge begrenzt wird. Als Südgrenze mag der nördliche Polarkreis gelten, wogegen die nördliche Grenze dieses ungeheuren Jagdgebietes durch den 80. oder 81. Grad nördlicher Breite bezeichnet wird. In höheren Breiten sind Grönlandsfahrer wohl nur selten gewesen. Auch das nordamerikanische Polarmeer wurde von unsern Walfischfängern aufgesucht, im Anfang dieses Jahrhunderts namentlich die Davisstraße. Jetzt fischen in jenen Gebieten nur noch Amerikaner und Engländer. Die wenigsten Grönlandsfahrer haben je Grönland gesehen, geschweige denn einen Fuß auf das Land gesetzt, weil die Küste

in den höheren Breiten fast immer mit einem meilenbreiten Gürtel ewigen und undurchdringlichen Eises besetzt ist. Ganz anders sind die Eisverhältnisse im grönländischen Meer, dem vorhin bezeichneten Jagdgebiet. In den südlichen Breiten überwiegt das sog. Boy-Eis, d. h. Jungeis. Die zusammengeschobenen, schneebedeckten Eisflächen bestehen aus kleineren Schollen und Flarden, durch welche die Schiffe sich bei genügendem Winde langsam hindurchschieben. Dazwischen sind wieder große eisfreie Flächen, von einer sanften Dünung bewegt; hin und wieder begegnet das Schiff mächtigen Trümmern alten Eises mit zerrissenen Kanten und wunderbaren Formen. Winde und Strömungen verändern das Bild in jeder Stunde. Erst in den höheren Breiten zeigt sich das Eismeer in seiner großartigen — ich möchte sagen traumhaften — aber furchtbaren Schönheit.

Was die Grönlandsfahrer in jene unwirtlichen Gegenden lockte, war die Aussicht auf reiche Beute; und in der That barg das Polarmeer vor Zeiten schier unerschöpflich scheinende Schätze. Die Gewässer sind dort von zahlreichen Tieren belebt, die der Mensch vortrefflich verwerten kann: Walfische und Robben, Walrosse und Eisbären. Anfänglich stellte man nur den Walfischen nach, weil der Fang dieser Tiere verhältnismäßig leicht und außerordentlich gewinnbringend war. Der aus dem Speck gewonnene Thran war zu einer Zeit, als es noch kein anderes Beleuchtungsmaterial gab, ein wertvoller Handelsartikel, ebenso das Fischbein der Barten. Erst nachdem die Walfische durch Massenmord verscheucht und zum Teil ausgerottet waren, legte man sich auch auf den Robbenfang; das geschah erst Ende des vorigen Jahrhunderts.

Das 17. Jahrhundert war die Glanzperiode des Walfischfanges, und zwar war es das seetüchtige und unternehmende Volk der Holländer, das von dem Reichtum der nordischen Gewässer angelockt zuerst regelmäßige Grönlandsfahrten unternahm. Das Ziel ihrer Fahrten war Spitzbergen und die Insel Jan Mayen. Spitzbergen wurde 1596 von den niederländischen Seefahrern Johann Cornelis und Wilhelm Barents unter der Anführung des Seehelden Jakob Hemskerk entdeckt, der eine Durchfahrt nach China suchte. Jan Mayen (auf dem 74. Grade), von einem holländischen Kapitän entdeckt und nach ihm benannt, wurde 1611 zum ersten Mal befahren. Die kleine Insel erstreckt sich von Südwest nach Nordost. Am Nordende erhebt sich hoch und schroff der in ewige Schnee- und Gletschermassen eingehüllte Bärenberg. Er ist bei sichtigem Wetter auf 30 Meilen in der Runde zu sehen; seinen Gipfel hat noch keines Menschen Fuß betreten. Dies ist das einzige Land, das ich in den grönländischen Gewässern gesehen habe. Aber unvergessen bleibt mir der Tag, als wir in einer Entfernung von 3—4 Meilen an der Ostküste der Insel hinaufsegelten. Der Berg erschien wie ein leuchtendes Wolkengebilde, die phantastischen Formen so klar und scharf gezeichnet, daß man glauben mußte, man könnte mit einer Büchse hinüberschießen. Als die ersten Walfischfänger in den grönländischen Gewässern erschienen, tummelten sich in den eisfreien Buchten der Westküste Jan Mayens und Spitzbergens ganze Herden von Walfischen, die hier reichliche Nahrung fanden. Mit leichter Mühe wurde oft in einigen Stunden von einer einzigen Schiffsmannschaft ein ganzes Dutzend jener Meerriesen getötet. „Bei dem Anfange der Fischerei fande man," wie der alte Zorgdrager schreibt, „die Walfische allhier in ihrer ersten natürlichen und angebohrenen Einfalt, wie sie dieses Land umschwammen." Nach dem Vorbilde der ostindischen Handelskompagnie errichteten die niederländischen Staaten „die nordische Kompagnie," der in einer Oktroi das Monopol für den Walfischfang auf eine Reihe von Jahren übertragen wurde. Die reiche Beute, welche die Schiffe der Gesellschaft alljährlich in die heimatlichen Häfen brachten, lockte bald auch andere Nationen zum Mitbewerb. Die Holländer als die am ersten und zahlreichsten

auf dem Plan hatten freilich rechtzeitig die Befischung der ergiebigsten Buchten Spitzbergens für sich allein in Anspruch genommen. Nach ihnen kamen die Engländer und legten Beschlag auf die Buchten, die ihnen als die besten erschienen. Die Dänen und die Hamburger, die zuletzt kamen, mußten sich mit den noch übrigen Fischgründen behelfen. Auf einer Spezialkarte von Spitzbergen findet man noch heute die damals in Beschlag genommenen Buchten nach den verschiedenen Nationen bezeichnet, z. B. holländische Bay, englische Bay, hamburger Bay. Es scheint, daß die Jagdgebiete gegenseitig einigermaßen respektiert wurden. Der Fang wurde anfänglich anders betrieben als jetzt. Die holländische Kompagnie z. B. brachte ihre Fischer im Frühling mit Transportschiffen in die grönländischen Gewässer und zwar mit allen zum Fang erforderlichen Gerätschaften, als Schaluppen, Fischleinen, Harpunen usw. Auf Jan Mayen und Spitzbergen errichtete man Thrankochereien, Pack- und Blockhäuser, letztere zur Wohnung für die Mannschaften während der Fangzeit. Wenn der Sommer zur Rüste ging, erschienen die Frachtschiffe wieder, um die Leute mit ihrer Ausbeute und ihrer Ausrüstung heimzubringen. An der holländischen Bay auf Spitzbergen entstand sogar eine Ortschaft mit dem bezeichnenden Namen Smerenburg, die während der Sommermonate ein buntbewegtes, eigenartiges Bild geboten haben mag. Im Jahre 1633 wurde seitens der Holländer der Versuch einer dauernden Niederlassung auf Spitzbergen gemacht. Als am 30. August jenes Jahres die Schiffe der Kompagnie die Nordbay verließen, wurden 7 Mann mit Proviant, Gerätschaften und Waffen wohlausgerüstet am Lande zurückgelassen. Sie fischten tote oder gestrandete Walfische und Walfischbarten, erlegten Bären, Walrosse und Renntiere, die Zorgdrager als Rehe bezeichnet. Eine willkommene Beute waren den Abenteurern die zahlreichen Füchse, die oft bis in die unmittelbare Nähe der Niederlassung kamen. Aus den Bälgen bereiteten sie sich Mützen und andere Kleidungsstücke, und das Fleisch wurde gegessen. „Hernach schosse man täglich viele Füchse, und wenn selbigen der Balg abgezogen, liesse man sie zwei oder drei Tage in der Luft hangen und gefrieren, welches Fleisch alsdann gekocht und mit Zwetschen und Rosinen gedämpft, eine gute, schmackhafte Erfrischung gabe.“ Obwohl die Kälte zuweilen unerträglich wurde, überwanden die Einsiedler die Beschwerden des Polarwinters ziemlich gut. Am 27. Mai des folgenden Jahres erschienen die heimatlichen Schiffe wieder in der Bay. Die 7 Männer, die in diesem Jahre abermals auf Spitzbergen zurückgelassen wurden, starben jedoch alle. Seitdem wurden Überwinterungsversuche nicht wiederholt. 1645 erlosch die Oktroi der Kompagnie; sie veräußerte ihre Packhäuser, Geräte und Güter und löste sich auf. Nachdem damit der Walfischfang in Holland völlig frei geworden war, wuchs die Zahl der Grönlandsfahrer von Jahr zu Jahr. Die Holländer allein sandten jährlich mehr als 12 000 Mann in die grönländischen Gewässer. Die höchste Zahl der Grönlandsfahrer wurde von ihnen 1683 erreicht; sie erschienen nämlich mit 242 Schiffen. Darunter waren freilich manche Fahrzeuge, die nur 2 Schaluppen und 20 bis 40 Mann Besatzung führten. Bei Spitzbergen wurden 1697 von 192 Schiffen 1888 Walfische gefangen. Die größte Zahl der erlegten Wale wurde 1701 mit 2073 Stück erreicht. In dem Zeitraum von 1675 bis 1721 erbeuteten die Holländer allein 32 908 Walfische, die nach unserm Gelde dem Lande einen Reingewinn von 190 Millionen Mark einbrachten. Schon damals heuerten die Holländer einen Teil der Besatzung in Schleswig-Holstein, namentlich auf den nordfriesischen Inseln. In dem schleswig-holsteinischen Provinzialbericht von 1796 erwähnt Posselt, daß die Seefahrer der Insel Föhr seit undenklichen Zeiten die holländische Grönlandsflotte geführt und bedient und daß auch die Engländer Kommandeure und Harpunierer auf Föhr angeworben hätten. Die Engländer

bedurften der deutschen Lehrmeister freilich bald nicht mehr, wogegen die Holländer noch bis in die Mitte unsers Jahrhunderts sich mit Vorliebe unserer Mannschaften bedienten. Infolge der starken Nachstellung verringerte sich die Zahl der Walfische von Jahr zu Jahr. Die klugen Tiere, von denen jährlich Hunderte verwundet wurden, ohne getötet zu werden, verließen Spitzbergen und Jan Meyen und zogen sich ins freie Eismeer zurück, wo sie zwischen den ungeheuren Eisfeldern vorläufig Schutz vor ihren Verfolgern fanden. Aber auch hierher folgte ihnen der Mensch. Seit 1714 befischten die Grönlandsfahrer auch die Davisstraße. Das eigentliche Fanggebiet war jedoch das grönländische Meer zwischen dem 78. und 80. Grad. Gefahrvoller und mühseliger freilich war der Fang jetzt geworden. Die kühnen Jäger hatten nun mit allen Schrecken des Eismeeres zu kämpfen, und gering war oft die Beute. Einzelne glückliche Reisen lockten indessen immer zu neuen Unternehmungen.

In dieser Periode des Niederganges erschienen auch deutsche Schiffe in Grönland. Hamburg hatte von 1665 bis 1675 83 Grönlandsfahrer. Ende der fünfziger Jahre unsers Jahrhunderts fuhren von Hamburg nur noch 3 Schiffe auf den Robben- und Walfischfang, nämlich „Der junge Gustav," „Der junge Konrad" und „Die Hoffnung." In ihrer Blütezeit beteiligte sich auch Altona an den Grönlandsfahrten. 1777 sandte es 5 und 1794 gar 8 Schiffe ins Eismeer. Große Bedeutung gewann die Grönlandsfahrt für das kleine Glückstadt. Der günstige Einfluß des großen Seekrieges auf den nordischen Handel führte 1781 in Glückstadt zur Gründung einer Handelsgesellschaft. Nachdem das nachgesuchte königliche Oktroi im folgenden Jahre gewährt worden war, konnten ohne Schwierigkeit in der Stadt und den Marschdistrikten der Umgegend 200 Aktien à 100 Rthlr. untergebracht werden. Die Gesellschaft nannte sich die „Königliche oktroirte Glückstädter Handelskompagnie" (Schlesw.-holst. Provinzialberichte, 1. Jahrgang 1787, S. 166 u. ff.) Zweck der Gesellschaft war der Betrieb 1. von Kauffahrteischiffahrt (besonders nach Westindien), 2. von Frachtschiffahrt und 3. von Grönlandsfahrt. Die Bevorrechtung der Gesellschaft bestand in der zoll- und licentfreien Einfuhr von Handelsprodukten. Einen bösen Strich durch die Rechnung machte aber der zwischen den kriegführenden Seemächten (England einerseits und Spanien, Frankreich, Holland und Nordamerika andererseits) 1783 zu Versailles abgeschlossene Friede. Ein Wettbewerb mit den bisher lahmgelegten Handelsunternehmungen jener Seemächte war durchaus nicht nach dem Geschmack der zum größten Teil aus Marschbauern bestehenden Glückstädter Handelskompagnie. Die Interessenten der Gesellschaft hofften durch ihr Unternehmen eine gute, gesicherte Kapitalanlage zu erzielen; sie wollten gewinnen, aber nichts wagen. So blieb denn von der Königlich oktroirten Glückstädter Handelskompagnie nichts anderes bestehen als die Flotte ihrer Grönlandsfahrer. 1794 bestand sie noch aus 12 Schiffen, zu Anfang dieses Jahrhunderts aus 10 Fahrzeugen. Die dänische Regierung suchte die Grönlandsfahrten durch Staatsunterstützungen und Privilegien kräftig zu fördern. Den Walfisch- und Robbenfängern wurde eine Staatsprämie von 15 Rthlr. für jede Kommerzlast Thran gewährt; außerdem war jeder Mann, der nachweislich zehn Grönlandsreisen gemacht hatte, vom Militärdienst befreit. Eine Verordnung hierüber habe ich allerdings nicht finden können; sie soll bis zum Jahre 1848 in Kraft gewesen sein.

Den Glückstädter Grönlandsfahrern scheint das Glück nicht sonderlich hold gewesen zu sein.[1]) Als die Flotte im Frühling 1806 den heimatlichen Hafen

[1]) Die Nachrichten über die Glückstädter Grönlandsschiffe sind mir durch die freundliche Vermittelung des Herrn Professor Detleffsen von dem Bahnhofswirt zu Glückstadt, Herrn Augustin, zugestellt worden, wofür ich hierdurch meinen Dank ausspreche.

kaum verlassen hatte, wurden mehrere Schiffe durch einen schweren Sturm auf die Elbsande geworfen und arg beschädigt. Vor der Schwarzenwasser-Schleuse ging das Vollschiff „Christian VII.“ verloren, wobei 17 Mann der Besatzung ihren Tod fanden. Im folgenden Jahre, als Napoleon die Kontinentalsperre verordnete, wurden 6 Glückstädter Schiffe, nämlich „Kanzler,“ „Eyben,“ „Neptunus,“ „Einigkeit,“ „Prinz Karl,“ „Klein-Kolmar“ und „Maria Susanna,“ zum Teil mit einer vollen Ladung Speck, von den Engländern aufgebracht, als die Kommandeure, die nichts von den letzten politischen Vorgängen, also auch nichts von der durch die Engländer über die französischen und dänischen Häfen verhängten Blockade wissen konnten, der Elbmündung zusteuerten. Die Schiffe wurden nach England gebracht und dort kondemniert. Das einzige Schiff, dem es glückte, die Blockade zu brechen, war die „Jungfrau Lucia.“ Nicht besser erging es damals den Altonaer Grönlandsfahrern. Auch sie wurden vor der Elbmündung von den Engländern gekapert. Dies brutale Verfahren der Engländer brachte manche Familien geradezu an den Bettelstab; denn eine Entschädigung der Beraubten hat niemals stattgefunden.[2]) Von 1808 bis 1813 ist daher kein Grönlandsfahrer von Glückstadt und vermutlich auch von keinem andern schleswig-holsteinischen Hafen ausgelaufen. 1814 segelte „Die Gerechtigkeit“ zum ersten Mal wieder nach Grönland und kam mit einer vollen Ladung zurück. Hierdurch ermuntert, stieg die Zahl der Grönlandsfahrer bis zum Jahre 1818 auf 17 Schiffe. In diesem Jahre wurde sogar ein Glückstädter Schiff für französische Rechnung ausgerüstet. In den folgenden 7 Jahren waren die Fahrten dagegen so erfolglos, daß die meisten Schiffe verkauft werden mußten. Dazu kamen andere Schicksalsschläge. Anfang der zwanziger Jahre wurde „Die Jungfrau Maria“ im Eise erdrückt. Die Mannschaft konnte sich nach Island bergen und wurde von da in die Heimat zurückbefördert; schlimmer erging es dagegen der „Schnelligkeit,“ die mit der ganzen Besatzung im Eise verloren ging. Die „Flora“ strandete an der norwegischen Küste; ihre Mannschaft konnte sich mit den Schaluppen retten. Bei der großen Sturmflut von 1825 trieb die Bark „Klein Anna“ durch das Bruchloch des Elbdeiches und mußte an der Strandungsstelle abgebrochen werden. 1826 waren nur noch 4 Grönlandsfahrer übrig: „Die Gerechtigkeit,“ „Neuenkirchen,“ „Jungfrau Lucia“ und „Der kleine Heinrich.“ Das erstgenannte Schiff ging 1836 mit seiner Mannschaft unter. 1856 strandete auf der Rhinplate vor Glückstadt im Sturm und schweren Eisgang die Bark „Neuenkirchen“; sie wurde zwar wieder abgebracht, dann aber in Glückstadt verkauft und abgebrochen. Die „Jungfrau Lucia“ hat ihre letzte Reise 1862 nach Grönland gemacht, wurde dann verkauft und zu einem Kohlenschiff umgebaut. Diese „Jungfrau“ hat, wenn ich nicht irre, ein Alter von über 100 Jahren erreicht. 1878 fand sie mit ihrer Besatzung ein Grab in der Nordsee. Merkwürdige Lebensschicksale hatte der letzte der Glückstädter Grönlandsfahrer, „Der kleine Heinrich,“ zu verzeichnen. Das in Nordamerika als Schoner gebaute Fahrzeug lief bei Husum auf den Strand, wurde dort als Wrack verkauft, dann aber wieder abgebracht und in Glückstadt zu einem Barkschiff und Grönlandsfahrer umgebaut. 1862 kam das Schiff noch mit einer vollen Ladung Speck aus Grönland und fuhr dann noch 2 Jahre auf den Robbenfang. Sein Ende fand es als Kauffarteischiff; von seiner Mannschaft in der Nordsee verlassen strandete es später (1882) auf Sylt.

Von Elmshorn fuhren 2 Schiffe auf den Robben- und Walfischfang: „Stadt Altona“ und „Flora.“ Im Anfang der sechziger Jahre stellten auch diese ihre Fahrten ein. „Stadt Altona“ ist, wenn ich recht berichtet bin, als Kohlenschiff

---

[2]) Hierzu muß allerdings bemerkt werden, daß die Reeder verpflichtet waren, ihre Grönlandsfahrzeuge in Kriegszeiten als Transportschiffe herzugeben.

in der Nordsee untergegangen. Die „Flora" meine ich vor 10 Jahren als Wrack gesehen zu haben; es lag in Steinwärder auf dem Trocknen. Das Ütersener Vollschiff „Eintracht," das von 1848 bis 1857 fuhr, ist in Grönland vom Eise zerdrückt worden. Die Mannschaft konnte sich auf andere Schiffe retten. 1855 fing die „Eintracht" ihren letzten Walfisch. Die mächtige Schwanzflosse lag bei der Thrankocherei am Klosterdeich und wurde von uns Jungen trotz des schauderhaften Gestanks, den sie in der Glut der Julisonne über die Umgegend verbreitete, mit größtem Interesse betrachtet. Über das Schicksal der letzten Altonaer und Hamburger Grönlandsfahrer habe ich nichts Zuverlässiges ermitteln können.

Die Flensburger Grönlandsflotte zählte Ende der vierziger Jahre 11 Schiffe, nämlich 1 Vollschiff, 3 Barkschiffe und 7 Briggs. Das Vollschiff „Tistelholt" faßte 160 Kommerzlasten und war das größte und schönste Schiff der Flensburger Reederei. Die Barkschiffe „Festa," „Apollo" und „Perle," sowie die Briggs „Junger Martin" und „Genius" waren etwas kleiner. Dann folgten der Größe nach die Briggs „Seeblume" und „Hoffnung." Am kleinsten war die nur 60 dänische Kommerzlasten fassende Brigg „Fortuna." Die meisten dieser Schiffe waren frühere Westindienfahrer, einige schon recht alt. Der „Junge Martin," mit dem ich meine beiden Reisen machte, stammte seiner Bauart nach entschieden aus dem vorigen Jahrhundert. Meines Wissens war unter den deutschen Schiffen überhaupt nicht ein einziges, das von vornherein für die Grönlandsfahrt gebaut worden war. In dieser Beziehung waren uns die Norweger mit ihren neuen, starken, eigens für die Grönlandsfahrt eingerichteten Schiffen, mit denen sie sich tief ins Eis hineinwagen konnten, weit voraus. Außerdem waren sie mit Fanggeräten und Waffen aufs beste ausgerüstet. Schon in den fünfziger Jahren hatten sie z. B. vorzügliche Hinterlader-Kugelbüchsen, mit denen die Mannschaft gut eingeübt war. Die Folge davon war, daß die deutschen Schiffe oft das Nachsehen hatten, während die Norweger und Engländer gute Beute machten. So erging es uns, um nur ein Beispiel anzuführen, 1858. Nach einer langen und stürmischen Hinreise kamen wir Ende März unter Sturm und schweren Seegang an die Eisgrenze und hatten das merkwürdige Glück, mitten in das Lager der jungen Robben, die zum Teil noch ihr erstes, weißwolliges Kleid trugen, hineinzusegeln. Es mag nämlich gleich hier bemerkt werden, daß der Ausfall des Robbenfanges ganz davon abhängt, ob ein Robbenlager gefunden wird. Es ist das nämlich eine Quadratmeilen große Fläche meistens zusammengeschobenen Eises, auf der die alten Seehunde ihre Jungen werfen. In einigen Stunden war alles klar und es wurde „Fall" gemacht. Soweit der Blick reichte, lagen die Eisschollen voll junger Robben. Trotz der schweren Dünung schlugen wir am ersten Tage reichlich 1100 und am zweiten bei wachsendem Sturm 600 Robben. Am dritten Tage war es uns nicht mehr möglich, das Schiff von den großen Eisflarden, die zuweilen drohend über das Deck schauten, frei zu halten. Unter den schweren Stößen des Eises krachte und zitterte das Schiff. Wir mußten das Eis verlassen, d. h. in die offene See zurück, während ein halbes Dutzend norwegischer und englischer Schiffe das Feld behaupten konnte. Als wir nach vier Tagen durch einen glücklichen Zufall geführt das Lager abermals ansegelten, hatte jedes jener Schiffe eine volle Ladung Speck, so daß sie die Heimreise antreten konnten. Wir aber mußten uns mit der Nachlese begnügen. Die Robben waren überdies so scheu geworden, daß wir ihnen nur noch mit Schußwaffen beikommen konnten.

In den fünfziger Jahren hatten die Flensburger nur noch 3 Grönlandsfahrer: „Tistelholt," „Genius" und „Junger Martin." Die Brigg „Genius" hatte auf ihrer letzten Heimreise von Grönland das Unglück, nahe an der nor-

wegischen Küste durch eine Explosion arg beschädigt zu werden, wobei leider 7 Mann ums Leben kamen. Das Schiff wurde in Norwegen abgebrochen. „Tistelholt" wurde an die Norweger verkauft, und „Junger Martin" soll in der Nordsee (als Kohlenschlepper) mit Mann und Maus untergegangen sein.

Von der Weser segelte vor 40 Jahren noch eine recht ansehnliche Flotte nach Grönland; jetzt fährt meines Wissens kein deutsches Schiff mehr auf den Robben- und Walfischfang ins nördliche Eismeer.

Daß die deutschen Schiffe den Wettbewerb auf jenem Gebiete mit andern seefahrenden Nationen nicht bestehen konnten, liegt in verschiedenen Ursachen begründet. Eins ist bereits angedeutet: Als in den grönländischen Gewässern noch etwas zu holen war, standen die deutschen Reeder nicht auf der Höhe; ihnen fehlte der echte kaufmännische Unternehmungsgeist und der weite Blick: sie wollten — philisterhaft vorsichtig — mit kleinen Mitteln viel gewinnen, aber nicht viel wagen. Es war eine übel angebrachte Sparsamkeit, daß sie kein Geld ausgeben wollten für den Bau starker, eigens für die Polarfahrt eingerichteter Schiffe und für eine wirklich zweckmäßige Ausrüstung ihrer Fahrzeuge. Dazu kam, daß unsere Häfen im Frühjahr oft durch Eis blockiert waren, so daß die Schiffe nicht rechtzeitig auslaufen konnten. Thatsache ist es jedenfalls, daß die Grönlandsfahrten sich für die deutschen Reedereien nicht mehr lohnten, als die Schiffe anderer Nationen noch mit Gewinn fuhren. Ob die Norweger und Engländer mit ihren Grönlandsfahrern auch heute noch auf die Kosten kommen, weiß ich nicht.

(Schluß folgt.)

Das Seemoos und die Seemoosfischerei an unserer Westküste.

Von **H. Barfod** in Kiel.

Wiederum hat die Mode ein bis dahin wenig oder gar nicht beachtetes Naturgeschöpf aus seiner Niedrigkeit und Weltvergessenheit hervorgeholt und zu Ehren gebracht: das Seemoos, das gleich den gefärbten Makartsträußchen in den letzten Jahren ein beliebtes Dekorationsmittel geworden ist. Wer von den Lesern mit offenen Augen die Straßen unserer größeren Städte durchwandert, wer als Naturfreund oft und gern vor den Schaufenstern unserer Blumenläden, diesen „Oasen in der Steinwüste," stehen bleibt, dem wird jene originelle Neuheit nicht entgangen sein, welche sich dadurch präsentiert, daß aus einer zierlichen Ampel in Gestalt eines Schneckengehäuses — die Schalen der Felsen- oder Stachelschnecken (Murex inflatus L., trunculus etc.) sind besonders beliebt — die langen, grün schimmernden Stengel mit ihrem in zierlichen Wirbeln angeordneten Geäst frei herunterhängen. Das ist das Seemoos. Sein Name darf uns nicht täuschen; denn wir haben es durchaus nicht mit einem pflanzlichen Gebilde zu thun. Diejenige Dame, der es beliebt, den Reiz des grünen Mooses durch künstliche Blümlein zu erhöhen, begeht einen Fehlgriff, pfuscht der Natur ins Handwerk, indem sie Dinge vereinigt, die bei Licht besehen im krassesten Gegensatz zu einander stehen. Was dem Unkundigen als Pflanze erscheint, enthüllt sich dem kritischen Auge als das chitinöse Gehäuse eines Hydroidpolypen, eines winzigen, den Korallentierchen verwandten Wesens, das wie diese meist in Kolonieen in der Form von Bäumchen beieinander lebt. Das Wohlgefallen der Damen an diesen zierlichen Gebilden ist übrigens nichts Neues; denn schon der Engländer Ellis, ein Zeitgenosse Linnés, erzählt in der Vorrede zu seinem berühmten Werke: „An essay towards the natural history of the Corallines" (1755), daß er bereits 1751 solche moosartigen Geschöpfe auf Papier zu kleben pflegte, so daß sie eine Art Landschaft

darstellten. Von der verwitweten Prinzessin von Wales sei er aufgefordert worden, solche Objekte für ihre Tochter zu sammeln, damit sich diese mit ähnlichen Zusammenstellungen unterhalten könne. Dieser Umstand sei die Veranlassung gewesen, daß er mit Eifer alle an den englischen Küsten vorkommenden Arten kennen zu lernen sich bemüht habe. Wie so oft, so hat auch in diesem Falle die Liebhaberei wesentlich zur Förderung der Wissenschaft beigetragen; denn durch das vorhin genannte Werk von Ellis sind diese Hydroidpolypen, welche früher nur gelegentlich von einzelnen Botanikern unter „Seepflanzen" aufgeführt wurden, plötzlich näher bekannt geworden und in das Linnésche System gekommen. Früher wurde das Seemoos nicht gefärbt, sondern nur, ähnlich wie die zarter gebauten Algen, auf Papier geklebt, wodurch sie freilich getrocknet meist nur eine hellbraune Färbung zeigten. Auf dem Titelbilde von Ellis' Werk ist eine solche „Landschaft" dargestellt.

Die Baumeister der zierlichen Bäumchen führen in der Wissenschaft den Namen Sertularia argentea Ell. Sol. Sie heften sich teils auf festen Meeresboden, teils auf Steine, Muschelschalen u. dgl., und das dichte, mit Reif überzogene Zwerggesträuch kommt dadurch zustande, daß die mit bloßem Auge kaum noch zu erkennenden Polypentierchen zahllose Knospen treiben, welche in dauerndem Zusammenhange stehen. Auch die einzelnen Tierchen stehen durch einen gemeinschaftlichen Zentralkanal, durch den die Nahrung zugeführt wird, mit einander in Verbindung. In gewissem Sinne kann man auch in dieser Kolonie von einer Arbeitsteilung reden, indem man zwei verschiedene Formen von Polypen unterscheiden kann, nämlich solche, welche hauptsächlich die Nahrungsaufnahme besorgen, und solche, welche Geschlechtsknospen erzeugen. Dazu kämen noch solche Polypen, denen Mundöffnung und Tentakeln fehlen, und welche wohl hauptsächlich zum Tasten oder Festhalten der Beute dienen. Eine Verwandte der Sertularia, Gonothyraea Lovenii Allm., kommt auch in der Ostsee vor und bekleidet als zierliches Bäumchen sehr häufig die Schalen der Miesmuschel. Jedoch stehen diese Polypenbäumchen den bis zu 30 cm lang werdenden Sertularia-Stöcken an Größe erheblich nach, weshalb diese als „Seemoos" für den Handel keine Bedeutung erlangten. Die Sertularia-Stöcke bilden im Wattenmeere der Nordsee förmliche Wiesen; sie sind von blaßgelber Farbe, lassen sich jedoch leicht grün färben und gewinnen dadurch bedeutend an Ansehen, zumal, wenn die langen Stengel, wie dies gewöhnlich geschieht, in eine hängende Lage gebracht werden. Ihre Verwertung als Schmuckgegenstand verdanken die an sich sehr zart gebauten Gehäuse der Polypen dem Umstande, daß die durch die See von ihrem Standort losgerissenen und ans Ufer gespülten oder durch Netze heraufgeholten Stöcke auch nach dem Absterben der Tiere ihren Zusammenhang infolge ihrer hornigen Beschaffenheit bewahren.

Was mich veranlaßt hat, in unserer „Heimat" einen Aufsatz über das Seemoos zu veröffentlichen, ist nicht allein die Wahrnehmung, daß es auch bei uns dekorative Verwertung gefunden hat, auch nicht das bloße Vorkommen in unserm Wattenmeer, sondern vor allem die erfreuliche Thatsache, daß sich durch das Sammeln und Fischen des Seemooses in den letzten Jahren unsern Wattenfischern an der Westküste eine bis dahin unbekannte Erwerbsquelle eröffnet hat. Wie Dr. Ehrenbaum-Helgoland berichtet,[1]) soll das Seemoos, das schon seit längerer Zeit durch seine Verwendung als Schmuck in Schneckengehäusen und Körbchen Gegenstand des Handels gewesen ist, ursprünglich von England als Rohmaterial

[1]) Die „Mitteilungen des Deutschen Seefischerei-Vereins" bringen in ihrem 6. Heft (Juni 1898) zwei schätzenswerte, inhaltlich sich ergänzende Aufsätze über das „Seemoos" aus der Feder des Königlichen Oberfischmeisters Decker-Altona und des Dr. Ehrenbaum-Helgoland, welche vorliegender Arbeit zu grunde gelegt wurden.

nach Deutschland eingeführt worden sein; hier wurde es dann gefärbt. Bis vor kurzem wurden außerdem große Mengen von präpariertem und gefärbtem Seemoos aus Paris bezogen; denn auch an den französischen Küsten werden die Sertularia-



Seemoosstrauß.*) 1/2 natürl. Größe.

Stöcke geerntet. Der Firma J. Seibt vorm. Becker & Co., Berlin S., Ritterstraße 26, welche hauptsächlich den Handel mit Seemoos in Deutschland betreibt,

*) Das Klischee ist uns von Herrn Klosterkammer-Präsidenten Dr. Herwig in Hannover, dem Präsidenten des Deutschen Seefischerei-Vereins, freundlichst überlassen worden.

das Material bisher aber aus dem Auslande bezog, gebührt das Verdienst, die Gewinnung des Seemooses an unserer deutschen Nordseeküste angebahnt zu haben. Die dortigen Fischer hatten bis dahin die Stöcke achtlos bei Seite geworfen. Das wurde anders, als der Firma durch Vermittelung der zoologischen Station auf Helgoland eine Anzahl Adressen von Fischern und Gemeindevorständen aufgegeben wurde, welche nunmehr zum Einsammeln des Seemooses ermuntert wurden, nachdem es sich herausgestellt hatte, daß sowohl in der Umgegend von Cuxhaven als auch am westfriesischen Wattenmeere bei Büsum große Mengen von Sertularien zu finden seien, die ohne zu große Mühe und Störung des Garneelenfanges abgefischt werden konnten. Wurde auch im Anfang das Sammeln und Fischen des Seemooses nur noch von einzelnen Personen nnd mehr im geheimen betrieben, so gestaltete sich dieser Betrieb bereits im Herbste 1897 zu einem gutlohnenden Erwerbszweige, dessen Erträge besonders auch den ärmeren Fischerfamilien zu gute kamen, um so mehr, als zur Gewinnung des Seemooses weder größere Fahrzeuge noch kostspielige Geräte erforderlich sind. Wenn die Männer draußen dem Garneelenfange oblagen, dann konnten Frauen und Kinder an gewissen Tagen, besonders nach stürmischer Witterung, das oft massenhaft an den Strand geworfene Seemoos abernten und so dem Familienhaupt in seinem schweren Kampf ums Dasein erfolgreich zur Seite stehen. Die vorhin genannte Berliner Firma zahlt den Fischern 3 ℳ bis 3,40 ℳ für das Kilo reinen und trockenen Mooses. So sind in der letzten Hälfte des vorigen Jahres allein nach Büsum etwa 6000 ℳ für den Erlös des Seemooses geflossen; die ganze deutsche Nordseeküste soll für etwa 10 000 ℳ Rohmaterial geliefert haben. Diese Nebeneinnahmen sind den dortigen Küstenbewohnern um so mehr zu gönnen, als die Küstenfischerei zur Zeit in beklagenswerter Weise darniederliegt, und gerade das Jahr 1897 den Büsumer Garneelenfischern infolge bisher ungekannten massenhaften Auftretens junger Kabljaus (Gadus morrhua) einen nicht geringen Ausfall im Garneelenfange brachte. Während auf dem Watt das losgerissene Seemoos von Männern, Frauen und Kindern entweder direkt aufgelesen oder unter Benutzung von Stellnetzen oder von Bindfäden, die zwischen reihenweise aufgestellten Stöcken ausgespannt sind, aufgefangen wird, versuchen die Garneelenfischer, die Stöcke mittels der Grundschleppnetze vom Meeresboden loszureißen. Nach den Angaben des Königlichen Oberfischmeisters Decker in Altona sind im vorigen Jahre in Büsum 25 Fahrzeuge mit diesem rationellen Betrieb beschäftigt gewesen; die Besitzer hatten eigens für diesen Zweck den Kurren (Grundschleppnetzgestell) mit Draggen zum Losreißen des Seemooses während der Fahrt ihrer Boote vereinigen lassen. Die Ausbeute war sehr lohnend: jeder Kutter förderte täglich bis zu 50 kg Seemoos zu Tage, und einzelne Besitzer verdienten auf diese Weise in kurzer Zeit etwa 100 ℳ. Während die mit der Strömung treibenden Stöcke durch Reibung und Wellenschlag vielfach recht erheblich beschädigt werden, sind die mit Draggen losgerissenen Stöcke tadellos erhalten. Hoffentlich wird auch in diesem Jahre und in der Folgezeit die Seemoosfischerei mit Erfolg betrieben werden können. Oberfischmeister Decker empfiehlt den Fischern, die Polypenernte nicht vor September zu eröffnen, damit den Sertularien-Stöcken genügend Zeit zur Entwicklung bleibe.

Anfangs erregte das rationelle Abfischen des Seemooses allerlei Bedenken, da man befürchtete, daß die Nutzfische ihrer Laichplätze beraubt werden könnten. Man fand nämlich in dem Geäst kleine Eierklümpchen von Hasel- bis Walnußgröße. Doch handelte es sich hier zum Glück nur um die Brut eines als Nutzfisch bedeutungslosen Tierchens, welches in großen Scharen unsere Küstengewässer und die unteren Flußmündungen an der Nordsee bevölkert. Es ist Liparis vulgaris, wegen einer am Bauche vorhandenen Saug- oder Haftscheibe auch Scheibenbauch

genannt, ein Fisch, der den Garneelenfischern den Fangbetrieb außerordentlich erschwert, insofern es große Mühe verursacht, die mit Garneelen zahlreich in Körben und Netzen gefangenen jungen Liparis, unangenehm schleimige Tierchen, aus dem Fange zu entfernen. Da diese Fische außerdem zu den gefährlichsten Feinden der Nordseekrabben gehören, kann es nur erwünscht sein, wenn durch das Abfischen des Seemooses die Bedingung zum Laichen der Liparis sehr erschwert wird.



Herbstwiederkehr.

Es rüttelt rasch zu Füßen
Mir braunes Laub der Wind;
Mein Heimatland, dich grüßen
Will einmal noch dein Kind.

In jungen, hitzigen Tagen,
Da kam's wohl mal zum Ritt,
Daß wir nicht ganz uns vertragen;
Das bringt das Leben so mit.

Mein Haar war kurz geschnitten,
Du hieltest am Väterzopf
Mit seinen Prophetensitten;
Das wollte mir nicht in den Kopf.

Er hat's dir wohl vergolten
Mit übermütigem Scherz;
Doch ob die Lippen auch grollten,
Treu blieb dir immer mein Herz.

Nun bringt ein böses Wetter
Der stürmische Herbst ins Land:
Es fallen so fahl die Blätter,
Die all' ich grün gekannt.

Sie haben die Form von Herzen,
Und über sie stäubt der Schnee —
Mir ist's nicht mehr zum Scherzen,
Mir ist um's Herz so weh.

Mir ist's nicht mehr zum Lachen,
Ich bange nach warmer Hand —
Wir wollen Frieden machen,
Mein liebes Heimatland.

Ich fühl' als Kind mich wieder —
Von eisigem Windesstoß
Umschaudert, duckt sich's nieder
In seiner Mutter Schoß.

Wilhelm Jensen.[1])



Die Neujahrskuchen.

Von **J. Teege** in Bargteheide.

Wenn man unser Vaterland durchquert oder der ganzen Länge nach durchwandert, hat man Gelegenheit, zu beobachten, wie verschieden, oft schon in kurzen Abständen, unser Volk seinen Tisch deckt.

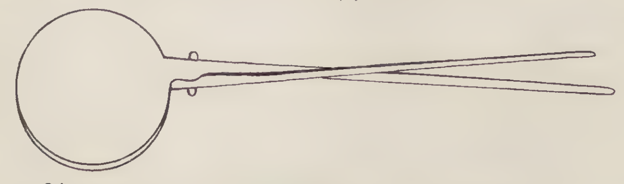


Fig. 1. Schematische Darstellung des „Neujahrseisens."
Länge der Handgriffe 80 cm, Durchmesser der Scheibe 17 cm, Gewicht 11 Pfund.

Ich erinnere nur an die schweren Bohnen- und Mehlsuppen im Westen, sowie an die eigenartigen Getränke Schleswigs, Thee- und Kaffeepunsch. Daß den Hauptfesten, besonders den Festabenden oder den Festvorabenden mit bezug auf

[1]) Obenstehendes Gedicht ist von unserm bekannten Landsmann eigens für die „Heimat" gedichtet worden. Es möge vorbereiten auf eine Charakteristik des Dichters und seiner Werke von Herrn W. Peper in Preetz, die für eine der nächsten Nummern bestimmt ist.

Essen und Trinken besondere Rechte eingeräumt werden, kann uns kaum befremden, muß uns vielmehr selbstverständlich erscheinen. Eine eigenartige Speise dieser Art ist ein Gebäck, Neujahrskuchen genannt.

Man bereitet diese Kuchen besonders in der Umgebung Segebergs in der Zeit zwischen Weihnacht und Neujahr, selten später. Der zähe Teig aus Weizen-, Roggen-, auch wohl Gerstenmehl, wird durch Syrup, Honig oder Zucker gesüßt, durch Anis, Korinthen und Rosinen gewürzt. Milch, Syrup und Fett (Schmalz) werden gekocht, mit Mehl gemengt, dann Anis und Rosinen hinzugethan. Eine Gärung braucht der so entstandene Teig nicht durchzumachen, kann also frisch gebacken werden. Aus dem Teige formt man mit der Hand kleine Kugeln von Apfelgröße und Apfelgestalt, welche Läufer genannt werden, und rollt diese in Mehl auf, damit sie sich besser von dem Eisen lösen, was der zähe, klebrige Teig sonst schwer thun würde. Zu demselben Zwecke bestreicht man die Innenseite der Eisen auch öfter mit einem bereitliegenden Stück Speck.

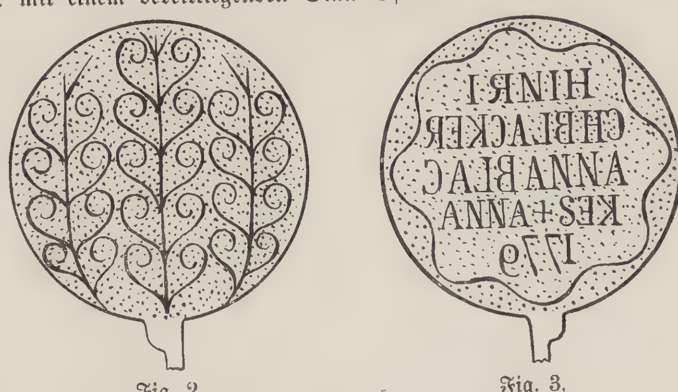


Fig. 2. Fig. 3.
Die Zeichnungen auf der Innenseite des „Neujahrseisens."

Das mit einem Läufer gefüllte Eisen wird zusammengedrückt, damit sich die Kuchenform ergiebt, und ins Feuer gesteckt; nach kurzer Zeit wird das fertige Gebäck herausgenommen. Nun wird ein zweiter Läufer ins Eisen gethan und dieses gewendet, damit die vorher oben gewesene Seite jetzt nach unten komme; dann erhält man ein gleichmäßig gebräuntes, gares Gebäck. Schon vorher ist der Herd für das Backen zubereitet. Um die Herdöffnung stellt man beiderseits Ziegelsteine in der Kante, wodurch ein langer viereckiger Raum entsteht, den man oben mit darübergelegten Kloben aus grünem Holze schließt. So wird ein ofenartiger Raum geschaffen, aus dem die Hitze nicht verloren gehen kann; die etwa nach oben entweichende zwingt man, die über dem Herde hängenden Kartoffeln zum Kochen zu bringen. Geheizt wird vorzugsweise gern mit recht trockenem, gut zerkleinertem Holze. Die Kuchen eignen sich nur die braungelbe Farbe und die nötige Backreife an bei lustig loderndem Feuer.

Es ist auch nur so ein flottes Fortschreiten des übrigens mühsamen und langweiligen Backens möglich. Ein fertiger Bäcker arbeitet mit zwei Eisen und bringt so wohl die doppelte Arbeit fertig.

Die Kinder helfen eifrig mit; die größeren Knaben spalten Holz, andere tragen es dem Herde zu, die Mädchen zählen und ordnen die Kuchen zu Stiegen.

Eigentümlich ist das zum Backen der Neujahrskuchen dienende Eisen. Die sich unten in einem Niet kreuzenden langen Hebelarme enden mit zwei Kreisplatten von 13 bis 17 cm Durchmesser und 1 cm Dicke, die an ihrer Innenseite geschmückt sind mit eingegrabenen Inschriften, gewöhnlich Namenszüge des Eigentümers mit

Jahreszahl enthaltend, oder mit Bildern verschiedenster Art, Rosetten, Blättern, Ranken, Tierbildern, z. B. Hirsch, Hase. Diese Zeichen treten bei dem Gebäcke als erhabene Bilder auf und erhöhen natürlich seinen Wert, besonders in den Augen der Kinder. Diese Eisen, besonders die Kuchenplatten daran, sind oft wahre Meisterstücke der Grobschmiede und zeigen, mit welchem Fleiße und mit



Fig. 4. Ein kleineres „Neujahrseisen."
Länge der Handhaben 55 cm, Durchmesser der Scheibe 13 cm, Gewicht 4³/₄ Pfund.

welcher Sauberkeit früher auch in diesem Gewerbe gearbeitet wurde. Ich besitze zwei solcher Eisen, alte Erbstücke aus dem 18. Jahrhundert, die oben abgebildet sind.

Das größere ist 11 Pfund schwer, die Hebelarme daran sind 80 cm lang, die Platten haben einen Durchmesser von 17 cm und sind reichlich 1 cm dick. Die untere Platte trägt auf punktiertem Grunde die Inschrift: Hinrich Blacker und Anna Blackes und die Jahreszahl 1779.

Die untere Platte ist ebenfalls punktiert und außerdem mit 3 stilisierten Blättern geschmückt. Das kleine Eisen wiegt nur 4³/₄ Pfund, hat eine Schaftlänge von 55 cm und einen Durchmesser von 13 cm, seine Dicke beträgt kaum 1 cm. Die Zeichuung der Innenseite ist besonders sauber ausgeführt und stellt auf beiden Platten hübsche, aber nicht genau gleiche Rosetten dar in einem Kreise, der von einer geschlängelten, eigentümlich geriffelten Linie umsäumt ist. Die Bilder liegen in diesem Eisen tiefer als in dem großen. Es scheint älteren Ursprungs.

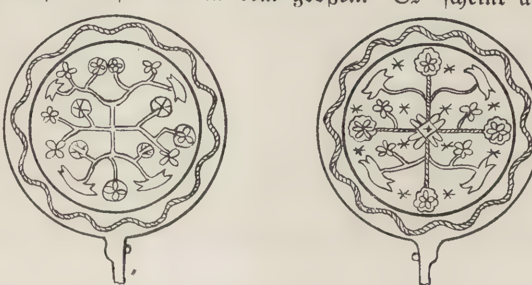


Fig. 5. Fig. 6.
Die Zeichnungen auf der Innenseite des kleineren „Neujahrseisens."

Der Tag, an welchem die Kuchen gebacken wurden, war früher in meiner Heimat Fahrenkrug ein Festtag, besonders für Dienstboten und Kinder. Die Knechte und Mägde besorgten das Backen, die Kinder, wie schon oben erwähnt, halfen nach Kräften dabei. Der Lohn für beide blieb denn auch nicht aus. Die Dienstboten wie die Kinder erhielten eine Anzahl (20—30 Stück) dieser Kuchen, die sie sorglich aufhoben und auf eine lange Zeit zu verteilen wußten. Kamen Kinder aus benachbarten Häusern — und der angenehme Geruch des frischen Gebäcks war Lockmittel genug —, so wurden sie beschenkt, trugen auch die frohe Kunde weiter, so daß sich noch andere begehrliche Mäuler meldeten, die ebenfalls zu thun bekamen. Man konnte dies Lungern (Betteln) den Kleinen auch ja kaum übel nehmen, war doch für sie jedes andere Gebäck als Schwarzbrot, selbst ein Rundstück, ein Leckerbissen, der selten geboten wurde. — Wie haben sich in diesem Punkte die Zeiten geändert!

Die Neujahrskuchen dienten und dienen noch als Kaffeebrot.

Aus vergangenen Tagen.

Zur Geschichte des Kartoffelbaues.

Von **J. J. Callsen** in Flensburg.

Die in einem früheren Jahrgange (1897, August) gebrachte Notiz aus den Prov.-Ber. von 1790 über den Kartoffelbau erinnert sehr an den Propsten Lüders in Glücksburg (gest. 1786), der für die Verbreitung der Kartoffel sich viele Mühe gegeben hat. Er nennt sie in seinen Schriften Potatos oder Cartuffel, und noch vor 50 Jahren habe ich in Angeln die Alten von „Pottäsk" reden hören. Da dieser englische Name hier so allgemein gewesen, nehme ich an, daß diese Frucht zu uns von England herüber gekommen ist.

Zur allgemeinen Einführung kam hier im Schleswigschen jedoch die Kartoffel erst durch die um 1760 hereingerufenen Kolonisten aus der Pfalz, Hessen u. a. O. Meine Großeltern, die in der Nähe von Kolonisten aufgewachsen waren, haben uns Kindern oftmals folgendes erzählt:

„Wir hatten gewöhnlich im Garten ein paar Beete mit Kartoffeln, die meistens nur von uns Kindern in der heißen Asche gebraten und dann verzehrt wurden, sehr selten auf den Tisch kamen. Da kamen die Kolonisten. Ihre Kinder, die mit uns in die Schule gingen und der weiten Wege halber den Mittag da bleiben mußten, brachten regelmäßig einen Beutel voll gekochter und abgeschälter Kartoffeln mit, die sie als Mittagsmahl, in Salz getunkt, verzehrten. Wir sahen ihnen oft zu, erbaten uns auch eine Kartoffel, und freundlich und gefällig, wie diese Kinder waren, baten wir nie vergeblich. Die Dinger schmeckten uns so schön, daß wir bald einen Handel mit den Kolonistenkindern anfingen. Wir tauschten Äpfel gegen Kartoffeln ein und glaubten beiderseits einen guten Handel zu machen. Zu Hause aber erweckten wir auch Interesse für die Kartoffel, und nach und nach fingen unsere Eltern auch an, sie in größerem Umfange zu bauen. Sie setzten sich zu dem Ende mit den Kolonisten in Verbindung. Diese pflanzten und bearbeiteten die Frucht und ernteten sie, wofür sie die Hälfte bekamen. — So lernten die Bauern die Kartoffel bauen und brauchten bald die Hülfe der Kolonisten dazu nicht mehr.

Oftmals besuchten wir die Kolonisten, was wir so gerne thaten, da die Leute so freundlich und gemütlich waren. Dann mußten wir mit ihren Kindern essen. Ein Haufe Kartoffeln wurde auf den ungedeckten Tisch geschüttet; jeder bekam ein Häuflein Salz und eine Tasse Milch, und dann lud die Mutter uns so freundlich ein: „Nun, Kinder, esset!" Wie schmeckte uns das so schön!



Bücherschau.

Jahres-Bericht der Männer vom Morgenstern, Heimatbund in Nordhannover. Heft 1. Groß-Oktav. 109 S. und 3 Tafeln. Bremerhaven, Georg Schipper.

„Männer vom Morgenstern?" werden die Leser der „Heimat" erstaunt fragen, und der Zusatztitel „Heimatbund in Nordhannover" wird ihnen eine genügende Erklärung kaum geben. — Wie steht es also um die Morgensternleute?

Da, wo die Fluten der Weser verschwinden in den Wogen der Nordsee, nördlich von Bremerhaven, erstreckt sich zwischen dem Geestrücken des Reg.-Bez. Stade und dem Meere ein nur wenige Kilometer breiter Streifen fetten Marschlandes bis in die Nähe Cuxhavens. Es ist das Land Wursten, eine rechte Nordseemarsch. (Wurster = die auf den Wurten Sitzenden.) Die Weststürme haben freien Zugang; sie würden gar oft das graue Meer über das Land peitschen, wenn die breiten Seedeiche nicht sicheren Schutz böten. Wie die Wurster es verstanden haben, sich wehrhaft zu machen gegen Naturgewalten,

so können sie sich rühmen, niemals auf längere Zeit von Fremden beherrscht worden zu sein. Bis in das 15. Jahrhundert war das Land Wursten eine freie Republik, nur dem Kaiser unterthan. Der Erzbischof Christoph von Bremen versuchte vergeblich, die freien Friesen unter die Herrschaft des Krummstabes zu beugen. Er legte in ihrem Lande eine Zwingburg an, das Schloß „Morgenstern." Mit Hülfe des Herzogs Magnus von Sachsen-Lauenburg machten die Wurster das Schloß dem Erdboden gleich, und wenn auch der Erzbischof die Wurster auf kurze Zeit zinspflichtig machte, so spotteten sie doch:

„De Bischop van Bremen, de deit es uns nich,
Sin Landdrost is uns veel to lich;
De Bischop schall den Dag nich afleben,
Dat wi Friesen den sösteinsten Pennig em geben."

Der Geschichte des „Bundes" nach erfuhr nun der Marschendichter H. Allmers, dessen Heimatsort Rechtenfleth südlich vom Land Wursten weseraufwärts liegt, daß man (im Jahre 1882) die Stelle glaubte wiedergefunden zu haben, an welcher die 1518 zerstörte Burg „Morgenstern" gestanden habe, und daß an der Stelle, hart am Weserdeich bei dem Orte Weddewarden, jetzt ein Wirtshaus stehe. Der Fund großer Balken und mächtiger Grundmauern hatte zu der Meinung Veranlassung gegeben. Dies regte ihn zu einem Gedichte an, in welchem er die Zeiten von 1518 und 1882 gegenüberstellte Als Allmers das Gedicht in einer Versammlung, die in dem genannten Wirtshaus zwanglos zusammengekommen war, vortrug, an „historischer Stätte" also, da wurde beschlossen, einen Bund zu gründen, der zunächst nur Geselligkeit pflegen solle. Unter den Gründern des Bundes waren außer Allmers der Stadtdirektor Gebhard in Bremerhaven (jetzt in Lübeck) und der Bürgermeister Fels in Lehe. Man nannte den Klub „Bund der Männer vom Morgenstern." Allmers vor allen brachte poetischen und historischen Sinn in den Bund, und bald fanden die Versammlungen nicht mehr ausschließlich im Stammlokal statt; man richtete Wanderversammlungen ein. Seit der jetzige Schriftführer des Bundes, Dr. Bohls in Lehe, in ihm wirkt, hat der Bund weitere Kreise für sich gewonnen, eine prähistorische Sammlung angelegt und sich zu einem Verein für Heimatkunde an der Elb- und Wesermündung ausgestaltet. § 1 seiner Satzungen lautet: „Der Verein der Männer vom Morgenstern ist ein wissenschaftlicher und hat den Zweck:

1. die Quellen für die Heimatkunde zu erforschen,
2. durch Vorträge und wissenschaftliche Veröffentlichungen die Heimatkunde zu erweitern und die Liebe zur Heimat zu pflegen,
3. die darauf Bezug habenden Funde und Denkmäler zu erwerben und für die Allgemeinheit zu verwerten."

So strebt der Bund an seinem Orte mit dem „Verein für Natur- und Landeskunde" gleichen Zielen zu. Es ist freudig zu begrüßen, daß in einem Gebiete, wo Heimatsforschung so gut wie garnicht betrieben wurde, durch die Arbeit gleichgesinnter Männer das Heimatsgefühl wieder neu belebt und gekräftigt und die kernige Wahrheit aus dem Allmersschen „Friesenliede" in immer weiteren Kreisen fruchtbar gemacht wird:

„*Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt,*
Ist ein Lump und des Glücks in der Heimat nicht wert!"

Leider sind die Männer vom Morgenstern nicht in der glücklichen Lage, eine Monatsschrift wie unsere „Heimat" zu besitzen. Ihr „Jahresbericht" legt aber Zeugnis ab von fleißiger, geordneter und zweckmäßiger Arbeit. Er enthält 4 Aufsätze. Naturgemäß haben dieselben vorwiegend lokalen Charakter. Dieser Umstand läßt es auch gerechtfertigt erscheinen, daß ich über sie nur kurz berichte. Der erste Aufsatz enthält eine Chronik des Fleckens Lehe. Der Chronist versteht namentlich die bewegten Tage aus der Franzosenzeit lebhaft und anschaulich zu schildern. Im zweiten Aufsatz erfahren wir über „Die Namen der Wurster Siedlungen," die von Dr. H. v. d. Osten „sprachlich und sachlich geordnet und erklärt" sind. Der auch dem Leserkreise der „Heimat" nicht unbekannte Altertumsforscher Detlefsen spricht im dritten Aufsatz über „Die Beziehungen der Römer zur Nordseeküste zwischen Weser und Elbe." Der vierte Aufsatz endlich bringt eine Abhandlung von Dr. Bohls: „Über einige Steinkammergräber des Kreises Lehe." Sicherlich wird der Aufsatz jeden Altertumsforscher interessieren. Der augenscheinlich äußerst sachkundige Verfasser legt in ihm seine eigenen Forschungsergebnisse dar über die beiden Steinkammergräber im Kreise Lehe, der bekannt ist durch seinen Reichtum an Altertumsbauten (Bülzenbett, Pipinsburg, Heidenschanze und Heidenstadt). Diesem Aufsatze sind 3 Tafeln beigefügt (Photographien der Steinkammergräber, Lageplan und Grundrisse derselben).

Möge der „Bund der Männer vom Morgenstern" immer mehr wachsen, zum Segen seiner engeren Heimat und damit zum Heil des ganzen deutschen Vaterlandes.

K. Jungclaus in Kiel.



Mitteilungen.

1. **Beim Schlittenfahren.** (Vgl. „Heimat" 1898, S. 244.) Zur Callsenschen Darlegung („Heimat" 12, 1898) über den Ursprung der Zurufe der Flensburger Knaben beim Schlittenfahren usw. erlaube ich mir, meine Ansicht kundzugeben hinsichtlich der Ausdrücke: „Heiror!" „Heira!" „Seiror!" „Seira!" Dies sind danach entstellte Formen der Zurufe: „Hei dor!" (Er da! ergänzt: gebe er acht!) und „Sei dor!" Letztern Ausdeuck hörte ich einmal unverfälscht aus dem Munde eines Dienstmanns an einem Hamburger Bahnhofe. Ähnlich ist das „Waarschu!" „Worschuv!" entstanden aus dem „Wohrt ju!" (Hütet euch!) Die Ausrufe wären danach deutschen Ursprungs.

H. N. Molsen in Flensburg.

2. **Über das „Hackern."** (Vergl. Jahrgang 1898, Nr. 12.) Das Hackern ist eine besondere Form des Glitschens, es wird der nachgleitende Fuß (gewöhnlich ist es der linke) in schnellem Tempo abwechselnd gehoben und wieder niedergesetzt, während die Last des Körpers auf dem vorderen Fuße ruht. Ein guter Hackerer kann auf einer langen Glitsche wohl zwanzigmal aufklappen. — In Hamburg wird beim Glitschen in der Bedeutung des „Bahn frei!" der Ruf „Henkeldaar" oder „Henkelidaar" ausgestoßen; zu erklären ist der Ruf wohl kaum, — am leichtesten könnte man wohl an „einhenken" oder „einhängen" denken, weil die Reihe der Glitschenden sich zuweilen zu einer Kette formiert. Die Jugend denkt sich nichts bei dem Rufe. Die Fertigkeit im Glitschen stirbt aus; man sieht selten mehr einen Glitschenden, welcher „in der Hucke" (Hocke) glitscht. Auch das Hackern ist wenig mehr zu finden; schuld daran sind die für die Großstadt allerdings nötigen Polizeiverbote des Glitschens auf den Fußwegen, das Sand- und Ascheſtreuen, der sofortige Abfluß des Wassers in die Sielöffnungen, sodaß die Rinnsteine leer sind, die Verwendung irgend wie passender Wasserflächen zur Anlage von Eisbahnen für Schlittschuhläufer und vor allem die Abnahme des Gebrauchs der Holzpantoffeln, auf denen es sich bekanntermaßen am besten glitscht. Die Jugend würde auch heutigen Tages noch gerne glitschen; das sieht man am besten, wenn auf dem Spielplatze die Verhältnisse für die Anlage von Glitschen günstig sind. — Ich erwähne noch, daß die Kinder hier den Schlitten der Erwachsenen nachrufen: Fleujäger, ein Ausruf, der wohl an die Geschwindigkeit der kleinen sechsbeinigen Panzerritter erinnern soll.

Partz in Hamburg.

3. **Weißer Bogen im Nebel.** Nach einem Zeitungsbericht soll es auch einen weißen Regenbogen geben, und den Zweiflern wird die Thatsache entgegengehalten, daß der Beobachter ein auf diesem Gebiet erfahrener Fachmann sei. Diese Mitteilung erinnert mich lebhaft an eine eigenartige Naturerscheinung, die ich am Abend des 18. August 1886 beobachtete und nach meinen Notizen hier mitteile. Am Tage hatte es bei hoher Temperatur reichlich geregnet, und es war ein schöner, stiller Abend gefolgt. Da stiegen starke Nebelschichten aus den Niederungen zu ziemlicher Höhe empor. Gegen ½11 Uhr befand ich mich auf dem Rückwege von Kisdorf nach Ulzburg an einer niedrigen Stelle; der Mond stand ziemlich hoch am Himmel. Vor mir befand sich in einiger Entfernung eine hohe Nebelschicht, in der ich nun zu meiner größten Überraschung einen prächtigen weißen Bogen erblickte. Mit der Nebelwand näherte sich auch der Bogen, der bald an der Erde seine Fortsetzung bis zu meinen Füßen fand und mir bei jeder Seitwärtsbewegung folgte. Ich blieb staunend am Beobachtungsorte und sah nun mit dem Vorrücken der Nebelschicht bald die prächtige Erscheinung schwinden.

Eschenburg in Holm.

4. **Ausschmückung unserer Gotteshäuser bei besonderen Festlichkeiten.** Eine Korrespondenz aus dem Kreise Stormarn in Nr. 228 der „Itzehoer Nachrichten" vom 1. Oktober 1898 berichtet: „Eine schöne Sitte hat sich seit langen, langen Jahren im Kirchspiel Reinfeld erhalten. Der Reihe nach bringen dort alljährlich die Gemeinden einen Erntekranz in die Kirche zu Reinfeld, welcher dort gelegentlich des Erntedankfestes aufgehängt und dann in dem Gotteshause aufbewahrt wird Die jungen Mädchen des jeweiligen kranzspendenden Dorfes suchen eine Ehre darin, den Erntekranz so schön wie möglich zu gestalten." — In Henstedt (im Kreise Segeberg) wird die Kirche bei besonderen festlichen Gelegenheiten, wie z. B. beim Missionsfeste oder bei der Zentenarfeier, schön bekränzt. Am Weihnachtsfeste steht an jeder Seite des Altars ein schöner Tannenbaum, geschmückt mit weißen Papierblumen und flammenden Kerzen.

Eschenburg in Holm.

5. **Nutt, butt, jiepsteert — ein Jugendspiel hinterm Ofen.** (Vergl. „Heimat" 1898 Nr. 4, S. 94.) Über dieses Spiel wird mitgeteilt, daß in der Nortorfer Gegend nicht bis drei, sondern bis acht gezählt wird. Dabei werden folgende Ausdrücke verwendet: 1. Nutt; 2. Putt; 3. Jipp (Jep); 4. Stirt; 5. Hingst; 6. Perd; 7. Pag; 8. Tœt. Gespielt wird um Nüsse oder Marmel (Läufer).

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 2. Februar 1899.

Die Ziele der neuplattdeutschen Bewegung.

Rede, gehalten am 14. plattdeutschen Verbandstag, den 3. Oktober 1898, zu Kiel von Oberlehrer **Hermann Krumm.**

II.

Wenn sich in den „Maientagen" der plattdeutschen Bewegung, z. B. in den „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch" unseres Groth, wohl der Gedanke hervorwagte, das Plattdeutsche müsse als gleichberechtigte Schwester wieder neben das Hochdeutsche eingesetzt werden — was übrigens der Dichter selbst in der vorzüglichen Schrift: „Über Mundarten und mundartige Dichtung"*) später wesentlich einschränkte —, wenn immer wieder von einer gesamtniederdeutschen Sprache geredet wird, die alle dialektischen Verschiedenheiten von der Schelde bis zur Weichsel in sich verschmelzen solle, so sind das Träume, die vor dem nüchternen Tageslicht verblassen. Es mag manchem hart ankommen, aber es ist durchaus notwendig, derartige Utopieen aus dem Hirne auszureuten. Die Geschichte läßt sich nicht schulmeistern, das vorwärts rollende Rad der Zeit nicht zurückwälzen. Um so mehr aber ist es unsere Pflicht, die Erreichung des Möglichen mit allen Mitteln zu erstreben. Unser geliebtes Plattdeutsch, noch auf lange Zeit hinaus, als lebendige Sprache des Volkes zu erhalten, das ist wahrlich des „Schweißes der Edlen" wert, sowohl um seiner selbst als unserer Schriftsprache willen, sowohl im Interesse unserer Eigenart, die sich in ihm ausprägt, als auch im Interesse des gesamten deutschen Vaterlandes.

Gestatten Sie mir hierüber einige Worte! Es hieße Zeit und Odem unnütz vergeuden, wenn ich vor einer Zuhörerschaft, wie sie diesen Saal füllt, mich darüber verbreiten wollte, was das Plattdeutsche unserm Herzen ist. Alle haben wir die tiefen Wirkungen verspürt, die seine Klänge auf uns ausüben. Manchem von Ihnen sind vielleicht die Thränen der

*) Diese Schrift, die ich für meine Ausführungen in vielen Punkten gerne benutzt habe, ist lange nicht bekannt genug. Hoffentlich wird sie recht bald in dem leider immer noch ausstehenden 5. Bande der „Gesammelten Werke" Groths, der alles Wissenschaftliche und Kritische aus seiner Feder umfassen soll, zum Wiederabdruck gelangen.

Rührung ins Auge gestiegen, wenn er sie draußen in der Ferne vernahm, teuer und längst entschwunden wie seine Heimat. Wir wissen, welch tiefer Wohllaut in dieser Sprache schlummert, der jederzeit durch den rechten Meister geweckt wird, wie innig und reich sie ist, wie sie uns lachen und weinen machen kann in einem Atemzuge: eine volltönende Orgel, der kein Register fehlt, für den Ausdruck aller Gefühle der Menschenbrust jeder anderen Sprache ebenbürtig, dem Schriftdeutschen, schon wegen ihrer unberührten Ursprünglichkeit, in diesem Punkte sicher überlegen. Eine solche Sprache mit allen Mitteln zu pflegen und zu bewahren, ist heilige Pflicht aller, denen sie von Kindheit an vertraut ist.

Es sollte aber auch niemand unterlassen, unsere Bestrebungen zu unterstützen, der einen klaren Blick und ein warmes Herz für die Entwicklung der allen gemeinsamen hochdeutschen Schriftsprache hat. Der berühmte Sprachforscher Max Müller stellt das Verhältnis der Mundarten zur Schriftsprache unter folgendem Bilde dar: „Schriftsprachen," sagt er, „gleichen stagnierenden Seen an der Seite großer Ströme. Sie bilden Reservoirs von dem, was einst laufende Sprache war. Mitunter möchte es scheinen, als wäre der ganze Strom lebender Sprache in diese Seen abgeflossen; aber es ist Täuschung." Oder er vergleicht die Schriftsprache mit der Eisfläche auf einem gefrorenen Strome. „Glänzend ist sie, glatt, aber starr und kalt." — Zu unserem Heile ist das Hochdeutsche von dieser Periode fossiler Erstarrung, die das Leben ausschließt, noch weit entfernt. Welcher ernsthafte Mann aber, der unsere Zeitungen und Zeitschriften aufmerksam liest, kann leugnen, daß sie sich in einem hoffentlich vorübergehenden Zustande der Barbarei befindet? Wie kann es auch anders sein in einer Zeit massenhafter Produktion und hastiger Vielschreiberei, welche die Erkenntnis zu verlieren scheint, daß das Schreiben eine Kunst ist, die gelernt sein will! Undeutsche Konstruktionen und Wortstellungen nehmen immermehr überhand, ohne sonderlichen Anstoß bei Schreibenden und Lesenden zu erwecken. Wie viele sind es denn, deren Sprachgefühl verletzt wird, wenn sie auf schiefe Bilder, jeder Anschauung bare, unsinnliche Ausdrücke stoßen, die schließlich in reinen Unsinn ausarten, auf „brennende Fragen, die, wie aus sicherer Quelle verlautet, bald zum Austrag kommen werden," oder ähnliche, oft viel weniger harmlose Stilblüten! Derartiges fliegt jeden von uns bei gedankenloser Lektüre der Tageslitteratur an und wirkt, da die Gewohnheit der ärgste Tyrann des Menschen ist, ansteckend wie eine Pest. Das Gift ist tief bis in das Mark unserer Litteratur eingedrungen. Schriftsteller, die strenge Anforderungen an sich selbst stellen, ernten heutzutage keineswegs Anerkennung dafür. Häufung unklarer Bilder und greller, zusammenhangsloser Attribute in der Poesie blendet nicht nur die Massen, auch viele, die sich höchlich beleidigt fühlen würden, wenn man ihnen die ästhetische Bildung abspräche. Wen nimmt es da noch Wunder, daß die Geschmacklosigkeit und Stillosig-

keit zunimmt, daß es bereits zahlreiche Schriftsteller giebt, die ihre Berühmtheit wesentlich dem Umstande verdanken, daß sie die Einfalt und Ehrlichkeit des Ausdrucks verlernt haben? Kurz: die Phrase sitzt auf dem Thron und macht sich breit; man kann sie geradezu als die Krankheit unserer Zeit bezeichnen. Da beginnt derjenige, der den Krankheitsstoff noch nicht in sich aufgenommen hat oder wieder ausstoßen möchte, sich zurückzusehnen nach wahrer, naturvoller Rede. Wo wäre aber der Jungbrunnen, aus dem unser Schriftdeutsch sich wieder aufs neue Gesundheit holen kann, wenn nicht eben die Mundart, nicht zum wenigsten unser Plattdeutsch? Ein mundartiger Dichter mag sich platt, gemein und trivial geben — die Versuchung dazu ist für ihn viel größer als für den, welcher sich der Schriftsprache bedient —, phrasenhaft kann er nicht sein, solange er den der Mundart gesteckten Kreis nicht überschreitet. Anschauung muß er besitzen, solange es ihm nur darum zu thun ist, das innerste Leben seines Stammes konkret darzustellen. Und so mögen garwohl die fälschlich für vulgär gehaltenen Mundarten recht bald dazu bestimmt sein, wie die Wasser des Frühlings sich zu erheben, das Tote und Verbildete in der alternden Schriftsprache hinwegzuschwemmen und neuen Saft in alle ihre Adern zu gießen.

Doch richten wir die Blicke weiter von der Sprachentwicklung auf die allgemeine Entwicklung unseres Volkes! Ist es nicht den Besten unserer Zeit immer klarer geworden, daß Vaterlandsliebe ohne Heimatsliebe undenkbar, ein leerer Schall ist? Überall sehen wir in Deutschland das Gefühl für die Stammeszusammengehörigkeit erstarken. Man erkennt, daß die Erhaltung der Eigenart, für die machtvolle und originale Entfaltung von Kunst und Litteratur geradezu unentbehrlich, auch auf allen anderen Gebieten des öffentlichen Lebens höchst segensreich ist. Ist das etwa ein Rückschritt gegenüber den patriotischen Einheitsbestrebungen früherer Tage? Gewiß nicht. Ohne die Klammer, die uns alle zusammenhält, irgendwie lockern zu wollen, wehren sich alle deutschen Stämme, die so etwas wie Individualität besitzen, gegen das im innersten Kerne undeutsche Centralisieren und Schablonisieren des führenden Staates im geeinten Vaterlande. Das ist ihr gutes Recht. Eine sichere Bürgschaft für die Bewahrung der Stammeseigenart gewährt aber einzig und allein die erfolgreiche Verteidigung der Mundart, denn nur in ihr kommt sie zur Erscheinung, an sie ist sie gebunden. Der Stamm, der seine Mundart nicht mehr zu erhalten imstande ist, streicht sich selbst aus und verzichtet darauf, sich in der ferneren Entwicklung des Gesamtvaterlandes zur Geltung zu bringen. Ich hoffe, daß man das von uns Niederdeutschen nie sagen wird. Wir wissen, welche Rolle wir in dem bis jetzt nur durch Blut und Eisen geeinigten Deutschland, dessen innere, organische Einigung erst das Werk jahrhundertelanger friedlicher Kämpfe und unblutigen Ringens der vielfach noch widerstrebenden Elemente sein wird, spielen können und

haben keineswegs die Absicht, darauf zu verzichten. Der Niederdeutsche, der sich selbst retten und das Wohl der Allgemeinheit fördern will, hat Grund, sich unseren Bestrebungen für den Schutz des Plattdeutschen anzuschließen.

Absichtlich habe ich mich in den letzten Ausführungen nur auf allgemeine Andeutungen beschränkt. Wer hier bis zum letzten Grunde vordringen wollte, würde doch nur diejenigen überzeugen, deren Fühlen derselbe Pulsschlag in Bewegung setzt. Die Pflicht aller plattdeutsch redenden Deutschen, den ihre Stammessprache vernichtenden Einflüssen einen Damm zu setzen, habe ich dargelegt. Wie sollen wir sie erfüllen? Durch treueste Arbeit im einzelnen. Wenn wir ernstlich wollen, können wir täglich und stündlich für unsere Sache thätig sein. Wenn wir alle im Verkehr unter einander, ohne Rücksicht auf die trennenden Unterschiede von Stand und Bildung, stets plattdeutsch sprechen, sobald das Herz uns dazu treibt, sollte es nicht doch schließlich gelingen, das Vorurteil, als ob man sich damit etwas vergäbe, zu brechen? Ich möchte es hoffen, denn sonst ist alle Mühe vergeblich. Auf die segensreichen Wirkungen, die sich daraus für das so unendlich zerklüftete, oft geradezu lächerliche Formen annehmende gesellschaftliche Leben, namentlich in unsern kleineren Städten, ergeben könnten, in denen sich die sogenannten „Honoratioren“ von dem „Volke“ zu ihrem eigenen unberechenbaren Nachteil grundsätzlich scheiden, will ich nur beiläufig hinweisen. — Gewiß giebt es eine Grenze: die Sprache der Wissenschaft, der logischen Entwicklung kann das Plattdeutsche nicht wieder werden. Ich muß gestehen, daß ich, trotz meines plattdeutschen Herzens, in arge Verlegenheit geraten wäre, wenn ich das, was ich heute abend zu sagen habe, in ein plattdeutsches Gewand hätte kleiden müssen. Ebenso wenig wird es jemals wieder die Sprache des öffentlichen Lebens, der Kirche und Schule werden. Namentlich letzteres wird von einigen Heißspornen unter den Anwälten des Plattdeutschen immer wieder übersehen. Es ist thöricht, zu verlangen, daß der Lehrer der Volksschule vom Plattdeutschen, als der dem Gesichtskreis der Schüler nächstliegenden Sprache, ausgehe; wohl ist dagegen eine weit größere Berücksichtigung der überaus reichen plattdeutschen Litteratur im Rahmen der deutschen Lehrpläne aller Schulen, auch der höheren, möglich und daher energisch zu erstreben. Lassen Sie uns vor allem aber treu an unserm Liebling festhalten, sobald wir den Hausrock angezogen haben und uns die Brust im freien Gespräche lüften! — Lassen Sie uns auch nicht nur den augenblicklichen, bereits stark verringerten Besitzstand des Plattdeutschen wahren, sondern pietätsvoll versuchen, manch vergessenes, staubbedecktes Erbe der Vergangenheit in die jetzige Sprache hinüberzuretten! Es giebt so viele kernniederdeutsche Worte, voll sinnlicher Kraft, die man sich gewöhnen sollte für die in plattdeutschem Munde besonders scheußlich klingenden, steifen Übersetzungen hochdeutscher Eindringlinge einzuführen. — Wann

wird ferner an die Stelle der abschreckenden Willkür unserer Orthographie ein wohlgeordnetes, dem gesprochenen Laute sich zwanglos anschmiegendes System treten? — Sie sehen: einige Punkte unseres gemeinschaftlichen Arbeitsprogrammes habe ich Ihnen genannt. Rüsten wir uns zu thatkräftigem Werke: wie sollte der Segen da ausbleiben?

Doch vor allem ist ein letztes so wichtig, daß wir es in den Satzungen unseres allgemeinen Verbandes als ein zweites Hauptziel unseres Strebens auf die Arbeit für den Schutz und die Reinhaltung der „Modersprak" folgen lassen. Wir wollen uns bemühen, heißt es da, daß die plattdeutsche Litteratur die Höhe sich bewahre, zu der sie Groth und Reuter einst erhoben haben. Ein stolzes Wort! Wie vielverheißend waren doch jene Anfänge, fast niederdrückend für die Nachgeborenen! In Groth und Reuter sind uns Plattdeutschen zwei Dichter geschenkt worden, einzig in ihrer Art, von umfassender, aber grundverschiedener Begabung, die beide auf ihrem Gebiete den Späteren das beste vorweggenommen haben. Schon mit der Art aber, wie viele Niederdeutsche sie beurteilten, gerieten wir auf einen verhängnisvollen Abweg, glaube ich. Unser Burns und unser Dickens, einer der ersten lyrischen Dichter der Deutschen und unbestritten ihr erster Humorist — wie konnte man doch so thöricht sein, sie zu vergleichen, einen gegen den anderen auszuspielen? Freilich: auf dem Vergleichen, dem Messen und Wägen beruht im letzten Grunde alle Kritik, und wer sich dagegen sträubt, möchte nur dem wertlosen Schund dieselbe dauernde Geltung sichern wie dem echten Kunstwerk. Aber ein Verständiger vergleicht doch nur das Gleichwertige und läßt das gänzlich Verschiedene in seiner abgerundeten Eigenart neben einander bestehen. Die sinnige Betrachtung, die wortkarge Innigkeit des Holsten hat garnichts Verwandtes mit dem breiten, behaglichen und doch die Tiefen des Lebens ausschöpfenden Humor des Mecklenburgers. So freuen wir uns doch, daß *„wir die beiden Kerls besitzen,"* und hören endlich einmal auf, den einen auf Kosten des anderen herauszustreichen! Hier ist von gewissenlosen und hämischen Federn viel gesündigt worden, die namentlich den von seinem Standpunkt aus sehr gerechtfertigten Protest Groths gegen „Läuschen un Rimels," das sicherlich wertloseste Werk Reuters, mehr als billig aufgebauscht haben. Es wird Zeit, den Streit zu begraben, der bereits viel Unheil gestiftet, arge Verwirrungen und Zerwürfnisse unter uns Plattdeutschen angerichtet hat. Wenn wir uns zum Schutze der bedrohten plattdeutschen Sprache sammeln wollen, dürfen wir nicht das Trennende, sondern das Gemeinsame betonen; an die Stelle der engen Landsmannschaftsverbände muß, wenn der Erfolg den Erwartungen entsprechen soll, die weite, alle Gegensätze versöhnende plattdeutsche Vereinigung treten.

Jedenfalls sind die beiden Dichter, von denen ich ausging, die noch immer unerreichten, auch schwerlich wieder erreichbaren Spitzen der neuplattdeutschen Litteratur. Doch auch auf die sie umgebenden Dichter richten

sich unsere Augen mit stolzer und dankbarer Freude. Welche stattliche Schar kerngesunder Gestalten tritt uns da entgegen: Brinckmann, Stillfried, Fehrs, Meyer, Mähl, Trede, Kloth und wie sie alle heißen mögen! Mit unwandelbarer Treue haben sie an ihrem Volksstamm gehangen, seine Eigenart ergründet und tief in ihre Poesie geprägt, die plattdeutsche Litteratur bereichert und erweitert. Doch jetzt sind auch sie schon dahin oder zu Veteranen der Kunst und des Lebens geworden, und man fragt sich voll banger Sorge: Wo bleibt der Nachwuchs, das junge Geschlecht? Man hört wohl munkeln, vielleicht auch von übelwollenden Feinden unserer Sache mit einer gewissen Schadenfreude offen aussprechen: Da seht den Einfluß der allmählich vordringenden hochdeutschen Bildung, die ihr umsonst bekämpft! Ist nicht schon die Generation derer dahingeschwunden, die nicht nur plattdeutsch schrieben, sondern auch plattdeutsch dachten und fühlten, die mit ihrer Mundart verwachsen waren, sie nicht nur wie eine fremde Sprache nach äußeren Regeln oder in Nachahmung früherer Muster handhabten? Ich will es nicht verhehlen, daß, wenn ich die neuesten plattdeutschen Erzeugnisse lese, mich manchmal etwas wie Furcht beschleicht, ob unsere beste und schneidigste Waffe nicht stumpf und rostig zu werden beginnt. Doch wer weiß, ob nicht bald ein neuer Trieb an dem kerngesunden alten Baum ausschlägt? Unsere Aufgabe ist jedenfalls, nicht zu verzagen, überall für die Verbreitung und Wertschätzung des vorhandenen Guten zu sorgen, die alten Traditionen treu zu hegen und fortzupflanzen, vor allem es nie an Selbsterkenntnis und Selbstzucht fehlen zu lassen, damit wir nicht Gefahr laufen, das eben Gewonnene wieder zu verlieren. Die ernsteste Mahnung möchte ich an das junge Geschlecht, namentlich an das produzierende, richten: Zeigt euch der Gründer und Meister der plattdeutschen Litteratur stets würdig, haltet den Schild der Muttersprache blank und rein, daß er weithin leuchte! Wachet darüber, daß, wenn die alten Vorwürfe aufs neue wieder aufleben, Platt sei doch eigentlich gemein und verdanke seine packende Wirkung nur der Lust am Gemeinen, jeder Ehrliche sie sofort als Verleumdungen erkenne! Fern liegt es mir, über den derben und possenhaften Spaß, der sich längst das Bürgerrecht in allen Litteraturen erworben hat, den Stab zu brechen, auch wenn er über die Grenzen des Wohlanständigen hinausgehen mag. Aber von den „Läuschen un Rimels“ ist noch ein weiter Schritt zu den Rohheiten witzloser Parodien, die uns um so verächtlicher sein sollten, weil sie sich in das Gewand der geliebten „Modersprak“ kleiden, um die eben erst geadelte zu entweihen und zu schänden.

Keine leichten Aufgaben sind es wahrlich, die unserer harren, aber ich glaube, wenn wir den Ernst und die Schwere unserer Verpflichtungen fühlen, ist es noch nicht zu spät. Es muß uns gelingen, die Säumigen und Abtrünnigen aufzustacheln, uns zu helfen, die berechtigtste aller Eigentümlichkeiten uns Plattdeutschen zu bewahren: eine ausgebildete Stammes-

sprache und eine blühende, gesunde mundartige Litteratur. Wir wollen ja nicht das historisch Gewordene bekämpfen, wir wollen nur daneben unsere Sprache und Eigenart behaupten, weil wir überzeugt sind, daß wir uns ihrer noch mit Recht rühmen können, daß sie den Untergang, der ihnen prophezeit wird, noch lange nicht verdienen.

Un so denn, Hand up't Hart! Eenig wüllt wi sin, un „Plattdütsch" is de Ehrennam, de uns all tausamenhöllt. Uns' ole nedderdütsche Sprak un nedderdütsche Art sall uns keen Düwel nehmen, so lang se uns sülwst noch an't Hart wussen is. — Jungs, holt fast!!



Geschichtliche Entwicklung des Herzogtums Schleswig bis zu seiner Vereinigung mit Holstein.

Von **H. E. Hoff** in Kiel.

II. Entstehung des Herzogtums Schleswig.

„Die Anfänge des eigentlichen Herzogtums, seine Scheidung von Nordjütland auf Grund geographischer und alter politischer Verhältnisse, sind noch heute in ein gewisses Dunkel gehüllt. Wohl wissen wir, daß es in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts Gestalt gewann, aber die Ursachen, die zu diesen Ergebnissen führten, entziehen sich unserer näheren Kenntnis," sagt Professor Sach. Urkunden sind erst aus der Zeit Waldemars II. erhalten; doch war das, was damals geschah, durch Verhältnisse bedingt, die in die alte Zeit zurückweisen.

Wir haben gesehen, daß Gorm der Alte und sein Sohn Harald Blauzahn in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts ein dänisches Gesamtreich stifteten und ihre Herrschaft nach Besiegung der Kleinkönige in Jütland und im späteren Herzogtum bis zur Schlei ausdehnten. Zu Jelling bei Veile war der Königssitz, denn hier errichtete Gorm seiner in Lied und Sage gefeierten Gemahlin Thyra Danebod (d. h. „der Dänen Trost") einen Runenstein mit der Inschrift: „König Gorm machte dies Grabdenkmal für Thyra seine Gattin Dänemarks Heil." Sein Sohn setzte den Eltern hier ebenfalls einen Stein, und es ist hochinteressant zu lesen, wie er auf diesem Steine sich selbst der Vollendung der von seinem Vater begonnenen Staatenbildung rühmt: „König Harald ließ dies Grabdenkmal für Gorm seinen Vater und Thyra seine Mutter machen, der Harald, der sich ganz Dänemark und Norwegen unterwarf und die Dänen zu Christen machte." (R. v. Liliencron. Deutsche Rundschau 1893.)

Das Danewerk, diese alte Grenzhut im Süden des Reiches, wurde fortwährend verstärkt, so noch von Waldemar dem Großen und der Königin Margareta Sambirira. Hinter dem Dänenwall lag die alte Stadt Schleswig, eine Gründung der Angeln, von ihnen Sliesthorp oder Sliaswic (Bucht an der Schlei), von den Dänen Hedeby, d. i. Ort an der Heide genannt. Als Königssitz in heidnischer und Bischofssitz in christlicher Zeit ausgezeichnet, als bedeutender Handelsplatz weithin bekannt, spielte Schleswig wegen seiner Lage hinter dem Dänenwall in der Verteidigung des Reiches eine hervorragende Rolle. Hier gab es schon frühe königliche Befehlshaber, Präfekten, deren Hauptaufgabe der Schutz der Grenze war. Zu dem Ende hatten sie in dem umliegenden Gebiete, vielleicht bis zur Königsau, jedenfalls auch in der alten Schleswiger Mark die Militärgewalt und

wahrscheinlich auch die höhere Gerichtsbarkeit in Händen. Das Amt eines königlichen Statthalters zu Schleswig war also sehr wichtig.

Im 11. Jahrhundert wurde die Südgrenze von den Ostseeslaven oder Wenden arg bedrängt. So lesen wir, daß im Jahre 1043 die Wenden durch das Danewerk brachen und sengend und brennend bis nach Ripen zogen. Plötzlich landete König Magnus in Schleswig und zog nordwärts an die große Landstraße, den Ochsenweg. Auf der Lürschauer Heide erwartete er die mit Beute beladenen Wenden und schlug sie in einer mörderischen Schlacht. Von dieser Zeit an finden wir in Schleswig königliche Prinzen als Statthalter. Unter Knud dem Heiligen, der 1086 starb, war sein Bruder Oluf Vorsteher zu Schleswig. Oluf folgte ihm in der Regierung und ernannte nun seinen Bruder Björn zum Statthalter in Schleswig. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß wir in der Stellung dieses militärischen Befehlshabers zu Schleswig die Anfänge zur Selbständigkeit des schleswigschen Landes erblicken müssen. Besondere Umstände kamen hinzu, um die Keime der Neubildung in ihrem Wachstume zu begünstigen. Daß die nationalen Verhältnisse dabei eine Rolle gespielt haben, ist an sich klar. Zu Urnehöved finden wir ein Landthing, das bis zur ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts hinauf sich nachweisen läßt, vielleicht aber schon im 11. Jahrhundert existierte. Es ist ein Beleg dafür, „daß sich eine Sonderstellung dieser Gebiete schon angebahnt hatte, ehe noch von einem eigentlichen Herzogtum die Rede war."

Noch ein Umstand verdient hervorgehoben zu werden, der die Entwicklung zur Selbständigkeit begünstigte, das war die althergebrachte Thronfolgeordnung in Dänemark. Das Königreich war ein Wahlreich, so daß kein Fürst Regierungsgewalt ausüben durfte, bevor er vom Volke gewählt war und die Huldigung auf dem Adelthing oder Danehof und den Landesthingen entgegengenommen hatte. Das Volk hielt sich bei der Wahl in der Regel an die regierende Familie und die gebräuchliche Erbfolge. Der älteste Sohn des Königs war nach Dahlmann der nächste Erbe. Starb er vor dem Vater, so folgte der zweite Sohn des Königs, auch wenn jener Söhne hinterlassen hatte. Minderjährige Söhne wurden in der Regel von der Erbfolge ausgeschlossen. So kam es, daß nacheinander 5 Söhne Sven Estrithsons, des Gründers der alten dänischen Königsdynastie, regierten, nämlich: Harald Hein † 1080, Knud der Heilige † 1086, Oluf Hunger † 1095, Erich der Gute † 1104 und Niels † 1134.*)

Es ist klar, daß es stets eine Anzahl von Königssöhnen gab, die Ansprüche auf den Thron erhoben. Bürgerkriege, die häufig zur Teilung der Monarchie führten, waren die unausbleibliche Folge. Das Schleswiger Land war nun in seiner Eigenart wie geschaffen dazu, als Abfindung an zunächst berechtigte königliche Prinzen verliehen zu werden.

Als König Niels, der fünfte der regierenden Söhne Sven Estrithsons, regierte, war die Wendengefahr größer als je zuvor. Über die Wenden herrschte der thatkräftige König Heinrich, der mit König Niels Krieg führte, angeblich, weil Niels ihm sein mütterliches Erbteil versagte. Niels war mit einer Flotte an der wagrischen Küste erschienen, hatte aber bei Lütjenburg eine vollständige Niederlage erlitten, so daß er mit genauer Not die Schiffe erreichte. Die Wenden fielen nun in Schleswig ein, und ihre Schiffe erschienen in der Schlei. Unter solchen Umständen verschmähte es jeder, den Posten eines Statthalters in Schleswig an-

---

*) Allen behauptet in seiner Geschichte des Königreichs Dänemark, daß um diese Zeit allgemein die Brüder des Königs dem Thron näher standen als dessen Söhne. „Wenn daher mehrere Brüder da waren, so konnten die Söhne erst dann in Betracht kommen, wenn alle Brüder, so wie sie nach ihrem Alter aufeinander folgten, regiert hatten." S. 75.

zunehmen. Da erbot sich Knud, Sohn Erichs des Guten, die Statthalterschaft anzutreten. Sein Oheim, der alte geizige König Niels, zauderte, ihm diese Würde zu übertragen, ließ sich aber doch dazu herbei, als Knud ihm aus seiner väterlichen Erbschaft eine größere Summe Geldes zahlte.

Knud hatte am Hofe Lothars von Sachsen deutsche Art liebgewonnen und eine tüchtige Kriegsschule durchgemacht. Man nannte ihn nach deutscher Weise Herzog. Seinen Sitz nahm er in der Stadt Schleswig, wo er auf der Möweninsel wahrscheinlich die Jürgensburg erbaute. Als „Herzog der Dänen" übernahm er die Verteidigung Dänemarks gegen die Wenden. An der Schlei legte er Kastelle an, um den Wenden den Weg nach Schleswig zu verlegen. Unerbittlich ging er gegen die Räuber vor, welche im Innern das Land unsicher machten und ihre Schlupfwinkel in den großen Wäldern zwischen Schlei und Eider hatten. Den Wendenkönig Heinrich forderte er auf, die Feindseligkeiten gegen Dänemark einzustellen, anfangs ohne Erfolg. Nach einem glücklichen Treffen aber schloß er Frieden und Freundschaft mit dem Wendenkönig, ja, er erlangte nach dessen Tode von Kaiser Lothar sogar die Belehnung mit der Wendenkrone, 1127. Während die Wenden ihn als Knees (Fürst) bezeichneten, nannten ihn seine Angelsachsen „Hlaford" (Lord), d. i. Brotherr, die Dänen aber Knud Laward. Der Herzog begünstigte auf jede Weise das Deutschtum, kleidete sich nach deutscher Art und rief deutsche Adelige, Handwerker und Kolonisten in das Land. Besonders in der Stadt Schleswig ließen sich deutsche Handwerker nieder, die sich zu einer Gilde vereinigten, deren Beschützer und Mitglied der Herzog war.

Knud faßte sein Herzogtum jedenfalls nicht anders auf, als wie es im deutschen Reich allgemein üblich war; die Wendenkrone aber gab ihm eine Stellung, durch welche er dem König Niels ebenbürtig erschien. Auf einer Versammlung zu Schleswig trug er die Wendenkrone und ging Niels nicht weiter entgegen, als dieser ihm entgegenkam. Allerdings beleidigte er durch solches Benehmen des Königs Stolz und säete Mißtrauen in sein Herz. Niels forderte seinen Lehnsmann schließlich auf, zu Ripen vor ihm zu erscheinen, um sich von dem Verdacht der Untreue zu reinigen. Knud erschien und wußte sich zu rechtfertigen: seine Herrschaft diene zur Verherrlichung des Vaterlandes, „sein Streben gehe weder gegen des Vaters Krone, noch gegen des Sohnes Hoffnung." Magnus aber, Niels' Sohn, war dennoch besorgt um die Nachfolge im Reich. In seinem Herzen keimte ein verbrecherischer Plan. Er wußte Knud nach Seeland zu locken, wo er ihn im Walde von Ringstedt meuchlerisch ermordete, am 7. Januar 1131. So tragisch gestaltete sich das Schicksal Knud Lawards. Seine Wirksamkeit in Schleswig blieb aber nicht ohne Erfolg. „Er hatte daselbst nicht mehr als Verwalter königlicher Rechte gewaltet, sondern Regierungsrechte im eigenen Namen geübt und sich ein Dienstgefolge von Getreuen gehalten, die ihm geschworen hatten." (Dahlmann.) Schleswig hatte den Anfang der Selbständigkeit gemacht; der Grund war gelegt, auf dem seine Nachfolger weiterbauen konnten.

Die blutige That trug blutige Frucht. Das empörte Volk zwang den König Niels, den Mörder aus dem Reiche zu verbannen, während die Brüder des Erschlagenen sich erhoben, um seinen Tod zu rächen. Vor dem Danewerk erschien damals Kaiser Lothar, wagte aber nicht, es anzugreifen, da er die Werke und besonders das Kalegat durch das Heer des Magnus und seines Vaters stark besetzt fand; vielmehr begnügte er sich mit einer Geldbuße und der Huldigung seitens Magnus. Zum ersten Male griff auch der Graf von Holstein, Adolf II., in den Kampf ein, indem er den Schleswigern zu Hülfe kam. Zwar wurde er geschlagen, aber die Stadt Schleswig hielt sich, und der Kampf zog sich später in die nördlichen Teile des Reiches. Zu Fodwig in Schonen fiel endlich die Ent-

scheidung zwischen Erich, dem Bruder des ermordeten Knud, und Magnus, dem Meuchelmörder. Dieser wurde geschlagen und fand seinen Tod in der Schlacht am 4. Juni 1134.

Der greise König Niels mußte hülflos und verlassen fliehen und suchte zu seinem Unglück eine Zuflucht in Schleswig. Kaum hatte er die Mauern der Stadt betreten, als die Sturmglocke die Gildebrüder der Knudsgilde zu den Waffen rief. Der alte König fiel unter ihren Streichen mit vielen seiner Getreuen, bevor er die Jürgensburg erreicht hatte. — So wurde Knud Lawards Tod gesühnt.

Den Thron bestieg zunächst der Sieger von Fodwig, Erich Emund, d. i. der Denkwürdige, der als blutgieriger Tyrann seinen Thron durch Verwandtenmord zu festigen hoffte, aber schon nach drei Jahren auf öffentlichem Thinge zu Ripen ermordet wurde. 1137.

Wiederum wurde Dänemark von langwierigen Bürgerkriegen zerrüttet. Wir können sie in ihren Einzelheiten nicht verfolgen; sie gewinnen aber Interesse für uns, sobald der Sohn Knud Lawards auf dem Schauplatz erscheint.

Acht Tage nach dem Tode des Herzogs hatte die trauernde Witwe Ingeborg, eine russische Prinzessin, einem Sohne das Leben gegeben. Sie hieß ihn in russischer Sprache Wladimir, die Dänen aber nannten ihn Waldemar. Als er erwachsen war, stritten um die dänische Königskrone Sven, Erich Emunds Sohn, und Knud, der Sohn des Magnus.

Sven, der deutsches Wesen liebte und mit deutscher Hülfe die Krone zu gewinnen hoffte, fand auf den Inseln, aber auch in Schleswig Anerkennung. Dem heranwachsenden Waldemar bestätigte er den Besitz seines Vaters, indem er ihm die herzogliche Würde in Schleswig verlieh, 1149 oder 1150. — Knud Magnussen, der seinem Gegner weder an Geschick noch an Tapferkeit gewachsen war, wurde völlig geschlagen und floh zu den Friesen, deren Hülfe er durch Versprechungen gewann. Nachdem Sven die Mildenburg erstürmt hatte, wandte Knud sich Hülfe suchend an den deutschen Kaiser. Eben zu der Zeit starb Konrad III., und sein Neffe, Friedrich Barbarossa, bestieg den Thron. Da Sven früher längere Zeit am Hofe der Hohenstaufen verweilt hatte und der junge Kaiser sein Waffenbruder war, begab er sich mit glänzendem Gefolge um Pfingsten 1152 auf den ersten Reichstag des Kaisers nach Merseburg, um seine Sache selber zu führen. Hier erschienen auch Knud und Waldemar. Der Kaiser entschied, daß Sven König von Dänemark, aber des Kaisers Lehnsmann sein solle; Knud solle Seeland von Sven als Lehen nehmen, während Waldemar sein Herzogtum vom Oberlehnsherrn bestätigt ward. Der Friede war indes von kurzer Dauer. Ein verunglückter Winterfeldzug in Schweden that Svens Ansehen im Reiche großen Abbruch; seine Vorliebe für das Deutschtum wurde ihm zum Vorwurf gemacht: „Sächsisch sei," rügte man, „mit der Königstracht auch die Hoftracht geworden, sächsisch das Essen, alte Däneneinfachheit gelte nichts mehr; wozu die Umgebung mit so vieler Dienerschaft und reich bezahlten Possenreißern?" Nicht nur das Volk war unzufrieden mit dem Könige, auch Adel und Geistlichkeit stimmten in die Klagen ein; schwerwiegender aber war, daß Waldemar die Partei des Knud ergriff, nachdem eine Heirat die alte Blutschuld vergessen gemacht hatte. Kurze Zeit darnach finden wir Sven als König ohne Land am Hofe seines Schwiegervaters, des Markgrafen von Meißen, 1154. Im Jahre 1156 unternahm Heinrich der Löwe es, Sven in sein Reich zurückzuführen. Bestechung öffnete ihm das Thor des Danewerks, und die beiden Fürsten zogen in Schleswig ein. Während Heinrich der Stadt eine schwere Schatzung auflegte, bemächtigte Sven sich einer russischen Kauffahrteiflotte, um seine Söldner bezahlt zu machen. Dadurch fügte er dem Handel der Stadt großen Schaden zu, denn hinfort blieben die auswärtigen See-

fahrer fern. Was hatte es dem gegenüber zu bedeuten, wenn er der Stadt das Aufsichtsrecht über die königliche Münze gewährte und die „Königswiesen" schenkte?

Während Sven und Heinrich der Löwe nach Ripen vordrangen, sammelte Waldemar in Nordjütland ein Heer. Schließlich sahen die Verbündeten sich genötigt, den Rückzug anzutreten. Eine wendische Flotte brachte nun den König nach Fünen, und Wendenfurcht war es, die Waldemar und Knud zu Unterhandlungen geneigt machte. Man kam überein, Dänemark in drei Königreiche zu teilen: Waldemar sollte ganz Jütland, Knud die Inseln und Sven Schonen mit Halland und Blekingen bekommen. 7. August 1157. „Die Bischöfe sprachen den Fluch gegen jeden Verletzer des Vertrages aus," und doch haben die drei Reiche kaum drei Tage bestanden. Während der Versöhnungsfestlichkeiten zu Roeskilde wurde Knud beim Gastmahl ermordet, und nur Waldemar entkam in der Dunkelheit mit einer tiefen Wunde im Schenkel. „Eine furchtbare Sturmnacht, in welcher eine große Slavenflotte an den Küsten von Halland scheiterte, warf unter Blitzen und stürzenden Regengüssen das fast zerschellte Fahrzeug, welches die Hoffnung Dänemarks trug, an eine kleine Insel, von wo der nächste Morgen Waldemar glücklich nach Jütland brachte." Auf der Gratheheide kam es im Herbst desselben Jahres zur Entscheidungsschlacht. Sven verlor Sieg und Leben. Als Sven Grathe lebte er im Gedächtnis seines Volkes fort.

So wurde Waldemar Alleinherrscher und konnte nun mit Hülfe des kriegerischen Bischofs Absalon (Axel), eines Bauern Sohn von Seeland, der einst sein Milchbruder und nun während eines Vierteljahrhunderts sein treuer Freund und Berater war, jene Großthaten verrichten, die ihm mit Recht den Namen „des Großen" einbrachten. Er erhob das zerrüttete Dänemark zur bedeutendsten Macht im Norden Europas. Noch bei Lebzeiten ließ er seinen Sohn Knud zum Nachfolger wählen; das Herzogtum Schleswig aber übertrug er seinem natürlichen Sohne Christoph und nach dessen frühem Tode, 1173, seinem zweiten Sohne Waldemar. Es muß uns befremden, daß er auf diese Weise die Einheit des Reiches gefährdete; wenn wir aber bedenken, ein wie unsicherer Besitz damals die dänische Krone war, so können wir seine Handlungsweise wohl verstehen. Sein Sohn sah das Herzogtum als ein Erbe aus der Väter Zeit an, wie aus einem Briefe von ihm an den Papst hervorgeht, in welchem von „unserm Herzogtum und dem Erbe unseres Vaters" die Rede ist. „Die Wiege des Waldemarischen Hauses ward als ein herzogliches Gebiet behandelt, das dem Hause bleiben müsse, wohin auch die Wahlkrone einmal fallen möchte," sagt Dahlmann.

Die kühn aufstrebende dänische Macht, welche sich in vielen Kriegszügen fast die ganze Küste der Ostsee bis nach Esthland hin unterworfen hatte, ging bereits unter Knud VI., der seinem Vater Waldemar dem Großen im Jahre 1182 folgte, zum Angriff auf das nordalbingische Land über. Der Vater hatte Friedrich Barbarossa noch die verlangte Huldigung geleistet, der Sohn aber wies jedes Ansinnen auf Erneuerung des Lehnseides mit schneidendem Hohn zurück. Friedrich war damals nicht in der Lage, den siegreichen Dänenkönig zu demütigen, und dieser wagte es auch während der kräftigen Regierung Kaiser Heinrichs VI. nicht, seinerseits zum offenen Angriff überzugehen. Als Kaiser Heinrich aber 1197 starb, und in Deutschland die Parteien der Hohenstaufen und der Welfen sich blutig befehdeten, da schien Knud die Zeit gekommen zu sein, über Holstein herzufallen. In raschem Siegeslaufe unterwarf sein Bruder Waldemar das ganze Land. Graf Adolf III., bei Stellau besiegt, geriet in dänische Gefangenschaft, nachdem das feste Hamburg zur Kapitulation gezwungen worden war, und erhielt erst seine Freiheit wieder, nachdem er allen seinen Rechten auf Holstein entsagt hatte. „Mit großem Pompe empfing Knud die Huldigung Holsteins, Lübecks, Dithmarschens und starb

dann 1202 auf der Höhe kriegerischer Erfolge und weitgreifender Aussichten." In der Regierung folgte ihm sein Bruder, der bisherige Herzog Waldemar von Schleswig, der zu den letzen großen Erfolgen das beste beigetragen hatte.

Waldemar II., der Sieger, verstand es, Nordalbingien mit den Waffen zu behaupten, ja, es gelang ihm, Kaiser Friedrich II., der eben über die Alpen kam, um dem Welfen Otto IV. die Krone abzugewinnen, zum förmlichen Verzicht auf das eroberte Gebiet zu veranlassen. In einer Urkunde, ausgestellt zu Metz im Jahre 1214, erklärt Kaiser Friedrich II., daß er mit dem christlichen Könige Waldemar ewige Freundschaft geschlossen, und alle Provinzen jenseits der Elbe und Elde, sowie alle von Knud eroberten Slavenlande dem Dänenreiche zugelegt habe. — „Zu Friedrichs Urkunde fügte dann Papst Innocenz seine bestätigende Garantie hinzu, was in jener Zeit mindestens ebensoviel bedeutete wie gegenwärtig eine Garantie durch die fünf europäischen Großmächte." (Heinrich v. Sybel.) So gab der Kaiser aus dynastischem Interesse deutsches Land den Dänen preis, und das Schicksal Nordalbingiens wäre besiegelt gewesen, wenn das Volk sich nicht selber geholfen und die Fesseln der Fremdherrschaft gesprengt hätte.

Nicht so leicht wäre das Werk der Befreiung gelungen, wenn nicht das „stolze Machtgebäude" Waldemars, das Werk von zwei Menschenaltern, in einer Nacht zusammengestürzt wäre „und den Ruhm von drei Königen" begraben hätte. Ein gekränkter Vasall, Graf Heinrich von Schwerin, überfiel Waldemar und seinen Sohn, als sie auf Lyöe jagten, und führte sie über das Meer in die Gefangenschaft. Der junge Schauenburger, Graf Adolf IV., erschien in Holstein, und Volk und Ritterschaft fielen ihm freudig zu. Waldemar II. erhielt zwar seine Freiheit wieder, allein er mußte zuvor eidlich auf alle deutschen und wendischen Lande Verzicht leisten. Sein Versuch, Nordalbingien wiederzugewinnen, wurde durch den herrlichen Sieg Adolfs IV. zu Bornhöved am 22. Juli 1227 vereitelt. Norddeutschland war und blieb frei bis zur Eider. Und das Schleswiger Land? Waldemar II. behandelte es ganz so wie sein Vater, ja, er erkannte die besondere Stellung desselben dadurch an, daß er zuerst die Herzogswürde neben seinen königlichen Titeln aufführte. Demgemäß übertrug er bereits im Jahre 1216 seinem zweiten Sohne Erich das Herzogtum, während er den ältesten, Waldemar, zu Johannis 1218 unter großer Feierlichkeit in der Stadt Schleswig zum dänischen König krönen ließ. 1232 wurde der dritte Sohn, Abel, Herzog von Schleswig, da der älteste Sohn plötzlich infolge eines Unfalles auf der Jagd gestorben und Erich nun die Krone zugedacht war. Urkunden aus dieser Zeit bestätigen die Angaben der Annalen; so wird Abel z. B. in einer Urkunde vom Jahre 1239 dux Jutie genannt, wie 1230 sein Bruder Erich. Schleswig entfremdete sich in der Folgezeit mehr und mehr dem Norden. In Herzog Abel erhielt das Land einen kraftvollen Herrscher, der sich nicht scheute, nach seines Vaters Tode seinem Bruder Erich sogar die Huldigung zu verweigern. Wir erkennen, daß um diese Zeit das Herzogtum südlich der Au feste Gestalt gewonnen hatte und zu einer dauernden Organisation innerhalb des Königreichs geworden war.

Waldemar II. starb im Jahre 1241, nachdem er kurz vorher sein Gesetzbuch, das Jütsche Lov, erlassen hatte. Es hatte Gültigkeit für ganz Jütland, das Herzogtum eingeschlossen, und hat sich behauptet bis in unsere Zeit hinein. Dem Eindringen des deutschen Rechtes setzte es einen starken Widerstand entgegen. „Aber so stark ist auch das Jütsche Lov nicht gewesen, daß es für die Zukunft die Einwirkung des deutschen Rechtes gänzlich hätte ausschließen können," sagt Waitz. Der Stadt Tondern z. B. wurde im Jahre 1243 von Herzog Abel das Lübsche Recht verliehen. — Auf einzelne wichtige Bestimmungen des Jütschen Lovs kommen wir in anderem Zusammenhange zurück. (Fortsetzung folgt.)

Unsere Grönlandsfahrer.

Von Johs. Schmarje.

II.

Nach diesem geschichtlichen Rückblick möchte ich nunmehr versuchen, den Lesern der „Heimat“ ein Bild davon zu entwerfen, wie der Robben- und Walfischfang vor 40—50 Jahren von unsern Leuten betrieben wurde.

Für die Grönlandsfahrten benutzte man hier nach dem Vorbilde der Holländer alte, möglichst stark gebaute Handelsschiffe. Um nun diese Fahrzeuge für ihre neue Bestimmung einigermaßen tauglich zu machen, erhielten sie um den Bug von der Vorderkante des Vorderstevens bis zu den Fostrüsten einen starken Panzer aus Holzklötzen, über die horizontalliegende Plattenschienen genagelt wurden. Der Bug wurde außerdem von innen abgestützt, so daß das Schiff schon einen tüchtigen Stoß vertragen konnte. Die Grönlandsfahrer hatten ein glattes Deck; darunter erstreckte sich in der ganzen Schiffslänge von der Kombüse vorne bis nach hinten zur Kajüte das niedrige Zwischendeck, der Schlaf- und Eßraum für die Mannschaft. Die Kojen waren meistens für 2 oder 3 Mann eingerichtet. Ein Schiff von mittlerer Größe hatte 6—7 Schaluppen und eine Besatzung von rund 50 Mann. Der Führer wurde Kommandeur genannt. Die wenigsten der auf Grönland fahrenden Kommandeure und Steuerleute hatten eine Prüfung auf einer Navigationsschule bestanden, sie konnten indessen die Breite berechnen und wußten auf Grund langjähriger Erfahrung ihren Kurs wohl zu bestimmen, obwohl kein Chronometer am Bord war. Dem Range nach folgten der Steuermann und 6 oder 7 Offiziere, meist ältere, erfahrene Männer. Zur Besatzung gehörten außerdem ein Zimmermann, ein Böttcher, ein Schuster und ein Barbier, der gleichzeitig als Arzt fungierte und sich Herr Doktor nennen ließ. Außer gelegentlichen Verwundungen kamen Krankheiten in der reinen, gesunden Luft des Eismeeres indessen äußerst selten vor. Jedem Offizier wurde eine Schaluppe mit 5 Mann zugeteilt, so daß jeder vorkommenden Falls genau wußte, wo sein Platz war und was er zu thun hatte. Wenn das Schiff aus Grönland zurückgekehrt war, machten einige Leute der Mannschaft in der Zwischenzeit kleinere Reisen auf Handelsschiffen; die meisten blieben indessen am Land und arbeiteten bis zur nächsten Reise bei den Bauern ihres heimatlichen Dorfes.

Die Anmusterung der Leute geschah unter folgenden Bedingungen: Außer einem Handgeld erhielt jeder — mit Ausnahme der Unbefahrenen — eine kleine Monatsheuer und einen Anteil vom Fang, so daß der Verdienst bei schlechten Reisen sehr mager ausfiel, bei glücklichen Reisen dagegen recht lohnend war. Die Beköstigung stand der Verpflegung auf den Handelsschiffen nicht nach. Wer am Bord Kaffee trinken wollte, mußte sich vor seiner Abreise mit Kaffee und dem nötigen Geschirr versorgen. Die Bessergestellten versahen sich außerdem mit Kolonialwaren, vor allen Dingen mit einigen Stieg Eiern, einigen Mettwürsten und einem Fäßchen mit Rum oder Branntwein; denn im Essen und Trinken leisteten die Grönlandsfahrer Erstaunliches. Die reichlich bemessenen Mußestunden wurden mit allerlei nützlichen Beschäftigungen ausgefüllt, so z. B. mit der Anfertigung von Bürsten, hölzernen Löffeln, Garnwinden u. dgl. Dabei wurde geraucht, gescherzt, erzählt und gesungen, so daß die Langeweile eigentlich nicht aufkommen konnte. Zu den beliebtesten Liedern gehörten die alten getragenen Volksweisen. Man sang vom Lieben, vom Scheiden und Meiden, aber niemals eigentliche Seemannslieder. Es giebt ja Lieder, in denen das Seeleben verherrlicht wird, und die eigens für Seeleute gedichtet sind. Aber der deutsche Seemann singt diese Lieder nicht, weil

sie nach Inhalt und Form seiner ganzen Empfindungs- und Denkweise völlig fern stehen. Wie sollte ein Seemann wohl singen können:

Auf dem Meer bin ich geboren,
Auf dem Meere ward ich groß,
Zu dem Meer hab' ich geschworen,
Es zur ewigen Braut erkoren,
Auf dem Meer stirbt der Matros'. —?

oder gar den Unsinn:

Frischauf, Matrosen, die Anker gelichtet,
Die Segel gespannt, den Kompaß gerichtet!

Ende Februar ward mit der Ausrüstung des Schiffes begonnen. Dazu gehörte natürlich vor allen Dingen, daß es mit allen für den Robben- und Walfischfang erforderlichen Gerätschaften versehen wurde, als mit: Walfischleinen, Harpunen, Lanzen, Robbenknitteln, einem Dutzend Kugelbüchsen und Schrotflinten. An Fischleinen kamen 60—70 à 120 Faden an Bord. In früheren Zeiten wurde nur die Handharpune, später die von dem Engländer Abraham Staphold erfundene Kanonenharpune gebraucht, weil den klugen und scheuen Walfischen schwer nahe zu kommen war. Die Harpune wurde mittels eines 36 Fuß langen Vorgängers an der Leine befestigt. Die Vorgänger, vom stärksten Hanf gemacht, mußten geschmeidig sein, damit der Stoß, bezw. der Schuß nicht gehindert werde, und durften daher nicht mit Teer bestrichen werden. Der Raum des Schiffes barg den Proviant und außerdem einige Hundert großer Speckfässer. Die unteren Lagen der Fässer wurden mit frischem Wasser gefüllt, so daß das Schiff den nötigen Ballast und die Mannschaft Trinkwasser hatte.

Anfang März segelten die Grönlandsfahrer, wenn sie nicht durch Eis in den heimatlichen Häfen festgehalten waren, nach dem Norden. Die Reise bis ans Polareis dauerte 3—6 Wochen, je nachdem Wind und Wetter günstig waren. In der Nähe der Eisgrenze wurde das sog. Krähennest in den Großtopp gebracht. Das war eine Art Tonne, die dem Kommandeur oder dem wachthabenden Offizier als Ausguck diente. Ebenfalls wurden die Schaluppen klar gemacht, überhaupt alles in Bereitschaft gestellt, damit sofort „Fall“ gemacht werden konnte, wenn sich Robben in größerer Menge zeigen sollten. Vereinzelte Seehunde findet man im ganzen Gebiet des Eismeeres. Sie lassen das Schiff in ihrer Nähe vorübersegeln, ohne sich in ihrer behaglichen Ruhe stören zu lassen. Hat man Zeit, so werden sie an Bord geholt. Der Kommandeur sitzt jetzt stundenlang im Krähennest, mit seinem großen Fernrohr das ganze Gebiet absuchend. Wochenlang späht er vergeblich nach einem Robbenlager. Das Schiff segelt hin und her, bald im freien, stillen Wasser, das in der Regel nur von einer sanften Dünung bewegt wird, bald schiebt es sich langsam durch Striche jungen Eises, bald auch wird es vom Packeis besetzt, daß es nicht vor- noch rückwärts kann. Zuweilen kommt es vor, daß eine ganze Flotte vom Eise besetzt wird. Dann werden Besuche gemacht, bei denen man sich gegenseitig bewirtet. Auch wird auf dem Eise allerlei Kurzweil getrieben. Plötzlich erdröhnt ein Kanonenschuß — und noch einer — und noch einer. Wie durch Zauberkraft hat sich das Eis gelöst; kaum noch können die Mannschaften ohne Fährlichkeit wieder an Bord ihrer Schiffe kommen. — — Wieder tagelanges Kreuzen und Treiben im Eise. Sorgfältig haben Kommandeur und Steuermann auf allerlei Zeichen in Luft und Wasser acht, welche die Nähe der Robben verkünden könnten. Da ruft es vom Krähennest herunter: Fall œberall! Im Nu ist die träge Masse lebendig. Fünf Minuten lang wimmelt es wie in einem gestörten Ameisenhaufen; die Kojen sind plötzlich leer, die Kombüse steht verlassen, alle Mann sind an Deck. Richtig: da liegen sie zu Tausenden, die Robben, in weitem Umkreis; keine Ahnung dämmert ihnen, welch furchtbares

Schicksal ihrer wartet. Allmählich ist das Schiff dem Beutefeld näher gekommen. Vorsichtig gehen die alten Seehunde zu Wasser; die jungen aber schlafen ruhig weiter. Nur hin und wieder reckt einer neugierig den Kopf in die Höhe. Jetzt fahren die Schaluppen surrend zu Wasser. Der Offizier steht am Steuerriemen; die Mannschaften thun ihr Bestes, und fort schießen die schlanken Fahrzeuge nach allen Richtungen. Ein furchtbares Morden beginnt jetzt. Durch einen kräftigen Schlag mit dem Robbenknittel wird der Seehund getötet, dann auf den Rücken geworfen und abgebufft, d. h. das Fell wird mit der darunter liegenden Speckschicht mit einem Messer abgeschnitten, eine Prozedur, die nur einige Minuten in Anspruch nimmt. Der Kadaver bleibt auf dem Eise liegen zum Fraß für die Malmucken, eine große Mövenart, die sich bald in ungeheuren Scharen einstellen. Bald eilt die Schaluppe bis an den Rand beladen zurück an Bord. Die Jungen, die am Bord haben bleiben müssen, holen die Ladung über und werfen sie durch die Großluke in den Raum. Die Schaluppe ist unterdessen schon wieder ins Eis gegangen. Nun kommt eine zweite und eine dritte und vierte Schaluppe mit voller Ladung an Bord. Und so geht's Stunde um Stunde, den ganzen Tag, die ganze Nacht; und dunkel wird's nicht, denn die Mitternachtsonne leuchtet mit fahlem Schein über dem weiten, weißen Schlachtfelde. Mittlerweile haben sich auch andere Schiffe eingefunden; sie sind den Vogelscharen gefolgt; auch sie wollen ihren Anteil an der fetten Beute haben. Jetzt gilt's mit verdoppelter Anstrengung zu arbeiten, und man arbeitet bis zur völligen Ermüdung. Halbschlafend senken und heben die Ruderer ihre Riemen, die Deckswache kann die Augen kaum noch offen halten. Nach einer vierstündigen Rast in der Koje beginnt die Arbeit von neuem. Am dritten Tage aber muß eine Pause eintreten. Der Speck muß, nachdem er vorher mit langen Messern in Streifen von den Fellen geschnitten worden, in die Fässer gethan, und die Felle müssen gesalzen und verstaut werden. Dabei haben alle Hände zu thun, und jeder steht auf dem ihm im voraus angewiesenen Posten. Unter Gesang und Scherz geht die Arbeit von statten. Mit Jubel wird jedesmal der Kajütsjunge begrüßt, wenn er mit der gefüllten Kruke auf der Bildfläche erscheint, um jedem einen Schnaps zu verabfolgen. Sobald der Speck beseitigt und Raum geschaffen ist, geht's von neuem auf den Fang. Freilich sind die Robben mit jedem Tage scheuer geworden, so daß ihnen oft nur mit der Flinte beizukommen ist. Ist das Glück günstig, so kann das Schiff nach 5 oder 6 Tagen mit einer vollen Ladung, d. h. mit dem Speck von 12—16000 Robben (je nach der Größe des Schiffes) die Heimreise antreten. Schneller noch füllen sich die Fässer, wenn die Robbenschläger unmittelbar vom Bord aus aufs Eis laufen können.

Hatte der Robbenfang keine genügende Ausbeute gebracht, so segelte das Schiff in höhere Breiten auf den Walfischfang. Da die Tiere sich von Spitzbergen und Jan Mayen verzogen hatten, mußten sie im freien Eismeer zwischen dem 75. und 80. Grad aufgesucht werden. Inzwischen wurde alles für den Fang klar gemacht. Jede Schaluppe erhielt 7 Leinen à 120 Faden, sorgfältig aufgeschossen, ferner 2 Harpunen und 4—6 Lanzen. In den letzten Jahren waren auch die deutschen Schiffe meistens mit Kanonenharpunen versehen. Diese Harpune, stärker als die Handharpune, konnte aus einer Drehbasse auf eine Entfernung von 20—30 m auf den Fisch geschossen werden und war, wenn sie traf, außerordentlich wirkungsvoll. Der Harpunenschuß war indessen selbst bei geschickter und kaltblütiger Handhabung der Waffe immer höchst unsicher und mancherlei Zufälligkeiten unterworfen. Jede Schaluppe hatte daher eine Handharpune in Reserve.

Das Segeln in den Eismassen, die zuweilen 20—30 m über dem Wasser emporragen, erfordert die größte Vorsicht, und doch mußte der Kommandeur bemüht sein, sich mit seinem Schiff soweit wie möglich hineinzuarbeiten.

Endlich wird das Schiff an der Bucht eines großen Eisfeldes festgemacht; denn es ist anzunehmen, daß die Fische hier erscheinen, um Atem zu schöpfen. Zeigt sich außerdem das Wasser von einer grünlich trüben Färbung — man schreibt dies den Wassertierchen zu, die dem Walfisch als Nahrung dienen —, so spricht alles dafür, daß man an einer glücklichen Stelle liegt. Sobald das Schiff befestigt ist, werden zwei bemannte Schaluppen — die eine an der Steuerbord-, die andere an der Backbordseite — auf „Brandwache" gelegt. Wenn ein Fisch aus der Tiefe emportaucht, um Atem zu schöpfen, so kündigt er sein Erscheinen durch dumpfes Brausen und Blasen an. Die heiße Luft seiner Lungen, die er kräftig ausbläst, bildet in der kalten Atmosphäre eine Dampfsäule, die einer Fontäne nicht unähnlich sieht. Dann erscheint ein Teil des gewaltigen Körpers über dem Wasserspiegel. Sobald dies bemerkt wird, löst sich eine der Brandwachtschaluppen eiligst, still und vorsichtig von der Seite des Schiffes und sucht sich dem Fische, der nur seitwärts sehen kann, von hinten oder von vorne zu nähern. Am Vordersteven steht der Harpunier mit der stoßbereiten Harpune, die er, sobald er an den Fisch kommt, mit aller Kraft in den Körper des Tieres hineinbohrt. Die Schaluppe schnellt zurück aus der gefährlichen Nähe des verwundeten Tieres. Dieses aber schießt in die Tiefe oder sucht Schutz unter dem Eise. Die Leine wird mit einem Schlag um den am Vordersteven stehenden Puller (eine senkrechte, drehbare Walze) etwas zurückgehalten. Da der Fisch aber noch bei voller Kraft ist, so laufen die ersten 4—5 Leinen mit großer Geschwindigkeit ab, so daß der Puller dampft und mit Wasser begossen wird. Eine sofort aufgesteckte Flagge ruft die übrigen Schaluppen zur Hilfe herbei. Das Schiff zieht seine große Flagge auf zum Zeichen, daß es den harpunierten Fisch als sein Eigentum betrachtet, an dem sich sonst niemand vergreifen darf. Das war grönländisches Recht, von allen Nationen respektiert. „Nur den stolzen Engländern," klagt Posselt, „die sich überall für Herren des Ozeans und seiner Geschöpfe ansehen, kann es einfallen, dawider zu sündigen; und es ist eine allgemeine Klage, daß sie es sehr häufig thun." Eine inzwischen angelangte Schaluppe befestigt ihre Leine mit einem Schlußstich an das freiliegende Ende der ablaufenden Leine der ersten Schaluppe. Das Benehmen des angeschossenen Walfisches ist sehr verschieden. Zuweilen bleibt er nahezu eine Stunde in der Tiefe; in der Regel kommt er jedoch schon nach kurzer Zeit wieder an die Oberfläche. Unter den furchtbaren Schlägen seiner Schwanzflosse spritzt das Wasser hoch auf. Nach kurzer Zeit verschwindet er wieder. Gelingt es ihm, unter das Eis zu kommen, so ist er meistens für das Schiff verloren. Die Schaluppe kann ihm nicht weiter folgen, und will man es nicht darauf ankommen lassen, daß sie mit der Mannschaft unter das Eisfeld gezogen werde, so muß die Leine durchhauen werden. Kann aber der Fisch im Eisfeld keine Öffnung finden, um Atem zu schöpfen, so muß er umkehren. Darauf rechnet man, und zu dem Ende haben sich die Schaluppen am Rande des Eisfeldes verteilt. Ziemlich ermattet taucht er empor und empfängt nun eine zweite, vielleicht noch eine dritte und vierte Harpune. Immer kürzer werden die Zwischenpausen. Endlich liegt er da, als wäre kein Leben mehr in ihm. Dann naht sich von jeder Seite eine Schaluppe, die Harpuniere ergreifen ihre Lanzen und suchen ihn durch Stiche in die edleren Teile zu töten. Dieser Angriff ist gefährlich, wenn er nicht geschickt ausgeführt wird. Das Blut des todwunden Tieres rötet das Wasser ringsum und überströmt die Menschen. Der Walfisch rafft seine letzte Kraft zusammen und peitscht das Wasser mit furchtbaren Schlägen, um sich seiner Feinde zu entledigen. Da gilt es aufzupassen, den rechten Augenblick und die rechte Stelle wahrzunehmen! Ein einziger Schlag würde die Schaluppe in Stücke schlagen und die Leute zerschmettern. Sobald der Fisch tot ist, kentert er, also daß er mit

dem Bauch nach oben treibt. Nachdem die Leinen eingeholt sind, wird der Fisch mit allen Schaluppen an die Seite des Schiffes bugsiert und dort mit Ketten festgemacht. Jetzt beginnt das „Flensen," d. h. das Abschneiden des Speckes. Der Speckschneider und seine Leute haben sich Eissporen unter die Füße geschnallt; sie steigen auf den Fisch hinab und trennen mit langen Messern den 1½ Fuß dicken Speck ab, der auf das Verdeck gewunden, zerschnitten und in die Fässer gethan wird, die man alsdann verspundet. Man bemächtigt sich ebenfalls der großen, thranreichen Zunge und der wertvollen Barten. Zuweilen werden auch die gewaltigen Kinnbacksknochen mitgenommen. Ein mittelgroßer Walfisch, der auf ein Gewicht von 75000 kg geschätzt wird, liefert rund 24000 kg reinen Thran und 1500 kg Fischbein. Der wertlose Rest des gewaltigen Tieres wird den Haifischen, Möwen und Bären zum Fraß überlassen.

So glatt, wie hier geschildert, verläuft die Sache nun freilich in wenigen Fällen. Wenn irgendwo das Jagdglück oder -Unglück seine Rolle spielt, so ist es hier. Die beste Aussicht wird oft durch ein Mißgeschick vereitelt, sei es, daß die Harpune zerbricht oder losläßt, oder daß der getroffene Fisch auf Nimmerwiedersehen unter einem nahen Eisfelde verschwindet, oder daß gar die Schaluppe zerschlagen wird und Menschenleben dabei verloren gehen. Der alte Zorgdrager weiß von vielen Abenteuern und Fährlichkeiten der Walfischfänger zu berichten. Nur eine seiner Geschichten möge hier Platz finden: „Es trug sich zu, daß als der Commandeur Cornelius Gerritz Quewe Kees mit seinem Schiff „De Gortmolen" im Jahre 1660 in Grönland der Nahrung oblag, und bereits 7 Fische gefangen hatte, den achten zu Gesichte bekam. Es wurde zur Stunde: val, val! geruffen. Der Commandeur kam am allerersten an den Fisch und schoß ihm seine Harpune in den Leib. Mittlerweil kömmt die zweite Chaloupe herbei, darauf Jacob Dienkes Harpunier war, und in Bereitschaft stunde, seine Harpune gleichfalls einzuschießen; allein der Fisch kam gerade unter der Chaloupe herauf und stiesse mit seinem Kopf so stark an dieselbige an, daß sie krachte: durch welchen Stoß der Harpunier aus der Chaloupe herausgeprellet wurde, und anstatt die Harpune in den Fisch zu schiessen, fiel er selbst auf den Fisch. Dem Harpunier schlunge sich, indem er aus dem Schiffe, der Vorgänger zweimal um das Bein, also kam er auf den Fisch, hinten am Pflug-Ende zwischen dem Leib und dem Schwanz zu sitzen, und wurde durch seine eigene Harpune und Leine auf dem Fisch gehalten, und müsse also mit, wo der Fisch hinschwomme. Inzwischen thaten die andern Chaloupen ihr bestes, um ihn einzuholen und zu retten; allein vergebens, weil der Fisch schneller schwomm, als sie rudern konten. Wie der Commandeur kein Mittel mehr sahe, ihn mit rudern einzuholen, rief er ihm zu: Jacob, schneid die Leine in Stücken! Weil ihm aber das Messer überzwerg im Sack lag, konte er es nicht herausziehen. Endlich risse seine Harpune, deren Vorgänger er als einen Zaun in der Hand vest hielte, aus dem Fisch los, wodurch er von diesem See-Reutersdienst glücklich entschlagen, von einem andern Harpunier gerettet, und in seine Chaloupe gebracht wurde. Da er hernach in das Schiff gekommen, und trockene Kleider angezogen hatte, that man einen neuen Zug nach diesem davon geschwommenen Fisch, welcher letzlich noch gefangen wurde."

Ein Harpunier Oldehus aus der Seestermüher Marsch (sein Sohn besuchte später das Seminar in Tondern) wurde mit seiner Schaluppe von einem Fisch unter ein Eisfeld gezogen. Die übrige Mannschaft konnte rechtzeitig ins Wasser springen und ihr Leben retten.

Obwohl der Fang der Robben und Walfische den eigentlichen Zweck der Grönlandsfahrten bildete, so nahm man doch, wenn sonst nichts versäumt wurde, alles mit, was verwertet werden konnte. Pottfische, von unsern Leuten Butts-

köpfe genannt, umschwärmen bei unruhigem Wetter in Scharen das Schiff. Hin und wieder glückt es, eins der Tiere durch eine wohlgezielte Büchsenkugel zu töten oder mit einer kleinen Wurfharpune zu fangen. In ihren Mußestunden vergnügten sich die Leute damit, die gefräßigen Malmucken an einer Angel mit einem Köder zu fangen. Das weiche Gefieder ist wegen seines starken Geruches nicht zu verwerten, aber aus den Brustmuskeln wurde durch starke Zuthaten von Pfeffer und Zwiebeln eine Fleischspeise bereitet, die für einen Grönländer einigermaßen genießbar war. In den höheren Breiten wurden zuweilen Eisbären angetroffen. Als ich 1857 meine erste Reise machte, wurde eine Bärenmutter erlegt; die beiden Jungen entwickelten sich prächtig in ihren Käfigen am Bord und wurden an eine Menagerie verkauft. Vereinzelt traf man die sog. Klappmützen auf dem Eise, eine riesenhafte Robbe. Sie hat ihren Namen von einem Hautsack auf der Nase, den sie, wenn sie angegriffen wird, wie eine Schweinsblase aufbläst. Unter allen Seeungeheuern sind die Finnfische die größten. Allein weil sie nur wenig Speck liefern und sehr wild und scheu sind, wird ihnen nicht nachgestellt. Es gewährt indessen ein höchst fesselndes Schauspiel, den gewaltigen Tieren zuzusehen, wie sie sich vor Lust im Wasser tummeln. Das Walroß kommt in den grönländischen Gewässern so vereinzelt vor, daß man selten eins dieser Tiere zu Gesicht bekommt.

Daß die Grönlandsfahrten mit mancherlei Gefahren verbunden waren, habe ich bereits im geschichtlichen Teil angedeutet. Gegen die Naturgewalten in jenen Regionen — Nebel, Sturm, Eisbesetzung — kämpft auch das beste Schiff und die tapferste Mannschaft oft vergebens. Hunderte von Schiffen sind im Laufe der Zeit im Eise zerdrückt worden, und Tausende von braven Seeleuten haben in den grönländischen Gewässern ihren Tod gefunden. Die Eismassen sind in fortwährender Bewegung, bald offene Stellen bildend, bald sich mit furchtbarer Gewalt zusammenschraubend und ineinander keilend. Wehe dem Schiffe, das eine bequeme Durchfahrt vor sich zu haben glaubte und nun plötzlich von den Eisfeldern umklammert wird. Die Bewegungen des Eises sind überhaupt so rätselhaft, daß sie aller menschlichen Berechnung und Vorsicht spotten. Der alte Zorgdrager weiß darüber vieles zu berichten. „Im Jahre 1678 führete Cornelius Claas Bille ein neues Schiff. Und als er in Grönland auf der Nahrung war, und bereits zween Fische hatte, lag er an einem Eis-Feld vest und so nahe bei dem Schiff „Der rothe Fuchs,“ daß die hinteren Steven kaum einen Faden von einander lagen. Auf die Schiffe, welche so nahe beisammen sich keiner Gefahr versahen, vernahm man, daß sehr plötzlich, weil man wegen eines dicken Nebels nicht weit um sich sehen kunte, daß einige Schotsen, und hernach ein Eis-Feld andrungen, wodurch das Schiff, „Der rothe Fuchs,“ das überdieses beinahe leer war und dahero hoch aus dem Wasser lag (wie erschrecke ich vor diesem Unfall!) ganz und ungebrochen unter das Eis-Feld, daran es vest lag, geschoben wurde, mit allem, was darinnen war, so daß man weder Mast noch Flügel mehr davon sahe, noch jemals davon gesehen hat; und das in einer so kurzen Zeit, daß das Volk, welches eben oben war, genug zu thun hatte, seine Erhaltung zu suchen. Als sie das Eis-Feld so gewaltig andringen sahen, sprungen sie alle aus dem Schiffe auf das Feld, daran sie lagen, um zu entkommen. Das neue Schiff des Cornelius Bille wurde zweimal dermasen geklemmt, daß die Balken bald zur Seite heraus stunden, und das Volk rettete sich auf dem besagten Eis-Feld.“ Er erzählt nun weiter, wie auch dieses Schiff zu Grunde gegangen, und wie die 60 Menschen sich in einigen geborgenen Schaluppen zu retten versucht hätten. 1777 gingen 10 Schiffe mit dem größten Teil ihrer Besatzung im Eise verloren, und man kann sich vorstellen, was in solchen Fällen die Überlebenden im Schneegestöber, in der strengen Kälte unter

Hunger und Durst zu leiden hatten. Erst neuerdings, wo die Schiffe beim Segeln im Eise eine kleine Dampfmaschine zur Hilfe nehmen, mag diese Gefahr des Polarmeeres um ein weniges verringert sein.

Das Eis ist, wie gesagt, in beständiger Bewegung. Diese ist freilich so unmerklich, daß sie der oberflächlichen Beobachtung entgeht. Auf den ersten Blick gewährt das Eismeer ein Bild starrster Ruhe. Wenn sie nun durch eine plötzliche und schnelle Bewegung einzelner Flarden und Eisfelder unterbrochen wird, so mag die Ursache für diese Erscheinung darin zu suchen sein, daß die großen Eisfelder zuweilen zerreißen und brechen. Die Trümmer schießen dann über- und durcheinander, stoßen und drängen sich und gewinnen dadurch eine Bewegungsgeschwindigkeit, die den Schiffen unheilvoll werden kann.

In der Nähe des grönländischen Festlandes und der Inseln sind die Eisfelder kleiner als in der See, weil sie dort keinen Raum zum Ausweichen haben und daher durch die Strömungen zertrümmert werden. Die eigentlichen Eisberge, mit denen mancher das ganze Polarmeer bedeckt glaubt, finden sich nur in der Nähe der Küsten. Während sie von unten nicht schmelzen, werden sie nach oben durch Übereinanderschiebung und durch Niederschläge immer gewaltiger. Unter dem Einfluß der wechselnden Temperatur, durch Zusammenschiebung, Druck und Auswaschung gewinnen sie zuweilen die wunderbarsten Formen. Wenn ein durch die Dünung unterwühlter Eisberg den Stützpunkt verliert, stürzt er ins Meer und kommt vielleicht in eine Strömung, die ihn Hunderte von Meilen fortführt. „Es ist merkwürdig," sagt Zorgdrager, „daß man in solchen abgebrochenen Eis-Stücken wunderbare Seltenheiten der Natur findet; man hat davon einige gesehen, so Kirchen vorbilden, mit Säulen unterstützet, mit Thüren und Fenstern versehen, woran viele Eiskegel hingen, und inwendig zeigte sich die schönste blaue Farbe. Es werden auch noch verschiedene andere Figuren und Vorbildungen von diesem Eise gesehen, welche alle wunderbar anzusehen sind." Die Richtigkeit dieser Schilderung kann ich aus eigener Anschauung bestätigen.

Mitte Juli rüsteten sich die Schiffe zur Heimfahrt. Wenn ein Schiff mit dem Krähennest im Großtopp in den heimatlichen Hafen einfuhr, so war das ein Zeichen, daß es volle Ladung hatte. Das Auskochen des Specks und die Reinigung des Thrans geschah am Lande.

Damit bin ich mit der Reise und auch mit meiner Schilderung am Ende. Sollten diese Blätter einem alten Grönlandsfahrer in die Hände kommen und ihm eine behagliche Stunde in der Erinnerung an längst vergangene Zeiten und Thaten gewähren, so würde mich das freuen.



Mitteilungen.

Sammelt der Maulwurf Wintervorräte? Die Antwort giebt uns ein Objekt des zoologischen Museums in Kiel: „Das Lager eines Maulwurfs, gefunden kurz nach eingetretenem Tauwetter am 7. April 1886 auf einer Wiese bei Barsbek in der Propstei. In den Röhren, welche die Lagerstätte umgaben, befand sich ein Nahrungsvorrat von 1280 Regenwürmern (2 kg) und 18 Engerlingen." Daß der Maulwurf keinen Winterschlaf hält, wie die meisten übrigen Insektenfresser, war längst bekannt; unter weichem Schnee kann man bei eingetretenem Tauwetter überall seine Gänge dicht unter der Oberfläche der Erde verfolgen. Er folgt den Regenwürmern und Engerlingen, zu welchem Zwecke er jedoch im Winter seine Gänge weit tiefer im Boden ausgräbt als im Sommer, in Übereinstimmung mit den Stellen, wo sich seine Beute während der kalten Jahreszeit aufhält. Brehm erwähnt aber schon im 2. Bande seines Werkes „Illustriertes Tierleben" (2. Aufl., 1884), daß nach Zeugnissen glaubwürdiger Maulwurffänger der Maulwurf oft nicht nur eine Anzahl von Regenwürmern in seinem Nest anhäuft, sondern die Tiere im

voraus verstümmelt, jedoch nicht lebensgefährlich, um sie am Weiterkommen zu hindern. Es ist das Verdienst des Professors Dr. Dahl in Berlin (früher Assistent am zoologischen Institut zu Kiel), die Bestätigung der durch Brehm mit Vorbehalt gegebenen Mitteilung durch umfangreiche biologische Studien geliefert zu haben. In seiner Arbeit über die „Tierwelt Schleswig-Holsteins" („Heimat" Bd. IV, S. 123) wird des Sammelns der Wintervorräte durch den Maulwurf kurz erwähnt. Eine weitere Bestätigung durch eine Mitteilung des Professors J. Ritzema Bos in Amsterdam, veröffentlicht im „Biologischen Centralblatt," möchte den Lesern der „Heimat" willkommen sein, besonders auch den Lehrern, damit bei Betrachtung des „Maulwurfs" in der Schule diese interessante Thatsache gebührende Beachtung finde. Unserm Gewährsmanne wurden von einem holländischen Lehrer etwa 300 Regenwürmer eingeliefert, welche ein Gärtner in einem Maulwurfsneste gefunden hatte. Die Würmer waren jedesmal zu sieben oder acht in einem Knäuel vereinigt und diese durch eine geringe Menge Sand oder Erde von einander geschieden. Bei näherer Untersuchung stellte sich nun heraus, daß allen Würmern der Kopf fehlte; der Maulwurf hatte ihnen die vorderen zwei bis fünf Segmente abgebissen. Über dem verwundeten Körperteile hatte sich eine neue Haut gebildet, im übrigen keine Regeneration stattgefunden; infolge der niedrigen Wintertemperatur war dies Ergänzungswachstum unterblieben. — Durch diese Art der Verletzung erreicht der schlaue und gefräßige Wühler einen doppelten Zweck. Indem er den Würmern die Kopflappen abbeißt, werden diese nur gelähmt und nicht getötet. Wollte er die Würmer töten, so würden sie bald verwesen, mithin für ihn ungenießbar sein. Gleichzeitig hindert der Maulwurf seine Beute am Entrinnen. Um dies zu verstehen, muß man sich über die Bedeutung des Kopfendes für die Fortbewegung des Regenwurms klar werden. Die Erde wird entweder zur Seite geschoben oder verschluckt. Das Fortdrücken geschieht auf folgende Weise: Der Regenwurm bohrt das langausgezogene Vorderende seines Körpers tastend in irgend eine Bodenhöhlung, bringt seinen Schlundknopf nach vorn, wodurch das anfangs dünne Vorderende verdickt wird, und treibt nun wie mit einem Keile die Erde zur Seite. In festem Erdreich wird der Regenwurm schwerlich kleine Öffnungen ertasten können, mithin ihm nichts Anderes zu thun übrig bleiben, als sich hindurch zu „fressen." Mittels seiner Mundöffnung nimmt er die Erde auf und giebt sie unter langsamem Vorschieben durch die Kanalöffnung ab, die organischen Substanzen verdauend und fruchtbaren Ackerboden schaffend. So entstehen die Wurmröhren im kompakten Boden. Mit dieser nicht zu unterschätzenden Bedeutung der Regenwürmer im Haushalte der Natur beschäftigte sich die letzte Studie des greisen Darwin. Unausgesetzt arbeiten sie die Schichten durcheinander und begraben die an der Oberfläche sich ablagernden festen Körper, Steine usw. Darwin fand im Laufe von 10 Jahren $2^1/_2$ Zoll Erde auf diese Weise emporgeschafft. — Wenn der Maulwurf so viele Regenwürmer verzehrt, wie steht es dann um den Nutzen? Vater Hebel hat es vielleicht doch gar zu gut mit ihm gemeint! Freilich, für Vermeidung der Gleichgewichtsstörung sorgt die Natur schon selbst. — — Die Leser möchte ich zu weiteren Untersuchungen über Wintervorräte anspornen. Man findet das Maulwurfslager in der Regel unter dem durch seine Größe ausgezeichneten Haufen in seinem Jagdreviere. Für Mitteilung und Einsendung solcher Lager bin ich sehr dankbar. H. Barfod in Kiel.

Fragen und Anregungen.

1. Grönlandfahrer. „Lieber Herr Rektor! Der nun verstorbene berühmte Naturforscher und Historiker Professor Steenstrup in Kopenhagen, dessen Freundschaft ich genoß, schrieb mir einmal, ob man bei uns nicht auch Groland (nicht etwa graae = grau), Grolandfahrer sage, nicht Grönland. Der Name Grönland schien ihm überhaupt verdächtig; wo erscheint es grün? Ich konnte ihm seine Frage bejahen, aber weiter keine Aufklärung geben. Die Sache interessiert mich noch lebhaft. Ob Steenstrup etwas erforscht, wie er es vorhatte, habe ich nicht erfahren. Weiß Herr Schmarje vielleicht etwas zur Aufklärung? Oder wollen Sie diesen Brief in der „Heimat" veröffentlichen?

Mit Gruß Ihr Klaus Groth."

2. Bitte. Wer kann mir die folgenden Bücher verschaffen:

1. Der Untergang „Christian VIII." bei Eckernförde am 5. April 1849. 4° mit Abbildungen. Verlag von A. Lehmkuhl, Altona.
2. Der Untergang des dänischen Linienschiffes „Christian VIII." im Eckernförder Hafen am 5. April 1849. Von J. von Wickede und Louis Blanc als Augenzeugen. Mit 3 Abbildungen.
3. Hoch (Hock?), Das Land- und Seetreffen bei Eckernförde. Verlag?

Kiel, Jungfernstieg 20. Willers Jessen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

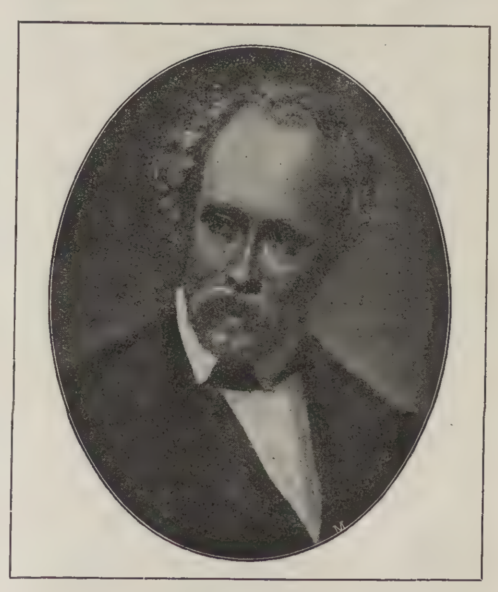
Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 3. März 1899.

Friedrich Hebbel.

Von Adolf Bartels.

Es hat lange gedauert, ehe wir Schleswig-Holsteiner es voll erkannten und voll empfanden, daß Friedrich Hebbel nicht bloß durch die Geburt, sondern auch in tieferem Sinne einer der Unsern ist, und noch heute weiß man es nicht überall bei uns. Man kann es erklären und daher auch entschuldigen: Nicht wie die Klaus Groths oder die Theodor Storms haftet die Dichtung Hebbels am Heimatboden, nicht wie diese verkörpert sie unser Volkstum, sie trägt ausgeprägt allgemein deutschen, ja, den Weltlitteratur-Charakter und scheint andrerseits rein-individuell, wie die Gegner Hebbels meinen, sogar gewaltsam-individuell geartet zu sein. Doch, Einzelnes findet sich in des Wesselburner Dichters Werken immerhin, wozu ihm die Heimat den Stoff geliefert hat: die prächtige Ballade „Ein dithmarsischer Bauer," das dramatische Fragment „Die Dithmarsen"; wer genauer hinsieht, erkennt auch in der „Maria Magdalene" das heimische Milieu und erfreut sich an dem auch uns wohlvertrauten hamburgischen in „Mutter und Kind." Hat man endlich Hebbels Werke ganz in sich aufgenommen und ihre Entstehungsgeschichte aus seinem Leben zu erfassen gesucht, so wird einem mehr und mehr klar, daß die tiefsten Wurzeln seines Wesens und Schaffens allerdings in dem Boden unserer Heimat ruhen, daß er nicht bloß ein specifisch-norddeutscher, sondern ein specifisch-schleswig-holsteinischer, specifisch-



Friedrich Hebbel.

dithmarscher Dichter ist und das Meiste, was seinen Gegnern seltsam und gewaltsam erscheint, in seinem Ursprung eine natürliche Erklärung findet. Wie könnte es auch anders sein? Hebbel hat fast die Hälfte seines Lebens auf nordalbingischem Boden verbracht, er hat hier ein Schicksal gehabt, von dem er auch in der zweiten Hälfte seines Lebens nicht völlig loskonnte, und so mußte das, was ihm angeboren war, sich nach Maßgabe des rauhen heimischen Klimas entwickeln, mußte die Erbschaft des Blutes auch nach der Lösung von der Heimat in voller, ungebrochener Stärke zur Wirkung gelangen. Freilich, Hebbel war ein Genie, und dem Genie ist der Garten der Heimat allezeit zu enge, gehört ihm doch die ganze Welt.

Über seine Kindheit hat Friedrich Hebbel (geb. am 18. März 1813) in dem wundervollen Bruchstück seiner Selbstbiographie *) selber berichtet, er hat es mit Liebe und von dem Wunsche beseelt, das Liebliche, Schöne, das Beschwichtigende und Ausgleichende hervorzuheben, gethan und dadurch in der That alles verklärt; in Wirklichkeit ist kaum eines deutschen Dichters Jugend trostloser gewesen als die seinige. Sein Vater, aus Meldorf gebürtig (wo die wahrscheinlich altdithmarsische Familie noch heute existiert), war Maurer, zwar selbständig, aber gezwungen, in Tagelohn, vielfach „mit Kost," zu arbeiten — man weiß, was das in der guten alten Zeit hieß; im Winter gab's natürlich selten Verdienst. Nun hatte die Mutter des Dichters, eine Schubart aus Wesselburen, ihrem Manne zwar ein Häuschen zugebracht, aber dies ging nach einigen Jahren infolge einer Bürgschaftsgeschichte, in die ein niederträchtiger Mensch Hebbels Vater verwickelt hatte, verloren, und die Familie — Hebbel hatte noch einen Bruder — mußte eine Mietswohnung beziehen. Wie die damals beschaffen waren, brauche ich wohl nicht auseinanderzusetzen; von dem Schönen, das man jetzt, mit Recht, jedem Kinde als Erinnerungsgut ins Leben mitgeben möchte, fand sich da sicherlich nichts. Alles hätte sich ertragen lassen, wäre nur des Dichters Vater heiterer Natur gewesen, aber, wie Hebbel selbst sagt, „die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen," er konnte, obwohl von Haus aus ein guter Mann, die Freude auf den Gesichtern seiner Kinder nicht ausstehen, das frohe, brusterweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn selbst, Hang zum Spiel deutete auf Leichtsinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit auf angeborne Verderbnis, selten durften die Kinder ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß sie es nicht verdienten. Und die Zeit kam, wo der zarte, feinnervige Junge zu grober Handarbeit gezwungen werden, mitverdienen sollte. Ein Glück, daß wenigstens die Mutter des Vaters Strenge nicht teilte, ein Glück, daß der Vater, als er seinen ungeschickten Sohn eben zu seinem Handlanger gemacht hatte, plötzlich starb, ob die Not, in der er seine Familie zurückließ, auch noch so groß war.

*) Sowohl in der Biographie Hebbels von Emil Kuh wie in der Krummschen Ausgabe seiner Werke enthalten.

Hebbel war in seiner Kindheit größtenteils mit Kaffee und Brot genährt worden, er hatte bisweilen kein Hemd auf dem Leibe gehabt, aber die Gefahr, daß er in wenigen Jahren an Körper und Geist völlig ruiniert werde, war nun doch beseitigt.

Selbstverständlich war der Maurerssohn auf der Volksschule in Wesselburen, die er besuchte, der beste Schüler gewesen — unter den heutigen Verhältnissen hätte man sich seiner wahrscheinlich angenommen und ihn wenigstens für die Volksschullehrerlaufbahn bestimmt; damals mußte er zufrieden sein, daß er auf Empfehlung seines Lehrers von dem Wesselburner Kirchspielvogt Mohr als Schreiber (zunächst war er mehr Laufbursche oder Suppenschmidt, wie es früher hieß) angestellt wurde. Schreiber wurden damals im ganzen wie Bediente gehalten, und in dieser Stellung ist Hebbel bis zu seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre verblieben. Mohr hat dem Jüngling die Benutzung seiner Bibliothek erlaubt, er hat ihm Sinn für Ordnung beigebracht und ihm seine alten Röcke geschenkt — damit hört sein Verdienst um den großen deutschen Dichter auf. Aber Hebbel erwarb sich in seinen Schreiberjahren eine tiefgehende, wenn auch natürlich einseitige, wesentlich ästhetische Bildung, er begann nach und nach geistig über seine ganze Umgebung emporzuwachsen — das hat Mohr sicherlich gemerkt, aber hochmütig ignoriert. Es ist ein Unglück, einen genialen Schreiber zu haben, hat man, den Kirchspielvogt entschuldigend, gesagt; kein Herz für seine Umgebung zu haben, in Standesvorurteilen verrannt zu sein, verdient aber eine andere Bezeichnung. Jedenfalls ward Hebbel seine Stellung, die ihn noch immer zu dem Kutscher ins Bett und mit der Magd an den Tisch zwang, zuletzt ebenso unerträglich wie die geistige Enge Wesselburens; er begann auf ein Mittel zu sinnen, wie er fortkäme, und schrieb, nun auch seines Dichterberufs bewußt geworden, Briefe um Rat an Uhland und Oehlenschläger. Hülfe brachte die Dichterin Amalie Schoppe, an deren „Pariser Modeblättern“ Hebbel mitarbeitete; sie warb in Hamburg Freitische und Geldunterstützung und ließ Hebbel dorthin kommen.

Man hat in neuerer Zeit an der Wahrheit des vielgebrauchten Wortes „das Talent bricht sich Bahn“ zu zweifeln begonnen. Ich glaube doch noch daran, ich bin sogar geneigt anzunehmen, daß sich Hebbel, wenn sein Vater am Leben geblieben wäre, dessen Tyrannei eines Tages entzogen hätte, vielleicht durch die Flucht. Aber wie ein Fluch wirkt es doch, wenn einem Dichter, sei es durch die Schuld der Verhältnisse, sei es durch die einzelner Personen, die Kindheit geraubt, die Jugend verdorben wird; nicht das Talent selbst wird dadurch unterdrückt, aber die innere Freudigkeit, die sein Besitz verleiht, es kann gar zu leicht in eine falsche, unheilvolle Richtung gelenkt werden. Vor allem hat der Mensch, die Persönlichkeit an einem schweren Jugendschicksal lange zu tragen, sie bedarf eines guten Teiles der Kraft, die sie sonst auf ihre Entwicklung verwenden könnte, um

sich überhaupt nur aufrecht zu erhalten. Hebbel wäre auch unter den glücklichsten Verhältnissen wohl kein Shakespeare geworden, ihren herben Grundcharakter hätte seine Tragik schwerlich je verleugnet, das Großartige und Gewaltige wäre immer Hebbels Gebiet geblieben, aber der Dichter hätte sein Ziel, die gehaltenere Kraft und höhere Schönheit seiner späteren Werke, ohne die schlimmen Jugenderlebnisse am Ende früher erreicht, er hätte wohl auch nicht so früh sterben müssen.

Mit der Übersiedlung nach Hamburg begann nur eine neue Leidensperiode, die auch noch ein Dutzend Jahre umfaßt. Freitische sind für einen jungen, unreifen Menschen unter Umständen eine Wohlthat, für den gereiften können sie so etwas wie „Hinrichtungen des innern Menschen" werden — jedenfalls hat Hebbel sie so empfunden. Amalie Schoppe war durchaus wohlmeinend, aber ein tieferes Verständnis für den jungen Dichter besaß sie nicht, ihr stand jeder beliebige Versifex ebenso nahe. Es wäre noch gut gewesen, wenn Hebbel nur die Elemente einer gelehrten Bildung, die ihm noch fehlten, hätte nachholen können, aber das zeigte sich unmöglich. So wurde er in die Litteratenexistenz geradezu hineingedrängt und hatte doch von vornherein die Empfindung, daß sie für ihn so ungeeignet wie möglich, daß er Dichter, nur Dichter sei. In Heidelberg, wo er zu Ostern 1836 eintraf, studierte er noch eine Zeitlang die Rechte, in München, wohin er im Herbst desselben Jahres ging, widmete er sich durchaus freien Studien und der Schriftstellerei. Aber der Ertrag war noch sehr gering, die Münchner Jahre sind wieder rechte Notjahre und eine Periode der heftigsten inneren Kämpfe gewesen, in welche die Briefe an Elise Lensing den erschütternden Einblick gewähren. Mit Elise Lensing hat Hebbel dann, als er nach Hamburg zurückgekehrt war, zusammen gelebt und das ganze Elend des Litteratendaseins ausgekostet; seine ersten großen Werke, die jetzt entstanden, die „Judith" und die „Genoveva" haben ihn berühmt, aber nicht frei gemacht. Selbst die große Reise, die er mit einem Stipendium König Christians VIII. nach Frankreich und Italien unternahm, ist ihm noch verkümmert worden; erst seine Heirat mit der Hofburgtheaterschauspielerin Christine Enghaus, die ihn dauernd in Wien ansässig machte, hat ihm die Möglichkeit gegeben, ohne die tägliche Sorge seinem Schaffen zu leben. Der Kampf hörte damit für ihn nicht auf, kaum einem deutschen Dichter ist es schwerer gemacht worden, sich durchzusetzen, er hatte immer die litterarischen Richtungen der Zeit, alles, was vom Erfolg getragen wurde, gegen sich, aber als er, am 13. Dezember 1863, ins Grab sank, da schmückte seine Stirn der Lorbeerkranz für die „Nibelungen."

Er war unbedingt der größte deutsche Dichter seiner Zeit, ist der größte überhaupt, der seit Goethes Tode bei uns hervorgetreten. Grillparzer, der ihn überlebt hat, gehört einer früheren Periode an, Otto Ludwig, den seine Feinde gegen ihn ausspielten, erreicht ihn nicht. Wie

sein Leben ein ewiger Kampf war, so hat auch nach seinem Tode der Kampf um seine Anerkennung fortgedauert; erst unsere Tage haben die Entscheidung gebracht, die aber nun auch unwiderruflich ist. Es giebt trotz der Verkommenheit unserer deutschen Theaterverhältnisse keine größere Bühne, die nicht hin und wieder zu den Stücken Hebbels greifen müßte, es giebt keine gehaltvollere Zeitschrift, in der nicht sein Name regelmäßig wiederkehrte, es giebt vor allem keine sorgfältiger gewählte Privatbibliothek, in der nicht seine Werke enthalten wären, es giebt keinen strebenden jungen Mann, der nicht das Bedürfnis empfände, sie zu lesen, sich in sie einzuleben. In wenigen Jahren werden noch ganz andere Ergebnisse der geradezu obligatorisch gewordenen Beschäftigung mit Hebbel hervortreten.

Wir Schleswig-Holsteiner haben also alle Ursache, uns dieses Dichters zu freuen und auf ihn stolz zu sein. Ja, sicher, er war unser, er war sich dessen auch bewußt, obwohl er fern der Heimat gelebt und sie nur einmal, seinen Heimatsort aber überhaupt nicht wiedergesehen hat. Schon das Äußere Hebbels, sein blondes Haar, seine blauen Augen, seine ungewöhnlich weiße und zarte Haut verrieten den Nordgermanen, den reinen Germanen, seine Züge speziell die niedersächsische Abstammung. Die Wiener Menschheit, mit der er leben mußte, hat ihm nie sonderlich gefallen, er hatte bald erkannt, daß man sich auf sie nicht verlassen könne; hier und da hat er bedauert, nicht in Schleswig-Holstein geblieben zu sein, aber er gebrauchte freilich die große Stadt. Vor allem der Stolz, Dithmarscher zu sein, ist ihm bis an sein Lebensende nicht verloren gegangen. Im Jahre 1842 schrieb er in sein Tagebuch: „Das (dithmarscher) Kind hört in früher Jugend von starken Männern, die Königen und Fürsten die Spitze geboten, von Zügen zu Wasser und zu Land, gegen mächtige Städte gerichtet, erzählen, und wenigstens in mir entstand durch das Bewußtsein, von solchen Männern *abzustammen*, sehr zeitig ein Gefühl, wie es die Brust des jungen Adeligen, der seiner Vorfahren gedenkt, kaum stolzer schwellen kann.“ Und im Scherz rühmte er sich wohl noch in seinen letzten Tagen der Abkunft von dem dithmarscher Volkshelden Wolf Isebrand, dazu vielleicht durch eine Familientradition veranlaßt, die in einer Heirat zwischen einem Hebbel und einer Angehörigen der in Dithmarschen noch vorkommenden Familie Sebrandt recht wohl ihren Ursprung haben könnte. Er war seinem Wesen nach jedenfalls ein echter Dithmarscher, leidenschaftlich, jähzornig, trotzig, herb, hart, selbst mit jener Neigung zur Überhebung ausgestattet, die in der Form der Großthuerei von dem dithmarscher Marschbauern früher unzertrennlich schien, und die böse Jugend hatte die schlimmen Eigenschaften zum Teil noch verstärkt. Doch fehlten auch die guten nicht: Hebbel war auch gutmütig, hatte ausgeprägten Familiensinn, eine rührende Liebe zu den Tieren, trotz eines starken Selbstbewußtseins Gerechtigkeitsgefühl und

auch das unverlierbare Gefühl seines Zusammenhangs mit dem Volke, weiter Keuschheit des tiefsten Empfindens, ungewöhnliche Zuverlässigkeit, das stärkste Pflichtgefühl dem Leben wie der Kunst gegenüber, endlich Freude am Spaß und selbst einen barocken Humor. Seine so vielfach gehemmte Entwicklung und die Zeiteinflüsse haben manches Fremde in das ursprüngliche Charakterbild gebracht, und man hat demnach von seiner Neigung zum Gewaltsamen, Bizarren, Absonderlichen, von seiner Überreiztheit, seiner Verbohrtheit geredet, ihn selbstverständlich des Größenwahns geziehen, ja, ihn geradezu als eine Art rasenden Rolands hingestellt; aber im Grunde hat doch das Fremde an den Grundzügen seines Charakters wenig ändern können, er ist, trotzdem er die Krankheiten der Zeit wohl auch am eigenen Leibe spürte, im wesentlichen ein durchaus gesunder Mensch geblieben, und all das Gerede von dem krankhaften Titanentum Hebbels usw. stellt sich dem genauen Kenner seines Wesens, Lebens und seiner Werke zuletzt als ein Produkt der Oberflächlichkeit und der Böswilligkeit heraus. Sehr bequem sind die dithmarscher Menschen allerdings nicht, und erst recht unbequem werden sie natürlich, wenn sie ihre Zeitgenossen an Talent, Kunstverständnis und vor allem an künstlerischem Pflichtgefühl überragen. In dieser Lage ist Hebbel gewesen, und das vor allem hat ihm die zahlreichen Gegner zugeführt. Dann hat einer dem andern nachgeredet, ohne nur zu prüfen, und so wurde Hebbel eine Art Monstrum in den Litteraturgeschichten, er, der den klaren, scharfen Verstand seines Stammes in so hohem Maße besaß und nie gezögert hat, ihn auch gegen sich zu brauchen. Erst die neueste Zeit hat, wie gesagt, da Wandlung geschafft.

Ja, er war unser. Treten wir jetzt an seine Werke und ihre Gestalten heran, so erkennen wir, daß auch sie Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut sind. Kein Drama ohne Leidenschaft — nun, der Dithmarscher Hebbel brachte diese Leidenschaft als uraltes Erbteil seines Stammes, der noch vor dreihundert Jahren die Blutrache übte, mit, er brauchte nicht erst, wie so viele Theaterdichter, aus Büchern zu lernen, wie man einem Drama Handlung gebe. Kein Drama ohne tieferes Problem — auch da mangelte es dem Dithmarscher nicht, der verschlossene Mensch des Nordens hat es immer geliebt, den Blick nach innen, auf die Rätsel der eigenen Brust zu lenken. Kein Drama ohne Konsequenz, ohne Folgerichtigkeit, ja, Naturnotwendigkeit — o, die hatte das harte Geschlecht da oben am nordischen Meer auch lange eingeprägt erhalten. So besaß Hebbel die wichtigsten Gaben des Dramatikers, des tragischen Dichters schon als Erbteil seines Stammes, die Gabe, Menschen zu gestalten, aber war ihm als persönliches Geschenk in die Wiege gelegt worden. Und er hat sie benutzt, wenn er auch kein Shakespeare geworden ist, er und ein anderer norddeutscher Dichter, Kleist, sind, wenn man einmal den strengsten Begriff des Dramatikers und Tragikers anlegt, die größten

ihres Volkes, so wenig wir die überragende nationale Bedeutung der Klassiker und praktischen Theaterdichter Lessing und Schiller verkennen wollen. Es ist sehr leicht, an der einen oder andern Hebbelschen Gestalt etwas auszusetzen, aber es wird meist sehr billige Weisheit sein. Wer fände nicht an dem Holofernes in der „Judith" etwas Renommistisches? Aber wirkt er nicht trotzdem, können wir uns die Gestalten der alten, sich selbst vergötternden babylonischen und assyrischen Könige viel anders denken, nicht auch, wenn wir wollen, hier eine Erhebung der dithmarsischen Prahlsucht ins Gigantische entdecken, vom modernen Übermenschentum, dessen Prophet Hebbel dann wäre, ganz zu geschweigen? Weiter die unheimliche sinnlich-leidenschaftliche Glut in der „Genoveva," die selbst vor dem Verbrechen nicht zurückschreckt — bricht die nicht öfter bei uns hervor, je ruhiger im allgemeinen die Oberfläche des Lebens ist? Über das heimische Milieu der „Maria Magdalene" habe ich schon geredet; es sind aber nicht bloß der rote Rock des Gerichtsdieners schleswig-holsteinisch und der Brunnen und der Birnbaum aus Wesselburen, alle Menschen des Stückes tragen das nordische Gepräge, die harten und strengen Naturen nicht in höherem Grade als die weichen und milden. Um an das zu rühren, was dem Drama die meisten Angriffe zugezogen hat, den Fall Klaras ohne Liebe — welcher Schleswig-Holsteiner verstände das nicht, wenn er sich in die Enge vor etwa fünfzig Jahren zurückdenkt und sich sein Urteil weder durch Klassenanschauungen noch durch moderne Prüderie trüben läßt. Ich glaube aber, daß sowohl der Meister Anton wie seine stolze Tochter Klara, die halb aus Schicksalstrotz, halb aus Verzweiflung fehlt, noch heute bei uns möglich sind. Bei „Herodes und Mariamne" fehlen vielleicht die direkten Bezüge zur Heimat; in der „Agnes Bernauer" sind sie dafür um so zahlreicher. Bekannt ist, wie Klaus Groth die Volksscenen dieses Stückes gelobt hat, aber auch die Heldin selbst hat unzweifelhaft etwas Dithmarsisches — ich bitte zum Vergleich einmal Klaus Groths „Witen Slachters" zu lesen, da ist auch ein verwandtes Problem. „Gyges und sein Ring" übergehe ich wieder, um dafür um so energischer auf die „Nibelungen" hinzuweisen. Wenn Hebbel, wie mehr und mehr als unbestreitbar angenommen wird, wirklich die klassische Dramatisierung des deutschen Nibelungenliedes geliefert hat, so verdankt er das in allererster Reihe seinem Dithmarschertum. Das gab ihm die Kraft, die gewaltigen Gestalten des Epos, vor allem den Hagen, zu dramatischen Charakteren zu runden und mit neuer Glut zu erfüllen, das gab ihm auch, in seiner Geschichte, den menschlichen Untergrund für die volle Ausfüllung des gewaltigen Rahmens der überlieferten Ereignisse. Es ist vermessen, daß ich an dieser Stelle ein eigenes Werk, meinen Roman „Die Dithmarscher" nenne, aber fast sämtliche Kritiken über diesen haben an das Nibelungenlied erinnert, bei dem Haupthelden selbst an Hagen — ein Beweis, wie nahe der Nibelungenstoff einem Dithmarscher stehen

muß; denn natürlich habe ich beim Schaffen nicht im Traum an das Nibelungenlied gedacht. Hebbel selber wußte recht gut, daß ein Stück Hagen in ihm steckte.

Über „Mutter und Kind" und die Erzählungen Hebbels, obschon gerade in diesen manche heimischen Züge enthalten sind, will ich hier nicht sprechen und mich gleich zu seiner Lyrik wenden. Sie ist nicht unmittelbar dem Volkstum entsprungen, wie die Klaus Groths, sondern ganz individuell, das Zeugnis einer wuchtigen Persönlichkeit; doch aber erkennt man in ihr etwas von unserm nordischen Wesen, in ihrer Düsterkeit, Herbheit, Schwerflüssigkeit. Vor allem eine Anzahl Balladen sind in dem Stil der grausigen Geschichten, die sich unser Volk erzählt. Doch ist auch sehr viel Lichtes und Schönes in der Hebbelschen Lyrik, selbst Zartes und Weiches, was einen bei ihm besonders rührt; die Tiefe läßt er natürlich selten vermissen. In der Sparsamkeit seiner Naturschilderung erkennt man den Sohn der Marsch, die, obschon sie sicher ihre Reize hat, doch zu dichterischem Detail wenig bietet. So murmeln bei Hebbel keine Bäche, rauschen keine Frühlingswälder, aber dem unheimlichen Dunkel des Waldes, der weiten Öde der Heide wird er doch aus seiner Phantasie heraus in mächtiger Weise gerecht. Alles in allem ist er auch hier wieder der Dithmarscher, minniglichen Jungfrauen und zarten Frauen im ganzen wenig bequem, aber etwas für echte Männer und ernste Jünglinge.

Den durchaus mannhaften Charakter der Hebbelschen Dichtung möchte ich überhaupt noch einmal mit Nachdruck hervorheben. Er drückt sich nicht um die schweren Probleme des Menschenlebens herum, sondern geht gerade, mit seinem ganzen Ernst und seinem ganzen Tiefsinn an sie heran; er verklärt und verschönert nicht, schwächt die Tragik nicht durch die Schlußversöhnung ab, sondern läßt sie in ihrer ganzen Gewalt wirken, zeigt aber auch, daß sie notwendig, nicht ein bloßes Spiel des Zufalls oder eine Laune des Weltgeschicks war; er hält sich auch breiter Rhetorik und wohlfeiler Sentenzenweisheit fern, charakterisiert knapp und klar, aber doch nicht nüchtern, mit lebendigen Zügen, in meist scharf zugespitzter, doch aber weder der Leidenschaft noch der Schönheit ermangelnder Rede. Das ist der Hauptcharakter seiner Kunst; im einzelnen sind wohl Schwächen da, aber stets weiß er doch, was er will, und erreicht es auch im ganzen. Es ist nicht leicht, sich einer Hebbelschen Tragödie bis in jede Einzelheit zu bemächtigen, aber der Hauch der Größe weht jeden daraus an. Und darauf kommt es zuletzt an. Nicht niedriger als der Dichter Hebbel steht der Denker, den wir hauptsächlich aus seinen Tagebüchern kennen lernen. Es giebt kaum ein Gebiet, auf das sich dieser scharfe Geist nicht gewagt hat, am größten aber ist er als Ästhetiker; da kommt ihm von den Modernen keiner gleich, und man merkt wenig von seiner angeblichen Verbohrtheit, im Gegenteil, er verficht das gute Recht des gesunden Menschenverstandes, wenn er diesem auch nicht die Entscheidung in den

letzten und höchsten Fragen einräumt. Wärmste Hingabe und tiefsten Ernst fordert er überall, aber welcher große Mann thäte das nicht?

Ganz sicher, er ist ein Großer — das völlig zu bestreiten haben selbst seine Gegner nicht gewagt. Nun sind die meisten von ihnen tot und begraben, viele auch schon vergessen, er aber beginnt für alle zu leben. Möge er das vor allem auch in Schleswig-Holstein thun, in seiner Heimat, die ihm freilich keine glückliche Jugend, aber doch ein gut Teil seiner Kraft gegeben hat und nun die Sünden der Väter gutmachen kann, indem sie für alle Zeiten treu zu ihm steht und ihn so hochhält, wie es ihm gebührt.

Geschichtliche Entwicklung des Herzogtums Schleswig bis zu seiner Vereinigung mit Holstein.

Von **H. E. Hoff** in Kiel.

III. Name und Gebiet des Herzogtums Schleswig.

Das Land der Angeln, in alter Zeit Ongle, das nach der Auswanderung eines großen Teiles der Bevölkerung zu einem Sillendi, d. i. zu einem „weiten, wüsten Gefilde" geworden war, wurde nach der Einwanderung der Westjüten, die sich mit den Resten der alten Bevölkerung mischten, Südjütland genannt. Der Name „Angeln" haftete fortan an der bekannten Halbinsel allein, doch konnte der neue Name „Südjütland" sich weder auf die ehemalige Mark Schleswig, noch auf das Gebiet der Nordfriesen beziehen.

Als sich südlich der Au ein Herzogtum „als kleines Reich im Reiche" bildete, da wurde dieses offiziell als „ducatus Jutie," Herzogtum Jütland, bezeichnet, und der regierende Herzog führte demgemäß den Titel „dux Jutie," Herzog von Jütland.*) So nannte sich Waldemar II., so nannten sich Abel und seine Nachfolger bis weit in das 14. Jahrhundert hinein. Im Norden, im eigentlichen Jütland, existierte kein Herzogtum; es lag also, wie es scheint, keine Veranlassung vor, von einem Herzogtum Südjütland zu sprechen. In den zahlreichen Urkunden aus dem 13. und 14. Jahrhundert findet sich der Name „Südjütland" neben dem Titel *„Herzogtum Jütland" nur äußerst selten angewandt*, so daß Professor Sach sich zu dem Schluß berechtigt glaubt, daß der Name Südjütland, den die dänische Presse heute mit Vorliebe gebraucht, niemals offiziell gewesen ist.

Neben dem offiziellen Titel „Herzogtum Jütland" finden wir schon im 13. Jahrhundert zunächst in deutschen Quellen die Benennung des Landes nach seiner alten Hauptstadt Schleswig. Das älteste Zeugnis dafür findet sich in einer Greifswalder Zollordnung vom Jahre 1275, wo ausdrücklich von einem „Herzogtum Schleswig" und von einem „Herzog zu Schleswig" die Rede ist. In Urkunden deutscher Fürsten aus dem Ende des 13. und dem Anfange des 14. Jahrhunderts kehren diese Titel „als ganz gewöhnlicher Sprachgebrauch" häufig wieder; im Jahre 1366 nennt sich Heinrich, der letzte Herzog aus Abels Geschlecht, auch „Herzog von Schleswig." „Die Herzogin Kunigunde braucht 1375 die Bezeichnung hertogin to Sleswich unde to Sunderjutlande und 1378 to Sleswik unde tho Jutland." Der Streit der verschiedenen Benennungen setzt sich noch bis in die

*) Hauptquelle für diesen Abschnitt: A. Sach, Das Herzogtum Schleswig. I.

Zeit der ersten Oldenburger fort, bis endlich die Bezeichnung nach der alten Hauptstadt vollständig die Oberhand gewann, und der alte Titel auch aus dem amtlichen Gebrauch verschwand, nachdem er im gewöhnlichen Leben längst nicht mehr gebraucht worden war.

Die Bewohner des Gebiets nördlich der Schlei haben sich niemals Dänen, sondern ursprünglich Jüten, dann Südjüten genannt, um ihre Sonderstellung im Reiche zu bezeichnen. Eine Ausnahme machten außer den Friesen die Bewohner Angelns, die „Angelbo," deren Namen auch ein Teil der alten Befestigung der Stadt Schleswig, die „Angelboewirki," führte. Auffallend ist es, daß uns keine „Schleswiger" als Bewohner des Herzogtums begegnen, auch dann nicht, als das Land längst nach seiner Hauptstadt benannt wurde; vielmehr zeigt sich die merkwürdige Thatsache, „daß die alten Jüten oder Südjüten sich völlig in Holsteiner umwandeln." — „In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts tauchen die „Holsteiner" plötzlich in dem Herzogtum Schleswig auf und nehmen allmählich in einem solchen Maße zu, daß alles, was noch an Jüten oder Südjüten vorhanden war, vor ihnen verschwindet." — Die westjütisch redende Bevölkerung nannte sich „Danske Holster," und in Dänemark wurde Schleswig „Dansk Holsten"*) genannt.

Wenden wir uns nun kurz dem Gebiete des Herzogtums zu. Dasselbe umfaßte ursprünglich nur drei „Syssel," die wir als Gaue oder „Ämter" bezeichnen können. Die Syssel zerfielen in „Harden" oder Hundertschaften, ursprünglich das Gebiet von 100 resp. 120 Familien.

Südlich der Au lag:

1. Der Barwith-Syssel, benannt nach dem Barwith oder Farris, dem alten Grenzwald in Nordschleswig, mit 5 Harden.**) Die Thingstätte des Syssels war in Viert (Byarthae). Ripen, schon 948 Bischofssitz, „eine wahrscheinlich friesische Gründung," gehörte nicht zum Herzogtum, weil man diesem wohl nicht beide Bischofssitze zuweisen wollte. Hauptort war Hadersleben, Hathaerslef, d. i. Erbe des Hathers. Dieser Ort, der sich allmählich aus dem sehr alten Haderslev-Huus entwickelte, erlangte 1292 Stadtrecht. — Bemerkenswert ist noch der Kirchort Gram mit einer alten Thingstätte, sowie Jarlsae, jetzt Jels, ein alter Häuptlings- oder Jarlssitz.

2. Der Ellumsyssel mit 8 Harden,***) darunter die friesische Karrharde mit dem Kirchorte Leck. Das Sysselthing wurde zu Ellum bei Lygumkloster in der Loeharde abgehalten, während das Landesthing für das ganze Herzogtum zu Urnae, jetzt Urnehöved, an der alten Landstraße in der Lundtoftharde stattfand. Hervorzuheben sind im Ellumsyssel noch besonders Mögeltondern (Mykaeltondaer, d. i. Groß-Tondern) und Litlae-Tundaer, d. i. Klein-Tondern, die jetzige Stadt Tondern, sowie die Stadt Apenrade, Opneraa (Ort an der Opnerau), in der Riisharde. Tondern war bereits 1017 ein bekannter Handelsplatz, bekam 1243 das Lübsche Recht und erscheint noch auf einer Karte aus dem 16. Jahrhundert unmittelbar am Meere liegend. Apenrade, 1257 als Hafenplatz erwähnt, lehnte sich an das ältere Aabenraa-Huus an und bekam 1335 städtisches Recht. (Professor K. Jansen.)

---

*) Wir müssen es uns versagen, weiter auf die äußerst interessanten und lehrreichen Darlegungen von Professor Sach in dem mehrfach erwähnten Werke, von dem leider erst eine Abteilung erschienen ist, einzugehen. Sie beweisen allein schon, daß Schleswig allmählich zu einem zweiten Holstein wurde.

**) 1. Tyrstrupharde, 2. Haderslebener Harde, 3. Frösharde, 4. Gramharde, 5. Rangstrupharde.

***) 1. Hviddingharde, 2. Loeharde, 3. Hoyerharde, 4. Riisharde, 5. Sluxharde, 6. Lundtoftharde, 7. Karrharde, 7. Nübelharde.

3. Der südliche Syssel hieß Istathe- oder Idstedtsyssel, weil zu Idstedt die Thingstätte war, und umfaßte ursprünglich 9 Harden,*) darunter zwei friesische Harden, die Norder- und Süder-Goesharde. Der alte Hauptort Sliesthorp (804) oder Sliaswic (850) wurde jütisch Hethaby oder Hedeby genannt. Dr. Sophus Müller in Kopenhagen hat neuerdings, gestützt auf scharfsinnige örtliche Beobachtungen und die Analogie der Anlage der im 10. Jahrhundert berühmten schwedischen Handelsstadt Birka am Mälar, die Ansicht ausgesprochen, daß das ursprüngliche „Haithabu" den Platz der „Oldenburg" am Haddebyer Noor einnahm, deren halbkreisförmige Wallanlage ein Gebiet von 28 ha einschließt. Die Hohburg (Markgrafenburg), welche sich daneben auf steiler Höhe erhob, war die Citadelle der Stadt. Auf den benachbarten Höhen wurden die früher erwähnten Runensteine errichtet, welche, dem Gedächtnis gefallener Helden gewidmet, Zeugnis ablegen von den Kämpfen, die das alte Haithabu umtobten. Die Stadt wurde zerstört, die Bewohner siedelten vielleicht nach Slieswic über, und so erklärt sich, nach Dr. Müller, die auffallende Doppelbenennung der Stadt. — Schleswig selbst gehörte zur Struxdorfharde, während die Jürgensburg, die Königswiese sowie Gottorp in der Arensharde lagen. Im nördlichen Teil des Idstedt-Syssels, in der Wiesharde, erblühte aus einer älteren Niederlassung die Stadt Flensburg (Flensaaburgh = Burg an der Flensau). In dem Kampf der Brüder Erich und Abel wurde der wichtige Platz 1248 zerstört, blühte aber bald wieder so auf, daß er 1284 „sein Recht als städtisches konfirmiert" erhielt.

Professor Sach führt sein Verzeichnis der Harden und Ortschaften nach dem Erdbuch Waldemars II. aus dem Jahre 1231 auf, doch hat er alle Kirchdörfer mit romanischen Kirchen in das Verzeichnis aufgenommen, wenn ihr Bestehen zur Zeit Waldemars II. sich auch urkundlich noch nicht feststellen läßt. In den drei Sysseln mit ihren 22 Harden weist er auf diese Weise 330 Ortschaften mit 165 Kirchen nach, das ist „ungefähr die Anzahl an Dörfern, die heute das Gebiet des Barwithsyssels allein zeigt." Die westlichen Harden sind stärker besiedelt als die östlichen; der Süden in der Nähe der Stadt Schleswig ist schon verhältnismäßig gut angebaut.

Das Gebiet der schleswigschen Mark südlich der Schlei ist noch nicht in die Syssel- und Hardeneinteilung aufgenommen, doch ist es in Bezirke eingeteilt, die im Erdbuch das gewöhnliche Hardezeichen tragen. Krongut oder Konungslef war der Dänische Wohld, der Rest von Isarnho oder Jernwith, welcher aber um diese Zeit nur sehr wenig besiedelt war, vielmehr als „ein gehegtes Revier" unter besonderer Aufsicht des Staates stand. In Schwansen, woselbst 26½ Pflüge „königlicher Privatbesitz" lagen, weist Professor Sach 14 Ortschaften nach, darunter Rieseby (Rysby), in dessen Nähe bei den „Dingstöcken" das Thing abgehalten wurde.

In den übrigen Bezirken, in Fraezlaet und Kamp, dem Gebiet der späteren Hüttener, Kropper und Hohnerharde, nebst Stapelholm besaß der König nach dem Erdbuch 420 Hufen. „Der Ausdruck Hufen läßt auf rein sächsische Ansiedelungen schließen, die hier demnach zuerst festen Fuß gefaßt haben. Von den nachgewiesenen Orten ist auch nur ein einziger jütischen Ursprungs auf —by, „Burgdorf" (Borby) bei Eckernförde, obwohl es feststeht, daß später eine ganze Reihe jütischer Kolonieen hier begründet ist." Das Krongut wird außer in dem Erdbuch auch in Urkunden von 1285—1286 aufgezählt; doch sind diese Listen viel reichhaltiger als die des Erdbuchs, „weil im Laufe der Zeit das königliche Privatgut allmählich Krongut wurde. Übereinstimmend nennen beide Listen als Krongut: Bröns, Hoyer, Söderup,

*) 1. Wiesharde, 2. Husbyharde, 3. Nieharde, 4. Sliesharde, 5. Struxdorfharde, 6. Uggelharde, 7. und 8. Norder- und Südergoesharde, 9. Arensharde.

Kliplef, Handewitt und Gelting." In den Urkunden wird außerdem noch eine ganze Reihe Ortschaften als Krongut bezeichnet, z. B. Ulpaenaes (Olpenitz) in Schwansen, Croop (Kropp) und Haddebooth (Haddebye) in der Nähe von Schleswig, Biscoftoftae (Bistoft) und Thorp (vielleicht Töstthorp = Töstrup) in Angeln, Hattstedt bei Husum, Gram und Gambla Hatharslöf (Alt-Hadersleben) in Nordschleswig. Andere Dörfer waren im Besitze der Klöster oder gehörten dem Domkapitel zu Schleswig.*) Merkwürdigerweise waren vom Grund und Boden der Stadt Schleswig drei Viertel königlich, und nur das vierte Quartier war herzoglich. Das nördliche Thor hatte der König, das südliche der Herzog „als Wächter der Grenze" zu unterhalten. Hinzugefügt ist im Erdbuch: Item totus census in Frisia pertinet ad regem, d. h.: Imgleichen gehört die ganze Steuer in Friesland dem König. Damit ist die jährlich von den sonst freien friesischen Harden zu zahlende Steuer, die von königlichen „Stallern" erhoben wurde, gemeint. Die Friesen lebten sonst unter ihrer eigenen Verfassung und eigenem Recht unabhängig von der dänischen Regierung, bis ihr Gebiet endlich dem Herzogtum einverleibt wurde. Es war ein Volk von freien Bauern, das weder Hörige noch Ritter, weder Städte noch Klöster kannte. Fischerei, Schiffahrt und auch Seeraub waren Haupterwerbsquellen neben der Landwirtschaft, die erst bedeutender wurde, als Winterdeiche aufgeführt wurden, die das Land gegen Überflutung sicher stellten.

Die friesischen „Utlande" zerfielen in drei Hauptteile:

1. Die Dreilande oder Eiderstedt, bestehend aus 3 Harden, die als Inseln bezeichnet werden, zu denen Hever am nordwestlichen Rande zuweilen als besondere vierte Insel hinzugerechnet wird: a. Tönningharde, das eigentliche Eiderstedt, zwischen der ehemaligen Norder- und Süder-Eider: b. Gardingharde oder Everschop, zwischen Norder-Eider und Hever, und c. Utholm, zwischen Hever und der Nordsee. Verbindungsweg nach dem Festlande war der Milderdamm. Erst als seit 1489 das ganze Bett der alten Norder-Eider eingedeicht wurde, wurden die Dreilande sowohl unter sich als mit dem Festlande verbunden.

2. Der Strand oder Nordstrand, mit 5 Harden. Nordstrand hat eine traurige Geschichte, da zahlreiche Sturmfluten besonders dieses Gebiet heimgesucht haben. Die Sturmflut des Jahres 1300 „wütete schrecklich in allen Marschländern und riß die Länder Dithmarschen, Eiderstedt und Nordstrand, die bis dahin so nahe zusammengehangen hatten, daß nur je ein kleiner Strom dazwischen war, gänzlich voneinander." (Dr. E. Träger.) Die Sturmfluten der Jahre 1354 und 1362 werden beide als „grote Mandrenke" bezeichnet. Am 1. Februar 1436 wurde Pelworm von Nordstrand losgerissen, am Sonntag den 16. Oktober 1634 aber ging ein großer Teil vom Strand unter, wobei 6408 Menschen von 10000 Einwohnern das Leben verloren. Als Reste der ehemaligen 5 Harden blieben die Halligen sowie Nordstrand und Pelworm, die nun „durch weite Meeresflächen voneinander geschieden waren."

3. Die nördlichen Harden, bestehend aus den Inseln Silt und Föhr nebst Amrum, zusammen 3 Harden bildend, und der Böcking- und Horsbüll- oder Wiedingharde auf dem Festlande.

Die Ostsee-Inseln Alsen, Aerroe und Fehmarn gehörten ursprünglich ebenfalls nicht zum Gebiet des Herzogtums. Alsen und Aerroe wurden zu Fünen gerechnet, sie waren daher in kirchlicher Beziehung bis in die neuere Zeit dem Bischof von Odense unterstellt. Fehmarn war Krongut des Königs von Dänemark.

Das herzogliche Gebiet war also weder den natürlichen Grenzen entsprechend

*) Dr. C. Godt, Untersuchungen über die Anfänge des Herzogtums Schleswig.

abgerundet, noch war der Herzog vollständig Herr über sein Gebiet. Die Streitobjekte in dieser Beziehung treten sofort in die Augen: das Gebiet der Friesen und die Ostsee-Inseln, besonders aber mußte das Krongut des Königs Anlaß zu allerlei Streitigkeiten geben. (Fortsetzung folgt.)

Ein Denkmal aus der vorgeschichtlichen Zeit.

Von **L. Frahm** in Poppenbüttel.

Zwar schreibt Dr. L. Meyn in seinem langjährigen Kalender-Schlußwort, welches uns zum Pflanzen von Eichen mahnt: — „Aber wie vergänglich sind die Denkmale von Menschenhand! Nur die Pyramiden sind für die gewöhnliche Vorstellung ewige Denkmäler, und ihnen zunächst stehen die stummen Zeugen der Vorzeit in unserem Lande, die Erdhügel auf der Heide."

Leider aber sind die letzteren, die Hünengräber unsers Landes, seitdem die vorstehenden Worte geschrieben worden sind, in großer Zahl von unserer Scholle verschwunden. Pietätlosigkeit, Unwissenheit, kleinliche Gewinnsucht und noch kleinlichere Ausgrabungssucht sind es gewesen, die manchen schönen Grabeshügel der Vorzeit dem Erdboden gleichgemacht haben. Nur einige Beispiele:

Kannte ich da ein schönes Grab in der Ecke einer Koppel und traf den Besitzer, eifrig damit beschäftigt, die letzten Spaten voll Erde über seinen Acker zu werfen.

„Warüm hewt Se dat dahn?" — „Och, ik kunn dar nie örndtlich mit de Pęr ümwenn'." — „Leg dar wat in?" — „Nę, de paar Steen, dat sünd awer all so'n Wrassels."

An einer andern Stelle wurde eine Chaussee gebaut. Schleunigst wurde einem Steinlieferanten gestattet, ein paar Hünengräber in rohester Hast umzuwühlen nach etwa sich findenden Felsblöcken.

Wieder anderswo war es ein hamburgischer Jagdpächter, der mit Hülfe von Arbeitern auf seinen sonntäglichen Ausflügen mehrere Gräber nach etwaigen Altertumsfunden durchwühlen ließ.

Kein Mensch kümmert sich darum, und wer's wollte, kann's nicht wehren. So geschehen im letzten Jahrzehnt in Holstein, wo der anthropologische Verein der Provinz nach besten Kräften um Erhaltung eifert und doch hier und da ein Pfleger ernannt ist.

Der Pfleger ist ohne Einspruchsrecht, machtlos gegen Fäuste, ein wunderlicher Kauz in den Augen manches Gemeindevorstehers, und wenn sein Bericht an die rechte Schmiede kommt, ist längst alles geschehen und verloren. Wenn es so fortgeht, sind die meisten Gräbermale der Vorzeit in den nächsten Jahrzehnten unwiederbringlich dahin, und eine spätere Zeit wird uns mit Recht des Vandalismus anklagen.

Weil nun Unkunde einerseits und Geheimhalten andererseits das Fortbestehen der Hünengräber nicht sichern, so stelle ich meinen Hort unter den Schutz der Öffentlichkeit und erlaube mir, der Führer für die Leser der „Heimat" in die schönste Kultusstätte der Vorzeit, die ich kenne, zu sein.

Von Poppenbüttel führt eine neue Landstraße nach Duvenstedt. Auf halbem Wege erheben sich an der linken Seite braune Heidehöhen; einige sandige Wege und Pfade führen in den Senkungen zu ihnen hinauf. Von den vielen Touristen und Radlern, die die Chaussee passieren, hat wohl selten einer eine Ahnung von der erhabenen Schönheit, dem eigenartigen Reize dieses Erdenfleckes. Über magere Äcker, zur Gemeinde Lemsahl-Mellingstedt gehörig, auf denen niedriges Korn und spärliches Gras gedeihen, gelangen wir nach viertelstündigem Zuge gegen Westen

an das Ziel. Dort liegt noch in tiefster Einsamkeit ein von Süden, Westen und Osten sanft ansteigender Höhenzug, noch ganz mit Heide bewachsen. Die sommerlichen Sonnenstrahlen und der sandige Weg haben uns in Schweiß gebracht. Aber hier weht ein kühler Hauch. Tiefe Stille, — nur in der Höhe trillern zahlreiche Lerchen. Die wenigen Tannen bringen es nicht weit über Manneshöhe. Aber welch eine Aussicht gewährt die Gegend, obwohl sie nur 40 m über dem Meeresspiegel liegt und sich nur zu durchschnittlich 15 m absoluter Höhe erhebt. Fern im Süden die nebelblauen Türme Hamburgs, im Westen das Witt-Moor mit seinen Torfpyramiden und dahinter die langgezogene düstere Häuserreihe der Glashütte, im Osten das grüne Alsterthal und weiter die waldigen Höhen bei Ahrensburg, die sich immer gleichbleibende Kuppe des Schübergs bei Hoisbüttel, und nordwärts einsame Heidelandschaft. Nachdem wir noch einige hundert Schritte weitergewandert sind, liegt um uns ein Kranz von Hünengräbern, im ganzen noch elf an der Zahl, — einer ist nicht mehr vorhanden.

Besteigen wir eins derselben! Das größte von ihnen hat doppelte Manneshöhe und ist 10 m breit. Kein Spatenstich scheint die Kuppe berührt zu haben, so regelmäßig ist die Form; man sieht noch deutlich den Absatz in halber Höhe, den Ring, der sich steigförmig um sie zieht, und der einst jedenfalls mit einem Steinkranze besetzt war.

Man fragt unwillkürlich: Wie konnten die Vorfahren einen so mächtigen Hügel bauen? Man sieht auch nirgends ein Loch, eine Senke, woher die Erde stammen könnte. Als ich einst ein halbabgetragenes Grab sah, setzte mich das getigerte Aussehen des Durchstichs in Verwunderung. Da fand sich die düstergraue Oberschicht des Bodens mit der dicht darunter liegenden gelblichen Sandschicht im buntesten Wechsel vermengt. Nach einigem Nachdenken kam ich zu der Überzeugung, so ein Grabhügel könnte nur durch abgetragenen Rasen entstanden sein, und als ich mir daraufhin die Umgebung eines Grabes ansah, konnte ich auf dem durchaus ebenen Plan noch deutlich die Grenze im Rundlauf erkennen, bis wohin menschliche Hand den Rasen abgepellt hatte. Das war mir jahrelang ein heiliges Forschungsergebnis, bis ich eines Tages wieder des Tacitus „Germania" durchblätterte und im 27. Kapitel die dürren Worte fand: „Über der Grabstätte erhebt sich ein Rasenhügel." Schade!

Doch etwas Anderes fand ich bei Gelegenheit, nämlich eine dunkle Sage. Treffe ich da eines Tages in der Nähe der Gräber einen älteren Arbeiter, der mit kurzer Sense dem Boden die Heidebärter schneidet, wo sie am längsten gewachsen sind.

„Godn Dag ok!" — „Godn Dag." — „Na, betn Streu för Swien un Zeeg haun?" — „Jawoll." — „Ok schön Weder darto vundag." — „Ja." — „Wat mœgt disse Bargn to bedüden hebbn?"

Der Alte sieht mich ein wenig mißtrauisch an, ob ich ihn auch wohl zum besten haben könne. Doch da ich ihm treuherzig begegne und ihm eine Zigarre anbiete, fährt er zutraulich fort: „Dat will ik Se seggen. In urolen Tiden hewt sik de Lüd, de hier wahnt hewt, up de Wannerschop begeben un sünd na Norland trocken. Hier hewt se er Schätze vergraben. Se sünd na lange Jahren ok mal wedderkamen, hewt aber nix funn' un sünd wedder afgahn."

Ist das nicht ein köstliches Sagenkleinod? — Und zu dieser alten Gräber- und jedenfalls auch Kultusstätte führt durch das schon genannte Witt-Moor ein Bohlweg. Der ist freilich noch nicht bloßgelegt, und ob er eine jener den Römern nachgebildeten Straßen oder ob er neueren Datums ist, steht noch dahin. Aber gefunden ist er. Als es sich nämlich vor ein paar Jahren darum handelte, aus der Nähe der Gräber Grand und Kies zu graben, und man um den Weg

nach der Glashütte sorgte, da sagten alte Leute: „Dar liggt ja dörch dat Moor de Russendamm.“ Warum Russendamm? Gleichviel, der Damm fand sich durch Sondierung mit langen Stangen, zeigte einen schnurgeraden Verlauf und soll sogar mehrere Ausweichestellen haben.*)

Unser Gang ist beendet, und an den klagenden Anfang kann ich nur das klagende Ende knüpfen: Gesichert sind auch diese herrlichen Gräber nicht. Mehrere von ihnen sind angegraben, andere werden folgen.

Sollte es nicht möglich sein, diese alte Stätte, gleich dem Nationalpark Nordamerikas und den Heiden Englands, als Andenken an die graue Vorzeit zu erhalten?



Stapelholmer Sagen.**)

Gesammelt von **Heinr. Carstens.**

V. (Schluß.)

Hexen verwandeln sich in Katzen und Hunde.

Mein Vater, so erzählte mir einst ein Freund, stand im Stall zu Häckselschneiden. Sein Knecht war bei ihm. Kommt da eine Katze mit einem weißen Ring um den Hals und mit vier weißen Füßen in den Stall. Spricht der Knecht: „Sieh, da ist eine fremde Katze, die will ich fortjagen.“ Spricht mein Alter: „Laß sie nur, wir haben hier im Stall Mäuse genug.“ Die fremde Katze war darauf gut zu ihm und schnurrte, spann und schmeichelte bei ihm herum. Mein Vater nahm den Milcheimer mit etwas Milch darin und setzte ihn der Katze hin. Unsere beiden Hauskatzen wichen vor der fremden Katze entsetzt zurück und überließen dieser die Milch. Nun ging sie nach dem Schweinekoben, dann zu den Pferden und endlich wieder fort. Den nächsten Abend und noch mehrere Male kam sie wieder und machte ganz denselben Gang. Aber schon bald ward ein Schwein krank und mußte geschlachtet werden. Ebenso ging es mit dem zweiten. Endlich wollten auch die Pferde nicht mehr fressen und magerten zusehends ab. Selbst der Knecht hing zuletzt nur noch so eben bei den Gräten zusammen. Die fremde Katze war nämlich eine Hexe. Endlich jagte der Knecht sie mit der Peitsche fort. Die Katze aber kletterte auf einen Baum, und als der Knecht mit einem Erdkloß nach ihr warf, sprang sie ihm vor die Brust. Sie wollte ihm ins Gesicht springen, hatte aber darin gefehlt. Darum lasse ich, endete der Erzähler, niemals eine fremde Katze in mein Haus.

Weibliche Hexen verwandeln sich in Katzen. Männliche Hexen verwandeln sich in Hunde. Man erzählt in Drage: Kam da jeden Tag ein Hund von Dithmarschen herüber durch die Eider geschwommen und ging stets nach einem gewissen Hause in Drage. Der Hund war eine Hexe. Zuletzt hat man ihn vertrieben, wie aber, wird nicht erzählt. Wahrscheinlich hat der Drager Hexenmeister oder Hexenvertreiber, der vor wenigen Jahren noch in Dithmarschen einen Viehstall wegen Hexen beräuchern mußte, den Hund vertrieben. Mündlich aus Drage.

Wie die Hexe die Kühe melkt.

In einem Thürständer hat sie einen Pflock; und wenn sie den nun herauszieht und den Eimer unterhält, so fließt die Milch von Nachbars Kuh in den

*) Zu der Frage des Bohlwegs schreibt der Verfasser nachträglich (am 20. November 1898): „Durch Ihre Mitteilung bin ich mit Professor Dr. Wilms in Hamburg bekannt geworden, und wir haben heute den Bohlweg, also den ersten in Nordelbingien, gefunden, in seiner schnurgeraden Richtung durch das Wittmoor ausgesteckt, an den Enden 60 cm, in der Mitte 1,30 m tief im Moor, Länge über 400 m. Es sind eichene Bohlen, dicht nebeneinander. Nächstens erfolgt größere Bloßlegung. Die alte Auffassung, daß die Bohlwege römischen Ursprungs seien, ist somit widerlegt.

**) Vgl. „Heimat“ 1898, Nr. 1, 5, 10, 11.

Eimer, und zwar so lange, bis sie den Pflock wieder hineinsteckt. Einstmal soll nun die Magd melken. Sie zieht nun den Pflock heraus und läßt die Milch in den Eimer fließen. Spricht die Hexe: „Stecke rasch den Pflock wieder hinein, Nachbars Kuh stirbt sonst.“ Spricht die Magd: „Nein, noch nicht,“ und läßt die Milch ruhig weiter fließen. Bald aber fließt Blut heraus und — die Kuh fällt um und ist tot.[1])

Mündlich aus Drage.

Wie die Hexe buttert.

Will die Hexe buttern, so spricht sie: „Ut jed'n Hus en Lepel vull.“ Dadurch schafft sie dann die Butter von den Kühen der Nachbarn in ihr Faß, und hat immer reichlich Butter. Einst soll nun die Magd buttern, hat aber den Spruch verkehrt verstanden und sagt: „Ut jed'n Hus en Schepel vull;“ und bald läuft die Karrn über und das ganze Haus voll.[2])

Der Ritt nach dem Blocksberg.

In der Mainacht (auch Johannisnacht) reiten die Hexen nach dem Blocksberg. Stellt man sich an einem Kreuzweg auf, so kann man sie sehen. Man muß sich aber zwischen zwei Eggen verbergen, da dann die Hexen einem nichts thun können. Einst wollte ein Knecht mitreiten und setzte sich zu einer Hexe hinten auf den Besenstiel; er sollte aber kein Wort sagen. Und nun gings los, überall gerade zu, über Wasser und Land. Als aber die Hexe mit ihm über ein breites Wasser hinüber setzte, gab es einen tüchtigen Stoß, und der Knecht rief: „Düwel awer noch mal, dat weer en Sprunk!“ — und — bums, lag der Knecht an der Erde.

Mündlich aus Drage.

Kälber und Pferde behext.

Ein gebürtiger Süderstapler erzählte: Unsere Kälber starben, die Pferde waren krank und mager und andere Unglücksfälle kamen dazu. Mein Vater litt sehr unter diesen Schicksalsschlägen. Da entschloß er sich, zu dem alten M. in D. zu gehen, obgleich er an ihn und seine Kunst nicht glaubte. M. gab ihm eine Flasche mit, deren Inhalt er den Pferden in die Krippe gießen sollte, aber an demselben Tage, an dem er dieses Vorhaben ausführte, dürfe er nichts Scharfes ausleihen. Kam da unser Nachbar J. und wollte eine Sichel leihen. Man gab ihm die Sichel nicht; aber von Stund' an betrat der Nachbar unser Haus nicht mehr und grüßte Vater auch nicht mehr. Später erhängte er sich. Die Pferde aber wurden besser und die Kälber starben nicht mehr, und seitdem ging alles besser.

Mündlich aus Süderstapel.

Kind behext.

In Bargen bei Erfde war ein Kind krank. Natürlich hatte eine in der Nähe wohnende Hexe dasselbe unter. Auf den Rat einer klugen Frau holte man von dem Hause (der Hexe?) etwas Erde und aus einem Dachstuhl etliche Halme und räucherte damit das Kind.

Mündlich von Lehrer Claussen.

Hexe soll hingerichtet werden.

Auf dem Galgenberge bei Süderstapel sollte eine Hexe hingerichtet werden. Aber der Scharfrichter konnte ihr nicht den Kopf abhauen. Wenn er nämlich einen Kopf abgehauen hatte, so schien doch wieder ein Kopf vorhanden zu sein. Sie hatte wenigstens drei Köpfe. Die Frau war eine Hexe.

Mündlich aus Drage.

Petrus und die göttliche Weltregierung.

Der liebe Gott ging einst mit Petrus übers Feld. Alles lechzte nach Regen. Die Blätter an den Bäumen hingen welk hernieder. Blumen und Kräuter ließen

[1]) Abgedruckt im Ur-Quell Bd. III, S. 325.
[2]) Abgedruckt im Ur-Quell Bd. III, S. 325.

die Köpfe hängen. Gras und Korn schien zu vertrocknen. Das gefiel dem Petrus nicht, und er sprach zum lieben Herrgott: „Wenn ich die Weltregierung in Händen hätte, so würde ich Regen und Sonnenschein gleichmäßiger verteilen.“ Sprach der liebe Gott: „Nun gut, du sollst einmal die Welt regieren.“ Und Petrus ließ nun immer schönes und fruchtbares Wetter sein. Im Herbste aber, als die Ernte begann, da hatten die Ähren keine Körner. Darüber wunderte Petrus sich. Der liebe Gott aber sprach zu ihm: „Wundere dich nicht darüber, du hast ja den Nordwestwind vergessen.“

Mündlich aus Drage. Vergl. Pommersche Blätter für Volkskunde I, H. 11, S. 165.

Der Teufel und der Schmiedegeselle.

Einst lebte ein Schmied, der sehr dumm war und gar nichts machen konnte. Bei einer Arbeit stand er bis Mitternacht und brachte sie dennoch nicht fertig; und hatte er sie endlich fertig, so taugte sie nichts. Kam da einst ein feiner Herr zu ihm und sprach: „Ich will dir helfen und du sollst alles machen können, was deine Augen nur sehen; doch eine Bedingung stelle ich.“ „Und die wäre?“ sprach der Schmied. Spricht der Fremde: „Wenn du dich verheiratest, so soll der erste Knabe, der dir geboren wird, sobald er konfirmiert ist, mein Eigentum sein; und das mußt du mit deinem Blute unterschreiben.“ Damit ist der Schmied denn auch einverstanden. Jetzt kann er alles machen, alles was seine Augen nur sehen, sogar das Allerkünstlichste, und er ist bald weit und breit der berühmteste Schmied. Endlich verheiratet er sich. Das erste Kind, das ihm geboren wird, ist ein Knabe. Dieser gedeiht prächtig und ist auch sehr begabt und gelehrig. Als der Knabe aber konfirmiert werden soll, ängstigt der Vater sich sehr, da dann der Teufel den Sohn fordern würde. Er geht zum Pastor und erzählt dem die ganze Geschichte. Spricht der Pastor: „Wenn er drei Nächte nach einander in der Kirche in einem Kreise in der Bibel lesend zubringt, ohne daß er sich von dem Teufel, der in allerlei Gestalt erscheinen und ihm allerlei Spuk vormachen wird, aus dem Kreise herausbringen läßt, so ist der Sohn gerettet.“ Die Geschichte geht los. Der Knabe sitzt in der Kirche in einem Kreise und liest in der Bibel. Um Mitternacht hört er ein starkes Gepolter, ein Rollen mit Kugeln, als wenn gekegelt wird; der Knabe läßt sich aber nicht stören. Es erscheint sodann ein Feuer, als stände die ganze Kirche in Flammen; der Jüngling aber sitzt ruhig in dem Kreise mit seiner Bibel. Darauf erscheint der Teufel ihm leibhaftig selber in verschiedenen Gestalten: als feiner Herr, als Prediger und sogar in einer Kutsche mit vier feurigen Pferden bespannt. Aber der Jüngling bleibt standhaft und liest immerfort in der Bibel. Und so geht es drei Nächte hindurch, aber er läßt sich nicht aus dem Kreise herausbringen. Da ist er denn gerettet, aber sein Vater ist nun wieder so dumm, als vorher, und kann gar nichts mehr machen. Mündlich aus Drage.

Nach einer Hohenwestedter Sage erscheint zuerst eine schöne Musik, dann ein Reiter, der ihn aus dem Kreis herauszulocken sucht; endlich fährt ein Fuder Dornen auf den Kreis los, teilt sich aber vor demselben; ebenso eine Feuersäule. Zuletzt kommt der Teufel selber.

Galgen und Rad über der Thür.

Der letzte Mörder, der auf dem Galgenberge bei Süderstapel hingerichtet ward, war Hans Jürgen Grützbeutel, so genannt, weil er einst einen Beutel mit Grütze gestohlen hatte. Er hat auf der Holzkate bei Bergenhusen eine Frau umgebracht, und wurde durch ein Kind verraten, das gehört hatte, die Mutter habe geschrieen: „O, Hans Jörn, laat mi doch leb'n, laat mi doch leb'n!“ (O, Hans Jürgen, laß mich doch leben, laß mich doch leben!) Das Geburtshaus dieses Mörders ward in meinen Knabenjahren noch in Kleinsee gezeigt. Bei seiner Geburt

tritt der Vater in die Stube und sagt zu seiner Frau: „Unser Kind wird auch nicht glücklich werden, denn Galgen und Rad hängen über der Thür."

Mündlich von meinem Pflegevater und von Schulkindern in Kleinsee. Vergl. „Heimat" 1898, S. 203 (Wiedergänger) und S. 243.

Die beiden Seeräuber bei Schwabstedt.

Bei Schwabstedt an der Treene hausten einst zwei Seeräuber, welche das ganze Land unsicher machten. Keiner konnte sie fangen, da ihr Schiff so schnell segelte, daß kein anderes es einzuholen vermochte. Es war dort auch ein Fischer, der bat um die Erlaubnis, in der Nähe des Schiffes angeln zu dürfen. Die Erlaubnis ward ihm gegeben. Was aber that der Fischer? Er goß das Steuer des Seeräuberschiffes mit geschmolzenem Blei fest, und als nun die Feinde der Seeräuber kamen, konnten sie das Schiff nicht steuern, und man nahm sie gefangen. In Hamburg wurden sie hingerichtet. Freilich wollten sie eine goldene Kette, mit der ganz Hamburg umschlossen werden könnte, schenken, wenn man ihnen das Leben lassen wollte. Aber vergebens. Die Hamburger ließen sich auf nichts ein.

Mitgeteilt von dem verstorbenen Otzen aus Seth an meinen Pflegevater. Die Sage bezieht sich offenbar auf die beiden Seeräuber Kl. Störtebeker und Gödemichel.

Der Weltkrieg.

Wenn in Olra (Dorfteil von Erfde) das dritte Haus gebaut wird, so beginnt der schreckliche Krieg, und dieses Haus wird sofort wieder in Brand geschossen werden. Auch heißt es in Erfde: Wenn der Buchweizen in Stucken[1]) steht, geht es los.

Wenn in'n olen Koog de Hahn kreit,
in'e Wohld de engelsche Trumm sleit,
wa et denn wull in Seth un Drag steit.

Oder: Wenn in Seebüll en Stadt steit,
in'n ol'n Koog de Hahn kreit,
in'e Wohld de engelsche Trumm sleit,
wa et denn wull in Seth un Drag steit.

Wenn eine rote Kuh mit weißen Ohren[2]) über eine gewisse Brücke geführt wird, so liegt alles voll Kriegsvolk. Mündlich aus Drage.

Wenn hinter der Kropper Kirche ein Hollunder herauswächst, und der dann so stark ist, daß er ein Pferd halten kann, so wird der große Krieg beginnen und in Klowe nur ein Haus stehen bleiben. Mündlich aus Kleinsee.

Die Tänzerin.

Ein Mädchen in Eiderstedt war zum heil. Abendmahl gewesen. Des Sonntagsnachmittags war sie mit einigen Freundinnen zusammen. „O," spricht sie da, „könnte ich mich doch noch einmal tüchtig satt tanzen." Kommt da ein feiner, feiner Herr gegangen und fordert sie zum Tanze auf. Sie tanzt mit ihm los, immer toller, immer rasender, und endlich tanzt der Fremde, der niemand anders als der Teufel selber war, mit ihr zum Fenster hinaus.

Mündlich aus Bergenhusen Ist aber wahrscheinlich von Dienstjungen aus Eiderstedt, wo diese Sage sehr bekannt ist, dorthin getragen worden.

Foß un Hahn.

En Foß harr sik en Hahn fung' un wull em jüs opfreten. Segg de Hahn: „Du mußt ers bed'n, ehr du its; so hört sik dat." Do wull de Foß sien Pooten foeln un bed'n; de Hahn floeg op'n Boum un krei för Freud. Segg de Foß: „Töf! en anner Mal will ik doch'n ers bed'n na de Mahltied." Mündlich aus Drage.

---

[1]) „Stucken" heißen die aufgerichteten Buchweizenhaufen, die auf dem Acker zum Trocknen aufgestellt werden. Stuck heißt bei Wesselburen der Beifuß.

[2]) Vergl. Müllenhoff, S. 378.

Diebe festmachen.

Ein Mann hatte nachts sein Leinen auf der Bleiche. Sprach zu ihm sein Nachbar: „Was gilt die Wette! ich will dir diese Nacht dein Leinen wegholen.“ Antwortete der andere: „Das sollst du wohl bleiben lassen, da ich dich festmachen werde.“ Am andern Morgen war das Leinen verschwunden; der Nachbar hatte es wirklich geholt. Sprach der Mann zu ihm: „Wie hast du das fertig gebracht?“ Antwortete der Nachbar: „Das will ich dir sagen! Sieh einmal, ich sollte mich wohl hüten, vorwärts in den Kreis — der Eigentümer macht um diejenigen Gegenstände, die nicht gestohlen werden sollen, einen Kreis, und wer in diesen Kreis hineinkommt, steht fest — hineinzutreten; ich ging rückwärts hinein, nahm das Leinen und ging vorwärts wieder hinaus.“ Der verstand es also.

Mündlich aus Drage.

In den Zwölften

kann ein heiratslustiges Mädchen ihren Zukünftigen erblicken. Setzt es sich nämlich am Neujahrsabend auf den Feuerherd, nimmt die Bibel zur Hand, liest in der Offenbarung St. Johannis und gukt in den Schornstein, so steht der zukünftige Mann hinter ihr. Ein Mädchen that dies, und wer stand hinter ihr? Der Bauer selber, bei dem es diente! Die Frau des Bauern starb auch wirklich, und der Bauer heiratete sein Dienstmädchen.

Mündlich aus Drage.

Verbrecher rettet sich durch ein Rätsel.

Es war einmal ein Mann, der eine böse, böse That begangen hatte, und dafür hingerichtet werden sollte. Seine Frau gab sich alle erdenkliche Mühe, ihren Mann frei zu bitten; und es gelang ihr denn auch endlich, von den Gerichtsherren die Erlaubnis zu erwirken, daß, wenn sie ihnen ein Rätsel aufgebe, das sie nicht erraten könnten, sie ihrem Manne Leben und Freiheit schenken wollten. Sie tötete nun ihren Hund, der Klafier hieß, und fütterte mit dem Fell ihre Pantoffeln aus. Auf diesen Pantoffeln trat sie nun vor die Herren und sprach:

Op Klafier gah ik,
op Klafier stah ik,
op Klafier hübsch un fein
ladet man mich zum Tanze ein.

Das konnten die Herren natürlich nicht erraten, und der Mann war frei.

Mündlich von Frau M. Carstens, geb. Jochims. Der Hund heißt sonst auch Phylax, Flax Flaa, Flo, Ida, Eeler, Klafeer, Klafi, Kluffi, Klafitjern.



Mitteilungen.

1. Der Kosakenwinter. Der durch ungewöhnlich reichen Schneefall und winterliche Kälte bekannte sog. „Kosakenwinter“ von 1813 auf 1814, an den sich auch die poetische Darstellung „Die Gottesmauer“ von Brentano knüpft, haftet noch fest in der Erinnerung einiger „Alten.“ Einem solchen verdanke ich die nachfolgenden Mitteilungen.

Zu Anfang Januar 1814 waren die Gehöfte der Dörfer im Westen und Nordwesten in nächster Nähe der Stadt Schleswig auf einige Wochen mit Einquartierung überladen, und schrecklich ging's oft zu, denn wild und roh war das Betragen einiger aus den halbzivilisierten Kosaken- und Baschkirenschwärmen. Auf größeren Besitzungen mußten 50, ja, gegen 100 Mann einquartiert werden. Kein Wunder also, wenn die ganze Wirtschaft der Besitzer ins Stocken und in Unordnung geriet und Nahrungsmittel- und Futtervorräte auf die Neige gingen. — Für die Kosakenpferde mußten, soweit sie nicht in Gebäuden unterzubringen waren, provisorische Notbaue hergestellt werden, welche nur Schutz von oben darboten; eine nach der Windrichtung versetzbare Wand schützte von der Seite. — Den Kosaken sagt man nach, daß sie sich als große Kinderfreunde, lästige

Frauenliebhaber, berüchtigte Diebe und Trunksüchtige gezeigt haben. Sie tranken den Branntwein, um ihn noch reizbarer zu machen, nie anders, als indem sie gestoßenen, schwarzen Pfeffer hineinschütteten. Sie stahlen Futter jeder Art aus Fürsorge für ihre klugen, kleinen, rauhhaarigen, flinken, meist schwarzen oder schwarzbraunen Pferde, an denen sie mit besonderer Liebe hingen, bei jeder passenden Gelegenheit. Katzenfleisch, gebraten und scharf gewürzt, war ihnen ein Leckerbissen, und den „Bodenhasen," wie sie ihn nannten, stellten sie so eifrig nach, daß bei ihrem Abzuge diese Tiergattung sehr selten geworden war. Einige von ihnen sprachen ein Deutsch, zusammengesetzt aus Hoch- und Plattdeutsch und vermischt mit den kauderwelschen Worten ihrer heimischen Sprache. Die Art der mündlichen Unterhaltung mit den hiesigen Einwohnern soll sich komisch ausgenommen haben. Sie waren im höchsten Grade abergläubisch. Doch konnte ihnen der Aberglaube in wirklicher Todesgefahr sogar Mut einflößen, weil sie glaubten, daß die fern von der Heimat Gestorbenen dort wieder auferstehen würden. Überhaupt redeten sie gern von ihrer Heimat und schilderten sie mit lebhaften Farben. Ihre Lieder und Gesangsweisen hatten etwas Schwermütiges, Eintöniges an sich. Unerklärliche, sie gleichsam überraschende Dinge flößten ihnen eine heillose Furcht ein, und Glaube an Gespenster und Spuk war eine Erscheinung, die sich bei den meisten Kosaken bemerkbar machte. Dienstvergehen und entdeckte Diebstähle wurden sehr strenge bestraft. Bei schwereren Vergehen wurden je nach ihrer Größe eine größere oder kleinere Anzahl von Peitschenhieben verabfolgt. Der arme Sünder wurde der Länge nach mit dem Rücken nach oben auf ein Bett gebunden und nun mit einer kurzen Peitsche mit fast fingerdickem Lederriemen von den Kameraden bearbeitet. Eine geringere Strafe war die, daß der Übelthäter stundenlang auf der scharfen Kante eines dreieckigen Brettes reiten mußte, sodaß die nicht die Erde berührenden Beine schwebend gehalten wurden, und komisch hat es ausgesehen, wenn abwechselnd Hände und Gesäß mit schmerzerfüllten Mienen von der scharfen Kante abgehoben und angelehnt wurden. J. L. H. Voß in Schuby bei Schleswig.

2. Der Überfall in Roeskilde. (Vgl. untenstehendes Gedicht.) Nach Detmars Lübischer Chronik fand der Überfall zu Roeskilde 1156 und die Schlacht auf der Gratheheide im folgenden Jahre, 1157, statt; nach Dahlmann (Geschichte Dänemarks) beides 1157. (Bd. I S. 268 ff.) Dr. Gustav Kühl.

Der Überfall in Roeskilde

9. August 1157.*)

„Skål Woldemar! Die Kannen geleert,
Skål Knud! daß die Wämmser platzen!
Und muß ich auch morgen zu Schiff und Pferd,
wenn ihr schnarcht in euern Matratzen, —
Skål, Brüder! Drei Könige saufen für neun,
der Friede soll uns nicht gereun,
die Welt hat mal wieder zu schwatzen."

Herr Swein stand schwerfällig auf vom Sitz,
seine Schnurrbartenden troffen;
er murrt: „Drei Tage nun, Blut und Blitz,
ich kriege die Kerls nicht besoffen."
Er sah durch die Thür in die schwarze Nacht:
„Nur langsam, nur keinen Lärm gemacht!
Und laßt das Hofthor offen!"

Die Harfen klirren, die Hörner schrein,
die Spielleut' haben es hilde.
Die Ritter rühren nicht Arm noch Bein,
eine schläfrige Trinkergilde.
Da pfeift es, da stehen mit einem Mal
Herrn Sweins gewappnete Mannen im Saal,
im Schloßsaal von Roeskilde!

Durchbohrt am Boden zuckt König Knud,
Herrn Woldemar blutet die Lende,
ihm blutet die Schulter, er speit vor Wut,
wild greifen seine Hände.
Den silbernen Leuchter dem Feind ins Gesicht:
„Din Skål, du Hund!" — da lischt das Licht,
da hatte der Kampf ein Ende.

Auf dem Lager liegt König Woldemar:
Das stand auf Messers Schneide!
Er ist entwichen. Und um ein Haar
wir wären geblieben beide.
Jetzt aber, Swein, jetzt sei auf der Hut,
gern trinkt ein rot Verräterblut
wohl manche durstige Heide!

Dr. Gustav Kühl.

*) Vergl. „Heimat" 1899, Nr. 2, S. 39.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 4. April 1899.

Zum 5. April 1899.

Ein Gedenkblatt zur 50. Wiederkehr des Ruhmestages von Eckernförde.

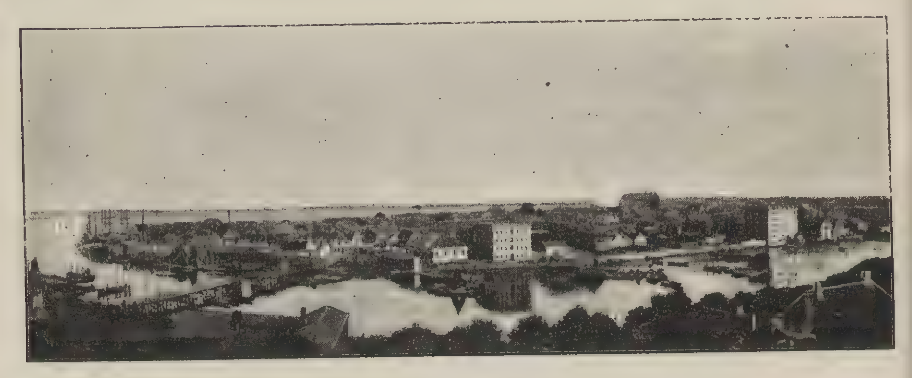
Von **F. Lorentzen** in Kiel.

„Eckernförde ist eine kleine Stadt, aber historisch berühmt weit über Deutschlands Grenzen hinaus," so sagte König Wilhelm I. zu den Vertretern Eckernfördes, als er als neuer Landesherr zum ersten Male in Schleswig-Holsteins Gauen weilte und in Schleswig die Abgeordneten der Städte unseres meerumschlungenen Landes empfing. Und was war es, das der besonderen und ehrenden Erwähnung des Herrschers im Siegeskranz wert schien? Was ist's, das den Namen dieses kleinen Ostseestädtchens in so weite Ferne hinausgetragen und ihm eine Stätte in der Geschichte gesichert hat? Es ist das denkwürdige Ereignis des 5. April 1849, die Ruhmesthat am Eckernförder Strande, der Sieg einer kleinen heldenmütigen Schar von Schleswig-Holsteins Söhnen im Verein mit deutschen Brüdern über Dänemarks stolze Flotte, die gleich einer nordischen Armada den schleswig-holsteinischen Gestaden sich nahte, Unglück verheißend und leichten Sieg erwartend, die mit wallendem Danebrog daherzog und in den Stunden nur eines Tages vernichtet, zertrümmert oder überwunden vor der deutschen Trikolore dalag.

Klein ist Eckernförde geblieben, weit überragt von den Nachbarstädten in Nord und Süd, mit denen es sich einst an Bedeutung wohl messen durfte, aber ein freundliches Städtchen ist es heute wie ehedem und eine Stätte deutschen Geistes. Als der Frühling des vorigen Jahres ins Land zog und den Boden der Heimat mit seinen Gaben schmückte, da sproßte und grünte im Herzen des Volks unter inniger Pflege von alt und jung die Erinnerung an Schleswig-Holsteins große Zeit, und von der Königsau bis zum Elbestrand, von der Ostsee bis zur Nordsee hat man Schleswig-Holsteins Erhebung, die Befreiung von der dänischen Gewaltherrschaft, die endlich errungene Zugehörigkeit zum geeinten deutschen Reiche durch Orts- und Landesfeiern in festlicher Weise gewürdigt. Wenn nun wiederum der Lenz ins Land gekommen und der Osterglockenklang noch kaum verhallt ist, da wird als einzelner Ort Eckernförde,

seines Ehrentages eingedenk, sich festlich schmücken und seine stets gastlich winkenden Thore für alle öffnen, die, von nah oder fern kommend, bereit sind, noch einmal wieder in seinen Mauern insbesondere des Glanzpunktes in der Erhebungs- und Kriegszeit des nun „up ewig ungedeelten" Schleswig-Holsteins zu gedenken, seine Helden in Dankbarkeit zu ehren und die Stätten zu grüßen, die in jenen Jahren, und besonders am Gründonnerstag 1849, geschichtliche Weihe empfingen.

Wie eilten in jener Osterzeit von nah und fern so viele patriotisch gesinnte Männer und Frauen zum Städtchen hin, um selbst den Ort des Ringens zu sehen und in der frischesten Erinnerung der Einwohnerschaft den sieggekrönten Kampf mitzuerleben, dessen Kunde ihnen anfangs wohl mehr als Märe denn als Wahrheit erschienen war. Wieder werden Schleswig-Holsteins Männer und Frauen in großer Zahl jetzt, nach 50 Jahren, Eckernförde aufsuchen, um an den Stätten selbst der geschichtlichen Ereignisse des Gründonnerstages zu gedenken. Wenig verändert wird derjenige das Gesamtbild der Stadt finden, der vielleicht nach den



Eckernförde, vom Mühlenberg aus gesehen.
Nach einer Photographie von F. Baasch in Eckernförde.

5 Dezennien nun erst zum zweiten Male in Eckernförde Einkehr hält. Nur wenig über das damalige Gebiet hinausreichend, scharen sich die kleinen, freundlichen Häuser dicht gedrängt um das in der Mitte liegende Gotteshaus, das mit seinem hohen roten Ziegeldache und dem spitzen Dachreiter weit hervorragt, immer noch nehmen die Gebäude zum größten Teile die Fläche der kleinen, von Hügellandschaft umgebenen flachen Landzunge ein, um welche im Westen die Wogen eines größeren Binnensees, des Windebyer Noors, im Osten und Norden die der Ostsee fluten. Gerade die letzten Jahre haben manchen stattlichen Neubau in die Straßenreihen eingefügt, aber die Festteilnehmer werden die blau-weiß-roten und schwarz-weiß-roten Fahnen noch an vielen jener Giebel wallen sehen, die schon damals so gelassen dreinschauten, als Eckernfördes patriotische Bürgerschaft sich von der Drohung des dänischen Admirals nicht schrecken ließ und bereit war,

Haus und Hof den Feuerschlünden der gewaltigen feindlichen Orlogschiffe preiszugeben und der Ehre des Vaterlandes zu opfern.

Nördlich vom Hafen zieht sich, nach dem freundlichen Dörfchen und Badeort Borby hinüberleitend, ein kleiner Stadtteil entlang, an den sich, aber schon auf Borbyer Grunde gelegen, eine Stätte anschließt, wohin der Eckernförder so gern einmal seine Gäste führt; es ist der Friedhof. Er gleicht in seinem älteren Teile einem Parke. Hohe Linden in breiten Alleeen, grüne Tannen an seinen Rändern, blühendes Gesträuch, hier und da an den Wegen verstreut, Traueresche aus älterer, Koniferen aus neuerer Zeit auf den einzelnen Grabstätten, wo fast überall stets Liebe ordnet und schmückt, gestalten recht freundlich diese Stätte des Friedens, wo für viele, ja, für die meisten jener Männer sich der Hügel schon wölbte, die am Ehrentage Eckernfördes in der Vollkraft und Begeisterung des Mannesalters oder der Jugend standen, die nicht nur miterlebten, sondern auch miterstrebten, was der 24. März 1848 eingeleitet hatte. Wie manchmal ist in dem letzten Jahrzehnt einem treuen Kameraden die umflorte blau-weiß-rote Fahne nachgetragen worden, und wie so klein ist schon die Zahl derer, die ihr noch folgen dürfen. Wohl denen, die noch körperlich rüstig und geistig frisch das letzte Viertel unseres Jahrhunderts erleben durften, um das, wenn auch auf anderem Wege, als sie sich's dachten, erfüllt zu sehen, was ihnen das Schwert in die Hand gegeben, die nun ein deutsches Schleswig-Holstein ihr Vaterland nennen und als Kaiserin des mächtigen deutschen Reiches eine Tochter Schleswig-Holsteins verehren können. Wer wagte das zu denken, als alle Hoffnung zu Grabe getragen war, als Schleswig-Holstein umsonst seine Söhne geopfert zu haben schien, am 25. Juli 1850? Trübe Stunden brachte dieser Tag, und jener kleine Grabstein, der an jedem 5. April bisher von den alten Kampfgenossen seinen Kranz empfing, weckt diese Erinnerungen, wenn seine Inschrift kündet: Dem Andenken dreier schleswig-holsteinischer Krieger gewidmet, die am 25. Juli 1850 bei Idstedt den Tod fürs Vaterland fanden."

Von dort führt die große Lindenallee den Besucher des Friedhofes geradeswegs zu dem sinnig gestalteten Grabmale, das im Schatten der alten Bäume dem jugendlichen Kämpfer zur Ehre errichtet wurde, der nach dem Siege sein Leben bei der Rettung überwundener Feinde ließ; es ist die Ruhestätte Theodor von Preußers. Auf einem steinernen Sockel erhebt sich ein Eichenpostament, das mit eisernen Ketten und Kugeln von „Christian VIII." und den Reliefs von Helmen schleswig-holsteinischer Artilleristen geschmückt ist, während eine dänische Kanone dasselbe krönt. Freilich ist sie keine Trophäe des Sieges vom 5. April 1849. Einst ruhte dort ein Geschütz, das der von Preußer befehligten Schanze vielleicht manchen Todesgruß gesandt hatte; aber dänischer Fanatismus gestattete nicht solchen Schmuck auf dem Grabe eines Mannes, den die Gegner als ihren Helden ehrten. Die Kanone wurde herabgenommen, und erst als das Jahr 1864 der

dänischen Herrschaft für immer ein Ende gesetzt hatte, ward am 5. April des folgenden Frühlings dem Denkmal der jetzige Schmuck verliehen, bei dessen Weihe so feierlich das Lied erklang:

Wir stehn an eines Helden Ruhestätte,
Er ging, im schönsten Sieg fürs Vaterland,
Daß er die Feinde vom Verderben rette;
Da riß ihn fort des Todes rauhe Hand.
O, herrlich ist's, zu sterben so wie du!
Auf deinem Lorbeer schlafe du in Ruh!

Die edle Saat hat edle Frucht getrieben,
Die Freiheit wuchs empor aus blut'gem Feld,
Doch deine That steht uns ins Herz geschrieben,
Du, unser Bruder, Schleswig-Holsteins Held.
In langer Pein, in Freiheitsmorgenlicht,
Vergaßen wir des treuen Toten nicht.

Zu deines Ruhmes Denkmal heut' wir weihen
Die Waffe, die du einst zum Sieg geführt,
Des Vaterlandes edlem Sohn, dem treuen,
Des Name ewig, ewig leben wird.
Ja, herrlich ist's, zu sterben so wie du!
In freier Erde schlafe nun in Ruh!



Das Grabdenkmal Theodor von Preußers.
Nach einer Photographie von G. Haltermann in Eckernförde.

Weitere 24 Jahre sind verflossen, das Jahrhundert steht an seiner Wende; aber wie der 5. April in Schleswig-Holsteins Annalen als Ruhmestag verzeichnet ist, so hat auch des Helden Name in unsern Gauen hellen Klang, und mit der Freude über den Sieg mischt sich zugleich die Wehmut über dieses Helden Tod.

Als Jüngling von 25 Jahren weilt Theodor von Preußer als Verwalter auf dem Gute Breitenburg. Da dringt auch zu ihm die Kunde von der Erhebung seines Volkes, von der Kieler Proklamation und der Einnahme Rendsburgs. Gerade ist er auf dem Wege nach dem Elternhause, als er kurz entschlossen, schon früher zur militärischen Laufbahn bestimmt, auch seine Kraft dem Vaterlande weiht. Als Fourier kommt er im März 1849 nach Eckernförde, wo er vom Hauptmann Jungmann, der

an ihm die „unter dem bescheidenen Wesen verborgene Energie und Thatkraft“ wohl erkannte, zum Befehlshaber der im Süden der Stadt dicht am Strande erbauten Schanze ernannt wird. Wie weiß er eifrig seine Mannschaft, die zum größten Teile aus Rekruten besteht, für den Kampf zu üben, und wie leicht wird es ihm, in der Stunde des Ernstes seine Leute mit frohem Mute zu beseelen! Wie kühn schwingt er selbst die deutsche Fahne auf der Brustwehr dem sich endlich auch seiner Schanze nahenden Linienschiffe entgegen, und wie ist's ihm eine Freude, dem Hauptmann in der Pause des Kampfes zu melden: „Die Mannschaft hat den besten Mut, und eher ist kein Korn auf der Brustwehr mehr, als wir uns übergeben!“ Wie eilt er im Siegesrausch an den Strand hinunter, um nach dem mit so unendlichem Jubel begrüßten Streichen des Danebrogs die Schiffe den Siegern zu sichern und zugleich auf dem Linienschiff, in dessen Rumpfe man schon längst den verhängnisvollen Brand kannte, der feindlichen Mannschaft ein Retter in der Not zu sein! Und wie so düster ist das Bild des nächsten Tages! Karfreitag ist's; die Feiertagsglocken sind so vielen aus den Reihen der Feinde die Totenglocken geworden, und „an dem mit den Trümmern der glänzenden Siegesbeute bedeckten Strande findet sich zwischen den vielen dänischen Uniformen auch die eines schleswig-holsteinischen Kanoniers: es ist Preußers.“ Am Ostermorgen wallt ein langer Trauerzug den Mühlenberg hinauf, unter den Linden des Friedhofes wird der kranzbedeckte Sarg unter Trauerklängen in die Gruft gesenkt. Der tapfere Kämpfer, der wackere Retter fand hier so früh schon seine letzte Ruhestatt.



Das Grabdenkmal Jungmanns.
Nach einer Photographie von A. Lewitz in Hamburg.

Und sie, die gleich diesem Helden des Tages Ruhm uns schufen, Jungmann und Clairmont, auch sie deckt jetzt schon längst der kühle

Rasen. Auf dem St. Jakobi-Kirchhofe zu Hamburg kennzeichnet ein prächtiger Stein, der oben die markige Figur eines Artilleristen trägt, die Weihestätte, wo der „Sieger von Eckernförde," Major Jungmann, nach seinem am 25. März 1862 erfolgten Tode bestattet worden ist, und eine bescheidene Säule, mit Helm, Kugeln und Kanonen gekrönt, zeigt uns den Ort, wo der alte Soldat, der durch unentwegten Mut Retter seines Hauptmanns und der Schanze wurde, der Oberfeuerwerker Clairmont, auf dem kleinen, stillen Kirchhofe des freundlichen Bordesholm ein Jahr später ins Grab gelegt worden ist.

Nicht weit von Preußers Grab erhebt sich, umrahmt von freundlichem Grün, eine hohe Säule aus geschliffenem roten Granit, und aus ihren goldenen Lettern leuchtet's dem Beschauer entgegen, daß auch an dieser Stelle treue Söhne liegen, die ihr Leben fürs Vaterland hingegeben haben. Das dänische Volk ehrte so seine Männer, die treu im Gebote der Pflicht am 5. April 1849 des Kampfes Opfer wurden. „Gottes Friede sei mit ihnen," so lautet weiter ihres Volkes Wunsch, das die Hälfte seiner gefallenen Krieger, deren Zahl mehr als 100 betrug, hier in fremder Erde bestattet wußte. Und wie der Tod alles Streites Ende ist, wie auch nach der entsetzlichen Katastrophe an Bord des stolzesten dänischen Linienschiffes jener Zeit die opferwillige Bevölkerung des Städtchens keinen Unterschied machte zwischen Freund und Feind und Hülfe spendete, wo und wie sie nur vermochte, so fanden in diesem Massengrab des Feindes auch zwei tapfere Schleswig-Holsteiner und ein Kämpfer aus dem reußischen Bataillon eine Stätte zu ewigem Frieden. Ihr Andenken ehrt jetzt der neue Gedenkstein, der unmittelbar daran im Grün sich birgt.

Wir stehen an diesem Stein an der Grenze des alten Kirchhofes, wir folgen dem Wege zum Rande des neuen Teiles, und aus der Ferne bietet sich ein liebliches Bild dem Auge dar: das Noor mit seinen rauschenden Wogen, umrahmt von Wald und Flur in freundlichem Wechsel. Hell schimmert das Herrenhaus von Windeby herüber, vor dem sich der Weg entlang zieht, auf welchem aus den Quartieren in Kochendorf und Windeby in großer Eile das reußische Bataillon zum Schutze der Stadt herbeizog, um am offenen Strande ein Landen des Feindes zu verhindern. Auf demselben Wege zogen 25 Jahre später in gleicher Eile preußische Truppen gen Norden, um schon am 2. Februar, nur einen Tag nach dem Überschreiten der Eider, den blutigen Sturm gegen die Schanzen bei Missunde zu wagen, die freilich stärkeren Widerstand den todesmutigen Scharen boten, als bei etwa gleicher Bestimmung der alte Margaretenwall, der drüben bei Kochendorf ans Noor herniederreicht, zu leisten imstande gewesen wäre. Nicht weit vom Eingange des Eckernförder Friedhofes ragt neuerdings ein großer Findling empor, der auch auf jene Zeit unsere Blicke lenkt. Er schmückt ehrend ein Soldatengrab, und seine Inschrift nennt uns 27 Namen preußischer Krieger, die „dem

Rufe ihres Königs folgend, für die Befreiung Schleswig-Holsteins im Feldzuge gegen Dänemark 1864 gefallen sind."

Wie mächtig rauschten damals des preußischen Adlers Fittiche! Mit Windeseile durchfliegt er das meerumschlungene Land, nicht Düppels Höhen, nicht der Alsener Sund hemmen seinen Flug. Dann nach zwei Jahren noch ein Siegesflug über Böhmens Fluren, und Schleswig-Holstein bringt er seinem Könige dar. Als darauf nur wenige Jahre später der welsche Nachbar den deutschen Zorn entflammt, da folgen auch Schleswig-Holsteins Söhne dem gen Westen stürmenden Aar, der von Frankreichs blutigen Gefilden die deutsche Kaiserkrone dem Hohenzollernhause heimwärtsbrachte und als Kaiseraar die deutschen Heere, auch Schleswig-Holsteins Männer, die ihrer Väter sich würdig zeigten, wieder sieggekrönt in die Heimat führte. Auf dem Eckernförder Friedhofe erhebt sich nahe bei dem Preußengrabe auf epheuumranktem Steinhügel ein großer, eiserner Schild, dem ein mächtiges Schwert als Stütze dient. Es ist die Ehrentafel für die 1870 und 1871 gefallenen deutschen Krieger, die in Stadt und Kreis Eckernförde ihre Heimat hatten.



Die „Gefion" im Kieler Hafen.
Nach einer Photographie von A. Renard in Kiel.

Vom freien Platze am Kriegerdenkmal schweift der Blick gen Osten. Da liegt das Städtchen rechts im Grunde, und wie das Bett eines Stromes zieht sich der kleine Hafen im Norden herum. Hier lag einst längere Zeit die eroberte „Gefion," als sie, mit dem Namen „Eckernförde" belehnt, die deutsche Flagge an ihrem



Die Gallionfigur der „Gefion."
Nach einer Photographie v. Braune in Kiel.

Heck flattern sah. Es loderte hier um sie her die zu ihrer Vernichtung entfachte Feuersglut, und dort steuerte sie hinaus, als das weiße Feld mit dem schwarzen Adler und dem eisernen Kreuze ihre Farben bildete. Stolz hat ihre mit den Söhnen pflügende Göttin die Wogen ferner Meere zerteilt und manchem fremden Gestade zu Preußens Ehre sich zugewandt, bis noch die Zeit kam, wo die Kriegsflagge des neuen deutschen Reiches über ihrem Eichenbord wallte und ihr endlich bei einem Flottenmanöver im Kieler Hafen vor den Augen des obersten Kriegsherrn ein ähnliches Schicksal bereitet wurde, das ihr Gefährte, der stolze „Christian VIII.," dreißig Jahre früher nach heißem Kampfe auf den tosenden Wogen bei Eckernförde fand. Doch der Ehrenname dauert in der deutschen Marine fort. Eine neue deutsche „Gefion" hat so manchmal wieder die blaue Flut der Eckernförder Bucht durchfurcht, und jetzt trägt sie zu der fernen Küste Ostasiens, wo auf stattlichen Kauffahrern so mancher schleswig = holsteinische Seemann unter schwarz-weiß-roter Flagge fährt, Heimatgrüße aus unserm meerumschlungenen Lande hinüber und weckt wohl auch dort ein Erinnern an Eckernfördes Ehrentag.



Hauptmann Jungmann.
Aus dem Werke „Schleswig-Holstein meerumschlungen." (Kiel, Lipsius & Tischer.)

Am Nordufer des Hafens an der Kugelgrotte vorüber und über den Louisenberg hin zieht sich der Weg nach der Nordschanze, dem Schauplatze der heldenmütigen Verteidigung Jungmanns, Clairmonts und ihrer wackern Kriegerschar, wo noch ein gut erhaltener Laufgraben die Stätte der Schanze kennzeichnet und eine Steinpyramide, der Helden Namen führend, der Helden Ehre kündet, aber nicht minder dem die Ehre giebt, dem alles

Gelingen zu danken ist, denn ihre Inschrift lautet: „Gott ist stark auch in den Schwachen!“

Auf der Nordschanze fiel am Nachmittage des 4. April plötzlich der alarmierende Schuß. Hauptmann Jungmann saß an seinem Schreibtisch in seinem Quartier, das ein wirtlich Strohdachhäuschen auf der Höhe am Borbyer Strande ihm bot, als das Signal den nahenden Feind verkündete. Ha, wie erwachte da der Soldatengeist! In Sprüngen und mit geschwungenem Degen ging's zur Schanze hinaus. Wie sehnte sich sein Mut nach dem Ernst des Kampfes! Als er an den Gestaden des Bosporus die Muselmänner schießen lehrte, da lockte ihn das Schleswig-Holstein-Lied zu Deutschlands Nordmark aufs Feld der Waffenehre. Ein kurzes Weilen noch auf Trojas Schlachtgefilden, und alsbald stand Jungmann, noch mit dem türkischen Fez auf dem Haupte, auf Holsteins Boden. Als Kommandant der 5. Festungsbatterie trat er in den Dienst, der ihn zunächst in Rendsburg hielt, aber alsbald, unter Erfüllung des von ihm geäußerten Wunsches, „recht nahe an den Feind zu kommen“, ihn und seine Schar nach Eckernförde führte. Am 17. März zog er dem exponierten Punkte zu, wo nur allzubald nach Ablauf des Malmöer Waffenstillstandes am 26. März der Angriff des Feindes zu erwarten stand. Schon der 5. April brachte diese ernste Stunde. Was wird sie einleiten? Wie wird der Ausgang werden? Mut und Ausdauer soll die Losung sein, und der Sieg die Hoffnung. Wie ist's dem Führer eine Freude gewesen, als auf dem Marsche ihm die ihm unvergeßliche Liedstrophe entgegenklingt:

Der Hauptmann — er lebe!
Er geht uns kühn voran,
Wir folgen ihm mutig
Auf blut'ger Siegesbahn.

So soll's am Gründonnerstage sein, den in der Frühe schon statt des Festgeläutes der Donner der Geschütze weihen muß. Der grauende Morgen findet Jungmann schon auf der Brustwehr, des Feindes Absicht zu erforschen, über die alsbald kein Zweifel mehr besteht. Auf der Brustwehr trotzt der Held der Macht der fünf seine Schanze bedrohenden Schiffe, kein Meter weit unter ihm schlägt die erste Kugel in die Schanze ein, und gelassen klingt's aus seinem Munde: „Ihr seht, es trifft nicht jede Kugel.“ Des kühnen Hauptmanns würdig zeigt sich die kühne Schar. Wie blitzt bald Schuß auf Schuß, und fast ein jeder trifft das Ziel. Welch eine Kanonade! Welch ein Ringen um Ehr' und Gut! Wie trotzig klingt die stolze Antwort, als der dänische Admiral unter Drohungen gegen die offene Stadt freien Abzug der Schiffe fordert: „Ich werde schießen, so lange ich ein Geschütz und einen Schuß besitze, es sei denn, die Dänen ergeben sich!“ Wie ist die Freude so groß, als zwei so stattliche, mit so großen Hoffnungen entsandte Schiffe in höchster Not sich ergeben müssen! Wie eilt im Vollgefühl der Freude über das vollführte Werk der Sieger in die Stadt, wo Herzog Ernst von Koburg-

Gotha den wackern Streiter umarmt und küßt! Wie drängt es ihn, auch mit dem tapferen Helden der Südschanze Auge in Auge zu stehen, mit ihm, dessen Gesuch um ein Offizierspatent er zu befürworten im Begriff stand, als die Pflicht ihn in die Schanze rief. Der Jüngling war nicht mehr zu finden. Sein Wunsch sollte in Erfüllung gehen, doch nur einem Toten konnte man die vom Lebenden erbetene verdiente Ehrung erweisen. Gerade als Jungmann den Weg zur Stadt einschlagen wollte, ward „die Nacht taghell erleuchtet, und der Hafen zitterte von einer gewaltigen Explosion." Eine Feuergarbe erhob sich gen Himmel, und rauchende Trümmer stürzten in die Flut zurück. „Christian VIII." war in die Luft geflogen, und Theodor von Preußer fand auf ihm den Tod.

Der traurige Abschluß des Tages dämpfte wohl die hohe Freude, aber mächtig brauste doch alsbald der Siegesjubel durchs Land.

„Bei Eckernförde, Gründonnerstag,
Das war ein Sieg, das war ein Schlag,
Hei, Schleswig-Holsteins Jubel scholl
Wohl nie so stolz, wohl nie so voll,
Und welch ein brausend Echo fand
Der Sieg im deutschen Vaterland!"

Ja, über Deutschlands Grenzen weit hinaus eilt diese Siegesbotschaft. Maueranschläge in Londons Straßen verkünden den Erfolg der deutschen Waffen bei Eckernförde, zu Ehren des Siegers erschallt ein türkisches aferim an der Küste Kleinasiens.

Kurz vorher, ehe für den deutschen Ehrenkranz heldenmütige Söhne neue Ruhmesblätter auf Frankreichs Gefilden ernteten, ward auf der Stätte der Südschanze ein herrliches Denkmal dieses glorreichen Sieges errichtet, ein reichgeschmückter Kuppelbau aus rotem Sandstein und Terracotta, unter dessen Wölbung eine Pyramide sich erhob, die heute, nachdem im wilden Wogenprall der Sturmflut 1872 die prächtigste Zierde zertrümmert worden ist, noch allein die historische Stätte schmückt und noch von Heldenkampf, von Heldenehr' und Heldentod dem fremden Gaste erzählt, dem noch manch andere Stätte im Städtlein selbst Erinnerung wecken möchte.

Werden so nicht hier und da die Kugeln in den Mauern zurückweisen auf die dem Orte angedrohte Gefahr? Wird nicht der dänische Warpanker an der Ostseite der Kirche von dem vergeblichen Versuch des Feindes reden, die Schiffe aus dem vernichtenden Feuer der Schanzen wie der Nassauer Batterie herauszubringen? Wird nicht das alte „Stadt Hamburg," das spätere alte Seminar, das Gedächtnis an die Stunde wachrufen, wo der unglückliche Admiral Paludan an der Freitreppe vorfuhr, um sich dem dort weilenden Herzog Ernst von Koburg-Gotha auszuliefern, und das alte Rathaus am Markt von der deutschen Gesinnung patriotischer Männer zeugen, in deren Kreis Senator Lange ein Führer war?

Noch weilt mancher Augenzeuge des Kampfes unter den Bewohnern Eckernfördes, ja, noch darf es sich rühmen, selbst einen Helden des Tages, Bombardier Heesch, den wackern Begleiter Theodor von Preußers, unter seinen Bürgern zu zählen, und es hofft, noch mehr der tapfern Kämpfer zu der Feier seines Ehrentages in seinen Mauern begrüßen zu können.



Das Denkmal auf der Südschanze.
Nach einer Photographie von G. Haltermann in Eckernförde.

Sie alle werden erzählen von des Tages Ernst und des Tages Freude. Von dankbarer Erinnerung getragen, wird dann auch diese That der Väter fernen Zeiten bewahrt werden, und beim treuen Gedenken wird's erklingen:

„Die für unsern deutschen Herd
Hier gewacht, gekämpft, gefallen,
Dank und Ruhm den Helden allen.
Preis dem Herrn, der Sieg beschert."



Einige Scenen aus dem Kampfe bei Eckernförde.

Von **v. Osten** in Ütersen.

1. In feierlicher Ruhe und scheinbarer Siegeszuversicht nahte der Feind heran. Um 7 Uhr gab Hauptmann Jungmann das Kommando: „Langsames Feuern vom linken Flügel!" Er stand auf der Brustwehr und begrüßte die erste, vom einen Dampfschiffe gegen ihn heranbrausende Ladung mit gezogenem Degen. Als Kommandant fühlte er sich verpflichtet, seiner Besatzung ein augenscheinliches Beispiel unerschrockenen Mutes zu geben, um sie dadurch zum Kampfe zu begeistern. Indem er wieder in die Schanze hinuntersprang, sagte er: „Ihr seht also, Leute,

nicht jede Kugel trifft.“ In mehr väterlicher Weise suchte der alte Feldwebel Clairmont die jungen Rekruten, die sich bei der Annäherung der feindlichen Schiffe eines eigentümlichen Herzklopfens nicht erwehren konnten, zu treuer Pflichterfüllung und Hingebung zu ermahnen.

2. Nachdem die Schiffe bei ihrem Aufmarsch mehrere Schüsse mit den deutschen Batterieen gewechselt hatten, näherten sie sich der Nordschanze bis auf 1000 Schritt und umzingelten sie in einem Halbkreise. „Christian VIII.“ und die „Gefion“ drangen am weitesten nach Westen vor; ihnen folgten die beiden Dampfschiffe und die Korvette. — Die dänische Flotte hatte aber schon während der ersten Stunden von deutscher Tapferkeit und Schießfertigkeit nicht wenig zu leiden. Die Korvette, die dem linken Flügel der Batterie gegenüber lag, zog sich nach kurzem Kampfe, wahrscheinlich stark beschädigt, nach der Mündung des Hafens zurück und ließ sich im Laufe des Tages nicht wieder sehen. Gegen 9 Uhr zerschoß eine 84pfündige Bombe ein Rad des Dampfers „Hekla,“ so daß der Kapitän sich genötigt sah, Schlepptau vom „Geiser“ zu nehmen, um sich aus der Schußweite hinausbugsieren zu lassen. Hauptmann Jungmann trat hocherfreut zu dem Bombardier Wommelsdorf,[1]) der das Rohr gerichtet hatte, und rief ihm zu: „Das war gut, ich werde Sie zum Unteroffizier vorschlagen!“ Nur das Linienschiff und die Fregatte hielten jetzt noch stand, obgleich auch sie schon manchen, nicht sehr angenehmen Morgengruß empfangen hatten.

3. Mit Freuden wird Kapitän Paludan bemerkt haben, daß von der Nordschanze plötzlich die schwarz-rot-goldne Fahne verschwunden war. Um aber nicht die Hoffnung in ihm aufkommen zu lassen, daß die Batterie sich ergeben habe, stiegen der Hauptmann Jungmann, Oberleutnant Schneider vom 3. Reserve-Bataillon, Bombardier Wommelsdorf, Kanonier Andresen und die beiden Infanteristen Ernst und Peperkorn[2]) im Kugelregen auf das Blockhaus, pflanzten die heruntergeschossene Trikolore wieder auf und beantworteten das „Hurrä!“ der Dänen mit einem kräftigen „Hurra!“ und mit dem Nationalliede „Schleswig-Holstein meerumschlungen.“

4. Gegen 10 Uhr schlugen zwei Bomben auf die Pulverkammer nieder, wühlten das Erdreich auf und rissen die obere Kante des linken Thürpfostens hinweg. Die Schanze war in größter Gefahr, in die Luft gesprengt und in einen Schutthaufen verwandelt zu werden. Dank dem alten treuen Clairmont, der in diesem verhängnisvollen Augenblick durch Balken, Bohlen und Schanzkörbe, die er in größter Eile durch „Freiwillige“ sich bringen ließ, dem Eindringen der feurigen Funken vorbeugte und dadurch alle seine Kameraden vor dem Untergange bewahrte!

5. Eine große Herzhaftigkeit zeigte der Bauer Johann Pelz von Louisenberg, der während des Kampfes mit seinem Fuhrwerk nach der Nordbatterie kam, um die Verwundeten abzuholen. Da trug der Kanonier Andresen[3]) seinen Kameraden Ehlers, der Infanterist Peperkorn seinen Schulkameraden, den Trompeter Hansen, aus dem Blockhause nach dem Wagen. Bei dieser Gelegenheit wurde Andresen von einer Kugel getroffen, die ihn tot zu Boden streckte.

6. Preußer, der tapfere Kommandant der Südschanze, war voller Freude, als die beiden feindlichen Schiffe gegen 11 Uhr bedeutend weiter in den Hafen, also auch weiter in den Bereich seiner Batterie gelangten. Zwar hatte er bis jetzt dem blutigen Schauspiel nicht unthätig zugesehen; aber es war ihm wegen

---

[1]) Wommelsdorf starb am 13. April 1898 als Besitzer der Munkmühle.
[2]) Peperkorn, aus Kellinghusen gebürtig, ist jetzt Kaufmann in Schenefeld, Kreis Rendsburg.
[3]) Andresen war Landmann und stammte aus Tönning.

der großen Entfernung (2000 Schritt) nicht möglich gewesen, die bedrängte Nordschanze, die auf kurze Zeit sogar gänzlich verstummte, mit so wirksamem Erfolg zu unterstützen, wie er in seinem Feuereifer es gewünscht hatte. Jetzt sah er diese Möglichkeit eröffnet, obgleich „Christian VIII." die kleine Schanze mit seinen Mordgeschossen überschüttete und der berauschende Pulverdampf sich in dicken Wolken von den Schiffen herüberwälzte. Bei dem Beginne des Kampfes hatte er voll glühender Begeisterung seinen Kameraden zugerufen: „So geben wir uns denn die Hand darauf, daß wir diese Batterie verteidigen wollen bis auf den letzten Mann, bis auf den letzten Schuß Pulver."

7. Durch einen nicht aufgeklärten Umstand kam die „Gefion" ins Treiben, so daß sie ihren Spiegel auf die Südschanze gerichtet hatte und ihre Breitseiten garnicht benutzen konnte. Sogleich nahm der Bombardier Heesch [1]) das schöne Schiff zu seiner Zielscheibe, und die dänischen Kanoniere hatten jetzt entsetzlich zu leiden. Die Kugeln, welche in den Spiegel einschlugen, sausten längs den Kanonenreihen und rissen die Mannschaft von den Geschützen. Wer nicht tot oder verwundet niederstürzte, flüchtete angsterfüllt in die untersten Räume des Schiffes.

8. Der Einsender dieser Zeilen befand sich am 5. April 1849 in der „Redoute," welche unweit der Südschanze oberhalb der nach Kiel führenden Chaussee angelegt, aber noch nicht mit Kanonen besetzt, sondern nur zur Aufnahme von Infanterie bestimmt war. Während des Vormittags hatten wir hier jedoch von feindlichen Bomben, Vollkugeln und Kartätschen ebenso zu leiden wie die Südschanze. Zwischen dem furchtbaren Donnern, Krachen und Zischen hindurch vernahmen wir zuweilen Preußers Aufmunterungsruf: „Frisch, Leute, frisch!" — Zur Zeit der Waffenruhe kam der Hauptmann Müller von der Nassauer Batterie zu uns, um zu sehen, ob er seine vier Geschütze passend in der Redoute anbringen könne. Er sagte aber nach kurzem Überblick: „Der Punkt liegt mir zu hoch, ich werde am Strande bleiben." Bald sahen wir denn auch, daß er seine Geschütze bei dem „alten Kirchhof," also zwischen der Stadt und der Südbatterie auffahren ließ. Auf Paludan, der jetzt mit seinem Linienschiff den Nassauern auf 400 Schritt gegenüberlag, soll dieser Vorgang sehr entmutigend eingewirkt haben. Nach dem dänischen Bericht machte der Kapitän um 4½ Uhr den Versuch, sich durch Kreuzen aus dem Hafen „hinauszuarbeiten." Da begann aber auf ein Signal von Jungmann die Südschanze plötzlich mit glühenden Kugeln zu schießen, und ein heftiges Granatfeuer der Nassauer zerriß die ausgebesserte Takelage. — Während des letzten Entscheidungskampfes, der nun eröffnet war, hatten wir das Glück, „heldenmütige Zuschauer" zu sein, weil der Feind unsere Redoute fast ganz in Ruhe ließ. Wir bemerkten, daß das Linienschiff allmählich etwas weiter nach Südosten gelangte, bis es um 6 Uhr in der Nähe der Südschanze, etwa 600 Schritt von derselben entfernt, auf eine Sandbank geriet, wo es unbeweglich festsaß. Um diese Zeit ließ die weiter entfernt liegende „Gefion" ihre Flagge nieder, während „Christian VIII." die Kanonade noch 20 Minuten fortsetzte. Der Jubel, welcher in der Redoute, in der Südbatterie und bei den Nassauern ausbrach, als beide Schiffe sich ergeben hatten, ist nicht mit Worten zu beschreiben.

9. Nach der Explosion des Linienschiffes begab sich eine Anzahl Zivil- und Militärpersonen in ernster, wehmütiger Stimmung an den Strand. Die Flammen, welche noch immer aus dem Wrack des zerstörten Schiffes hervorleckten, warfen ein unheimliches Licht auf die unzähligen Bruchstücke, die hier in wilder Unordnung durcheinander lagen. Man ging gleichgültig an all' diesen Sachen vorüber, so sehr sie auch geeignet waren, die Aufmerksamkeit zu erregen; man würdigte

[1]) Heesch lebt noch als Privatmann in Eckernförde; er war mit Preußer „ein Herz und eine Seele."

auch die in dänische Uniform gehüllten Toten nur eines flüchtigen Blickes; man schien eine besondere, eine liebe, teure Leiche zu suchen. Man fand sie; es war die Leiche des tapferen Unteroffiziers Th. v. Preußer. Ungeachtet aller Warnungen seines Kameraden Heesch war er an Bord geblieben, um für den Transport der Verwundeten zu sorgen. Im Dienste der Nächstenliebe hat er seinen Tod gefunden.

10. Der patriotisch gesinnten Stadt, die zur Zeit der Unterhandlungen, ungeachtet der Drohung des Kapitäns Paludan, daß er die Stadt in Brand schießen werde, so ernstlich den Wiederbeginn des Kampfes gewünscht hatte, gereicht es zur Ehre, daß sie so treu für die Pflege der Verwundeten sorgte, die sich auf der „Gefion" befunden hatten. Frauen und Jungfrauen, Kinder und Greise traten herzu, um ihnen Liebesdienste zu erweisen. Auch die übrigen Gefangenen erfreuten sich einer sehr humanen Behandlung und wußten kaum Worte zu finden, um ihre Dankbarkeit zu äußern. — Erst später ist bekannt geworden, daß sie sich ein solches Verhalten gegen gefangene Feinde nicht anders als durch die Annahme haben erklären können, — die Stadt sei dänisch gesinnt. Nach Kopenhagen wurde berichtet, „daß sich in Eckernförde große Sympathie für Dänemark gezeigt habe; denn das Volk habe sich ruhig verhalten, und nicht ein einziger Kriegsgefangener sei insultiert worden." (Vergl. „Die schleswig-holsteinische Sache" von W. Beseler. Braunschweig 1856. S. 13 und 14.)



Aus eigenen Erlebnissen während der Feldzüge 1848/50 und der Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee 1851.

Von **F. v. Levetzow**, vormals Brigade-Adjutant der schleswig-holsteinischen Kavallerie.

In der Zeit, mit welcher ich meine Erzählungen beginne, stand ich noch als Unteroffizier bei der freiwilligen Kavallerie, der sogenannten Eiderstedter Garde des Prinzen von Noer, der durch seinen kühnen Handstreich auf die Festung Rendsburg die Schaffung einer schleswig-holsteinischen Armee überhaupt erst möglich machte.

Sofort nach der Proklamation der provisorischen Regierung hatten patriotische Bauern der Landschaft Eiderstedt hundert Pferde als Geschenk für die provisorische Regierung mit ihren Söhnen beritten gemacht und nach Rendsburg geschickt, und diese hatten sich dem Prinzen von Noer als freiwillige berittene Garde angeboten. Sie bestand übrigens, als wir am 8. April aus Rendsburg gegen Norden abmarschierten, schon nicht mehr ausschließlich aus diesen braven Eiderstedtern, sondern war bereits mit allerlei fragwürdigen Existenzen verquickt, die durch Unberufene ins Land gerufen waren; doch blieb diese Truppe, dank den guten Eiderstedter Elementen, bis zu ihrer in Jütland erfolgenden Auflösung unstreitig eines unserer besten Freikorps. Leider war der größere Teil der Eiderstedter dem Hauptquartier des Prinzen von Noer als Ordonnanzen zugeteilt, und bei unserem Ausmarsch bildeten die als Ersatz eingeschobenen fragwürdigen Elemente bereits fast die Mehrheit, doch hatten als glückliches Gegengewicht sich neben den wenigen uns verbliebenen Eiderstedtern auch einige brave, zuverlässige Inländer aufnehmen lassen.

Zu der Zeit, mit welcher meine Mitteilungen beginnen, kommandierte die so gebildete Schwadron als Rittmeister der königlich preußische Premier-Leutnant vom Garde-Husaren-Regiment v. Bismarck, als Premier-Leutnant fungierte v. Gröning, königlich preußischer Premier-Leutnant a. D.

Dieses zum Verständnis des Nachfolgenden vorausgeschickt.

1. Der Kanonenfutter-Ritt der freiwilligen Kavallerie und ein merkwürdiger Spazierritt König Friedrichs VII. von Dänemark.

Die Preußen, wie später die große Reichsarmee, begannen den Krieg unter wunderlichen Verhältnissen, und auch die weitere Führung desselben war stets in wunderliche Geheimnisse gehüllt, — natürlich nur für uns in die Intentionen der höheren Politik nicht eingeweihten ganz gewöhnlichen Menschen, die wir nur unser Fell dafür zu Markte tragen durften.

Die Situation war wohl ungefähr folgende:

Die am 5. April 1848 in Rendsburg unter dem Kommando des Obersten v. Bonin eingerückten Preußen, zu denen auch die Garde-Regimenter „Kaiser Franz" und „Kaiser Alexander" gehörten, hatten vorläufig nur die Eider-Linie zum Schutze des deutschen Bundeslandes Holstein besetzt. Schleswig lag außerhalb ihrer ursprünglichen Bestimmung. Wirkliche Beteiligung an dem schon entbrannten Kampfe mit Dänemark war nur in Aussicht genommen, falls die Dänen zu Feindseligkeiten gegen die preußischen Truppen übergehen würden. Ein derartiges Vorgehen der Dänen wurde höheren Ortes allerdings gewünscht, um den wegen ihres Vorgehens während der Märztage in Berlin viel geschmähten Garde-Regimentern eine Genugthuung zu verschaffen, welche in einem Militärstaate, wie Preußen nun einmal war und ist, ihnen bald die allseitige Sympathie zurückgewinnen würde.

Dem Obersten v. Bonin war dieser Wunsch natürlich bekannt, und als Kommandeur dieser Garde-Regimenter mochte er sich wohl versucht fühlen, der Realisierung dieses Wunsches, welche die eifrig betriebenen diplomatischen Verhandlungen zu verhindern drohten, noch rechtzeitig eine Bahn zu öffnen. Die Instruktion lautete, daß der erste feindselige Akt von den Dänen ausgehen müsse, und so brauchte Bonin Leute, um von den Dänen auf sie schießen zu lassen. Seine Preußen zu diesem Zwecke über die Vorpostenlinie hinaus vorzuschicken, war mit der empfangenen Ordre wohl nicht recht vereinbar, aber man wußte sich zu helfen. Es traf sich glücklich, daß in den ersten Tagen nach dem Einmarsch der Garde-Regimenter preußische Kavallerie noch nicht zur Stelle war. Man entdeckte nun plötzlich, daß Kavallerie durchaus unentbehrlich sei, und so wurden wir, die freiwillige Kavallerie, die wir die Uniform der Schleswig-Holsteiner, welche den Dänen schon als Feinde gegenüberstanden, nicht trugen — freilich auch nicht die preußische, mit Ausnahme des in der Uniform des Garde-Husaren-Regiments uns führenden Rittmeisters —, dem preußischen Armeekorps zugeteilt und galten vorläufig offiziell für preußische Kavallerie. Was uns geschah, geschah mithin den Preußen. Wir hatten also die Rolle des „unschuldigen Karnickels, das immer anfängt," — weiter hatte diese Kommandierung keinen Zweck, und wir hatten für die Preußen natürlich auch weiter keinen Wert.

Als wir später — ob mit oder ohne nachträgliche höhere Bewilligung, lasse ich dahingestellt — den Kanonenfutter-Ritt, der sonst noch hochinteressante Folgen hatte, gegen die dänischen Vorposten ausführten, waren bereits die Wrangelschen Kürassiere eingerückt, aber trotzdem mußte Karnickel seine Rolle spielen.

„So weer dunntomalen" — wie mir einst bei einer ähnlichen Gelegenheit ein alter Bauer sagte — „bi uns alln's mit 'n Bewandnis verknütt."

Durch diesen Ritt hat denn auch die freiwillige Kavallerie ihren Anteil an der Geschichte unseres Landes; sie brachte die Kugel ins Rollen, wenn auch nur eine aus dem Lauf, und ermöglichte so die Schlacht bei Schleswig.

Den Preußen zugeteilt, wie wir übrigens erst nachträglich erfuhren, rückten wir auch nicht unseren schon vor dem Feinde stehenden schleswig-holsteinischen Truppen nach, sondern blieben in dem Bereiche der preußischen Vorpostenlinie.

Unser Standquartier war Sorgbrück,[1]) von wo aus zwei Züge unserer Schwadron, die allabendlich wieder abgelöst wurden von den beiden anderen Zügen, Feldwache in Steinsieken[2]) bezogen.

Es war am 20. April 7 Uhr morgens, als der Rittmeister v. Bismarck mit dem Reste unseres Korps auch auf der Feldwache in Steinsieken eintraf, wo wir den Nachtdienst gehabt. Da die Ablösung sonst erst nachmittags 4 Uhr einzutreffen pflegte, so ließ dies schließen, daß Außergewöhnliches geplant oder erwartet wurde. Unser Zug, noch verstärkt durch zehn der besten Leute der übrigen Truppe, mußte denn auch sofort aufsitzen, und unter Führung des Premier-Leutnants v. Gröning ritten wir auf dem Wege nach Groß- und Klein-Brekendorf[3]) vor, während der Rittmeister mit dem Reste unseres Korps auf der Feldwache zurückblieb.

Sobald wir außerhalb unserer Vedettenlinie waren, ließ Gröning halten. Hier teilte er uns mit, daß unser Korps einstweilen dem preußischen Armeekorps zugeteilt sei, weil dasselbe noch keine eigene (?) Kavallerie zur Stelle habe, und der heutige Befehl laute, so weit gegen die feindlichen Vorposten vorzureiten, bis auf uns geschossen würde, um dem inzwischen zum Generalmajor avancierten Obersten v. Bonin den Anlaß zu verschaffen, angriffsweise gegen die Dänen vorzugehen. Er sei überzeugt, daß dieser ehrenvolle Auftrag uns mit Stolz erfüllen und wir ihm mit Freuden auf diesem Ritte folgen würden. Gröning, der übrigens im Korps sehr beliebt war, zeigte durch diese Ansprache, daß er dem Freischarenwesen Rechnung zu tragen suchte. Bei regulärem Militär sind derlei Auseinandersetzungen erteilter Befehle denn doch nicht üblich. Es war für uns ja recht interessant, aber im Grunde ging es uns ja garnichts an, zu welchem Zwecke wir vorgeschickt wurden, und in den oberen Regionen war diese unsere Kenntnisnahme des gesuchten Vorwandes gewiß wenig erwünscht. Da wir der Mehrzahl nach zu der gebildeten Klasse gehörten, wollte Gröning sich wohl durch Mitteilung dieses ehrenvollen Auftrages eines schneidigen Vorgehens unsererseits versichern, und im übrigen schrieben wir ja „1848"!

Als wir uns darauf wieder in Marsch setzten, führte Theodor Preußer, der, bevor er zur Artillerie übertrat, gleich mir als Unteroffizier in unserm Korps diente, die Spitze. Hatte er bei allerdings unbedeutenden Vorfällen, wie sie bei unserem Korps bis dahin ja nur vorgekommen, durch sein besonnenes, festes Benehmen, wie durch seine Führung in und außer Dienst sich das Vertrauen von Offizieren und Mannschaften auch erworben, so ahnte wohl keiner von uns, daß er einer solchen Heldenthat fähig sein würde, wie die am 5. April 1849 bei Eckernförde von ihm vollbrachte, welche den Namen Theodor Preußer unauslöschlich in das Herz jedes Schleswig-Holsteiners einzeichnete und ihn mit gleicher Berechtigung wie die Glanzthat jenes Tages für ewige Zeiten mit der Geschichte unseres Krieges und des Landes verband.

Der Charakter des Kanonenfutter-Rittes trat sofort ziemlich deutlich zu Tage. Ungeachtet wir doch am Tage vorher dänische Kavallerie-Vedetten auf der Linie Ramsdorf-Ahlefeld-Groß-Wittensee[4]) beobachtet hatten, marschirten wir nur mit Spitze ohne alle Vorsichtsmaßregeln, als Flankeure und dergleichen direkt auf Brekendorf.[5]) Kaum hatte die Spitze Brekendorf passiert, als Preußer melden

---

[1]) Eine zu dem 1 Meile nordwestlich von Rendsburg gelegenen Dorfe Lohe gehörige Halbhufe und Wirtshaus an der Chaussee von Rendsburg nach Schleswig.

[2]) Dorf 1 Meile nördlich von Rendsburg.

[3]) Dorf 2 Meilen südwestlich von Eckernförde, Amt Hütten.

[4]) Ramsdorf, Dorf 2 M. südlich von Schleswig. — Ahlefeld, Dorf 1¾ M. südöstlich von Schleswig. — Groß-Wittensee, Dorf 1¼ M. südlich von Eckernförde.

[5]) Brekendorf, Dorf 2 M. südwestlich von Eckernförde.

ließ, daß er auf den vorliegenden Höhen eine dänische Kavallerie-Vedettenlinie wahrgenommen.

Da die Bauern, die hier ganz zuverlässig waren, Groß- und Klein-Brekendorf von den Dänen unbesetzt erklärten, passierten auch wir den Ort im Trabe, worauf die Spitze sich nun rechts gegen Ascheffel[1]) wandte; wir folgten in einiger Entfernung. Auf dem Kohlschalenberge, welcher links von unserem Wege lag, sahen wir neben dem trigonometrischen Zeichen eine Doppel-Vedette halten. Husaren waren es nicht, auch nicht die bekannten roten Dragoner. Mehr aber noch, als die uns bis dahin fremden Reiter, mußte uns das Verhalten dieser Vedetten auffallen.

Von ihrem hohen Standpunkt aus mußten sie den Weg, auf dem wir vorrückten, genau übersehen können, und es schien eine Unmöglichkeit zu sein, daß unser immerhin recht bedeutender Trupp nicht bemerkt sein sollte. Wir beobachteten sie mit gespanntester Anfmerksamkeit, jeden Augenblick erwartend, daß einer der Reiter davonsprengen werde, um Meldung über unseren Anmarsch zu machen; aber nichts dergleichen geschah, und sie verharrten in unveränderter Stellung.

Die Sache fing an, ungemütlich zu werden. Es gewann den Anschein, als ob wir schon unrettbar in der Falle säßen, und die Leute auf dem Berge sich so ruhig verhielten, um sich das Schauspiel nicht entgehen zu lassen, wie wir, eingekeilt zwischen den Weg begrenzenden Wällen und Hecken, von vorn und hinten zugleich angegriffen, aufgehoben oder gar niedergemacht würden. Auch Gröning stutzte und schien wenig Sinn dafür zu haben, dieses Schauspiel nach dänischem Programm verlaufen zu lassen. Rückwärts konnten wir nicht, da unser Auftrag noch nicht erfüllt war und es, wenn auch sehr wahrscheinlich, doch noch nicht fest stand, daß wir auf dem Rückwege mit dem Feinde zusammenstoßen würden. So galt es denn, rasch vorwärts zu stürmen, um uns in Ascheffel die nötigen Schüsse zu holen, zugleich aber, wenn noch möglich, den Rückzugsweg auf Ahlefeld zu gewinnen.

Preußer erhielt nun den Befehl, in rascher Gangart auf Ascheffel vorzugehen und durch Abhörung der Bauern festzustellen, ob, wie wahrscheinlich, Ascheffel von den Dänen besetzt und die Rückzugslinie auf Ahlefeld gegebenen Falles noch frei sei. Wir folgten in vorschriftsmäßigem Abstande natürlich in gleicher Gangart nach.

Als wir nun neben dem Kohlschalenberge in Büchsenschußweite hintrabten, wandte endlich ein Reiter der Vedette sein Pferd rückwärts und entfernte sich in einem gemütlichen Hundetrabe, um Meldung zu machen, aber der andere blieb unbeweglich auf seinem Posten halten, statt, wie die dänische Instruktion doch vorschrieb, auf dem Fleck im Trabe Volte zu reiten, um die Gangart, in welcher wir uns näherten, der rückwärts liegenden Feldwache zu signalisieren. Die Sache bekam einen immer wunderlicheren Anstrich.

Bald darauf erhielten wir von der Spitze die Meldung, „daß Ascheffel zwar von einer Schwadron Garde zu Pferde — das waren also die uns fremden Reiter — nach Angabe der Bauern besetzt, der Weg nach Ahlefeld aber noch frei sei.“ In scharfem Trabe ging es nun vorwärts, um den Weg nach Ahlefeld zu besetzen und uns die offene Rückzugslinie zu sichern, während Preußer mit der Spitze vorsichtig auf der Dorfstraße von Ascheffel vorrückte, um aufzuklären, inwieweit die Aussagen der Bauern mit dem Sachverhalt übereinstimmten.

Mittlerweile machten die am Eingange des Dorfes wohnenden Bauern sich auch an uns heran: „De doht Se nix! Dat sünd ja all Lann'skinner!“ sagten sie. „Se wöllt nich, hebbt se uns seggt!“ — und derlei Redensarten mehr.

---

[1]) Ascheffel, Dorf 1½ M. südwestlich von Eckernförde.

Von der Spitze schickte nun Preußer die Meldung, „daß im Dorfe ein Reitertrupp in Stärke einer Schwadron aufmarschiert halte. An einer Biegung des Weges könne er sie genau beobachten. Sie hielten sich gegenüber und guckten einander an. Es seien dänische Kommandoworte gefallen, aber bis dahin sei man nicht gegen ihn vorgegangen. Ob er schießen dürfe, um die Sache in Fluß zu bringen?"

Das wäre ja nun wieder gegen die Instruktion gewesen, da nach preußischem Programm die Feindseligkeiten von den Dänen ausgehen sollten, und wir ja nur vorgeschickt waren, um sie zu einem solchen leichtsinnigen Streich zu verführen. Die Mitteilungen der Bauern zusammengehalten mit dem allerdings recht auffallenden Benehmen der Garde ließen einesteils von dieser Seite kaum noch die erwünschten Schüsse erwarten, anderenteils war die Möglichkeit einer perfiden Falle doch noch immer nicht ausgeschlossen, und Gröning entschied sich für den langsamen Rückzug, „denn," sagte er, „Kinder, dahin lautet mein Auftrag doch nicht, euch leichtfertig in den Tod zu jagen."

Wir rückten daher in langsamem Schritt auf der Straße nach Ahlefeld ab, während Preußer Ordre erhielt, uns mit der bisherigen Spitze nunmehr als Nachhut zu folgen. Hatte man uns eine Falle gestellt, so — kalkulierte Gröning wohl ganz richtig — würde die sofortige Verfolgung nicht auf sich warten lassen, andernfalls stand es uns ja noch immer frei, auf einem anderen Wege in der Richtung auf Eckernförde wieder vorzugehen, um einen mehr schießlustigen national-dänischen Truppenteil aufzusuchen.

Wenn wir auch langsam dahintrödelten, immer rückwärts schauend — lange dauerte es, bis sich die erwartete Verfolgung blicken ließ. Eine Beobachtungspatrouille in der Stärke eines Zuges folgte endlich uns langsam in respektvoller Entfernung. Wir hielten sofort an, um sie auf Schußweite an uns herankommen zu lassen, sie machte gleichfalls Halt. Wir setzten uns wieder in Bewegung, sie folgte uns wieder langsam. Nachdem dieses Spiel eine Weile so fortgegangen, drückte plötzlich ein Mann — wie die Bauern uns später erzählten, ein Wachtmeister deutscher Nationalität — seinem Pferde die Sporen ein, jagte näher heran und schickte uns eine Kugel nach, die aber, ohne zu treffen, an uns vorüberpfiff. Als Preußer sofort mit seiner Nachhut „Kehrt" gegen ihn machte, schien der Mann es doch geraten zu finden, sich eilig auf seinen Truppenteil zurückzuziehen; wir aber begrüßten mit einem lauten „Hurrah!" diesen Schuß, der uns die Lösung unserer Aufgabe brachte.

Auch Gröning schien der Ansicht zu sein, daß jetzt der gestellten Aufgabe genügt sei, und wir geleistet, was man von uns erwarten konnte. Er mochte fürchten, daß dieser Schuß andere mehr verfolgungslustige Truppenteile alarmieren könnte, deren Angriff er uns nunmehr nicht unnötig aussetzen wollte.

„Schwadron — Trab!" erscholl das Kommando, und bald hatten wir den dänischen Gardereiterzug, der auch wohl bald Kehrt gemacht haben wird, um nicht von uns in eine Falle gelockt zu werden, aus den Augen verloren. Unser plötzliches Ausreißen mochte nach unserem bisherigen dreisten Vorgehen verdächtig genug erscheinen.

Auf unserem Heimritte nach Steinsieken bildete natürlich das soeben Erlebte lebhaften Gesprächsstoff, keiner von uns aber ließ sich träumen, welche interessanten Folgen sich noch an unseren abenteuerlichen Ritt knüpfen sollten.

Nach unserer Rückkehr wurde sofort Meldung über den dänischerseits auf uns Pseudo-Preußen abgegebenen Schuß an das Oberkommando abgesandt. Wir bezogen unter Premier-Leutnant v. Grönings Befehl wieder die Feldwache; Rittmeister v. Bismarck aber, der sich wohl persönlich über diesen auffallenden Hergang zu orientieren wünschte, ging mit der übrigen Mannschaft auf demselben Wege,

auf welchem wir zurückgekommen, wieder gegen Ascheffel vor, fand das Nest aber bereits leer.

Die Bauern erzählten, daß die Garde zu Pferde, zum größten Teile aus den großen Söhnen unserer Marschen rekrutiert, nicht gegen ihre Landsleute hätte fechten wollen, ja, sie hätte sogar gewünscht, von uns gefangen genommen zu werden. Bald nach unserem Abmarsch wäre eine Schwadron Husaren gekommen und habe die Garde abgelöst, welche dann sofort nach Schleswig abgeritten sei. Aber auch die Husaren hätten sich bereits nach einer Stunde weiter nördlich gegen Schleswig zurückgezogen, nachdem ihnen Meldung über Bewegungen deutscher Truppen in ihrer linken Flanke geworden.

Diese letzte Erzählung der Bauern war wohl richtig, denn die von der Tannschen Freischaren hatten mit dem von unserem 5. Infanteriebataillon besetzten Gettorf [1]) im Rücken Vorposten auf der Linie Harzhof-Hoffnungsthal-Marienthal-Altenhof [2]) ausgestellt. Die Wahrheit der Mitteilungen über das Benehmen der Garde zu Pferde mußte ja einstweilen dahingestellt bleiben, aber schon am folgenden Nachmittage sollten sie für uns ein geradezu sensationelles Interesse gewinnen.

Im übrigen hatte der Mohr seine Schuldigkeit gethan, — er konnte gehen. Der Rittmeister war kaum nach Steinsieken zurückgekehrt, als der Befehl eintraf, „daß unser Korps, nachdem die königlich preußische Kavallerie nunmehr in die Linie eingerückt, wieder dem schleswig-holsteinischen Oberkommando unterstellt sei." Der Schuß des dänischen Garde-Wachtmeisters, der schon nach wenigen Tagen so vielen seiner Landsleute das Leben kosten sollte, war also wohl für genügend befunden worden, daraufhin die Feindseligkeiten zu eröffnen. Wir marschierten auch nicht wieder zurück nach Sorgbrück, sondern verblieben die Nacht in der Stellung bei Steinsieken.

Jedenfalls war es geglückt, daß man uns für preußische Kavallerie gehalten. Ein dänischer Bericht spricht von einer „starken preußischen Kavallerie-Patrouille" — in Wahrheit war unser Trupp kaum 40 Pferde stark —, welche die ganze Armee alarmiert habe; alles sei in die Positionen gerückt in Erwartung eines Angriffes, der aber nicht erfolgt sei." Zum Schlusse heißt es dann: „Wir bekamen Ordre zurückzugehen, doch hatten wir jetzt erfahren, daß die Preußen trotz den Schleswig-Holsteinern prahlen konnten."

(Schluß folgt.)

Preußers erstes Debüt als Artillerist auf Fehmarn.

Von Klaus Groth.

Im Sommer 1848 begegnete mir auf Fehmarn ein hübscher junger Mann mit hellblondem Haar und Schnauzbart auf einem Spaziergange, der sich mir vorstellen und nennen ließ, er hieß Preußer. Er war Landmann, hieß es, er war mitgekommen mit anderen deutschen Freiwilligen, die Insel gegen mögliche Angriffe der Dänen zu verteidigen. Der Mann gefiel mir, er war gewandt, zierlich, angenehm in Manieren. Er lag nicht weit von mir bei einem Freunde in Quartier, und ich sah ihn daher öfter. Man hatte ihm eine Kanone anvertraut, deren wir zwei auf Fehmarn besaßen, die zweite führte ein Landmann von der Insel. Man hielt ihn für einen geborenen Soldaten, da sein Vater, wie es hieß,

[1]) Gettorf, Kirchdorf 1¾ M. südöstlich von Eckernförde an der Chaussee nach Kiel.

[2]) Sämtlich adelige Güter im Dänischwohlder Güterdistrikt. „Dänischwohld," Landstrich zwischen dem Eider-Kanal und dem Eckernförder Meerbusen, im Westen von der Hüttener Harde begrenzt.

ein alter Soldat, Major von Rang, sei. Mit Preußer gekommen war, als Bedienung für seine Kanone, ein kleiner Buchbinderlehrling aus Oldenburg, der noch knabenhaft aussah, und den wir nach dem Vorgange der Kinder meines Freundes „de lüttje Onkel" nannten. Er wuchs in kurzem komisch empor bei guter Nahrung und vieler Ruh, wobei Kopf und Gesicht Knabenausdruck behielten und er mich immer gemahnte, als wüchsen nur die Beine oder er stiege allmählich auf höhere Stelzen. Außer dem kleinen Onkel war ein stattlicher Mann mitgekommen, dem man es in einer Art Artilleristenrock nicht ansah, daß er irgendwo Nachtwächter sein sollte. Diese beiden Artilleristen standen unter dem Feuerwerker Preußer.

Wir andern trugen damals Flinten, die aus der Rüstkammer Rendsburgs uns zugesandt worden waren, gewichtige alte Musketen, die beim Feuern dermaßen stießen, daß ich mich einst nach einer Schießübung beim Baden an der ganzen rechten Seite herunter grün, blau und braun fand, wie einen Färberlehrling.

Oft des Nachts blies unser alter Nachtwächter in Landkirchen seinen Sturmlaut als Doppelton tutut! auf seinem Horn, und der melancholisch aufregende Ruf erscholl hinterher: „de Feend will landen achter Böjendorp!" Dann stürmten wir alle hinaus mit unsern Flinten, wurden auf Wagen geladen oder auf Pferde gesetzt und jagten dem bedrohten Punkt auf der dunklen Insel zu. Meistens natürlich war es blinder Lärm, und frierend kamen wir wieder zu Hause und in unsere Betten.

Es war halb lächerlich, halb ernsthaft, lächerlich meistens, oft bis zu hohem Grade. Dennoch mußte man sich verwundern, wie eine Anzahl ernsthafter Leute immer wieder auszog, wo es nicht ohne Gefahr gewesen, wenns je zum Ernst gekommen und nie etwas genützt. Frauen und Kinder natürlich blieben in Angst und Sorge zurück und füllten mitunter mit Geschrei den dunkel ausgestorbenen Ort.

Ich wohnte am Ende desselben. Mehrmals stand der alte Kämmerer Wilder bei mir in der Dunkelheit und rief mit schwächlicher Stimme einen Trupp Reiter an, die im vollen Galopp vorübersprengen wollten in ganz verkehrter Richtung. „Wo willt Ji hin, Kinners?" Und die Fehmarner hörten und verstanden ihn doch, in allem Lärm, ihren Herrn Kämmerer, obgleich er kaum pfiff wie eine Kirre (Seeschwalbe). „Na den Gold, Herr Kämmerer!" und sie stoppten. „Dar is't ja nich," sagte der Alte alsdann ärgerlich, „achter Böjendorp!" Aber nun kam schon die Klage von den Besonneneren, indem die Wilden die Pferde herumwarfen und in neuer Richtung davon klabasterten: „Wi hebbt ja keen Pulver un Bli, Herr Kämmerer!" Worauf er pfeifend antwortete: „Ri't man to!" und hinzusetzte: „Is ja gut, denn scheet ji ju nich sülben!"

So ging's her. — Eines vormittags im hellen Sommersonnenschein erscholl auch der Ruf: „De Feend, de Feend!" und Nachtwächter Klüter im roten Haar eilte sichtbar mit seinem Horn durch den Ort, blasend mit beiden Lungen. Die Sturmglocke erscholl, die Wagen wurden angespannt, und wir lagen und saßen mit unseren Musketen sehr unbequem, als wir sehr bald die Stadt Burg durchfuhren, über die hin zu uns Kanonenschläge sehr laut und immer lauter herschollen. Diesmal schien es Ernst zu werden. Vor der sog. Tiefe lag ein Dampfer, den wir hell erblickten, als wir jenseits Burg auf's freie Feld hinauskamen, das schon ganz mit freiwilligen Kriegern und Zuschauern schwarz bedeckt war. Man sah die Kanonenluken sich öffnen, Blitz und Rauch erschien, der Donner drang hallend nach und pfeifend und dampfend flog ein Geschoß abseits von uns im Bogen durch die Luft.

Das Ziel war eine Gruppe von Menschen, die auf der Höhe geschäftig zusammenstand, und im nächsten Augenblick fuhr ein schwarzer Qualm aus dem

Haufen heraus, als Antwort gegen die dänische Bombe. Preußer mit seiner Kanone, seinem kleinen Onkel und großen Nachtwächter machte hier sein militärisches Debüt. In der Nähe hielt ruhig mit seinen beiden Schimmeln vor dem Wagen ein erfahrener Krieger, der den Pulverdampf von Leipzig und Waterloo mitgerochen hatte, und sich wenig daraus zu machen schien, daß seine weißen Pferde dem Feinde einen guten Augenpunkt abgaben: es war der Physikus Dr. Kaestner von Burg auf Fehmarn.

Ich blieb bei meinem Trupp im Hauptwege halten und sah, wie alle übrigen, dem Vorgange wie einem Schauspiele zu. Dann und wann schlug ein Geschoß auf einer Koppel zwischen Kühe hinein, die hinter demselben neugierig hinterherliefen oder mit den Hörnern darnach stießen.

Das feindliche Schiff zog bald wieder ab, und wir als Sieger zu Haus. Unsere beiden Kanonen fuhren mit den geschwärzten Kriegern darauf im Jubel durch Burg und über Landkirchen. Es hieß natürlich, „daß wir dem Dänen Einen in die Maschine gesandt," wenigstens in eine Kanonenluke. Doch das mag dahin gestellt bleiben. Gewiß ist, daß Preußer sich umsichtig und tapfer benommen hatte. Als die ersten Bombenstücke der dänischen Geschosse ihnen über die Köpfe weggepfiffen, hatte er seine Leute, hieß es, verloren, wenigstens lag lüttje Onkel im Graben. „Wo büst Du?" ruft Preußer. „Och," sagt der Kleine, „seh mal to, ob ik wat kregen heff!" „Dumm Tüg," sagt Preußer, „denn fragt man nich mehr. Kumm man her un börrst ut!" Und los ging es wieder, bis der Kleine sich eingewöhnt hatte und endlich die Dänen abzogen.

Ich selbst sah Preußer noch am folgenden Tage mit einer ungeplatzten kegelförmigen Bombe auf der Schulter, die er auf dem Kampfplatze noch gesucht und gefunden hatte. Er zeigte sie mir mit Siegesbewußtsein, aber freundlich und bescheiden, wie er immer erschien.

Wir verkehrten noch häufig miteinander, indem ich ihm mathematische Bücher lieh und empfahl; er hatte die Absicht, sich zum Geometer auszubilden. Nachdem er aus meinem Gesichtskreise entschwunden, hörte ich seinen Namen zum ersten Mal wieder mit dem Siegesgeschrei von Eckernförde herüber, aber auch daß er nichts mehr brauche — als ein Monument.



Die schleswig-holsteinischen Landesfarben.

Von **Willers Jessen** in Eckernförde.

In der bewegten Zeit, die zwischen Lornsens mutigem Vorgehen und dem Zusammentritt der provisorischen Regierung liegt, der Zeit, in welcher das Nationalgefühl der Schleswig-Holsteiner durch die fortschreitenden Danisierungsmaßregeln immer mehr geweckt wurde, entstanden die schleswig-holsteinischen Landesfarben. Vor der Zeit gab es diese Farben nicht; das in den Elbherzogtümern stehende Militär hatte als Fahne das Wappen Schleswig-Holsteins auf rotem Grunde. Man bezeichnete diese Fahne als die Landesfahne. Sie ward allgemein bei Festlichkeiten benutzt; selbst noch 1844 auf dem Schleswiger Sängerfeste wehte von der Sängerhalle „die schleswig-holsteinische Fahne, im roten Felde das weiße holsteinische Nesselblatt, darin die blauen Löwen Schleswigs." [1]) Als man 1842 eine Heeresreform vornahm, wurden den Truppen in Schleswig-Holstein die alten Fahnen genommen und der Danebrog ihnen als Panier gegeben.

Das schleswig-holsteinische Volk, immer mehr bedrückt durch dänische Maßregeln, fühlte ein Unbehagen darüber und empfand das Bedürfnis, seine deutsch-

[1]) „Itzehoer Nachrichten." 9. August 1844.

patriotischen Gefühle zum Ausdruck bringen zu können. Die Sängerfeste, welche damals in Aufnahme kamen, auch landwirtschaftliche Feste und Wahlversammlungen boten dazu eine willkommene Gelegenheit; in ihnen spiegelt sich der Geist der damaligen Zeit am klarsten wieder. In Liedern und Worten, doch auch in den Fahnen, die Häuser und Festräume schmückten, offenbarte man seine Gesinnung.

Hatte man noch 1842 auf dem Glückstädter Sängerfeste „nicht eine allgemein deutsche, sondern die dänische als holsteinische Landesfahne" entfaltet, so versuchte man doch schon bald darnach, eine allgemeine schleswig-holsteinische Landesfahne einzuführen. Die Farben ergaben sich aus dem Wappen, und da man — wie üblich — den Grund zuerst nahm und dann das Wappenbild folgen ließ, entstand die Fahne: gelb-blau-rot-weiß. Diese Fahne erblickte man z. B. auf dem landwirtschaftlichen Vereinsfeste zu Rendsburg 1843; auch später hat man sie häufig benutzt, und noch heute ist sie die Fahne des herzoglichen Hauses Schleswig-Holstein, Linie Sonderburg-Augustenburg, der ja auch die deutsche Kaiserin angehört.

Als im Juli 1844 das bekannte Sängerfest in Schleswig stattfand, auf dem das Lied „Schleswig-Holstein" zum Volkslied wurde, hatten die Schleswiger Sänger von einigen Damen der Stadt eine Fahne geschenkt bekommen, welche die Farben blau-weiß-rot zeigte. Zwar hatte man den Damen vorgeschlagen, blau-rot-weiß zu nehmen; doch folgten dieselben ihrem eigenen Geschmack. Von den Häusern Schleswigs wehten an dem Tage ebenfalls dreifarbige Fahnen; auch trugen die Sänger an dem Tage Abzeichen, die aus einem zu einer kreisförmigen Scheibe zusammengefalteten blau-weiß-roten Bande bestanden; die Mitte zierte eine Leier. Der Ruf des Schleswiger Sängerfestes ertönte übers ganze Land, allüberall hörte man das neu entstandene Nationallied, allüberall zeigte man die blau-weiß-roten Farben. Man hat allerdings — und darauf ist bisher nicht geachtet — schon vor dem Sängerfeste auch in anderen Teilen des Landes es empfunden, daß eine Fahne mit drei Farben ansprechender ist als eine vierfarbige. Es kamen z. B. von dem Gute Noer im Dänischen Wohld zwei Wagen, deren Kutscher und Pferde mit dreifarbigen Bandschleifen und Flatterbändern geschmückt waren, und hielten ihren Einzug in Schleswig. — Die Schleswiger Fahne existiert nicht mehr; nur den Fahnenstock bewahrt man noch auf und hat ihn kürzlich für den Fackelzug zu Ehren des Oberpräsidenten wieder mit einem Fahnentuch versehen. Durch ihre Pracht wird sich diese Fahne nicht ausgezeichnet haben; denn ein Augenzeuge schreibt: „So viele schöne Fahnen und Banner aber auch da waren, so wurde doch einstimmig der Preis der Schönheit der Flensburger Liedertafel zuerkannt," und ein Schleswiger erzählt: „In diesem Salon (Lorenzen) waren höchst geschmackvoll alle Fahnen und Banner der vaterländischen Liedertafeln aufgehängt, deren elegante und sinnige Ausschmückung die Wahl, der einen oder der anderen den Vorzug zu geben, in der That schwer machte; wir müssen jedoch bemerken, daß die Fahne unserer Liedertafel bescheiden hinter jeder anderen zurückstand."

Auf ihre Bitte erhielten die Schleswiger Sänger schon im folgenden Jahre eine Fahne geschenkt von dem Herzog Christian von Augustenburg. Seine Töchter, die Prinzessinnen Amalie und Henriette, stickten dieses prachtvolle Geschenk, welches auf dem Sängerfeste zu Würzburg zum ersten Mal entfaltet wurde. Später ist von den Dänen oft nach der Fahne geforscht; doch sie war sicher geborgen, kam erst 1864 wieder zum Vorschein und wird noch heute von dem „alten Gesangverein" in Schleswig geführt. Das herzogliche Geschenk ist ein dreifarbiges [1]) Banner mit blau-weiß-roten Farben, die Mitte zeigt die schleswigschen Löwen,

[1]) Sach (Geschichte der Stadt Schleswig) hält die Fahne für eine vierfarbige.

umgeben von dem Nesselblatt, die vier Ecken ziert die Leier; oben und unten ist das Banner mit goldenen Borten und Fransen umgeben.

Ein anderes großes Sängerfest fand 1845 in Eckernförde statt; da zeigte es sich schon, wie allgemein man die blau-weiß-roten Farben als Landesfarben anerkannte. Man holte Bellmann aus Schleswig in einem Wagen, der mit blau-weiß-roten Bändern geziert war; man flaggte neben schwarz-rot-gold mit blau-weiß-rot; die Ehrenpforten zeigten diese Farbe, auch schmückten die Sänger ihre Brust mit blau-weiß-roten Kokarden.

Acht Wochen später kam aus Kopenhagen ein Kanzleipatent folgenden Inhalts:

Se. Majestät der König haben mittelst Allerhöchsten Reskripts vom 28. d. M. der Kanzelei Folgendes zu eröffnen geruht: Es ist zu unserer Kunde gekommen, daß die sogenannten Liedertafeln und Singvereine in den Herzogthümern Schleswig und Holstein eine dreifarbige Fahne benutzen und daß bei öffentlichen Gelegenheiten, sey es bei Aufzügen oder zur Ausschmückung des Festlocals ähnliche Fahnen mit oder ohne die vereinigten Wappenschilde der Herzogtümer Schleswig-Holstein angewandt werden. Indem solche Fahnen und Embleme als Kennzeichen einer politischen Partei anzusehen sind und zu Unordnungen Anlaß geben können, verbieten wir den Gebrauch dergleichen Fahnen.

Sr. Majestät Willen und Befehl zufolge wird Vorstehendes zu Jedermanns Nachricht und gebührender Nachachtung hiedurch bekannt gemacht.

Königl. Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kanzelei zu Kopenhagen, den 31. Juli 1845.

Man mußte sich der Gewalt fügen und suchte die blau-weiß-roten Fahnen zu verbergen; den dänischen Gendarmen und Polizeimeistern aber bot sich jetzt Gelegenheit, die Bewohner mit Haussuchungen und Strafen zu schikanieren. So ward ein Dienstknecht, der ein Schnupftuch mit blau-weiß-rotem Rande hatte, mit 5 Tagen bei Wasser und Brot bestraft. In Garding, wo der Wohnung des Stadtkommandanten gegenüber zwei weiße und ein rotes Haus lagen, erhielt, als das eine weiße Haus beim Tünchen einen bläulichen Schimmer bekam und also die verhaßten Landesfarben durch die drei Häuser dargestellt wurden, der Besitzer des blauen Hauses vom Bürgermeister den Befehl, sein Haus augenblicklich grün zu färben. — Was aber nützte das alles den Dänen? Nur um so lieber wurden den Schleswig-Holsteinern die Landesfarben, und als die dänischen Truppen endlich Stadt und Land verlassen mußten, da hatte man schon die Fahnen: „blau-weiß-rot“ parat, und mit Ingrimm sahen die abziehenden Dänen sie überall lustig im Winde flattern.

Man vergleiche:

Dr. Heiberg, Schleswig-Holsteins Wappen, Fahnen und Farben. Schleswig 1845.
Dr. H. Hansen, Deutsche Volks- und Sängerfeste in Schleswig-Holstein. Altona 1846.
Dr. Sach, Geschichte der Stadt Schleswig. Schleswig 1875.
—x—, Der Schleswiger Gesangverein. Schleswig 1879.
Dr. Steen, Geschichte der Fahne des Schleswiger Gesangvereins. In den „Schleswiger Nachrichten.“ 15. Oktober 1895.

Mitteilungen.

1. Die Weinbergschnecke (Helix pomatia L.) Wenn wir Kinder in den dreißiger Jahren mitziehen durften in die Heuernte auf den Wiesen in der Nähe des Schlosses Gottorf, dann machten die hier am Rande des „Tiergartens“ zahlreich vorhandenen großen Schneckenhäuser uns eine besondere Freude, und wir bemühten uns, von diesem seltenen Schatze soviel als möglich zu sammeln und mit nach Hause zu bringen. Später habe ich diese Schnecke in Angeln viele Jahre hindurch nicht wieder gefunden, so daß sie mir fast aus dem Gedächtnis entschwand. Dann traf ich sie wieder bei Segeberg, Flensburg, Glücksburg, Gravenstein usw., also besonders da, wo Klöster (auch Schlösser) gewesen, in welchen diese Tiere als Fastenspeise dienten, wie das ja noch in katholischen Ländern der

Fall ist. — Wahrscheinlich werden auch anderswo hierzulande in der Nähe früherer Klöster diese Schnecken sich recht zahlreich vorfinden. J. J. Callsen, Flensburg.

Bem. Auf dem adeligen Gute Windeby bei Eckernförde habe ich aus dem Munde alter Leute, die von katholischer Fastenspeise natürlich nichts wußten, oft erzählen hören, daß in alten Zeiten eine Gutsherrschaft diese Schnecken, die dort sehr zahlreich sind, eingeführt habe, um sie als Speise zu benutzen. Ld.

2. Grönlandfahrer. In Holstein wird meines Wissens nur Groland gesagt, in Flensburg hieß es, auch von Plattdeutschredenden, dagegen Grönland. Eine Erklärung für Groland weiß ich nicht. Als der Golfstrom noch nicht so weit nach dem Süden abgelenkt war wie jetzt, mag Grönland wirklich in seinem südlichen Teil ein grünes Land gewesen sein. Damals war Island ein Eisland, während es jetzt ein grünes Land zu werden beginnt. — In dem Aufsatz „Unsere Grönlandsfahrer" ist S. 45/46 zu berichtigen, daß der sog. Buttskopf ein Schwertfisch, kein Potwal ist. J. Schmarje, Altona.



Der Ehrenpokal für Jungmann.
Nach einer Photographie von F. Urbahns in Kiel.

3. Jungmanns Ehrenpokal. Die Stadt Eckernförde überreichte dem Major Jungmann zur Erinnerung an die rühmliche Waffenthat einen großen silbernen Ehrenbecher. Von einem Adler gekrönt, trägt er auf der einen Seite das Wappen der Stadt und zeigt auf der andern einen Kranz mit der Inschrift: „Dem Sieger vom 5. April 1849." Der Ehrenpokal befindet sich im Besitze der Familie Jungmanns.

4. Bohlwege. a. Im Anschluß an den in dem Aufsatz von L. Frahm-Poppenbüttel in Nr. 3 d. J. erwähnten Bohlweg mache ich auf die in den zwanziger oder dreißiger Jahren bei der Steller Burg in Norderdithmarschen entdeckte Steinstraße, die ebenfalls durch ein Weißes Moor (oder unter einem solchen) hinführte, aufmerksam. Chalybaeus erwähnt sie in seiner Dithmarscher Geschichte S. 17 nach der „Dithmarscher Zeitung" von 1832, Nr. 35. Die Steinstraße stellte nach Chalybaeus' Annahme die Verbindung der Burg mit dem nördlichen Teile des Landes her, wurde beim Ziehen von Gräben entdeckt und liegt jetzt 6 bis 7 Fuß unter der Oberfläche. Wenn mir recht ist, habe ich Herrn Prof. Dr. Wilms in Hamburg s. Z. darüber geschrieben. Merkwürdig ist jedenfalls das Zusammentreffen mit dem weißen Moor. Nördlich von der Burg, eben westlich von dem Dorfe Stelle, liegt oder lag nach der Geerzschen Karte auch ein Urnenfriedhof.

Weimar. Adolf Bartels.

b. In Nr. 3 der „Heimat" stehen in einer Bemerkung zu dem Artikel „Ein Denkmal aus der vorgeschichtlichen Zeit" die Worte: „. . . . und wir haben heute den Bohlweg, also den ersten in Nordelbingien, gefunden." Diese Worte veranlassen mich zu folgender Mitteilung: Vor etwa 15 Jahren fand der Landmann Joh. Rathjens in Osterrade hiesigen Kirchspiels in dem dortigen Moor einen Bohlweg ungefähr 1 m unter der Oberfläche. Dieser Bohlweg lag in der Richtung von Christianshütte nach Altenfähre an der Eider. Ich habe derzeit drei herausgehobene eichene Bohlen gesehen. Sie waren roh behauen, etwa 3—4 m lang, 30—40 cm breit und 15—20 cm dick. Der von Herrn Frahm gefundene Bohlweg ist also nicht der erste in Nordelbingien.

Albersdorf. Gust. Dethmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 5. Mai 1899.

An Klaus Groth

to'n 24. April 1899.

Uns Tid hett garkeen Tid, dat stakt un dravt
Man ümmerto — wer is upstunns nich gau?
Bi Nacht un Dag ward schachert, gravt un slavt.



„Geld ist die Losung." Jeder rögt de Mau
Un pliert un sinnt op Reichsmark un Dukaten —
De Mammon makt den Minschen bannig slau.

Seht wi nu, Meister Groth, Din Don un Laten,
Wat schüllt wi seggn? Büst wol en snakschen Mann,
Un keener kann Din Wies verstan un faten.

Lachst mal verleevt uns ole Moder an,
De plattdütsch Sprak, un strakelst ęr de Backen
Un fatst ęr üm un trockst ęr an Di ran

Un makst ęr basig smuck von Kopp to Hacken,
Un nu se darstunn, still, as weer se Brut,
Lä'st Du Din langen Arm ęr üm den Nacken.

Du fichelst mit ęr rüm, sä'st lies un lud
Ęr wat in't Ohr — Herr Gott, de ole Dam
Seeg op'n mal ganz jung un kręgel ut!

Se fat Di üm, un ahn sik vęl to scham,
Hüpp se un danz op slanke, flinke Been
O wunnerschön — un weer noch güstern lahm!

Un drollig weer't, Di sülben antosehn:
Du freust Di as en Kind, söchst an den Hęben,
In Feld un Wold na Perl un Edelsteen.

Un nich för Di — ęr wu'st Du allens gęben,
Un harrst Di sülben ganz un gar vergęten,
Se weer Din Een un All, Din Glück un Lęben.

So hest Du Jahr op Jahr bi ęr versęten,
Un wat se weent un lacht un dacht un dan,
Markst Du Di all un gevst dat uns to węten.

Do frog man sik: 'keen kann den Mann verstan?
Un hött he Schap un Gös, he harr dat lichter!
Dat's keen Partie för em, ik leet ęr gan!

De hochdütsch Swester mul un mak Gesichter,
Lütt Aschenbrödel awer lach vergnögt,
Du weerst ęr Fründ, ęr Märkenprinz un Dichter.

Wat in uns Volk sik deep in Harten rögt,
Wat noch keen Wort funn, allens, wat verborgen,
Wat uns den Mot steilt, wat den Nacken bögt,

Uns Drom un Leev un Glück, de bangen Sorgen,
Dat allens hest Du lud un liesen sungn —
So singt dat ut'n Wold an'n Fröhjahrsmorgen!

Uns Modersprak — keen hett dat Schicksal dwungn! —
Süht al in wide Feern er Abendrot;
Mal kommt en Tid, denn is er Lud verklungn.

Din Quickborn blivt, denn in sin klare Flot
Liggt uns ol Modersprak er Kranz un Kron —
Wenn't Abend ward, is düt wol, Meister Groth,

Mehr as Dukaten, is de höchste Lohn.

J. H. Fehrs.



Geschichtliche Entwicklung des Herzogtums Schleswig bis zu seiner Vereinigung mit Holstein.

Von H. E. Hoff in Kiel.

IV. Herzog Abel und sein Geschlecht.

Seit 1232 regierte Herzog Abel, der bedeutendste unter den Söhnen Waldemars des Siegers, in Schleswig. Er trat bereits 1237 in nähere Verbindung mit den Schauenburgern in Holstein, indem er sich mit Mechthilde, der Tochter Adolfs IV., vermählte. Ein späterer Chronist, der die Folgen dieser Verbindung übersah, schreibt: „Von diesen Tagen hörte niemals auf der innere Krieg zwischen den Königen und Herzogen." Als Adolf IV. 1239 ins Kloster ging, übernahm Herzog Abel die Vormundschaft für die jungen Grafen Johann und Gerhard. Abel mußte nun die Interessen der Schauenburger gegen seinen Bruder, König Erich, vertreten, der den Angriff auf Holstein wieder aufzunehmen suchte. Er verweigerte dem König also die Lehnsfolge gegen Holstein, ja, er erklärte sogar, daß er ihm überhaupt keine Dienste schuldig sei, da er das Herzogtum mit demselben Rechte vom Vater empfangen habe, wie Erich das Königreich. Unterstützung fand Abel bei den Holsteinern und Lübeckern; auch der Bischof Eskil von Schleswig stand auf seiner Seite, verweigerte Erich den Treueid, ließ sich vom Bremer Erzbischof weihen und suchte die alte Verbindung mit Deutschland wiederherzustellen. Ein wilder Krieg, der mit einer kurzen Unterbrechung bis zum Jahre 1248 oder 1249 dauerte, entbrannte nun zwischen den beiden Brüdern. Im Verlaufe desselben eroberte Abel Ripen und nahm zwei Töchter des Königs gefangen; schließlich aber fiel seine eigene Hauptstadt Schleswig durch einen kühnen Handstreich des königlichen Befehlshabers in Rendsburg in die Hände der Dänen. Zwar hatten die Lübecker siegreich gefochten und Kopenhagen erobert; Abel sah sich aber doch genötigt, mit dem König Frieden zu schließen und dessen Lehnshoheit anzuerkennen. Unmittelbar nach dem Friedensschluß übte Abel Regierungsrechte im Reiche aus, gab dem Kloster Esrom einen Schutzbrief, erteilte der Stadt Wae in Schonen und dem Kloster St. Johannis zu Schleswig Privilegien, in welchen er bereits den Königstitel führte, obgleich sein Bruder, König Erich, noch lebte. — Aus diesen Thatsachen zieht Dr. Godt den Schluß: „Es wurde ein Abkommen getroffen, auf Grund dessen Abel zum Nachfolger im Reiche und Mitregenten gewählt wurde." *) Wenn dies zutrifft, so werden allerdings die folgenden Ereignisse, insbesondere die Ansprüche von Abels Nachkommen auf die Krone, in ein

*) C. Godt, Untersuchungen über die Anfänge des Herzogtums Schleswig. Programm des Altonaer Gymnasiums 1891.

helleres Licht gerückt, und selbst der Brudermord auf der Schlei erscheint in anderer Beleuchtung.

Im Jahre 1250 lief bei König Erich die Nachricht ein, daß Graf Johann mit großer Kriegesmacht vor Rendsburg stehe und von dem königlichen Befehlshaber Emelthorp die Übergabe der Stadt fordere. Im August desselben Jahres zog Erich aus, um Rendsburg, diesen Rest dänischer Herrschaft über Holstein, zu verteidigen. Vielleicht war alles „ein künstliches Gewebe, dessen Fäden in Abels Hand zusammenliefen.“ Erich kehrte bei seinem Bruder in Schleswig ein und wurde anscheinend gut aufgenommen, am 7. August 1250. Nach der Mahlzeit leitete Abel das Gespräch auf den alten Zwist. „Erinnere dich,“ sprach er, „daß vor zwei Jahren, als du diese Stadt plündertest, du meine Tochter zwangest, barfuß und nackend sich unter armen Weibern zu verstecken.“ Der König sprach: „Lieber Bruder, gieb dich zufrieden; denn, will's Gott, reicht mein Vermögen noch so weit, deiner Tochter ein Paar Schuhe wiederzugeben.“ „Das sollst du mir nicht zum zweiten Male thun,“ versetzte Abel, ließ den König gefangennehmen, mit Ketten beladen und in einem Boote auf der Schlei fortbringen. In einem zweiten Fahrzeuge folgte der Ritter Lauge Gudmundson, ein erbitterter Feind des Königs, dem Abel die Weisung erteilte: „Mache mit ihm, was du willst.“ Gudmundson verstand den Herzog nur zu gut. Bald lag die blutige Leiche König Erichs am Grunde der Schlei, — und der Mörder streckte seine Hand nach der Königskrone aus.

Abel beschwor mit 24 Rittern als Eideshelfern, daß er den Tod des Königs nicht befohlen habe, worauf der dänische Reichsrat ihn trotz alles Vorgefallenen zum König erwählte. Entscheidend bei der Wahl war wohl der Gedanke, das Herzogtum wieder mit der Krone zu vereinigen; allein auch die Erwägung fiel schwer für ihn ins Gewicht, daß er der nächste vom Mannesstamme war und ungekrönt der Krone sehr gefährlich werden konnte. Abel hatte also das Ziel seiner Wünsche erreicht, und niemand im Reiche wagte es, ihm die mit Bruderblut befleckte Krone zu entreißen. Den Streit um Rendsburgs Besitz ließ er durch ein Schiedsgericht zum Austrag bringen, und dieses sprach die Stadt den Grafen von Holstein zu. Das Herzogtum Schleswig ließ er in einer gewissen Selbständigkeit bestehen, er behielt den Herzogstitel bei und unterschied, wie urkundlich nachgewiesen ist, ausdrücklich zwischen „unserm Herzogtum und dem Königreich.“

Kaum 2 Jahre hat Abel die dänische Krone getragen, da ereilte auch ihn sein Geschick. Die freiheitstrotzigen Friesen hatten seinem Bruder Erich die Zahlung einer allgemeinen Steuer, welche diesem den Beinamen „Plogpennig“ einbrachte, hartnäckig verweigert; Abel erneuerte jetzt die Forderung, die ihm eine günstige Handhabe bot, die Friesen in größere Abhängigkeit zu bringen. Mitten im Winter bei starkem Frostwetter brach er in das Gebiet der Friesen ein, allein alsbald eintretendes Tauwetter zwang den König zu einem verlustreichen Rückzuge. Im folgenden Sommer kehrte Abel auf dem Wasserwege längs der Eider wieder und landete in Eiderstedt, woselbst er bei Oldenswort sein Lager aufschlug. Da erhoben sich die Friesen einmütig zum Widerstande. Auf ihrer alten Thingstätte am Burmannswege im Kirchspiel Kotzenbüll scharten sie sich um das Bild ihres Schutzpatrons, des heiligen Christian, das sie auf einem Wagen mit sich führten, und gelobten: „Ehe sie König Abel wollten huldigen und schwören, ihm Schatz und Zins zu geben, wollten sie alle darum sterben, — oder auch König Abel sollte sterben.“ Dem ungestümen Angriff vermochte Abel nicht zu widerstehen. Unter fortwährenden Gefechten zog er sich zurück und suchte über den Milderdamm das Festland zu gewinnen; allein hier wurde ihm der Rückzug verlegt, das Heer erlag, und der König selbst wurde von dem Rademacher Wessel Hummer aus Pel-

worm mit der Streitaxt erschlagen am 29. Juni 1252. Das Volk erkannte in seinem jähen Tode die gerechte Strafe des Himmels, ließ ihn auch im Grabe keine Ruhe finden, sondern machte ihn zum „wilden Jäger," der mit seinen feurigen Hunden ruhelos durch die Lüfte jagen müsse. Lauge Gudmundson wurde bald darauf zu Kiel beim Spiel von einem holsteinischen Junker erschlagen. So fand die Tragödie von Schleswig ihren Abschluß in dem frühen Tode der Mörder. Die Friesen aber ließen in ihrer Freude über den glänzenden Sieg das Bild des heiligen Christian mit reinem Golde überkleiden.

Die dänischen Stände hatten Abel das Versprechen gegeben, nach seinem Tode seinen Sohn Waldemar zum König wählen zu wollen; allein dieser war auf der Rückreise von Paris in die Hände des Erzbischofs von Köln gefallen, der ihn wahrscheinlich wegen des an Erich Pflugpfennig verübten Verbrechens gefangen hielt. Jenes Versprechen wurde jetzt nicht gehalten; weder Waldemar noch der zweite Sohn Abels, Erich, erlangte die Krone, sondern Christoph, der jüngste Sohn Waldemars des Siegers, wurde zum König von Dänemark gewählt. Diese Wahl ist für die folgenden Ereignisse, insbesondere für die Stellung des Herzogtums zur dänischen Krone, von weittragender Bedeutung gewesen. Abels Geschlecht hielt um so zäher am Herzogtum fest, da es die Wahl Christophs als ein Unrecht empfand, das der älteren Linie des Königshauses zugefügt worden war; auch gab es seine Ansprüche auf die Krone nicht auf.

Christoph I. ging rücksichtslos gegen seine Brudersöhne vor, nahm das Herzogtum ein und wollte ihnen selbst ihr Erbgut im Reiche nicht zugestehen. Die verwitwete Herzogin Mechthilde fand Unterstützung bei ihren Brüdern, den Grafen Johann und Gerhard von Holstein, in deren Interesse es lag, „Schleswig in seiner Selbständigkeit zu erhalten und zu fördern und es mehr und mehr zu einer Vormauer gegen Angriffe von Norden zu machen." Ein Krieg war unvermeidlich. Die Bevölkerung des Herzogtums wollte von dem Könige nichts wissen. Ein dänischer Historiker sagt: „Das ganze Herzogtum schlug sich größtenteils auf die Seite der Grafen und wollte lieber unter einer Herrschaft sein, unter der man gewohnt war zu leben, und seinen eigenen Herrn haben, als unter dem Reich und ungewohnter Herrschaft stehen." Nachdem die Grafen mit brandenburgischer Hülfe die Stadt Schleswig erobert hatten, und eine Flotte der Lübecker in dänischen Gewässern erschienen war, gab der König nach und versprach die Belehnung mit dem Herzogtum, wogegen Abels Haus den Ansprüchen auf die Krone entsagte. Der Vertrag kam zur Ausführung, nachdem Herzog Waldemar von seinen Oheimen für 6000 Mark aus der Gefangenschaft befreit worden war. Zu Kolding wurde Waldemar III. im Jahre 1254 förmlich als Herzog von Schleswig anerkannt, indem er nach deutscher Sitte die Belehnung mit der Fahne empfing. Seine Stellung zum König blieb im ganzen dieselbe wie früher, allein von großer Bedeutung war es, daß das Recht des Herzogs, das er von dem Besitze des Vaters ableitete, öffentlich und feierlich anerkannt worden war.

Nur kurze Zeit ruhten die Waffen, dann war alles Gewonnene wieder in Frage gestellt. Waldemar starb bereits 1257, und Erich, sein Bruder, konnte vom Könige die Belehnung nicht erlangen, mußte vielmehr mit seiner Mutter Schutz und Hülfe in Holstein suchen. Christoph hat den abermaligen Kampf um das Herzogtum nicht mehr zum Austrage gebracht. Sein Reich wurde tief erschüttert durch einen Streit, der zwischen ihm und der Kirche, die in dem Erzbischof Erlandsen von Lund einen bedeutenden Führer hatte, ausgebrochen war. Unter diesen Wirren starb der König plötzlich zu Ripen im Jahre 1259. Der Abt Arnfast von Ruhkloster (Glücksburg) soll ihn vergiftet und diese Unthat sogar mittels des Sakraments ausgeführt haben.

Dem dänischen Reiche drohten Zerrüttung und Auflösung, wenn sich nicht eine kraftvolle Persönlichkeit fand, die Gefahr zu beschwören. Und siehe, sie war da in der Königin Margareta Sambirira, wegen ihrer dunklen Gesichtsfarbe die „Schwarze Grete," wegen ihres kühnen Reitens „Springhest" genannt. Für ihren minderjährigen Sohn Erich Glipping (d. i. der Blinzelnde) ergriff sie mit fester Hand die Zügel der Regierung und sammelte die Anhänger des Königshauses um sich. Herzog Erich war inzwischen nach Schleswig zurückgekehrt und hatte sich in den Besitz des ganzen Herzogtums gesetzt. „Die Königin Margareta und die königlichen Räte wollten es ihm nur ad vitam vel ad gratiam, wie die Chronica redet und auch zuvor erklärt worden, verleihen. Hingegen begehrte Fürst Erich dasselbe erblich und nach Teutscher Lehensmanier, worüber sie zur Wehr griffen," so berichtet Caspar Danckwerth. Er vergißt nicht hinzuzufügen, daß Erich die Hülfe der Einwohner des Herzogtums, „so ihm gewogen waren und gerne einen Hertzog im Lande haben wolten," wie auch den Beistand der Grafen von Holstein und anderer Reichsfürsten und Herren gewann. Die Grafen von Holstein ließen sich ihre Hülfe allerdings gut bezahlen. Sie erhoben für die Lösung Waldemars III. aus der Gefangenschaft sowie für ihre Kriegshülfe eine Schuldforderung im Betrage von 8000 Mark lötigen Silbers und erlangten dafür von der Mechthilde und ihrem Sohn Erich den Pfandbesitz weiter Gebiete südlich der Schlei. Die Urkunde, deren Wortlaut vorliegt, ist am 12. Mai 1260 in Schleswig ausgestellt. Schwansen, Frethslet, Stapelholm und Jernewith wurden den Grafen überlassen. Es ist nicht bekannt, daß diese Besitzungen jemals wieder eingelöst worden sind, wohl aber wurden sie im Jahre 1288 dem Grafen Gerhard als volles Eigentum übertragen.

Von beiden Seiten rüstete man sich zum Kampfe. Die Entscheidung fiel auf der Loheide, südlich von Schleswig, am 28. Juli 1261. Erich und die holsteinischen Grafen erfochten einen glänzenden Sieg. Die Königin, ihr junger Sohn und der Bischof von Schleswig gerieten in Gefangenschaft. Die Schlacht auf der Loheide gehört zu den großen Entscheidungsschlachten unserer Geschichte, denn Schleswigs Schicksal war für lange Zeit bestimmt. Zwar erhielt die Königin ihre Freiheit bald wieder, allein der junge König, der anfangs zu Norburg gefangen saß, dann den Brandenburger Markgrafen als Geisel für Schuldforderungen überlassen wurde, kam erst frei, nachdem er Erich Abelson die Belehnung mit dem Herzogtum versprochen hatte. Diese erfolgte im Jahre 1264 ohne einschränkende Bedingungen. Wenige Jahre darnach ließ der König Kolding befestigen. „Er erkannte wohl, daß hier jetzt Dänemarks wahre Grenze sei." (Waitz.) Die „Schwarze Grete," in der Sage in manchen Zügen mit der Unionskönigin Margareta identifiziert, lebte im Andenken des schleswigschen Volkes als feindseliges Wesen, ja, als Unholdin fort. Bei Nacht wie am hellen Mittage ist sie gesehen worden, wie sie auf weißem Rosse längs dem „Margaretenwall" sprengte.

Herzog Erich, der seine Residenz im Jahre 1268 nach Schloß Gottorp verlegte, welches Bischof Nikolaus II. gegen andere Güter an den Herzog hatte vertauschen müssen, mußte später sein Land gegen den Dänenkönig Erich Glipping noch verteidigen. Der Streit war entbrannt über Alsen, die Grenze bei Ripen, die königlichen Krongüter, die Kriegsfolge und andere Dinge mehr. Die Dänen besetzten das ganze Herzogtum bis auf die Stadt Schleswig, wo Herzog Erich um dieselbe Zeit, 1272, starb, bevor seine beiden Söhne erwachsen waren. Sofort besetzten die Grafen von Holstein die Stadt. Der König begnügte sich mit der Vormundschaft für den jungen Herzog Waldemar, welche er 11 Jahre lang führte. Öfters hielt er sich im Lande auf, ja, er feierte in der Stadt Schleswig seine Hochzeit mit der brandenburgischen Prinzessin Agnes.

Die Belehnung Herzog Waldemars IV. erfolgte nicht ganz freiwillig zu Vordingborg im Jahre 1283. Der junge Herzog grollte dem König, der ihm sein Erbe hatte vorenthalten wollen. Er kam jetzt auf alte Forderungen seines Hauses zurück und führte in einem Brief an den Erzbischof von Lund aus, daß, da die seinem Hause gegebenen Versprechungen über die Erbgüter im Reiche nicht gehalten seien, auch der Verzicht auf die dänische Krone nicht als bindend angesehen werden könne. Seine kühnen Pläne scheiterten an der Verschlagenheit des Königs, der den Herzog auf seiner Reise nach Norwegen, wo er Unterstützung für seine Pläne zu finden hoffte, unweit Helsingör ergreifen und in die Gefangenschaft abführen ließ. Der Herzog erhielt nach einiger Zeit unter persönlich demütigenden Bedingungen sein Herzogtum wieder. Er bekannte sich schuldig, in jugendlichem Unverstand gegen den König gefehlt zu haben, wofür er nun von ihm Verzeihung erhalte. Er verpflichtete sich, nichts Feindliches gegen den König oder das Reich zu unternehmen, vielmehr wolle er der Majestät Ehre, Unterthänigkeit und Treue erzeigen. Handle er dawider, so solle Lehn und Gut verloren und das Leben verwirkt sein. — Das Krongut im Herzogtum wurde noch einmal aufgezählt. Es sind dies die Listen, die wir im vorigen Abschnitt näher kennen gelernt haben. Die Ansprüche auf Alsen läßt der Herzog fallen, dagegen wird ihm das Münzrecht unter der Bedingung gewährt, daß die Münzen des Königs Bildnis tragen.

Die Bedingungen waren für den Herzog allerdings hart genug, allein eine solche Urkunde, wie sie dem Herzog diktiert worden war, konnte den Gang der geschichtlichen Entwicklung nicht aufhalten. „Es war das letzte Mal, daß die dänischen Ansprüche auf Schleswig so weit gingen, — die Versprechungen selbst aber waren bald vergessen.“

Kurze Zeit darauf fiel Erich Glipping unter den Dolchen unzufriedener Großen, die er durch Wortbrüchigkeit, Ungerechtigkeit und zügelloses Leben gegen sich aufgebracht hatte. Er war der dritte dänische König, der in einem Zeitraum von 36 Jahren durch Meuchelmord ums Leben kam. —

Derselbe Herzog Waldemar IV., dem der verstorbene König so übel mitgespielt hatte, wurde jetzt von der Königin Agnes zum Mitvormund für den minderjährigen Erich Menved bestellt und als solcher von den Großen des Reiches anerkannt. Zugleich sprachen sie ihm den Besitz von Alsen, Arröe und Fehmarn zu. Das war der Preis, um den der Herzog Dänemark seine Unterstützung angedeihen ließ. Die Inseln mußten zwar wieder abgetreten werden, aber wenigstens auf die beiden ersten gaben die Herzöge ihre Ansprüche nicht auf. Seinem Bruder Erich verschaffte Waldemar den Besitz der Insel Langeland. Man sieht, daß Abels Haus um diese Zeit eine bedeutende Machtstellung im Reiche einnahm. Unter der Regierung Waldemars kam das schwergeprüfte Schleswig endlich wieder zur Ruhe. Das Verhältnis des Herzogs zum König, des Herzogtums zum Königreich, wurde nun durch eine Reihe von Verträgen geordnet und zu einem gewissen Abschluß gebracht. Wir wollen daher jetzt versuchen, uns ein Bild von der herzoglichen Gewalt zu entwerfen, wie sie sich im Laufe der Zeit herausgebildet hatte.

Der Herzog war verpflichtet, dem König und dem Reiche Dänemark getreu und hold zu sein. Er war Reichsfürst, und hatte als solcher den Danehof zu besuchen, wo er Sitz und Stimme hatte. — Aus seiner Stellung ergiebt sich, daß er über die gesamte Kriegsmacht des Herzogtums zu verfügen und dem König zur Verteidigung des Reiches Heeresfolge zu leisten hatte. Anfangs mußte er dem Könige auch außerhalb des Reiches in den Krieg folgen, doch erfuhr diese Verpflichtung zur Zeit Waldemars IV. eine wesentliche Einschränkung.

Das allgemeine Kriegsaufgebot zur Verteidigung bei feindlichen Angriffen

wurde Leding genannt und ruhte auf jedem Einwohner des Landes. Wer befreit zu sein wünschte, mußte seine Ledingspfennige zahlen. Der König konnte indes mit Zustimmung des Reichstages auf das allgemeine Aufgebot verzichten und statt dessen eine Kriegssteuer ausschreiben, wie es z. B. von Erich Pflugpfennig geschah. Die Ledingspfennige, welche im Herzogtum gezahlt wurden, waren ursprünglich königlich, fielen aber seit 1286 sämtlich dem Herzoge zu.

Das eigentliche Heer, wohl zu unterscheiden von der allgemeinen Landwehr, bestand aus zwei Teilen, dem Volksheer und den Mannen der Lehnsherren, seien letztere nun weltliche oder geistliche Herren. Der König konnte sich nach dem Jütschen Lov Mannen nehmen im ganzen Reich, der Herzog dagegen nur in seinem Gebiet. Diese Mannen, Heermänner oder Herremänd genannt, mußten in voller Rüstung, meistens zu Pferde, zum Kriege erscheinen, begleitet von mehr oder weniger Reitern, für deren Ausrüstung und Unterhalt sie zu sorgen hatten. Dafür besaßen sie ein Lehnsgut und genossen Steuerfreiheit, denn, so sagt das Jütsche Lov, „sie thun genug dafür, indem sie ihren Hals für den König und des Landes Frieden wagen.“ Im Jahre 1317 versprach der König, die Zahl seiner Heermänner im Herzogtum nicht zu vermehren, und die vorhandenen sollten dem Herzog allgemeine Landeshülfe leisten.

„Das Volksheer stellte und bemannte die Flotte. Die Dienstpflicht war allgemein, nur die kleineren Besitzer, Pächter und Kätner waren befreit.“ Sie ruhte auf dem Grundbesitz. Alle angebauten Grundstücke waren zu Marken Goldes oder Silbers eingeschätzt, wobei 1 Mark Gold gleich 8 Mark Silber gerechnet wurde. War ein Bauer auf eine Mark Goldes gesetzt, so war er pflichtig, jedes dritte Mal persönlich zum Seedienste sich zu stellen. Mit 2 anderen gleich hoch eingeschätzten Bauern bildete er einen Hufenverband oder Havnelag, der bei jedem Seezuge seinen Mann zur Flotte stellte. „So viele Ruderer ein Langschiff haben sollte, ebenso viele Hufenverbände traten zu einem Schiffsverbande (Skipän) zusammen.“ Zu einem Schiffsverband gehörten gewöhnlich 30—40 Hufenverbände. Jedem Schiffe setzte der König einen Befehlshaber, den „Styrisman“ (Steuermann), der auch die Sorge für Bau und Ausrüstung des Schiffes zu übernehmen hatte. Dafür besoldete er ihn „ansehnlich mit einem Landgute, welches die Steuermannshufe hieß und 3 Mark Goldes wert sein mußte; denn es schien billig, daß, wer jedesmal diente, auch dreimal so gut gestellt sein mußte, als wer nur jedes dritte Mal daran kam.“ Durch eine Abgabe, Querset genannt, konnte man sich von der Dienstpflicht zur See befreien. Die Städte waren von derselben nicht entbunden, sondern sie mußten entweder Schiffe und Mannschaft zur Flotte stellen oder Querset zahlen. „Die Bewaffnung bestand aus den sog. Volkswaffen: Schwert, Kesselhaube, Spieß, Armbrust und 3 Dutzend Pfeilen.“ Von den Wenden lernte man, in jedem Schiffe ein Pferd für den Steuermann mitzuführen, der nun auch im Besitze einer vollständigen Rüstung sein mußte, wie sie der Roßdienst erforderte. Das Heer Waldemars des Siegers zählte 1400 gepanzerte Ritter, und seine Flotte wird auf 1400 Schiffe angegeben. Unter diesen befanden sich 500 Langschiffe mit je 120 Mann Besatzung, in der That eine gewaltige Kriegsmacht! Wie viele Schiffe das Herzogtum zu stellen hatte, weiß man nicht. Eine „Wahrscheinlichkeitsberechnung“, die Dr. Godt anstellt, ergiebt für das Herzogtum 50 Schiffe und ein Heer von 5000—6000 Mann.

Der Herzog erhob sämtliche Steuern in seinem Gebiet. Die Hauptabgabe des Landes wurde Stud (Stütze, Hülfe) genannt, „ursprünglich eine Naturallieferung zum Unterhalte des Königs und seines Hofes, die meistens gegen eine bestimmte Geldsumme abgelöst war. Nächst Stud war die wichtigste Leistung Innae: Arbeiten an Schlössern, Straßen, Brücken und Mühlen und die Ver-

pflichtung, den König und seinen Troß zu befördern." Der Herzog erhob an den Zollstätten die Zölle; Bußen und Brüchen fielen ihm zu, Straßen, Strand und Gewässer waren sein Eigentum. Die Städte zahlten den von allen Haushaltungen erhobenen Herdschoß, die Grundbesitzer außerdem den Stadtschoß. Von den Fremden wurde der Erbkauf geleistet, „wenn ihre Hinterlassenschaft für den rechten Erben binnen Jahr und Tag offen sein sollte." Von fremden Kaufleuten wurde Marktgeld erhoben. Im Jahre 1261 wurden die Besucher der Wochenmärkte in Schleswig von dieser Abgabe befreit. Die Handwerker hatten auch besondere Abgaben, also eine Gewerbesteuer zu zahlen.

Der Herzog übte durch seine Beamten und Vögte im Lande die richterliche Gewalt aus, soweit sie nicht vom Hardes- und Syssselthing gehandhabt wurde; doch konnte man vom Herzog und dem Landesthing zu Urnehöved an König und Danehof appellieren. Der Vogt, der in älterer Zeit exactor, später advocatus genannt wurde, war ein richterlicher Beamter, da sich für ihn auch die Bezeichnung iudex findet. In den Städten gab es Konsuln oder seniores, welche vom Landesherrn ernannt wurden. „Sie verwalteten in Gemeinschaft mit dem Vogt das Vermögen unbeerbt Verstorbener und übten die Marktpolizei."

Wie bereits erwähnt, galt im Herzogtum das Jütsche Lov, welches mit dem trefflichen Satze beginnt: Med Lov skal Land bygges. Es ließ die alten Hardesthinge und das Landesthing, welche je alle 14 Tage wechselweise abgehalten wurden, bestehen, und das Volk nahm, wie von alters her Gebrauch war, an der Rechtsprechung teil. Seit Waldemar IV. hörte ein unmittelbares Verhältnis des Königs zum Herzogtum auf. Auf dem Landesthing ist derselbe seitdem nicht mehr erschienen, wenn es auch noch vereinzelt vorkam, daß Reichsgesetze auf das Herzogtum Anwendung fanden. Der Herzog konnte in seinem Gebiet Verordnungen erlassen und außerordentliche Steuern auferlegen. Das Krongut ging im Jahre 1313 ganz in den Besitz des Landesherrn über, so daß er jetzt das freie Verfügungsrecht darüber hatte, während er es früher nur verwalten durfte. Übrigens war ein großer Teil desselben bereits durch Verpfändung oder Tausch gegen Besitzungen in Dänemark an Abels Haus gekommen. Die drei Viertel von Schleswig gingen von allen Krongütern zuerst an den Herzog über, denn bereits ihm Jahre 1286 erließ Waldemar IV. den Schleswiger Bürgern die Abgaben, die sie früher an den König entrichtet hatten. Über die Klöster gebot der Herzog bereits im 12. Jahrhundert, lange Zeit aber waren die Bischöfe von Schleswig als Fürsten des Reiches unabhängig vom Herzog, bis auch sie seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts die landesherrliche Hoheit der Herzöge anerkennen mußten.

Der herzogliche Hof zu Gottorp war ganz nach dem Vorbilde des königlichen Hofes eingerichtet. Im Rate des Herzogs war der höchste Beamte der Drost oder Truchseß, nächst ihm der Marschall. „Nach der Analogie des Königshofes darf man annehmen, daß die Herzöge auch ihre Schenken, Kämmerer und Kanzler gehabt haben." (Dr. Godt.)

Alles in allem ergiebt sich, daß der Herzog in der That im vollen Sinne des Wortes als Landesherr galt, und daß überall nur die oberherrliche Gewalt des Königs als Lehnsherr gewahrt blieb. Die Stellung des Herzogs im Reiche unterschied sich wohl kaum von der irgend eines Fürsten innerhalb des damaligen römischen Reiches deutscher Nation.

Das Deutschtum im Herzogtum erhielt unter Waldemar IV. neuen Zuwachs. Die Lübsche Chronik berichtet aus dieser Zeit: „Die Herzöge luden zu sich aus deutschen Landen viele Ritter und Knechte; denen gaben sie Gut mit so milder Hand, daß ihnen gerne jedermann diente." Viele alte holsteinische Adels-Geschlechter siedelten damals nach Schleswig über, nicht nur in das eigentliche Herzogtum,

sondern besonders auch in die weiten Besitzungen der holsteinischen Grafen südlich von der Schlei, in Schwansen und den Dänischen Wohld. Charakteristisch für die sprachlichen Verhältnisse ist der Umstand, daß bereits im 13. Jahrhundert außer einer lateinischen Bearbeitung des Jütschen Lovs auch eine niederdeutsche Übersetzung dem dänischen Text zur Seite trat. Noch überwog die dänische Sprache im Recht und Verkehr, aber die fortwährenden Kämpfe mit den Königen hatten auch die Völker einander mehr und mehr entfremdet. Dafür waren die Beziehungen zu dem benachbarten Holstein immer lebendiger geworden, so daß Herzog Waldemar an allen wichtigen Bündnissen und Verträgen der Schauenburger teilnahm. „Seine Regierung ist die Zeit, wo die Unabhängigkeit des Herzogtums gesichert und die Verbindung mit Deutschland eingeleitet war," sagt G. Waitz. Als Waldemar IV. im Jahre 1312 starb, da beklagte man den Tod des „teuren, guten Herzogs."

In der Regierung des Herzogtums folgte ihm ohne Schwierigkeit sein Sohn Erich II. Ihm wurde kein Recht bestritten, das sein Vater gehabt hatte. Abels Geschlecht hatte sich mit Ehren in Schleswig behauptet und es schien, als ob Dänemark sich in die Verhältnisse, wie sie nunmehr vorlagen, fügen und von ferneren Kämpfen um Schleswig abstehen werde. Das war allerdings nicht der Fall, überhaupt war die Selbständigkeit des Herzogtums nur eine Etappe in seiner geschichtlichen Entwicklung. Zahlreiche Fäden verknüpften es bereits mit Holstein, die, durch die Thatkraft eines Gerhard des Großen weiter gesponnen und befestigt, endlich zum Ziele, zur Vereinigung der beiden Lande führen sollten.

Aus eigenen Erlebnissen während der Feldzüge 1848/50 und der Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee 1851.

Von **F. v. Levetzow**, vormals Brigade-Adjutant der schleswig-holsteinischen Kavallerie.

(Schluß.)

Nun zu den interessanten Folgen unseres Kanonenfutter-Rittes, welche vorhin schon angedeutet wurden.

Am folgenden Morgen wurden unsere Vedetten über Ramsdorf und Ahlefeld hinaus vorgeschoben, während der übrige Teil unserer Schwadron in der Nähe an geeigneter Stelle Feldwache bezog. Wir waren nun auch nicht mehr allein, denn links gegen Kropperbusch [1]) zu sahen wir Vedetten unserer Dragoner, während wir rechts gegen Wittensee Infanterieposten, wie es schien, Freischärler bemerkten. Sie waren wohl von dem von der Tannschen Korps oder hatten mindestens Fühlung mit seiner Postenkette.

Von Eckernförde herüber hörten wir deutlich starkes Schießen. — In Eckernförde gelandete dänische Truppen hatten das bei Altenhof in einer Stärke von nur 400 Mann stehende von der Tannsche Freikorps angegriffen und waren von diesem trotz ihrer weit überlegenen Stärke und obgleich sie durch das Feuer ihrer im Hafen liegenden Kriegsschiffe unterstützt wurden, nach Eckernförde zurückgeworfen worden. Mit diesem Siege des „Tydske Røverpack," wie die Dänen uns nannten, über die „Hannemänner," wie sie von uns tituliert wurden, war doch eine kleine Revanche für unsere Niederlage bei Bau [2]) zu verzeichnen, und war das Gefecht auch nicht von erheblichen Folgen, so war es doch der erste Sieg der jungen

---

[1]) Wirtshaus an der Chaussee von Schleswig nach Rendsburg.
[2]) Kirchdorf 1 M. nordwestl. von Flensburg an der alten Landstraße nach Apenrade.

Armee, und dieses Gefecht bei Altenhof am 21. April wurde im ganzen Lande mit hellem Jubel begrüßt.

Die Vorgänge vor unseren Vorposten, von denen die freiwillige Kavallerie noch an dem Nachmittage desselben Tages Zeuge sein sollte, und welche sich abspielten zu einer Zeit, wo die Kunde von diesem ersten schleswig-holsteinischen Siege bereits im dänischen Hauptquartier zu Schleswig bekannt gewesen sein mußte, machten unsere Erlebnisse nur noch interessanter und ließen die verwegensten Vermutungen mehr als nur wahrscheinlich erscheinen.

Der Kampf in der Richtung auf Eckernförde dauerte lange und schien, wenn auch heftiger werdend, doch noch unentschieden auf demselben Flecke sich abzuspielen, als plötzlich — es war mittlerweile bereits Nachmittag geworden — vor unserer Linie in nordwestlicher Richtung aufwirbelnde Staubwolken unsere Aufmerksamkeit von dem Kampfe abzogen. Auch die entfernter stehende Vorpostenkette schien dadurch alarmiert zu werden; meldende Vedetten sprengten von allen Punkten zu den rückwärts liegenden Feldwachen.

„An die Pferde! — Aufgesessen!" erscholl das Kommando des Rittmeisters, doch blieb das Korps in der bisherigen Stellung halten; nur eine Patrouille, zu der auch ich kommandiert war, wurde gegen Brekendorf vorgeschoben. Auch auf unserer linken Flanke zwischen Kropperbusch und Norby[1]) erschien eine Rekognoszierungs-Patrouille unserer Dragoner.

Der sich schnell bewegende und hoch aufsteigende Staub rührte zweifellos von Kavallerie her, welche in der Richtung von Boklund[2]) auf Brekendorf marschierte. Bevor wir Brekendorf erreichten, konnten wir feststellen, daß ein Reitertrupp, dessen Stärke wir auf eine Schwadron schätzten, von Boklund auf Brekendorf vorgehe. Doch kaum war die Spitze, bei welcher wir höhere Offiziere zu bemerken glaubten, bis in die Nähe der ersten Häuser des Dorfes gekommen, als im Hintergrunde wieder neue Staubwolken aufwirbelten, und große Reitertrupps, zusammen wohl in der Stärke eines ganzen Regimentes, auf dem Wege von Boklund wie von Lottorf[3]) her in der raschesten Gangart der ersten Schwadron nachjagten.

Während wir auf dem Wege diesseits Brekendorf beobachtend Halt machten, sandten wir rückwärts Meldung über diese auffallenden Kavalleriebewegungen vor uns. Unsere Meldung konnte indessen kaum noch dem Rittmeister zugegangen sein, als zu unserem nicht geringen Erstaunen, ohne daß auch nur eine Beobachtungspatrouille sich diesseits Brekendorf sehen ließ, die ganze Reitermasse sich wieder in rascher Gangart in der Richtung auf Jagel[4]) entfernte, während auf unserer linken Flanke die Rekognoszierungs-Patrouille unserer Dragoner ihr in angemessener Entfernung beobachtend folgte.

Als bald darauf Rittmeister v. Bismarck mit stärkerem Sukkurs herankam, suchten auch wir das Dorf Brekendorf ab. — Die Bauern erzählten:

„De König sülben keem hier bi de eersten Hüs' op anner Sit vun't Dörp mit sin Gard antoriden. Jüß weern se darbi sik to befragen, wo de Holsteener stünnen, do keem en ganzes dänsches Draguner-Regerment antojagen un neem em un sin Gard in de Merr,[5]) un so treckten se weller na Sleswig to af. Dat seeg ja meist so ut, as wenn se en Gefangen transpareerten!"

Bei dieser Erzählung sahen wir uns denn doch verwundert an. — Der König

---

[1]) Dorf $1\frac{1}{2}$ M. südlich von Schleswig.
[2]) Kleine Ortschaft $1\frac{1}{4}$ M. südlich von Schleswig.
[3]) Dorf $\frac{3}{4}$ M. südlich von Schleswig.
[4]) Dorf an der Chaussee $\frac{3}{4}$ M. südlich von Schleswig.
[5]) Mitte.

unmittelbar vor unseren Vorposten allein mit der Garde, die sich nach den Erzählungen der Ascheffeler Bauern so unzuverlässig und nach unseren eigenen Beobachtungen mindestens rätselhaft an dem Tage vorher benommen hatte?! — Die Leute mußten sich doch wohl in der Person geirrt haben.

„Nę, nę," sagte ein älterer Bauer, „he weer't sülben! Ik kenn em ganz god vun Kuppenhagen her, as ik bi de Husaren stünn. Dunmals weer he noch Kronprinz un en hellschen Dörchdriwer! — Hüt sünd se mit em afslępt, — he hett wull weller Stückschen maken wullt!"

Diese wenig respektvolle Äußerung über den Landesherrn konnte im Grunde wenig überraschen bei einem Bauern, der in früherer Zeit in Kopenhagen als Soldat gedient. War es doch öffentliches Geheimnis, daß Friedrich VII. als Kronprinz wegen nicht immer korrekten Lebenswandels wiederholt auf königlichen Befehl aus der Residenz verwiesen wurde.

Daß nach dem Gefecht bei Bau der König veranlaßt worden war, in Schleswig seine siegreiche Armee zu begrüßen, hatten die Zeitungen bereits gemeldet, und da der Bauer so bestimmt behauptete, ihn persönlich erkannt zu haben, so mußte, mochte es auch unwahrscheinlich erscheinen, immerhin die Möglichkeit zugegeben werden, daß er bei diesem wunderbaren Rekognoszierungsritte, als welchen wir diese Bewegung doch auffassen mußten, wirklich zugegen gewesen sei. Und der Bauer hatte in der That recht gehabt!

Die offizielle Bestätigung ließ nicht lange auf sich warten! Dänische Blätter meldeten unter der Spitzmarke „besonderen Mutes Sr. Majestät": Der König habe, nur begleitet von der Garde zu Pferde, von Schleswig aus einen Spazierritt gegen Süden unternommen, habe sich dabei aber in zu gewagter Weise den deutschen Vorposten genähert. Das 5. Dragoner-Regiment, vor Schleswig exerzierend und die Gefahr, in welcher Se. Majestät sich befunden, noch rechtzeitig gewahrend, sei dem Könige nachgeeilt und habe ihn unmittelbar vor den deutschen Vorposten aufnehmen und glücklicherweise, ohne in einen Kampf verwickelt zu werden, nach Schleswig zurückbringen können." — „Se. Majestät exponierten sich zu sehr!" — soll der Regimentskommandeur gesagt haben. —

Allerdings eine ganz annehmbare Erklärung des für uns so auffallenden Herganges. Ob sie aber in allen Teilen der Wahrheit entsprach? — Einige Nebenumstände ließen immer noch Raum für allerdings recht gewagte Vermutungen, denen eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden kann.

Die dänischen Blätter überraschten durch die gleich darauf folgende Nachricht, daß Se. Majestät sich mit der Garde zu Pferde noch an demselben Abend in Flensburg eingeschifft und nach Kopenhagen zurückbegeben habe. War diese plötzliche Abreise eine wirklich freiwillige? — War es doch laut verkündet worden, daß der König das Osterfest bei seiner „braven Armee" zubringen wolle! — Die Dänen sagen, man habe den König vor den Eventualitäten der Schlacht bei Schleswig in Sicherheit bringen wollen. — Nun, die Dänen hatten die Schlacht bei Schleswig für den ersten Ostertag so wenig erwartet, daß der deutsche Angriff ihre Truppen bei dem Gottesdienste im Dom überraschte! — Das stimmt also doch nicht recht.

Möglich, daß die an diese Vorgänge geknüpften Vermutungen gänzlich irrige waren, aber für jeden Außenstehenden mußte es doch höchst auffallend erscheinen, daß der König, nur begleitet von der Schwadron, welche sich am Tage vorher so unzuverlässig erwiesen, daß sie sofort von den Vorposten zurückgezogen war, sich bis unmittelbar vor unsere Linie begeben hatte! — Warum denn gerade diese Begleitung? — Die Erzählung der Bauern, daß die Einholung durch das Dragoner-

Regiment eigentlich einer Gefangennahme gleich gesehen habe, wirft auf diesen Vorgang immerhin ein eigentümliches Licht.

Giebt man Vermutungen, wie sie damals in den verschiedensten Lesarten auftauchten, weiteren Spielraum, so erinnert man sich unwillkürlich, daß Friedrich VII. gerade in damaliger Zeit gesagt haben sollte: „Ich bin eigentlich der glücklichste Kriegsherr auf der Welt. — Verlieren kann ich garnicht! Entweder siegen meine Dänen oder meine Schleswig-Holsteiner, — beide kämpfen sie für mich!"

Hieran anknüpfend tritt ferner als sonderbares Zusammentreffen in die Erscheinung, daß der Ritt gerade an demselben Tage und genau zu der Zeit unternommen wurde, als dem Könige bereits die Kunde geworden sein mußte, daß „seine schleswig-holsteinische Armee" den ersten Sieg erfochten für ihn als ihren Herzog, den sie als solchen nie verleugnet!

Die Annahme lag nicht zu fern, daß die Rolle der reinen Null, wie sie Friedrich VII. unter dem Kasinoministerium zugewiesen war, ihm bei seinen bekannten absolutistischen Neigungen doch zu sehr gegen seine Natur ging. Nun ja, — man glaubte vielfach, er habe damals zu uns fliehen wollen, weil es ihm in Kopenhagen zu ungemütlich geworden.

Den Dänen freilich, die durch einen solchen Streich allerdings in eine verwettert schiefe Stellung geraten wären und, von dunklen Ahnungen getrieben, ihren König rechtzeitig wieder einholten wird er nicht auf die Nase gebunden haben, daß er sich zu diesem Verdachte bekenne. Für sie ist es wohl stets bei der Legende von dem „verwegenen Spazierritte" geblieben, aber die gegenteilige Auffassung wurde denn doch durch die authentisch rasche Fortschaffung des Königs samt seiner Garde nach Kopenhagen nur noch näher gelegt, wenn sie auch von der hohen Diplomatie, der ein solcher Verlauf damals sehr in die Quere gekommen wäre, als eine Absurdität bezeichnet wurde.

Wäre der König-Herzog damals zu uns gekommen, mit allen königlichen Ehren wäre er von der Armee empfangen worden, der der „unfreie Herzog" nie ein Vorwand gewesen, und doch — wurde die geheime und von der Diplomatie bestrittene Absicht wirklich gehegt — können wir Gott nur danken, daß die Dänen ihren König rechtzeitig wieder einfingen. Den Bewohnern Schleswigs freilich wären dann durch die ganz umgewandelte Sachlage vielleicht die Jahre bitterer Drangsal unter dänischer Zwingherrschaft erspart geblieben, aber möglicherweise wäre auch der Keim zum deutschen Reiche, — der nun einmal, mag man sagen, was man will, mit unserer Sache zum ersten Leben erweckt wurde — wenn auch nicht erstickt, so doch zurückgehalten worden, vielleicht auf Jahre hinaus, die für die Entwickelung unter einem mächtigen, geliebten Kaiser weniger günstig geartet sich erweisen konnten, und das deutsche Reich gilt den deutsch denkenden Schleswigern doch mehr als alle Not und Qual, welche damals erduldet werden mußte!



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.[1])

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** (Eutin).

In dem Hause meiner Großeltern, die in dem Dorfe Braak bei Eutin wohnten, sind mir in meinen Kinderjahren eine Anzahl von Märchen erzählt worden, die nicht aus Büchern geschöpft sein konnten, sondern aus dem lebendigen Born mündlicher Überlieferung geflossen sein mußten.

[1]) Mit gütiger Erlaubnis abgedruckt aus der „Deutschen Welt," herausgegeben von Dr. Friedrich Lange. 2. Jahrgang, Nr. 25 (19. Februar 1899).

Als ich diese Märchenerinnerungen vor zwei Jahren einmal zusammenstellte, da fiel mir einerseits auf, daß meine Märchen, soweit sie überhaupt in der Grimmschen Sammlung standen, vielfach echtere und ursprünglichere Züge enthielten als die entsprechenden Grimmschen. Andererseits aber mußte ich die leidige Entdeckung machen, daß ich im Laufe der Jahre manches vergessen hatte, daß von einigen Märchen nur noch einzelne Bilder in meiner Vorstellung haften geblieben waren, der Zusammenhang aber aus meinem Gedächtnis verschwunden war.

Diese beiden Umstände veranlaßten mich, in den Dörfern unserer Gegend gelegentlich nachzuforschen, ob sich nicht irgendwo jemand fände, der als Kind dieselben Märchen gehört hätte wie ich, sie aber besser als ich behalten hätte.

Denn nur um diese Märchen war es mir zu thun. An andere dachte ich garnicht.

Den ersten Sommer waren meine Bemühungen ohne allen Erfolg. Wen ich auch fragen mochte, immer hatte der Gefragte noch weniger behalten als ich.

Schon hatte ich die Hoffnung, etwas zu finden, ungefähr aufgegeben, da ließ mich im verflossenen Jahr das Glück zwar nicht eigentlich das finden, was ich gesucht hatte — wiewohl zum Teil auch das —, dafür aber, ähnlich wie dereinst Saul, vieles andere, was ich nicht gesucht hatte.

Während Müllenhoff in seiner schon vor mehr als 50 Jahren angelegten Sammlung schleswig-holsteinischer Märchen aus dem ganzen Lande nur etwas über 30 Märchen zusammenbrachte, hat mir eine geisteshelle Siebzigerin, Frau Schloer in Griebel, allein 42 Geschichten erzählt, zum Teil allerdings Anekdoten, zum größern Teil aber Märchen, und eine andere Siebzigerin, Frau Lemcke aus Sagau, deren 14.

Herausgeben werde ich diese Märchen, wenn ich meine Sammlung abgeschlossen habe. Als Vorläufer aber mögen einige von ihnen schon jetzt erscheinen. Das nachfolgende stammt von Frau Schloer.

Da — wie schon die Brüder Grimm in der Vorrede zu ihrer Sammlung bemerken — Märchen wenn irgend möglich in der Mundart wiedergegeben werden müssen, so habe ich meine Märchen in der Sprache niedergeschrieben, in der sie mir erzählt worden sind, in dem ostholsteinischen Platt, meiner Muttersprache. Hierbei habe ich besondere Sorgfalt auf die Reinheit des Stils verwandt, und ich hoffe, daß der Vorwurf, der unserer plattdeutschen Litteratur oft und, wie ich glaube, nicht mit Unrecht von der Kritik gemacht worden ist, mich nicht treffen wird.

Hinsichtlich des Inhalts habe ich mich der größten Treue befleißigt und nichts „hübsch" zu machen gesucht.

1. Vun de Katt, de gar ne warr fre'n will.[1]

Dar is mal'n Katt un'n Kater weß, de sünt mal tosamen to'n Nœtplücken gan.

As se nu bi to plücken sünt, do versnirrt de Kater sik in'n Nœtbusch un röppt „help, help!" De Katt de meent, he röppt „Melk, Melk!" Un se löppt gau hen to Hus un halt 'n bęten Melk; awer as se mit ęr Melk ankümmt, do is de Kater all dot.

Do makt se em los un nimmt em up'n Nacken un dricht em hen to Hus. Dar lecht se em in'e Kamer up'n Brett hen un geit bi em hensitten un weent.

Do kümmt dar 'n jung'n Voß an.

De Voß de fröcht de Kœksch, wat Madam wull to Hus is.

---

[1] Vgl. Grimmsche Sammlung Nr. 38 „Die Hochzeit der Frau Füchsin" und Bartsch, Sagen usw., Bd. I, Nr. 30.

„Ja," secht de Kœksch, „Madam de sitt in 'e Kamer un beweent ęren allerleevssen Mann, de is dotblęb'n."

Do secht he, se schall ęr doch mal fragen, wat se kenen Mann waller hebb'n will.

Do kloppt de Kœksch an 'e Kamerdœr. „Heda!"

„Wer da?"

„Kamerkätschen."

„Wat will se?"

„Hier is węn," secht de Kœksch, „de fröcht, wat Madam kenen Mann waller hebb'n will."

„Och nę," secht de Katt,
„hier lich'e up'n Brę',
hett mi hęgt, hett mi plęgt,
hett mi so menni Mus todragen.
Och nę, ik will gar ne warr fre'n — —
Wat hett 'e vœr Har?"

„Ro'," secht de Kœksch.

„Denn lat em man hen to Holt gan," secht se, „un sik ęr affengeln."

As de Voß eben wech is, do kümmt dar 'n jung'n Kater an.

De Kater de fröcht uk, wat Madam wul to Hus is.

„Ja," secht de Kœksch, „Madam de sitt in 'e Kamer un beweent ęren allerleevssen Mann, de is dotblęben."

Do secht de Kater, se schall ęr doch mal fragen, wat se kenen Mann waller hebb'n will.

De Kœksch de kloppt je warr an. „Heda!"

„Wer da?"

„Kamerkätschen."

„Wat will se?"

„Hier is węn," secht de Kœksch, „de fröcht, wat Madam kenen Mann waller hebb'n will."

„Och nę," secht de Katt,
„hier lich'e up'n Brę',
hett mi hęgt, hett mi plęgt,
hett mi so menni Mus todragen.
Och nę, ik will gar ne warr fre'n — — —
Wat hett 'e vœr Har?"

„Gra' sunn' as Madam," secht de Kœksch.

„Denn herut mit 'n ol'n Düwel," secht se, „lat den jung'n herin kamen."

Un darmit kricht se den doden Kater bi'n Steert un smitt em ut 't Finster rut.

Nu is de Köß je word'n.

To de Köß sünt all' de Tier'n będen weß, Hasen un Vöß, Spinnwęwers un Scharrnwęwers, Pogg'n un Brettfö',[1])

Nu is dar uk je danzt word'n.

De Spinnwęwer danzt mit 'n Brettfot. Dat will awer ne rech gan.

Do secht de Spinnwęwer: „Och, du ol Klunsterfot,[2]) du kanns je gar ne danz'n."

Do geit de Brettfot in'e Eck hensitten un weent.

Do kümmt dar'n Voß angan.

„Gun Abent, schön Abendblank!" sech'e.

---

[1]) Spinnen und Roßkäfer, Frösche und Kröten.
[2]) Klumpfuß.

„Gun Abent, Köni vun Engelland," secht de Brettfot: „du weß noch 'n Jümfer to grüßen.[1]) Awer de ol Spinnwęwer, de ol Scharrnwęwer, de hett mi utschull'n vœr'n ‚oln Klunsterfot, du kanns je gar ne danz'n.' Ik heff mi all de Ogen so rot weent as'n Tegelsteen."

Vun de Tit af an hebbt all de Brettfö ro' Ogen. De hebbt se up 'e Katt ęr Köß kręgen.

Heimatlicher Gruß und Segenswunsch.

Von **H. Eschenburg** in Holm bei Ütersen.

Unser jetziger gewöhnlicher Gruß ist so sehr mit der Tageszeit verknüpft, daß der Niederdeutsche statt „grüßen" den Ausdruck hat: „De Tid beeden." Nur beim Abschied vernimmt man allgemein das fremdländische „addüs."

In dem vorzüglichen Werke: „Vaterländische Erdkunde, von Harms," tadelt der Verfasser auf Seite 316 mit Recht diesen üblen Brauch und macht den löblichen Vorschlag, man möge es beim Abschiedsgruß am Tage ebenso halten, wie es sich für die Verabschiedung am Morgen und Abend eingebürgert hat. Die Annahme dieses Vorschlages würde allerdings keine Neuerung sein; es scheint sich vielmehr zu bestätigen, daß dieser Gruß früher in unserer Heimat weit verbreitet gewesen ist. Wenigstens ist dies durch meine Nachfragen für die Gegend von Kaltenkirchen, für den Dänischwohld und die Haseldorfer Marsch festgestellt, und da diese Gebiete weit getrennt liegen, so darf man wohl annehmen, daß der Gruß auch in anderen Gegenden bräuchlich gewesen ist.

Betrifft der Abschied Personen, die in weiterer Entfernung von einander wohnen, so hört man noch den Wunsch: „Holt ju munter." Für den weiten Weg wünscht man: „Glückliche Reis" oder: „Kumm god hin!"

Den Gutenachtgruß pflegt man zu ergänzen mit einem: „Slap god" oder „Angenehme Ruh"; statt dessen hieß es vordem bei Brunsbüttel: „Slap sund." Aus meiner Kindheit erinnere ich mich, daß es in der Pinneberger Gegend Sitte war, dem Gast beim Eintritt ins Zimmer die Hand zu reichen mit den Worten: „Willkamen" oder „Willkamen hier!", auch dann, wenn man sich draußen schon mit dem üblichen „Gun Dag" begrüßt hatte. In der Haseldorfer und Wilster-Marsch ist diese schöne Sitte noch nicht ganz geschwunden.

Dem Arbeitenden nahte man früher mit dem Gruße: „Help Gott!" oder „Gun Dag! Gott help!", worauf der Gegengruß: „Schönen Dank!" oder „Danke!" erfolgte. So wurde es z. B. gehalten in der Gegend von Pinneberg, Kaltenkirchen, in Dithmarschen, im Dänischwohld und westlich von der Stadt Schleswig.

Bei der Mahlzeit grüßt der Eintretende: „Prost Mahltid!", zuweilen auch: „Goden Aptit!"

Dem Niesenden wünscht man auch heute noch vielfach: „Gesundheit!" Für das kleine niesende Kind hatte man aber früher bei Kaltenkirchen, Brunsbüttel und in der Haseldorfer Marsch den Wunsch: „Prost! Gott segn di, min Kind!", in Dänischwohld kürzer: „Gott segn di!"

Zu den Hauptfesten wünscht man sich auch jetzt noch gegenseitig ein „Fröhlichs Fest!" und leitet das neue Jahr mit dem Gruße „Prost Neejahr!" ein.

Dem Kirchgänger wünscht mnn „Gode Andacht!"

Eine allgemein verbreitete Sitte war es früher auch, die Arbeit mit den

---

[1]) Die Form gröten ist in unserer Gegend veraltet.

Worten: „In Gotts Namen" zu beginnen. Mit diesen oder den Worten: „Gah mit Gott" entließ auch die Mutter ihr Kind zur Schule.

Es mag wohl aus den verschiedenen Gegenden unserer Heimat noch manches zu ergänzen sein. Für Holm will ich noch hinzufügen, daß hier bei einem Sterbefalle die Beileidsbezeugung erfolgt mit den kurzen, schlichten Worten: „De Truer deit mi leed."



Gott help!*)

„Gott help!" so gröten wi to Hus
Uns vel op't platte Land,
Un schöner dünkt mi kum en Gruß
För Bur un Arbeitsstand.

„Gott help!" gröt in min Modersprak
Ik ok en jede Stand,
De lustig schafft an'n gude Sak
In uns' leew' Heimatland.

Kiel. Korl D. Andresen.



Bücherschau.

Adolf Bartels, Dietrich Sebrandt. Roman aus der Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer 1899. — Wer ein Stück Welt zu Fuß durchstreift, gutes und böses Wetter erfahren hat, kennt das herzerfrischende Gefühl, wenn nach einer Reihe von Tagen, in denen Schneegestöber, Tauwind und weichlicher Regen abwechselnd herrschten, ein Vorfrühlingsmorgen aufgeht, leichter Frost die Erde gehärtet hat, sodaß der Schritt weithin klingt und in den noch etwas herben Märzhauch voll erwärmende Sonnenstrahlen hineinglänzen. Eine verwandte Empfindung haben wir beim Lesen des neuen Romans von Adolf Bartels, „Dietrich Sebrandt," gehabt. Der frische Gesamteindruck kommt vom Talent und der festen, anspruchslosen Weise des Verfassers. Das Buch selbst rückt einen Frühling und einen Herbst nach wenigen schwülen Sommertagen eng zusammen. Der Verfasser der „Dithmarscher" stellt in dem neuen Roman zwar wiederum einen Landsmann als Helden vor unsere Augen. Aber er thut einen weiten Schritt aus der engeren Heimat hinaus und nimmt zum historischen Hintergrunde der Erlebnisse seines Helden die schleswig-holsteinische Erhebung, vom Erlasse des offenen Briefes König Christians VIII. von Dänemark, bis zu den dunkeln Herbsttagen, die dem vergeblichen Sturm der Schleswig-Holsteiner auf Friedrichstadt folgten und die preisgegebenen Herzogtümer auf vierzehn Jahre der dänischen Fremdherrschaft überlieferten. Da sein Dietrich Sebrandt vor dem Ausbruche des Kampfes zwei Studienjahre in dem gärenden Berlin der letzten vierziger Jahre verbringt und dort, ohne es zu wollen, die Fäden zum Gewebe seines letzten Geschicks knüpft, so erscheint der Horizont, von dem sich die Vorgänge und Gestalten abheben, noch beträchtlich erweitert, wenn auch auf der anderen Seite gewiß ist, daß des Dichters wärmste Mitempfindung, sein frischestes Mitleben den Teilen der Handlung gelten, die auf dem Boden Schleswig-Holsteins spielen.

Die bemerkenswerteste und den oben geschilderten wohlthuenden Eindruck hervorrufende Eigentümlichkeit des Romans ist sein einfacher organischer Wuchs aus lebendig angeschauten, energisch vor Augen gestellten Wirklichkeitsverhältnissen heraus. Der hochstrebende Schreiber Dietrich Sebrandt der Westerhusener Kirchspielvogtei, den es in eine größere Welt und zu den Studien treibt, zeigt sich uns doch im ersten Buche des Romanes von all den halb sichtbaren, halb unsichtbaren Wurzeln gehalten, die den scheinbar nüchternen norddeutschen Menschen an die Heimat fesseln, sodaß vollkommen verständlich wird, wie es ihn bei der ersten Kunde von der kriegerischen Erhebung Schleswig-Holsteins von Berlin nach Norden zurück und zur Teilnahme am Kampfe treibt. Bis dahin aber haben wir schon das Gefühl, daß just bei diesem Menschen, der zugleich geringe und hohe Ansprüche an das Leben, vor allem große Ansprüche an sich selbst macht, die Fähigkeit zum Auf-

*) In der Umgegend von Husum ist es Sitte, den Arbeiter auf dem Felde mit „Gott help!" zu grüßen. D. V.

schwung, wie zum Untergang dicht nebeneinader liegen und daß die erhebenden wie die niederwerfenden geheimen Kräfte seines Lebens sich verhängnisvoll mit den Geschicken seines Landes verbinden. Dietrich Sebrandt ist eine Natur von besonderer Tiefe und Schwerflüssigkeit, eine von den Naturen, deren Pflichtgefühl Hand in Hand mit einem gewissen Trotz geht. Die fremdartigen Zustände, die er in Berlin gefunden und mit frischer Lebenskraft bestanden hat, haben ihm einen zuversichtlichen Aufschwung gegeben, der sich in seinem nächsten Thun und Erleben geltend macht. Dietrich Sebrandt nimmt am Feldzug des Frühlings 1848 teil, wird bei Schleswig verwundet und sucht Erholung auf einem Gute in Angeln, das Hedwig von Rethwisch gehört, einer jungen Dame, die Dietrich schon in Berlin kennen gelernt hat. Er wird sich einer großen und tiefen Liebe zu ihr bewußt, die zur Verlobung führt. Er weiß nicht, daß ein in Berlin unter dem Eindrucke der dortigen Lebenszustände angeknüpftes, viel äußerlicheres Verhältnis, an das er kaum noch zurückdenkt, ihm Pflichten auferlegt, er verlebt auf Amalienhof, dem Gute Hedwigs, noch glückselige Weihnachtstage; den weiteren kriegerischen Aufschwung im Frühling und Sommer 1849 schaut und begleitet er als Herausgeber einer patriotischen Zeitung in Rendsburg. Aber die Niederlage der Schleswig-Holsteiner bei Fredericia, der zweite unselige Waffenstillstand werfen ihn moralisch darnieder. Hedwig sucht ihn umsonst zu bestimmen, seine Studien in München wieder aufzunehmen. Er ist schon zu sehr mit der Sache der Heimat verwachsen, als daß er die Kraft, sich loszureißen, aufbringen könnte. Etwas Starres und eine eigentümliche Müdigkeit ist bereits über ihn gekommen, als ein letzter Schlag in sein tiefstes Leben erfolgt. Die in Berlin verlassene kleine Freundin Ottilie kommt zu ihm nach Rendsburg, kommt nicht allein, und er fühlt sich moralisch gedrungen, seine Verlobung mit der schönen, stolzen, geistig hochstehenden, ihn wahrhaft liebenden Hedwig zu lösen und Ottilie zu heiraten. Diese Heirat kann er nicht schließen ohne eine tiefe Wunde in der eigenen Seele, und als er im Frühjahr 1850 noch einmal unter die Waffen tritt, geschieht es fast mit der Voraussicht seines Falls. Nach der Schlacht bei Idstedt giebt Dietrich Sebrandt die letzte Hoffnung auf Sieg und Glück auf, indem er zwar seinen Dienst verrichtet, sich aber sonst um nichts mehr kümmert. Beim Sturm auf Friedrichstadt, auf dem Felde vor dem Gooshof wird er von der tötlichen Kugel getroffen, nach seinem Heimatort Westerhusen verbracht, wo er stirbt. Wie Hans Möller, der brave Dithmarscher, zu Hedwig v. Rethwisch sagt, die in die Nähe von Sebrandts Sterbelager geeilt ist: „Er war ein herrlicher Mensch — ich habe ihn heranwachsen sehen und allezeit meine Freude an ihm gehabt. Nur in der letzten Zeit — es war zu viel für ihn, auch der stärkste Mensch trägt nur ein bestimmtes Maß. Was ihn persönlich getroffen, ich glaube, er hätt's doch noch überwunden, aber das Schicksal des Vaterlandes kam hinzu — und da!“ Mit Sebrandts Bestattung und dem um die Zeit, in welche diese gesetzt wird, geschriebenen Gedichte Theodor Storms „Im Herbst 1850“ endet der Roman, der eine Fülle eigenartigen Lebens, schlichter Charakteristik ohne die leiseste Spur einer Pose und ein tiefergreifendes Wechselspiel zwischen den Irrtümern und Täuschungen eines persönlichen Lebens und den verfrühten und darum geknickten Hoffnungen eines ganzen deutschen Volksstammes in sich einschließt.

Was zuerst und zuletzt an dem Romane gepriesen werden muß, ist die tiefe Wahrhaftigkeit, die nichts verschweigt, nichts beschönigt und den Helden durch die bunten Scenen seines kurzen Lebens hindurch begleitet. Die männliche, in der Luft besonders persönlicher Schicksale und eines weltgeschichtlichen Sturmes geprüfte Natur Dietrich Sebrandts entbehrt mancher bestechenden Eigenschaft, aber die höchste, den Einklang zwischen seinem Wollen und Thun, hat sie voll, selbst die herbe Entschlossenheit, mit der der Held dem Ende zueilt, wird aus dem innersten Kern seines Wesens heraus verständlich. Ein Zug der Resignation bereitet schon in den lichten Teilen dieses Lebens auf das dunkle Ende vor; die Stimmung, die ohne Sentimentalität sich zur Todessehnsucht wandelt, weht zuerst mit leisem, dann immer stärkerem Hauch durch die Erzählung. Dabei ist der Verfasser fern von allem Pessimismus, es sind eben die besonderen Verhältnisse Sebrandts, die ihn zum Opfer einer weltgeschichtlichen Katastrophe machen, einer Katastrophe, die ja von Zehntausenden seiner Landsleute bestanden, überwunden und für alle, die bis 1864 lebten, schließlich als eine dunkle Episode in der Geschichte der Befreiung Schleswig-Holsteins empfunden wurde.

Der Stoff des Romans und das hereingezogene Stück Geschichte sind in „Dietrich Sebrandt“ poetisch belebt und beseelt, nur in einzelnen Kapiteln verwandelt der Dichter die Thatsachen und historischen Ausblicke nicht völlig in Fleisch und Blut des Romans und erledigt, um nicht breit oder unklar zu werden, gewisse Dinge durch berichtende Umblicke, die nach meiner Meinung, so knapp sie sind, innerhalb der poetischen Darstellung kein Recht haben. Immerhin ist sein Verfahren, in dem die Folgerichtigkeit und Deutlichkeit gewahrt wird, dem Untertauchen in Traumstimmungen und Visionen vorzuziehen,

durch das sich andere historische Romanschriftsteller über gewisse Sprödigkeiten und Schwierigkeiten hinwegzuhelfen suchen.

An Stimmung fehlt es dem Roman „Dietrich Sebrandt“ wahrlich nicht. Nicht nur, daß eine wechselnd aus der Lage des Helden und den Geschicken seines Heimatlandes emporsteigende Grundstimmung ihn erfüllt, auch der Reichtum der Einzelbestimmungen ist außerordentlich, und namentlich bewährt Bartels das Talent, mit wenigen Worten, mit einem charakteristischen Bilde uns in die Atmosphäre des Augenblicks zu versetzen. Seine landschaftlichen Schilderungen, seine Bilder aus dem Alltagsleben sind bei aller Knappheit von großer und feiner Wirkungskraft, es ist etwas Unmittelbares, Absichtsloses in ihnen, das gewinnt und überzeugt; das Hauptgewicht legt er — wie billig — auf die Menschendarstellung. Alle Charaktere, die in seiner Erfindung auftreten und mitspielen, die absonderlichen wie die alltäglicheren, sind voll und fest ausgestaltet. Die erfundenen wie die wenigen aus der Zeitgeschichte übernommenen Persönlichkeiten, so die Bruno Bauers und überhaupt die „Freien“ von 1847, so der alte phantastische Demagog Harro Harring, „der Friese,“ wie er sich mit Vorliebe nannte, sind ohne Aufwand von Schlagworten und Leitmotiven lebendig durchgeführt. Der Boden, auf dem der größte Teil des Romans spielt, bringt noch eine ganz eigentümliche Wirkung hervor. Das Durchschnittsleben mit seinen Gewohnheiten und Pflichten, seiner stillen Macht hält hier scheinbar auch die ungestümen, tief leidenschaftlichen Naturen in festen Schranken. Dabei aber drängt doch die dämonische Gewalt des Blutes, das Unüberwindliche, auch in diese stille, maßvolle Welt und Sitte hinein, und sowohl die erschütternde Episode der Großbäuerin Hinrichs, der Schwester des Kirchspielvogts, im ersten Teile, als der dunkle Drang zum Ende in Sebrandts Seele, der den zweiten Teil beherrscht, lenken den Blick auf die dunkeln, reißenden Unterströmungen, die auch unter diesem Gewohnheitsleben und dieser nüchternen Sitte hinrauschen. Die Art der Charakteristik hat bei Bartels vielfach eine dramatische Spitze, er läßt nicht leicht jemand auftreten, ohne ihm ein Gesicht zu geben. Aber der Held bleibt immer im Mittelpunkt, wir begleiten ihn beständig, und diese schlichte Festigkeit der Komposition ist wahrlich im Augenblicke, wo wir so viele rückgratlose Erfindungen und Menschenschilderungen erhalten, nicht gering anzuschlagen.

Der Dichter des „Dietrich Sebrandt“ hat sicher in diesem Roman weder sein letztes, noch sein gewichtigstes Wort gesprochen. Es leben Keime in den Situationen und den Hauptmomenten des Romans, die noch ganz anderer, viel stärkerer, vielleicht auch viel duftigerer Entfaltung fähig sind. Einstweilen aber sollte niemand, der an der gesunden Entwickelung unserer Litteratur Anteil nimmt, und vollends niemand, der den geschichtlichen Vorgängen, in die uns Bartels' Roman mitten hineinführt, eine Erinnerung bewahrt hat, am Roman „Dietrich Sebrandt“ anteilslos vorübergehen. Prof. Dr. Adolf Stern.

Klaus Groth. Sein Leben und seine Werke. Ein deutsches Volksbuch von H. Siercks. Verlag von Lipsius & Tischer in Kiel. — Am 24. April d. J. feiert der Altmeister der plattdeutschen Dichtung seinen 80. Geburtstag. Viel Ehre und Anerkennung wird ihm an diesem Tage aus der Nähe und Ferne dargebracht werden. Zu den schönsten Gaben dieses Festes wird die obige Darstellung seines Lebens und Schaffens zu rechnen sein. Was kann den Dichter wohl mehr erfreuen, als zu sehen, wie mit vollem Verständnis sein Streben und Wirken erfaßt worden ist, wie mit liebevoller Hingebung den Figuren seiner Entwicklung nachgegangen wird, und wie der Werdegang des Dichters bis zur erlangten Meisterschaft in allen Stadien klar und wahr zur Darstellung gelangt. Auch die Freunde und Verehrer des Dichters werden diese Darstellung mit Dank entgegennehmen; finden wir doch bisher keine, die mit solcher Umsicht und Sorgfalt und mit so eingehender Kunde der lokalen und persönlichen Verhältnisse alle Momente dieses Dichterlebens zusammengefaßt und zu einem lebensvollen Bilde ausgestaltet hat.

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen.“ Dies psychologische Problem hat der Verfasser vortrefflich gelöst. Der Dichter steht mit seinem „Quickborn“ als fertiger Meister vor uns da. Ist das nicht manchem ein Rätsel gewesen? Der Verfasser zeigt die Quellen, aus denen der volle, tiefe Strom des Quickborn zusammengeflossen ist. Hat er uns somit den Schlüssel zum tieferen Verständnis des Dichters gereicht, so hat er als Biograph seine Hauptaufgabe gelöst. Dadurch aber, daß wir an der Hand seiner Darstellung die einzelnen Wegstrecken, die bis zur Höhe führen, mit durchmessen und die Anspannung der Kräfte, die eingesetzt werden mußten, mitempfinden, ist auch der Dichter uns persönlich näher getreten, und eine bessere Würdigung dessen, was er als seine Lebensaufgabe erfaßt und ausgeführt hat, angebahnt worden. Werden dann noch die befruchtenden Wirkungen seines Schaffens, die weit über die engen Grenzen der Heimat hinausgehen, dargestellt, so erschließt sich uns die volle Bedeutung dieser eigenartigen dichterischen Persönlichkeit und ihre hervorragende und bleibende Stellung in der Geschichte der deutschen Litteratur.

Wie nun der Biograph das Vollbild des Dichters aus den einzelnen Lebensmomenten entstehen läßt, soll noch in Kürze näher angegeben werden.

Fünf Abschnitte sind es, in die der Verfasser das Leben und Schaffen des Dichters gliedert. Jeder Lebensabschnitt setzt sich naturgemäß wieder aus kleineren Teilstrecken, die durch besondere Überschriften markiert werden, zusammen. Diese klare, übersichtliche Gliederung erweist sich dem Leser sehr förderlich.

Der erste Abschnitt schildert die Jugend des Dichters: das Land, die Vorfahren, die Familie, Haus und Heimat. Die Darstellung beruht größtenteils auf eigener, lebendiger Anschauung. Wir lernen den Nährboden kennen, in dem der Dichter mit allen Fasern seines inneren Lebens wurzelt. Wir sehen ihn ganz auf sich selbst gestellt in seinem rastlosen Ringen und sich zuletzt für den Lehrberuf entscheiden, der ihn auf das Seminar nach Tondern führt, da ein anderer Weg, seinem Ziele näher zu kommen, sich nicht aufthun will.

Der zweite Abschnitt zeigt uns den rastlos ringenden Mann in seiner Lehr- und Lernthätigkeit. Wir sehen, wie er sich nach einigem unsichern Tasten und Zweifeln zur klaren Erfassung seiner spezifischen Lebensaufgabe durchringt und wie er, nachdem dies geschehen, alles hinter sich läßt, um sie in vollster Hingabe in der sechsjährigen Stille und Abgeschlossenheit auf Fehmarn auszuführen (1847—53). So entsteht der „Quickborn," der uns den Dichter mit einem Schlage auf der Höhe der Vollendung zeigt. Da erklangen Töne aus der Tiefe der Menschenbrust, wie man sie bis dahin in plattdeutscher Mundart nicht vernommen hatte.

„Das also war es, was er wollte." Aber erschöpft sank er zusammen. Er hatte seiner Idee seine Jugend zum Opfer gebracht. Fast freudlos schaute er auf die vollendete Arbeit. Erst allmählich richtete die ungeteilte Anerkennung und noch mehr „der Freundschaft leise, zarte Hand" ihn wieder auf. Dieser Abschnitt, die Entstehung und Vollendung des Quickborns ist meines Erachtens vortrefflich dargestellt.

Der dritte Abschnitt führt uns die **Wanderjahre** des Dichters vor. Wir sehen ihn in **Kiel**, **Bonn**, **Leipzig** und **Dresden**, wo er im Kreise von Dichtern, Künstlern und Gelehrten, die ihm vertraute Freunde werden, die Freude des Schaffens wiedergewinnt. Im Jahre 1857 kehrt er nach Kiel zurück, um dort dauernd seinen Aufenthalt zu nehmen und sich das Heim zu gründen, das er noch jetzt bewohnt.

Es folgt der vierte Abschnitt, der die zwei Jahrzente von 1857—77 umfaßt. In diese Zeit fällt die politische Umgestaltung der Herzogtümer und des deutschen Reiches. Wir sehen, wie sich die erregte und bewegte Zeit in der Seele des Dichters widerspiegelt. Fließt der Strom der Lyrik auch nicht so reich und voll wie im Quickborn, so nimmt die epische Darstellungsform einen um so breiteren Fluß und erreicht in den „Vertelln," im „Rotgeter" und vor allem im „Heisterkrog" seine Höhe und Vollendung. Neben dichterischen beschäftigen ihn sprachwissenschaftliche Arbeiten, die näher dargestellt und gewürdigt werden. Die Verbindungen mit den Niederlanden knüpfen sich an und erweitern und befestigen sich.

Der letzte Abschnitt schildert die Jahre von 1877 bis auf die Gegenwart. In eingehender Weise wird des Dichters Wirksamkeit nach außen dargestellt, seine Beziehungen zu den plattdeutschen Vereinen, sein Einfluß auf die Gestaltung derselben. Durch die *Herausgabe der gesammelten Werke, die den ganzen Umfang seines dichterischen Schaffens* erkennen lassen, belebt sich wieder das Interesse. In dem Rückblick auf Groths geistige Arbeit wird noch einmal die Summe seines Schaffens und Wirkens gezogen. Mit den errungenen Erfolgen und Anerkennungen, sowie mit der Darstellung des Freundeskreises schließt das Buch ab.

Die fleißige, liebevolle Arbeit verdient namentlich auch im Leserkreise der „Heimat" die weiteste Verbreitung. Darum sei sie nochmals aufs wärmste empfohlen.

J. F. Ahrens.

Mitteilungen.

Die **Weinbergschnecke** (vergl. „Heimat" 1898, Nr. 4) ist in der Landschaft Schwansen bei vielen adeligen Gütern vorhanden, besonders bei solchen, die auf ein hohes Alter zurückblicken. Ich habe sie zahlreich an den Parken von **Eschelsmark**, **Büstorf**, **Stubbe**, **Saxtorf**, **Ludwigsburg** gefunden, dagegen bisher noch nicht bei **Ornum**. Auch in nachreformatorischer Zeit wird die Weinbergschnecke in unserer Gegend zur Speise gedient haben; wenigstens spricht das Vorhandensein zu Büstorf, welcher Hof erst 1651 durch Hartig Schack zu Stubbe aus einem Bauerndorfe gebildet wurde, für diese Annahme.

Bohnert. Chr. Kock.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 6. Juni 1899.

An Klaus Groth.

Als ich zum letzten Mal dich sah
Bei einer kurzen Rast im Norden,
Da warst du deinen Achtzig nah,
Ich fünfunddreißig kaum geworden.

Und wie auf elf der Zeiger stand
Und Müdigkeit den Gast verscheuchte,
Nahmst du die Lampe in die Hand,
Daß sie mir durch den Garten leuchte.

So standest du im hellsten Licht —
Ich ging, doch immer rückwärts lugend,
Und dacht': Vergiß die Stunde nicht!
Vom Alter scheidet so die Jugend.

Und stets noch kann ich so dich sehn
Und hab' es immer neu empfunden:
Du wirst noch lang' im Lichte stehn,
Wenn ich im Dunkel längst verschwunden.

Adolf Bartels.



Aus dem vorreformatorischen Husum.

Von M. Voß in Husum.

Wenn Fernstehende den Namen Husum oder von der grauen Stadt am Meer hören, so denken sie sich darunter eine im frühesten Mittelalter schon entstandene Ortschaft, die seit dieser Zeit auch zum großen Teile ihr altertümliches Kleid bewahrt hat. Allerdings giebt es noch einzelne alte interessante Bauten aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts, weiter zurückreichende Denkmäler fehlen aber gänzlich, was zum Teil wohl in den beiden großen Bränden der Jahre 1540 und 1549 seinen Grund hat. Die Entstehung Husums reicht aber auch garnicht sehr viel weiter zurück. 1372 soll es aus zwei Dörfern, Oster- und Westerhusum, bestanden haben, von denen jenes in der Gegend zwischen Markt und Plan,

das andere zwischen der Fischer- oder jetzigen Bahnhofs-, der Langenharm- und Rosen-, früher Hans Backsenstraße, gelegen haben muß. Beide Dörfer waren eingepfarrt nach der alten und ältesten Hardeskirche der Südergoesharde in Mildstedt, und diese Ortschaft mag als an der schiffbaren Milda in der Nähe der Mildeburg belegen an Bedeutung die beiden Husum weit überragt haben. Auch Rödemis, das alte Schwabstedter Stiftsdorf, das südlich an der Husumer Au lag, hatte als Hafenplatz sicherlich frühere und größere Bedeutung als das gegenüberliegende Husum. Man sieht noch deutlich in den tieferliegenden Marschfennen, zwischen der nach Tönning führenden Eisenbahn und der Ortschaft, den alten Hafen des Orts. Das Dorf Rödemis hat es von vornherein darauf angelegt gehabt, eine Stadt zu werden; noch jetzt ist sein ältester Teil, „Rödemisstrat," ganz und gar städtisch gebaut. Anfangs mag auch die Zahl der in Rödemis wohnenden Handwerker sogar die Husums überragt haben. Als aber Eiderstedt landfest wurde und die Milda ihre Schiffbarkeit immer mehr einbüßte, wurde dadurch selbstverständlich die Husumer Aue zum Hafenplatz der vorliegenden Inselwelt, und damit gestaltete sich die Ortschaft Husum als Handelsplatz und nahm so mächtigen Aufschwung, daß es seine beiden Nachbargemeinden Mildstedt und Rödemis bald weit überflügelt hatte. Bequemlichkeitsrücksichten legten daher den Gedanken nahe, Husum kirchlich von Mildstedt zu trennen oder wenigstens in Husum eine Kapelle zu bauen. Im Jahre 1431 kamen die „Bunden vnd gantze Meenheit Inwahnere" der Dörfer Oster- und Westerhusum zu einem Dinge unter dem Vorsitz des Vogtes zu Gottorp, Hinrich Rixstorff, zusammen und verpflichteten sich zu Ehren des „werdigen hilligen Krützes vnd der Hochgelaueden Jungfruwen Maget Maria vnd S. Lamberti des hilligen Bischoppes" eine Kapelle zu bauen. Damit aber die Kirche in Mildstedt und die Diener an ihr in ihren Einnahmen nicht geschädigt wurden, versprachen sie, alle Jahr am St. Martinstage 20 Mark Lübsch zu zahlen. Wird die Bezahlung dieser Summe um die genannte Zeit auf irgend eine Weise verzögert, so nehmen sie die Verpflichtung auf sich, zu Weihnachten die doppelte Summe zu erlegen. 1448 wird der Vertrag mit gegenseitigem Einverständnis geändert. Die Mildstedter Kirche wird diesmal durch den Kirchherrn Hinrich Schriver vertreten. Die Einwohner Husums verpflichten sich von diesem Jahre an, 16 Mark Lübsch jährlich ewige Rente zu zahlen und an einer bequemen Stelle binnen Husum eine Wedeme (Predigerwohnung, Süderstraße Nr. 151½) zu erbauen und zu unterhalten. Ferner sollten die Kirchgeschworenen dafür Sorge tragen, daß die Opfertage seitens der Kommunikanten, „de Gades Lichamb entfangen," innegehalten werden. Auch sollten sie alles, was für den hohen oder Hauptaltar der Kapelle erforderlich ist, zur Verfügung stellen, ebenfalls einen eigenen Küster anstellen, ihm Lohn und Wohnung geben und den Küster in Mildstedt für den Ausfall an seiner Einnahme durch eine jährliche Kornlieferung von 6 Scheffel Roggen entschädigen. Neben diesen Verpflichtungen müssen sie endlich noch 4 Mark jährliche Rente auf sich nehmen, welche die Husumer aber, wenn sie es wünschen und wollen, durch einmalige Zahlung eines Kapitals von 60 Mark ablösen können. — Die Entwickelung des kirchlichen Lebens hätte nunmehr in Ruhe vor sich gehen können, wenn nicht ein Ereignis störend in den Weg getreten wäre; das war die verhängnisvolle Katastrophe des Aufstandes der Husumer unter Führung des Grafen Gerhard gegen den König Christian I. Derselbe ereignete sich im Jahre 1472 im Nachsommer. Mit etwa 90 Mann, vielem Kriegsgerät und Holz zum Bau von Blockhäusern landete der Graf in Husum, nachdem er vorher das Feuer des Aufruhrs in der Kremper- und Wilstermarsch, in Stapelholm und auf Nordstrand gebührend geschürt hatte. Die Husumer jubelten ihm zu; aber bevor der Ort in kriegsgemäßen Verteidigungszustand hatte gesetzt werden

können, war auch schon der König mit seinen Bundestruppen da und schlug den Aufruhr leichter Hand nieder. Der Hauptschuldige, Graf Gerhard, entkam; die Husumer mußten daher umsomehr die Rächerhand des Königs fühlen. Wer noch Zeit hatte finden können, ein im Hafen liegendes Schiff zu erreichen, hatte mit den in der Eile zusammengerafften Habseligkeiten das Weite gesucht. Meistens waren die flüchtigen Husumer nach Holland gegangen, hoffend, daß des Königs Zorn sich bald legen möge und sie in ihre Häuser und Hütten zurückkehren könnten. Wer zurückgeblieben war und der Gnade des Königs vertraute, war betrogen: seine Rache kannte keine Grenzen. Siebzig der angesehensten Männer aus Nordstrand, Stapelholm und Husum wurden auf dem Klingenberge hingerichtet. Dem Staller Edlef Knutzen schnitt der Scharfrichter das Herz aus dem Leibe und schlug damit auf seinen noch zuckenden Mund, ihm zurufend: „Sieh hier, dein Verräterherz!“ Wenn nicht hochherzige und einflußreiche Männer Fürbitte für die Ortschaft eingelegt hätten, wäre sie sicherlich, wie der König gedroht hatte, an allen Ecken angezündet worden. Ihre Befestigungen wurden vernichtet, die ihr gewährten Privilegien zurückgenommen. Außerdem verlangte der König 3000 Mark Brandschatzung und von jedem Besitztum eines Aufrührers die jährliche Rebellensteuer. Die Häuser der Landesflüchtigen wurden an Adlige oder an treuergebene Diener des Königs verschenkt. Selbst kirchliche Güter wurden konfisziert; doch ließ sich der König dazu herbei, 1475 sie wieder zurückzugeben. — Dank der günstigen Lage des Ortes blühte er bald wieder auf. Besonders die 44338 Demat (22169 ha) große Insel Nordstrand lieferte ihre sämtlichen landwirtschaftlichen Produkte nach Husum und empfing dafür teilweise kaufmännische Waren in Zahlung. Die Husumer Kaufleute fanden dabei doppelten Verdienst und die Arbeiterschaft sowie auch die Schiffer hatten beim Löschen und Verladen der Tauschwaren reichliche, lohnende Arbeit und gewinnbringende Fracht. Der durch den Handel geschaffene Wohlstand förderte wieder das Handwerk und den Kleingewerbebetrieb, und die Aufnahme dieser zeitigte rückwirkend allgemein gesunde bürgerliche Verhältnisse. So entstand bald wieder in Husum ein Wohlstand, der für das kirchliche Leben nicht ohne Folgen bleiben konnte. Der Rektor ecclesiae, der Kirchherr zu Mildstedt, der sich bei Abschluß des Vertrages mit den Husumern noch angemaßt hatte, ewiger Vikarius der Kapelle sein zu wollen, konnte bald seinen amtlichen Pflichten nicht mehr nachkommen; die Arbeit der Seelsorge wuchs ihm über den Kopf. Eine Arbeitskraft reichte nicht mehr aus, mit Sakramenten, Leichenpredigten und sonst gewünschten Amtshandlungen der zweigeteilten Gemeinde aufzuwarten, zumal das Bedürfnis kirchlicher Bedienung derzeit größer war als in der Gegenwart. Die Kapelle in Husum bekam daher einen Kapellan oder Vikar. Vielleicht ist das schon vor 1472 notwendig geworden, denn die Predigerwohnung, die Wedeme (d. h. das ihm Gewidmete), war schon im Jahre 1448 hergerichtet worden. Die Vermächtnisse an die Kapelle, die mir nach einem 1534 angefertigten Rentenverzeichnis, „des Gasthuses Boeck,“ vorliegen, fließen anfangs spärlich. Die ersten scheinen aus dem Jahre 1463 zu sein. In den siebziger Jahren hat wegen des niedergeschlagenen Aufruhrs fast keiner für kirchliche Zwecke etwas übrig. Auf die achtziger Jahre fallen auf das Jahr etwa 3 Schenkungen, während sie sich in den neunziger noch mehr steigern, um endlich von 1500 bis 1527 hin eine ungeahnte Höhe zu erreichen. Dann wird es still, und die Vermächtnisse fließen sparsam; die große Bewegung der Reformation hat mit aller Macht eingesetzt und selbst die Gemüter der Kleinbürger eines weltentlegenen „Blekes“ oder Fleckens aufgerüttelt, ja, teilweise sogar gegen die von der Kirche aufgehäuften Reichtümer und ihre schmarotzenden Nutznießer feindlich gestimmt. Die Macht der Kirche war mit einem Male gebrochen, das Gängelband ihrer

Glieder zerrissen und der Zug der Zeit ein anderer geworden. Die Stifter der verschiedenen oben genannten Vermächtnisse waren meist Husumer Bürger, in einzelnen Fällen auch Landleute aus der Umgegend, in einem Falle ist es sogar eine Kirchengemeinde, nämlich das damals wohl sehr reiche Kirchspiel Odenbüll auf Nordstrand. Mit warmer und erkaltender Hand gaben reiche oder wohlhabende Bürgersleute Ländereien oder Kapitalien, diejenigen, die das bare Geld nicht hatten, ließen Hypotheken auf ihre Häuser eintragen und verpflichteten sich, diesen „Hovetstoel" mit jährlich 6% an die Kirche zu verrenten. Einzelne bedangen sich auch Zeit ihres Lebens ein „Lyffghedynck," ein Leibgedinge oder eine Leibrente für ihr Vermächtnis aus. Dieser oder jener knüpfte an seine Schenkung eine besondere Bedingung, nämlich die, daß nach seinem oder irgend eines andern Tode sogenannte Memorien oder Seelenmessen gelesen werden sollten. Andere stifteten Kapitalien, für deren Renten den Geistlichen Konsolatien, Gastmähler zur Stärkung und Labung nach angestrengter Arbeit, verabreicht werden konnten; wieder andere sorgten dafür, daß der Tisch des Herrn mit Brot und Wein stets reichlich gedeckt war; sie gaben „Win vnde Brodrenten." Auch kam es vor, daß einer sich einem besonderen Heiligen besonders verpflichtet hielt und Hab und Gut an diesen oder an seinen in der Kirche aufzustellenden oder schon stehenden Altar verschenkte. Selbst die Handwerkerinnungen, die „Ämbter," wie sie damals hießen, wollten nicht zurückstehen; sie machten in dankbarer Anerkennung ihres Wohlergehens einen Heiligen zu ihrem Schutzpatron und brachten auf seinem Altar reiche Spenden dar. So entstanden neben den drei ursprünglichen Altären, dem „Hogen" oder Hauptaltare, der der „Hochgelaueden Jungfrouwen Maget Maria" gewidmet war, dem Altar des „werdigen hilligen Krutzes" und dem „Sunte (sancte) Lamberti, des hilligen Bischoppes," noch eine ganze Reihe von andern, zu beiden Seiten, in den von Kreuzgewölben umschlossenen Räumen, untergebrachten Altären. Nach einer Urkunde (mitgeteilt in „Innungen und Zünfte in Husum von M. Voß" als Anlage A) aus dem Jahre 1507 waren es außer den drei genannten der Altar „des Kalandes, des hilgen lichammes, der hilgen Dreuoldicheyt, Sunte Nicolaus, Sunte Jacobes, Sunte Annen, Sunte Brandanius, Sunte Michaelis, Sunte Johannes vnder dem Torne, Sunte Gertrudes, des Rosenkrantzes, Sunte Peters, Sunte Katerinen, Sunte Jostes, der teyndusent Riddern vnd aller Christen Seelen." Zum Teil sind das landläufige Altäre, die sich in mehreren andern Kirchen Schleswig-Holsteins wiederfinden, zum Teil sind es auch speziell husumische. Gewiß wäre es interessant, der Frage nachzugehen, wie man dazu gekommen ist, gerade diese Altäre hier aufzustellen und diese Heiligen zu verehren; doch ist dieselbe mit der mir zu Gebote stehenden Litteratur nicht zu erledigen. Daß man ganz willkürlich dabei vorgegangen ist, ist doch wohl nicht anzunehmen. (Fortsetzung folgt.)

Jahresbericht über Landeskunde.

Von Dr. R. Hansen in Oldesloe.

Wenn ich im folgenden versuche, einen Bericht über dasjenige zu geben, was im Laufe des letzten Jahres in landeskundlicher Hinsicht geleistet ist, so beabsichtige ich nicht, alles, was unter den Begriff „Landeskunde" im weitesten Umfange gehört, zu behandeln, sondern nur das hervorzuheben, was bei den Lesern dieser Monatsschrift allgemeines Interesse erwecken kann und zur Ergänzung des in älteren Handbüchern über „Geographie" oder „Heimatkunde" Gegebenen dient. (Vgl. Jahrg. 1898 der „Heimat," S. XIII.) Bei diesem ersten Jahresbericht greife

ich hier und da auf frühere Jahre zurück, da die Leser kaum über alle älteren Vorgänge ausreichend orientiert sind.

Areal. Eine Veränderung des Areals der Provinz tritt im allgemeinen nur an der Nordseeküste ein, wo an günstigen Stellen sich neues Land bildet, anderswo die nagende Flut Stücke wegreißt. In den letzten Jahren sind nur kleinere Flächen durch Eindeichung gesichert, größere sind vorbereitet.

An der Elbe plant man bei Wedel das Außendeichsland einzudeichen; die Kosten, die sich auf etwa 50—60000 *M* belaufen, sollen von der Stadt und den beteiligten Landbesitzern getragen werden.

Die reichsten Ablagerungen finden sich an der Mündung der Elbe, in Süderdithmarschen, wo die Sinkstoffe des Flusses durch den entgegenkommenden Flutstrom zum Stillstand kommen und sich deshalb am leichtesten absetzen. Südlich vom Kaiser Wilhelms-Koog, zwischen Kaiser Wilhelms- und Friedrichs VII.-Koog und in dem Winkel zwischen Friedrichskoog und dem Barlt-Meldorfer Vorland ist ein so erfreulicher Anwuchs vor sich gegangen, daß dort neue Köge gewonnen werden können. Der preußische Landtag hat 1898 die nötigen Gelder, 600000 *M*, für die Eindeichung des letzten Stückes bewilligt: darnach werden im laufenden Jahre die drei Sommerköge Alter Steert-, Neuer Steert- und Rathjensdorfer Sommerkoog (151, 78 und 70 ha) und das Vorland davor, zusammen 549 ha, eingerechnet 68 ha für Deiche, Wege und Gräben, durch einen Winterdeich von 4950 m Länge eingeschlossen werden. Zwischen Friedrichs- und Kaiser Wilhelms-Koog sollen voraussichtlich 1900 und 1901 zwei neue Sommerköge gewonnen werden. — Der vor der Nordwestspitze des Wilhelmskooges gelegene „Franzosensand" ist zu einer grünen Insel geworden, die durch Quellerwuchs bereits mit dem Vorlande des Koogs zusammenhängt.

Elf Kilometer westlich von der Spitze des Friedrichskoogs liegt die seit etwa 50 Jahren allmählich begrünte Insel Trieschen. Sie ist jetzt als Weideland verpachtet; ein unternehmender Mann hat dort eine „Burg" errichtet, d. h. ein Stück mit einem Deiche eingeschlossen, so daß das Vieh bei einer hohen Sommerflut Schutz finden kann.

An der Küste Norderdithmarschens bei Büsum ist kein Anwuchs zu finden, eher Abspülung. Das nordwestlich von Büsum liegende Vorland ist deshalb 1891 durch einen Sommerdeich gesichert worden: der Nordgrovener Sommerkoog, 91 ha groß. — Am Wesselburener Kooge hat sich die Eider nach dem bekannten Naturgesetz, daß die Flüsse an der äußeren Seite der Kurven Land abspülen, in bedenklicher Weise dem Deiche genähert, und man ist zu bedeutenden Steinsenkungen zum Schutze des Ufers genötigt gewesen. Dagegen hat weiter östlich, vor Schülp und Karolinenkoog, das Vorland beträchtlich zugenommen.

In Eiderstedt hat man das Vorland vor Osterhever und dem Augustenkoog 1895 durch einen Sommerdeich gesichert. Die größte Anschlickung im Schleswigschen zeigt sich an der Lahnung, die seit 1873 von dem Festlande nach der Hamburger Hallig führt; vor den Reußen-Kögen ist ein ausgedehntes „Maifeld" entstanden, dessen Eindeichung im Laufe der nächsten Jahre zu erwarten ist.

Auf Nordstrand hat sich seit längerer Zeit nach Osten hin ein erfreulicher Anwuchs gezeigt, so daß die Pohnshallig längst mit Nordstrand zusammenhängt. Ein Plan zur Eindeichung ist vor mehreren Jahren von dem (†) Ingenieur Schröder gemacht, aber noch nicht zur Ausführung gekommen. Auf Pellworm und Westerland-Föhr ist die Verstärkung der Deiche und die Herstellung von Steindecken 1898 beendigt worden.

Größere Aufwendungen sind seit 1896 für die Halligen gemacht; es ist besonders der unausgesetzten Bemühung des Herrn Eugen Traeger zu verdanken,

daß die den Inseln drohende Gefahr allgemein bekannt geworden ist und Maßregeln zu deren Beseitigung getroffen sind. Diese bestehen in der Sicherung der Ufer gegen Abbruch und in der Aufführung von Dämmen teils zwischen den Halligen selbst, teils zwischen dem Festland und den nächsten Halligen. Nach beiden Seiten ist manches geleistet; 1898 ist gegen Ende September der Damm zwischen Oland und Langeneß geschlossen, nachdem die außerordentlich ungünstige Witterung von April bis Juli und die Sturmflut vom 31. August, letztere durch Zerstörung der Transgortgeleise, eine erhebliche Verzögerung verursacht hatte; der Damm von Oland nach dem Festlande ist ebenfalls notdürftig fertiggestellt. Die Stürme des letzten Winters haben auf den noch ungeschützten Halligen, besonders auf Hooge, nicht unbeträchtlichen Landverlust zur Folge gehabt und mahnen zur ungesäumten Fortsetzung der Schutzarbeiten. — Auch für Versorgung der Halligen mit Trinkwasser ist die Regierung thätig gewesen; auf Nordstrandischmoor und der Hamburger Hallig hat man in einer Tiefe von 30—40 m ein brauchbares, etwas eisenhaltiges Trinkwasser erbohrt, in Oland erst in 340 m Tiefe.

Nördlich von Hoyer finden sich bekanntlich keine Deiche mehr; die Marschniederungen bei Medolden und Hvidding werden nur als Weideland benutzt. Auch hier schwemmt, durch Menschenhand gefördert, neues Land an; bei Hvidding ist im letzten Vierteljahrhundert eine Fläche von etwa 100 ha gewonnen.

Deichbrüche an Seedeichen sind seit langen Jahren nicht mehr vorgekommen; bei Sommerdeichen ist, soweit mir bekannt, im Laufe der letzten Jahre nur zweimal eine bedeutende Beschädigung eingetreten: am 23. März 1894 brach der Deich des Wöhrdener Sommerkooges, so daß wegen des entstandenen Wehls ein Stück ausgedeicht werden mußte, und am 3. Dezember 1898 wurde die Schleuse des Barlter Sommerkooges durchrissen und der Koog unter Wasser gesetzt.

Die der Brandung sehr ausgesetzte Westküste von Sylt ist auch in den letzten Jahren weiter gesichert durch Herstellung eines Buhnensystems.

Flüsse, Kanäle. Von großer Wichtigkeit für den Seehandel ist die seit 1897 in Angriff genommene Korrektion der Elbe von der Altona-Hamburger Grenze bis nach Nienstedten, die 1899 beendigt sein soll. Hauptzweck ist, das Wasser möglichst enge im Strombett zusammenzuhalten und die Wasserläufe des südlichen Ufers, die sonst bei jeder Flut gefüllt werden, so abzusperren, daß sie bei gewöhnlicher Flut unberührt bleiben. 1897 wurde die neue Fahrrinne ausgebaggert in langer Kurve von Hamburg-Altona aus an der Südseite der Elbe an Pagensand und Finkenwärder, bis sie sich bei Nienstedten wieder nach der Nordseite wendet. Das Wasser bricht sich an den steinernen Bollwerken, setzt seine Sinkstoffe ab und erhöht das Ufer der Rinne, das sich allmählich weiter vorschiebt. An der nördlichen Seite der Elbrinne ist 1898 der Bau des Altonaer Leitdammes begonnen, der den Strom auf der holsteinischen Seite zwingen soll, sich in der Rinne zu halten und sie zu vertiefen; er wird sich etwa 1000 m lang in flachem Bogen bis zu 50 m Abstand vom Ufer entlang ziehen. Der Leitdamm schafft für Altona einen neuen Hafen von etwa 1000 m Länge und 100 m Breite.

Die Vertiefung der Haderslebener Föhrde wird voraussichtlich im laufenden Jahre begonnen, nachdem die Stadt 100 000 M und der Kreis ebensoviel bewilligt hat; den Rest trägt der Staat. — Geplant ist auch die Vertiefung des Fehmarnsundes, der selbst für flachgehende Seefahrzeuge schwierig zu passieren ist.

Der zweitgrößte Kanal unserer Provinz, der Elb-Trave-Kanal, ist seiner Vollendung beträchtlich näher gekommen. Die alte Umwallung Lübecks hat sich dadurch ganz erheblich geändert: die Altstadt liegt nicht mehr auf einer Halbinsel zwischen der Wakenitz und der Trave, sondern auf einer Insel: im Nordwesten von der Trave, im Norden, Osten und Süden vom Kanal umgeben. Die schmale

Landenge, die vor dem Burgthore die Wakenitz von der Trave trennte, ist durchstochen; man hat dort die bei der Entfestigung zugeschütteten alten Festungswerke wieder aufgedeckt. Neue Anlagen, die die hier und da beseitigten alten Wallanlagen an Schönheit noch übertreffen sollen, sind geplant und teilweise ausgeführt. Die Erbauung von Eisenbahnbrücken für den Kanal bei Lübeck, Genin, Mölln, Büchen ist zum Teil schon beendigt; es werden sämtlich feste Brücken. Eine Hochbrücke führt über den Kanal, die der 1897 eröffneten Oldesloe-Hagenower Bahn bei Berkenthin, ein mächtiges, ästhetisch übrigens nicht gerade hübsches Bauwerk.

Meliorationen. Größere Flußkorrektionen, Trockenlegungen u. dergl. sind meines Wissens im Binnenlande nicht vorgenommen. Den Wunsch möchte ich übrigens hier aussprechen, daß von berufener Seite die Meliorationen kartographisch allgemein bekannt werden; ich erinnere dabei an die Karte, die auf der Kieler Ausstellung 1896 ausgestellt war. — Die Aufforstung der Heiden ist durch die emsige Thätigkeit des Heide-Kultur-Vereins von Jahr zu Jahr weiter vorgeschritten; im Jahre 1896 sind von Privaten 99,5 ha, 1897 80 ha aufgeforstet, allerdings nicht überall Heide, sondern auch bisher als Ackerland benutzter Thonboden mäßigeren Werthes. In den ersten 25 Jahren seines Bestehens (1871—1896) sind von Privaten rund 6680 ha aufgeforstet, dazu 200 Schutzpflanzungen an Gehöften angelegt und 400 000 m Wälle bepflanzt. Die Aufschüttungsflächen am Kaiser Wilhelm-Kanal versucht man, hoffentlich mit Erfolg, aufzuforsten. Auch die Provinzialverwaltung hat die Anpflanzungen in alter Weise fortgesetzt; zwischen Segeberg und Neumünster, auf der Iloh-Heide, bei Bokelholm und auf den Heiden im westlichen Schleswig sind ausgedehnte Gehölze, meistens Nadelholz, entstanden.

Geologie. Zu erwähnen von den geologischen Forschungen der letzten Zeit ist die Untersuchung von Dr. C. Gottsche über die Endmoräne in Schleswig-Holstein. Es ist ihm gelungen, den Verlauf derselben von der jütischen Grenze bis zur Lübecker Bucht bei Süsel nachzuweisen. Unsere Endmoränen, die jenseit der Lübecker Bucht bei Kalkhorst ihre Fortsetzung finden, sind von denjenigen Mecklenburgs und Pommerns dem Charakter nach nicht unterschieden und zeigen auch überraschende Ähnlichkeit mit den Endmoränen des grönländischen Inlandeises. Der Reichtum an Steinblöcken ergiebt sich daraus, daß auf einer Strecke von etwa 10 km über 184 000 cbm größerer Blöcke für den Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals entnommen wurden.

Ein neues bedeutendes Kreidelager hat man 1896 beim Bohren nach Wasser in der Nähe von Pahlhude an der Eider (Kreis Norderdithmarschen) entdeckt. Bergbautechniker stellten die Möglichkeit fest, die Kreide bergmännisch zu fördern, und im Juli 1897 wurde mit sächsischen Bergleuten die Herstellung eines Förderschachtes begonnen. Der in unserer Provinz weit verbreitete Triebsand hemmte den Fortgang außerordentlich, und erst Ende Februar 1898 erreichte man bei 38,75 m die Kreide, die bis zu einer Tiefe von über 100 m liegt. Eine bedeutende Cementfabrik wird angelegt werden. Es ist das einzige Bergwerk, das Schleswig-Holstein besitzen wird.

Ethnologie. Hausbau. Auf dem Gebiete der Ethnologie und des Hausbaus ist besonders von dänischen Forschern für das Herzogtum Schleswig gearbeitet. Dem wertvollen Werke Meyborgs, das auch in deutscher Übertragung von Prof. Haupt-Schleswig erschienen ist, folgte 1895 eine Arbeit P. Lauridsens über deutsche und dänische Bauweise in Schleswig-Holstein. Nach eingehender Prüfung alter Inventarien über verschiedene Landschaften unterscheidet er für Schleswig nur zwei Typen, das sächsische Haus bis zur Grenze Eckernförde-Schleswig-Jübek-Mildstedt-Treenemündung mit der Längsdiele, das friesisch-dänische nördlich davon mit der Querdiele. Das friesische Haus geht aber auch südwärts nach Dithmarschen, und

ich glaube, daß auf die friesische Bauweise, die gewiß mit der dänischen in mancher Beziehung verwandt ist, von Südwesten her, aus Holland und Westfriesland, mehr Einfluß geübt ist als von Dänemark. Derselbe Lauridsen hat aus alten Schatzbüchern des 16. Jahrhunderts ungefähr dieselbe Grenze für das südlichste Vordringen des dänischen Zweigs der germanischen Rasse nachgewiesen. Für die Ethnographie wichtig sind auch die Forschungen des Dänen Steenstrup über die Ortsnamen. Die ältesten Orte sind die auf löv (leben), sted, inge, jünger die auf by, thorp, skov, noch jünger die auf holt und röd. Die Prüfung der Ortsnamen ergiebt manche Aufschlüsse über die Sitze der nachweisbar ältesten Bevölkerung; sie gehen zum Teil bis in sehr alte Zeit, über die Völkerwanderung hinaus, zurück. Von Interesse für die ehemalige Gestaltung des Landes ist der Fund eines Kjökkenmöddings bei Dunsum auf Föhr; die Leute lebten, während er entstand, von Fischen, — folglich muß Dunsum ans Meer gegrenzt haben; von einem früher gefabelten Zusammenhang Föhrs mit Sylt kann also nicht die Rede sein.

Topographie. In den letzten Jahren sind verhältnismäßig viele Spezialschriften über einzelne Landesteile erschienen, meistens chronistisch-topographischer Art. Die Arbeiten aus dem Jahre 1898 sind folgende:

1. J. Erichsen, Topographie des Landkreises Kiel. Nach einem allgemeinen Teile, der eine kurze Übersicht über den Kreis giebt und dann Meteorologie und Klima, Sitten und Gebräuche, Größe, Bevölkerungsstatistik (Zunahme, Dichtigkeit, Geschlecht, Familienstand, Alter, Bewegung der Bevölkerung, Wohnverhältnisse, Heimatverhältnisse und Sprache, Religion), Landwirtschaft, Ernteflächen und Erträge, Viehwirtschaft, Obst- und Gartenbau, Waldungen, Fischerei, Industrie, Handel und Verkehr, Geldwesen, Versicherungswesen, Verwaltung und Rechtspflege, Kirchen und Schulwesen und die topographische Geschichte behandelt, folgt im speziellen Teil die Topographie der Stadt Neumünster, der Landgemeinden und der Gutsgemeinden in alphabetischer Anordnung. Die alphabetische Anordnung hat manche Annehmlichkeiten und Schattenseiten (vgl. Lorenzens Anzeige von Erichsens Topographie des Kreises Hadersleben, „Heimat" 1896, S. 216 ff.) Wenn überhaupt diese Anordnung zu wählen war, so hätte ich die Unterabteilungen: Stadt, Landgemeinden, Gutsgemeinden gern fallen lassen. Die Bearbeitung ist sonst der des Kreises Hadersleben ähnlich.

2. Christian Kock, Schwansen, historisch und topographisch beschrieben. — Die Schrift, für die verschiedene bis jetzt unbenutzte Quellen, wie Gutsarchive, benutzt sind, bringt manches Neue. Ich hebe hier hervor die Geschichte der Besiedlung der Halbinsel. In prähistorischer Zeit war sie nach der Zahl der Steinaltergräber und alten Funde verhältnismäßig gut bevölkert, besonders an der Küste und den Bächen. Dann wird sie menschenarm, wohl durch die Auswanderung zur Zeit der Völkerwanderung, und den größten Teil bedeckt Wald. Neue Besiedlung kommt besonders vom Norden her, wie die Ortsnamen auf by und twedt beweisen; namentlich die auf by sind zahlreich. Durch Rodungen vermehrt sich die Zahl der Bewohner, die zunächst fast nur Bauerndörfer bilden. Kriege und Pestilenz brechen die Kraft der Bauern; die Königsmacht sinkt, der Adel wird übermächtig; so werden vom 15.—17. Jahrhundert die Bauerndörfer fast sämtlich niedergelegt und Schwansen ein Land ausgedehnter Leibeigenschaft. Allgemein beseitigt wurde diese erst im Anfang unsers Jahrhunderts. Kock giebt manche interessante Mitteilungen über die Leiden des Landes während der Kriege des 17. Jahrhunderts, über die Hexenprozesse, über das bäuerliche Leben, die Leibeigenschaft. Den 2. Hauptteil bildet eine Topographie der Halbinsel.

3. L. Hellwig, kleine Heimatkunde für den Kreis Lauenburg. Sie ist für Schulzwecke bestimmt und wird besonders dem Lehrer gute Dienste thun. Mir ist

zweifelhaft, ob die Etymologien sämtlich richtig sind. Sollte Ratzeburg nicht einfach Hraz-burg sein, d. h. Burg-Burg, indem das slavische hraz (graz) benutzt und ihm das deutsche Burg angehängt wurde? Vgl. Monte Gibello (Berg-Berg), Laacher See (Seeer-See).

Zur Topographie und Geschichte Dithmarschens hat Referent im Band 27 der Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte verschiedene Beiträge geliefert, besonders für die Zeit des 16. Jahrhunderts, über Lage und Namen verschiedener Orte, über die bäuerlichen Besitzungen in der Marsch (Größe, Zahl, Besitzer u. dgl.), die Zahl der Einwohner, über die Ausdehnung der Döfften, über die dithmarsischen Personennamen.

Litteratur (außer der in der „Heimat“ schon behandelten).

R. Hansen, Neue Köge in Süderdithmarschen. „Globus“ Bd. 73 (1898), S. 359—361.
Vereinsblatt des Haide-Kultur-Vereins.
Gottsche, die Endmoränen und das marine Diluvium Schleswig-Holsteins, Teil I. Die Endmoräne. Hamburg 1897.
P. Lauridsen, om dansk og tysk Bygningsskik i Sonderjylland (Historisk Tidskrift VI (1895), S. 91—113, und R. Hansen, „Globus“ Bd. 69 (1896), S. 201—203.
Joh. C. H. R. Steenstrup: Til vore Landbyers og Bebyggelsens Historie, 56 S. Kopenhagen 1894. Om Gaders Navne i de nordiske Stedenavne. 38 S. 1896.
R. Hansen, Über Wanderungen germanischer Stämme auf der cimbrischen Halbinsel. „Globus,“ Bd. 70, S. 133—137. Zur Geschichte Nordstrands. „Gl.“ 69, S. 290—293.
J. Erichsen, Topographie des Landkreises Kiel. 167 S. Kiel 1898.
Christian Kock, Schwansen. 269 S. Kiel, 1898.
L. Hellwig, Kleine Heimatkunde für den Kreis Herzogtum Lauenburg. 50 S. Ratzeburg 1898.
R. Hansen, Zur Topographie und Geschichte Dithmarschens. Zeitschr. f. Schl.-Holst.-Lauenb. Gesch. Bd. 27 (1897), S. 191—316.



Der Meggerkoog.

Von H. Greve in Schleswig.

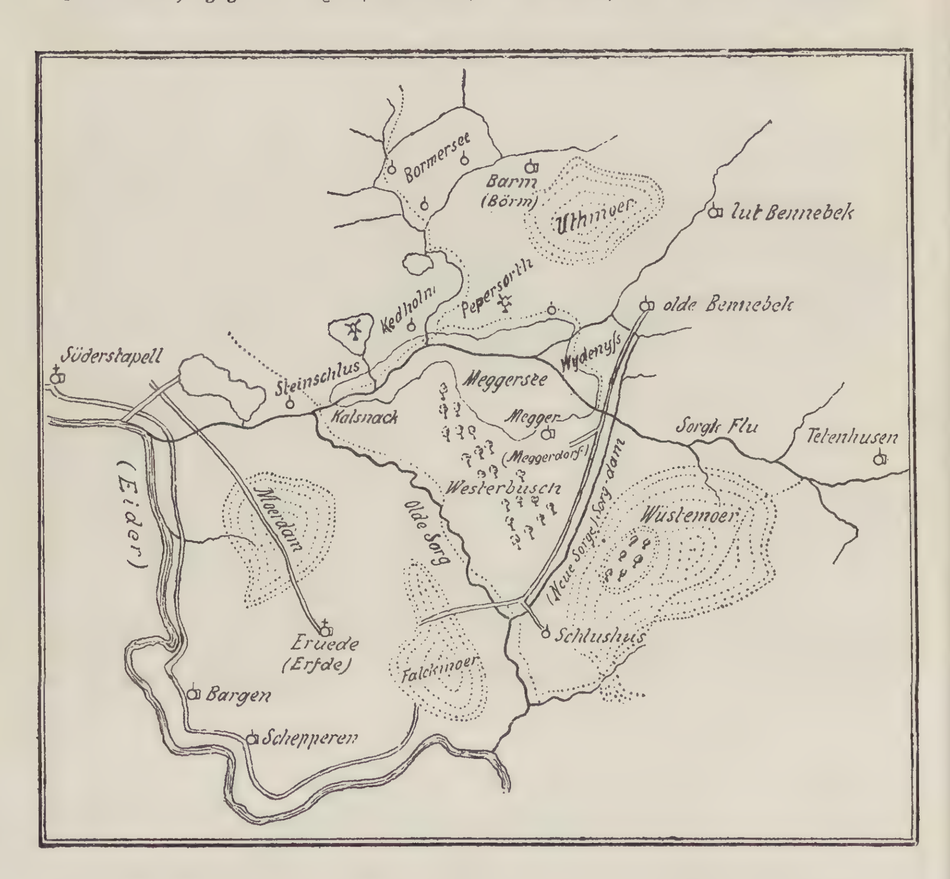
Die Niederung, welche jetzt der Meggerkoog genannt wird, war ehedem ein von der Sorge in ihrem Unterlaufe durchströmter See, dessen südliches Ufer der den Koog stellenweise 4—5 m überragende „Meggerdorfer Berg“ bildete. Holländer — wahrscheinlich vertriebene Remonstranten — waren es, welche um die Mitte des 17. Jahrhunderts mittels Stauungen und Hemmungen, wie es in Danckwerths Landesbeschreibung heißt, die Trockenlegung des Meggersees unternahmen. Sie leiteten die Sorge [1]) durch einen Kanal, die sogenannte neue Sorge, ab, führten den Umleitungsdeich auf und entwässerten den See durch Schöpfmühlen, die sie dort erbauten, wo jetzt die zum Meggerkoog gerechneten Häuser liegen, die den Namen Fünfmühlen führen. Die trockengelegte, reichlich 2100 Demat (500 ha) große Fläche durchzogen sie mit „Schloten,“ schnurgeraden, 10—20 Fuß breiten Abzugskanälen, von denen drei, die Kummerdamm-, die Maschedamm- und die Zehnfußschlote, von Süden nach Norden, drei, die Vierzehnfuß-, die Schirnis- und die Mühlenschlote, von Osten nach Westen laufen, und zahlreichen, den Schloten parallelen Gräben, die sich insgesamt wie die Schloten unter rechten Winkeln

[1]) Die Sorge floß früher nach ihrem Austritt aus dem Meggersee noch eine Strecke in westlicher Richtung, dann teilte sie sich: der eine — kürzere — Arm, der die Richtung nach Westen verfolgte, fiel ½ Stunde südöstlich von Süderstapel da, wo jetzt die Steinschleuse ist, in die Eider; der andere — längere —, jetzt die alte Sorge genannt, wandte sich nach Südosten und vereinigte sich bei Hohnerfähre mit der Eider. Durch den Umleitungsdeich wurde die „alte Sorge“ abgedämmt, nachdem man vorher durch die „neue“ den Fluß hinter der Sandschleuse in das untere Ende seines alten Bettes geführt hatte. (Vgl. die beigefügte, Danckwerth entnommene Karte.)

schneiden. Von den genannten Schloten waren ursprünglich Nummer 1, 2 und 5 Doppelschloten, und die zwischeninne liegenden Dämme waren an ihren Kreuzungspunkten mit den anderen Schloten überbrückt. Von den Brückenpfählen kann man noch heutigestags bei niedrigem Wasserstande die übriggebliebenen Stümpfe sehen; die Brücken selbst scheinen bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verschwunden zu sein.

Mehrere Male soll die Sorge den Umleitungsdeich durchbrochen haben; daß dies thatsächlich wenigstens einmal geschehen ist, bezeugt eine unmittelbar hinter dem Deiche befindliche „Wehle,“ die noch immer nicht völlig zugewachsen ist.

Am Südrande des ehemaligen Sees, den Meggerdorfer Berg entlang, wurden nach und nach gegen 50 Häuser erbaut, die nunmehr die Ortschaft Meggerkoog



bilden. Sämtliche Häuser nebst ihren mit Pappeln, Weiden und Eschen umpflanzten Gärten sind an zwei Seiten, gegen Süden und Norden, durch Gräben eingefriedigt, die indes zum Teil kein Wasser mehr enthalten. In den ältesten dieser Häuser, die ohne Ausnahme die sächsische Bauart aufweisen, sind nicht bloß das Fachwerk und die Balken, sondern sogar die Sparren und Latten der niedrigen Rohrdächer aus Eichenholz.

Von den durch das Grabennetz gebildeten rechteckförmigen Grundstücken, hier wie in Eiderstedt Fennen geheißen, werden nur einige höher gelegene zur Gräsung benutzt; die meisten dienen zur Heugewinnung. Ein Heu von geringerem Nährwert

liefern die sumpfigen Fennen im Innern des Koogs, wo ganze Strecken bloß mit Sumpfschafthalm und Carexarten bedeckt sind.

Der größte Teil der Fennen ist an die Einwohner des Koogs verpachtet, die ihr Heu, da andere Beförderungsmittel nicht angewendet werden können, mühselig auf flachbodigen viereckigen Kähnen („Flotten“) ans Haus bringen müssen. — Einen eigenartigen landschaftlichen Charakter verleihen dem Kooge die vielen größeren und kleineren Bestände von Schilfrohr, das im Winter geschnitten wird und dem Koogsbesitzer eine recht bedeutende Einnahme gewährt. Wenn nicht starke Nachtfröste im Vorsommer einen Teil der jungen Sprossen vernichten oder winterliche Schneestürme die dürren Halme knicken, liefert die Ernte 150—180 Tausend Schoof[1]) Dachret. Für das Tausend wird, wenn wir recht unterrichtet sind, 120—150 ℳ gezahlt.

Die Sumpfflora des Meggerkoogs enthält manche anderswo nicht häufige Arten. An den Rändern der Schloten und Gräben wachsen die mannshohe, zum Mattenflechten benutzte Seebinse (Scirpus lacustris), der Rohrkolben (Typha latifolia et angustifolia), der Igelskopf (Sparganium ramosum et simplex) und der große Hahnenfuß (Ranunculus Lingua); auf dem Spiegel der genannten Gewässer und der Blenken schwimmen die gelbe Teichrose (Nuphar luteum) und die weiße Seerose (Nymphaea alba), der Froschbiß (Hydrocharis Morsus ranae), das Pfeilkraut (Sagittaria sagittaefolia) und die Wasserschere (Stratiotes aloides), deren stachelige Blätter, was nicht allgemein bekannt sein dürfte, als Schweinefutter verwandt werden können. Mehr zerstreut kommen vor die Wasserviole (Butomus umbellatus), der Wasserschlauch (Utricularia palustris), der Tannenwedel (Hippuris vulgaris) und die Sumpfaschpflanze (Cineraria palustris).

Im Frühjahr und Sommer beherbergt der Koog allerlei Sumpf- und Schwimmvögel, namentlich Wildenten, Wasserhühner, Rohrhühner, Taucher, Seeschwalben, Bekassinen, Kampfhähne, Regenpfeifer, Kiebitze und Wiesenschnarrer in großer Zahl. Im dichtesten Schilf hält sich die scheue, ungesellige Rohrdommel auf, die an stillen, warmen Frühlings- und Sommerabenden oft stundenlang ihre dumpfen Brülltöne ausstößt. Daß auch der Storch, der sich in dem nahen Meggerdorf auf allen Bauerhäusern angesiedelt hat, die froschreichen Sumpfstrecken und die fischreichen Gräben fleißig besucht, versteht sich von selbst. Im März und April erscheint regelmäßig der Höckerschwan als Gast, während im Herbste bei starken Weststürmen sich zuweilen die Silbermöwe einstellt. Das Geschlecht der Raubvögel ist durch die Rohrweihe, das der Singvögel besonders durch die Rohrammer, den Rohrsänger[2]) und die gelbe Bachstelze vertreten.

Ein anderes Bild bietet der Koog im Winter. Dann ist er 2—3 Fuß hoch mit Wasser bedeckt und gleicht einem See, aus dem die Rohrfelder und die höchsten Stellen der Fennen wie Inseln hervorragen. Abends ist die Wasserfläche von den Flößen belebt, auf welchen das in große Bündel zusammengebundene Rohr ans Land geschafft wird.

Der Meggerkoog zählte bis zur Mitte des laufenden Jahrhunderts zu den sogenannten oktroierten Kögen. Im Jahre 1701 wurden demselben von Herzog Friedrich IV. dieselben Privilegien (u. a. eigene Gerichtsbarkeit) erteilt, welche der östlich von der Treene gelegene, ebenfalls um 1650 eingedeichte Börmerkoog hatte. Eine erneute Oktroi erhielt er am 23. Juli 1737. 1835 wurde der Koog von dem Landmesser, späteren Landinspektor H. Tiedemann gekauft, welcher zu Fünf-

---

[1]) Ein „Schoof“ ist ein Rohrbündel von einer Elle im Umfang.

[2]) Das aus dürren Grasblättern und -Halmen gebildete Nest des Rohrsängers steht meistens zwischen 4, seltener 5, höchstens 6 Rohrstengeln, die in seine Wandungen eingewoben sind, und ist nicht selten ½ m lang.

mühlen eine große Dampfentwässerungsmühle erbaute, mit der bis vor einigen Jahren eine Kornmühle verbunden war, durch Vertiefung der Schloten und Gräben für einen besseren Abzug des Wassers sorgte und so den Ertrag der Ländereien bedeutend erhöhte. Gegenwärtiger Koogsbesitzer ist A. Schwerdtfeger, ein Schwiegersohn des 1850 verstorbenen Landinspektors. Das Herrenhaus, vormals Sophienruh, jetzt Johannisberg genannt, liegt mit den zugehörigen Wirtschaftsgebäuden auf der Meggerdorfer Feldmark.

Aus vergangenen Tagen.

Von **J. J. Callsen** in Flensburg.

1. Bücherinschriften.

Vor fünfzig bis sechzig Jahren schrieb fast regelmäßig der Lehrer die Namen der Schüler in ihre Schulbücher. Diese Mühe war damals nicht groß, denn die Anzahl der Bücher war gering, und diese wurden in der ganzen Schulzeit nicht gewechselt. — Bibel, Gesangbuch, Katechismus und Rechenbuch bildeten, außer der anfänglich benutzten Hahnenfibel, im allgemeinen die Ausrüstung eines damaligen Schülers; ein Lesebuch war nicht überall vorhanden, hier und da wurde wohl ein biblisches Historienbuch benutzt. — Sitte war es nun, daß der Lehrer zu dem Namen und Datum einen passenden Spruch, Sprichwort und dergl. hineinschrieb, z. B.:

„Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren." — „Habe Gott vor Augen und im Herzen 2c." — „Bleibe fromm und halte dich recht 2c." — „An Gottes Segen ist alles gelegen." — „Seid aber Thäter des Wortes 2c." u. s. w.

Mitunter schrieben aber einzelne Schüler selbst ihren Namen hinein und leisteten sich dabei recht originelle, mitunter etwas derbe Verse. Ein solcher war z. B. folgender:

N. N.
Dieses Buch ist mir lieb,
Wer's mir nimmt, ist ein Dieb;[1])

oder:

Liebes Buch, ich will Dir was sagen,
Wenn einer kommt und will Dich wegtragen,
So sprich: Laß mich liegen in Ruh,
Ich höre N. N. zu.

oder:

Wer mir dieses Buch will stehlen,
Der soll hangen an der Kehlen,
Denn so kommt der schwarze Klaus
Und hackt ihm beide Augen aus.

oder:

N. N.
Dies Buch ist mein,
Wer mir's nimmt, ist ein Dieb,
Wer's wieder bringt, den hab ich lieb.
u. s. w.

Es kamen noch andere vor, die mir aber entfallen sind.

2. Was tranken und trinken wir?

Kaffee war in meinen Kinderjahren noch kein allgemeines Getränk. Wir Kinder tranken morgens warme Milch zu unserm Brot oder aßen Grütze Kaffee bekamen wir nur in der Zeit, wenn die Milch knapp war, und daher bildete sich bei uns die Vorstellung, daß der Kaffee ein Getränk für die Armen sein müsse, dessen wir uns halbwegs zu schämen hätten. Vater und Mutter tranken ihren Kaffee, Knecht und Magd erhielten Sonntags auch eine Tasse; das berührte uns Kinder nicht.

---

[1]) In der Eckernförder Gegend lautet die Fortsetzung:
Er sei Bürger oder Bauer,
Er soll hängen an der Mauer,
Und dann kommt der schwarze Klaus
Und hackt ihm die Augen aus. Ld.

Thee, d. h. wirklichen chinesischen Thee, kannten wir kaum. Wir wußten nur von diesem oder jenem Kräuterthee bei gewissen Krankheiten, als: Fliederthee, Kamillenthee, Röllkenthee (von Schafgarbe), Erdbeerenthee usw.

Fuhr der Bauer zur Stadt, dann trank er „Schnaps und Bier," d. h. Dünnbier, denn anderes kannte man nicht.

Bairisch Bier kam erst während der Kriegsjahre 1848—51 ins Land. In Angeln habe ich es erst 1850 kennen gelernt und erfahren, was ein „Seidel" sei. Es schmeckte mir aber schlecht, mag auch falsch behandelt worden sein, denn davon hatten die Wirte noch keine Ahnung.

Um die Mitte der 40er Jahre wurde in Angeln statt Schnaps und Bier auch Grog getrunken, doch nur von den „großen Bauern" und von denen, die für solche gehalten werden wollten.

In den 50er Jahren hatte der Theepunsch hier seinen Einzug gehalten, und der Kaffeepunsch kam bald nach, doch haben beide es hier nicht zur Herrschaft bringen können, wie der erstere im Friesischen und der letztere im „Westen" (d. h. in der Landesmitte, auf dem „Mittelrücken").

3. Alte Scherze und Foppereien.

1. Bęwern fangen. „Bęwern (d. i. Biber) sind behende, schwer zu fangende Tiere mit einem kostbaren Pelz, die in kalten Wintertagen zur Nachtzeit gefangen werden müssen." So erzählen die Dienstboten ihrem einfältigen jüngern Genossen. Dieser wird lüstern nach dem teuren Pelz und läßt sich auf dem Felde die Stelle bezeichnen, wo das Tier seinen Gang und sein Schlupfloch hat. Dahin begiebt er sich abends spät mit einem leeren Sack, den er vor der bezeichneten Öffnung befestigt. Nun wartet und wartet er bis tief in die Nacht hinein, bringt aber nichts nach Hause als Zittern und Beben vor Kälte. Er hat also „Bęwers" gefangen und — wird ausgelacht!

2. Geduldsprüfung. Es wird ein Schwein geschlachtet. Nach vollbrachtem Werk wird u. a. erzählt, wie schwierig es sei, einen Schweinsfuß im Dunkeln auf den Boden zu tragen, ohne dabei ärgerlich zu werden. Dabei hat man es auf einen unkundigen Neuling in der Gesellschaft abgesehen. Dieser will von solcher Schwierigkeit nichts wissen und behauptet, so leichte Arbeit gewiß thun zu können, ohne die Geduld zu verlieren. Er will die Probe machen. Der Schweinsfuß wird gekocht, in seine vielen Knöchelchen zerlegt, jedes derselben einzeln in einen großen Sack gethan, zu Boden getragen und hier im Dunkeln herausgesucht und niedergelegt. Immer auf und nieder geht es unter Gelächter der Anwesenden, und — unter Zürnen und Schelten wirft der Gefoppte bald den Sack, ohne den ganzen Fuß hinaufgebracht zu haben.

3. Es wird ein Haus mit Stroh neu gedeckt oder ein Straßenpflaster gelegt. Ist dabei nun ein etwas einfältiger Mensch mit beschäftigt, heißt es bald vom Decker oder Pflasterer: „Ach, das Dach will garnicht glatt oder das Pflaster nicht eben werden. Hätten wir nur die Dach- oder Steinschere! Wo ist die jetzt?" Dann wird der gute Mensch in seiner Treuherzigkeit mit einem Sack abgeschickt, um das notwendige Gerät zu holen. Wo er anfragt, ist aber die Schere nicht vorhanden, weil ausgeliehen. Er muß mitunter von Haus zu Haus wandern, bis man ihm schließlich irgendwo einen großen Stein oder einen anderen schweren Gegenstand unversehens in den Sack stopft und damit heimschickt, — wo er dann ausgescholten oder ausgelacht wird.



Volksreime.

Gesammelt von **Johannes Suck**, Lehrer an der Realschule in Oldesloe.*)

I. Wiegenlieder.

1. Eia wiwi,
Min Greten slöpt bi mi.
Nę, wi wüllt dat anners maken,
Greten schall bi Vader slapen.[1])
[1]) Oder: Emma schall in'e Eia slapen.
Eia wiwi!

2. Eia wiwi,
Wer (keen) slöpt hüt Nacht bi mi?
Dat schall min lütt Emma dohn,
Dat is min lütt Zuckerhohn.
(Kaltenkirchen; durch Eschenburg in Holm.)

3. Slap, min Kind, slap söte!
Ik weeg di mit min Föte;
Ik weeg di mit min blanke (gode, rode) Schoh.
Slap, Kind, un mak din Ogen to![2])
[2]) Auch: So slöpt min lütt Engel in de Eia to.
(Aus Nordfriesland, ähnlich auch anderswo.)

4. Eia wiwi,
Min Kind, ik sitt bi di.
Nu do man to de Ögelein,
Dat een ni kann dat anner sehn!
Slap to in söte Ruh!
Min Engelken büst du!
(Durch Lehrer em. Bock in Todendorf.)

5. Eia, ik weeg di;
Weerst du grot, ik slög di.
Nu du awer lütt noch büst,
Mutt ik don, wat du hemm wist.

6 a. Slap, min Anna, slap!
Din Vader hött de Schap,
Din Moder sitt in'n Rosengaarn
Un spinnt en Spol mit Flessengaarn.[3])
[3]) Auch: Dat fine Flessengaarn.
(Aus Pinneberg; durch Eschenburg in Holm.)
(Dänischer Wohld, Lübeck.)

b. Slap, Kindken, slap!
Din Vader hött de Schap,
Din Moder spinnt dat finste Flaß,
Din Vader kikt int Bramwinsglas.
Slap, Kindken, slap!

c. Slap, Kindken, slap!
Din Vader hött de Schap,
Din Moder plückt de graue Gos,
Din Vader tappt dat Beer int Kros.
(Brunsbüttel; durch Eschenburg in Holm.)

d. Slap, Kindken, slap!
Dar buten steit en Schap,
Dat hett veer witte Föt,
Dat gift de lüttje Jung de Melk so söt.
Slap, Kindken, slap!
(Aus Nordfriesland.)

e. Slap, Kindken, slap!
Din Vader hött de Schap,
Din Moder geit in'n Rosengaarn
Un deit dar all de Blom' afwahrn.
Se plückt de veelen Blömeken;
Slap du man to, min Söhneken.
Slap, Kindken, slap!
(Aus Bramstedt.)

f. Slap, Kindjen, slap!
Din Vader hött de Schap,
Din Moder plant en Bömeken.
Slap, min hartleev Höhneken!
(Lübeck.)

7 a. Eia popeia (jokeleia), wat rasselt int Stroh?
Dat sünd de lütten Müse, de hebbt ja keen Schoh.
De Schoster hett Ledder, keen Leesten darto.
(Aus dem Dänischen Wohld, ähnlich auch anderswo.)

b. Eia siso,
Wat rasselt int Stroh?
Dat sünd de lütten Göschen, de hebbt ja keen Schoh.[4])
De Schoster hett Ledder, keen Leesten darto.[5])
(Kaltenkirchen, Lübeck.)

[4]) Auch: De lütten Müs, de sünd barfod,
De hebbt ja keen Schoh.
oder: Dat is min lütt Hinnerk,
De hett ja keen Schoh.
oder: Das thun die kleinen Mäuselein,
Die haben weder Schuh noch Scheunelein.
(Kreis Pinneberg; sämtlich durch Eschenburg in Holm.)

[5]) Fortsetzung:
(Sünst wull he wull maken
De lüttn Gösseln een Paar Schoh.)
(Lübeck.)

---

*) Infolge mehrfacher Aufrufe in Tagesblättern, wie auch in der „Heimat," ist Herr Suck in den Besitz einer größeren Anzahl von Volksreimen gekommen, die er jetzt, nach Gruppen geordnet, der „Heimat" zur Verfügung stellt. Er bemerkt dabei: „Ich betrachte die ganze Sammlung nur als ein angefangenes Werk; es würde mir eine große Freude sein, wenn die „Heimat" sich die Fortsetzung und Vollendung derselben angelegen sein ließe." Indem sich die Schriftleitung dem Wunsche nach möglichster Erweiterung anschließt, verweist sie alle, denen die Gründe dafür nicht ohne weiteres einleuchten, auf die Ausführungen des Herrn Suck im ersten Jahrgang der „Heimat" (S. 189).

Den Anfang machen die Wiegenlieder. Bei diesen, wie bei allen Volksreimen, begegnet man in den verschiedenen Gegenden des Landes zahlreichen Abweichungen. Diese konnten selbstverständlich nur berücksichtigt werden, wenn sie irgend etwas Charakteristisches

8. Hör, Kind, hör!
Wat steit vœr uns Grotdœhr? (unse Dœr?)
a. Steit'n ol Mann mit sinen Kiepen,
De will min lütt Emma griepen.
Ne, ol Mann, ga du man weg!
Min lütt Emma slöpt all to.
(Kaltenkirchen; durch Eschenburg in Holm.)
b. De Mann, de mit de Kül umgeit
Un all de bösen Kinner sleit.
(Aus Angeln.)
c. Dat is de ole blinne Mann,
De den Weg ni finnen kann.
(Aus Angeln.)
d. Dar steit en lütte bunte Koh,
De hört min lütt Emma to.
(Kreis Pinneberg; durch Eschenburg in Holm.)
e. En lütten Jung un'n lütte Deern,
De wüllt min Hans dat spelen leern.
f. En lütte witte Meckerschap,
Dat hett veer witte Föte,
Dat gift sin Melk so söte.

9 a. Eia brumsuse,
Twee Weegen in eenen Huse;
Twee Weegen in eenen Hus to gnarrn:
Kann dar de Bur ni dull up warrn?
(Kaltenkirchen.)
oder: Kann dar de ol Mann ni dumm vun warrn,
Vun all den gräßlichen Kinnerlarm?
(Brunsbüttel; durch Eschenburg in Holm.)
oder: Sull de ol Mann nich wunnerlich warrn,
Wenn twee Weegen in eenen Huse gnarrn? (Lübeck.)
b. Eia brumsuse,
Twee Weegen in unsen Huse:
Een up de Hilg, de anner up'n Bœn;
In de een en jung Dochter,
In de anner'n jungen Sœhn!

10 a. Eia popeia, de Winter will kam;
Harr doch de ol Mann min lütt Greten man nahm!
Se kak em de Kohl, un se röhr em de Grütt:
Wat weer min lütt Greten den Mann doch nütt! (Verbreitet.)
b. Eia popeia, de Winter will kam;
Harr doch de ol Jakob min Frida man nahm!
He kak er de Kartüffeln, (den Kaffee), he röhr er de Grütt:
Wat weer de ol Mann uns Frida doch nütt! (Aus Marne.)

11 a. Eia popeia, scheet Piepvagel dot!
Wat schüllt wi darmit maken?
He is ja noch ni grot.[1])
[1]) Auch: Lat'n leben, lat'n leben,
Wi kriegt em woll grot.
(Aus Lübeck.)
oder: He ward noch woll grot.
Wüllt Feddern vun plücken,
Wüllt Küssens vun stoppen;
Dar schall min lütt Hannis
In de Eia up slapen.[2])
[2]) Auch: Week un warm upslapen.
b. Eia popeia, so sla de Gickel dot;
He leggt mi keen Eier
Un fritt doch min Brot.
Drum ruppt wi em de Fedder ut
Un makt uns Lütt en Bett darut.
(Aus der Lübecker Gegend.)

12 a. Eia poleia, (Eia brumsuse), wat weiet de Wind?
Kamt her, min lütten Deerns,[3]) un weegt mi dat Kind!
[3]) Auch: Min lütt (grau) Farken, oder min Swinfarken.
Un schüllt wi dat weegen, so wüllt wi dat weegen,
Dat schall koppheister ut de Dönsendœhr fleegen.[4])
(Kaltenkirchen.)
[4]) Auch: Ik will er woll weegen,
Dat is ni min eegen;
Ik will er woll weegen,
De Kopp schall er fleegen.
(Aus Lübeck.)
oder: Wullt du't ni weegen?
Dat is ni min eegen.
So will ik dat weegen,
De Kopp schall er fleegen.
(Aus Lübeck.)
b. Eia poleia, wo weiet de Wind!
Kumm her, min lütt Swinfarken,
Un weeg mi dat Kind.
Wullt du't nich weegen?
Dat is nich min eegen.
So will ik dat weegen,
Sall heisterkopp fleegen.
(Brunsbüttel.)
c. Eia poleia, wat weit de Wind,
Kumm her, min lütt Muskatt, un weeg mi dat Kind,
Un wist du nich weegen, denn lat du dat sin,
Ik will min lütt Kind wull sülbst in'n Slap krign.
(Aus Lübeck.)

13. Hürsepust, leewes Kind,
Vader fangt Hering,
Moder sitt an den Strand,
Vader kömmt bald ant Land
Mit'n Fatt (Schipp vull) Hering.
oder: Moder sitt an den Strand
Un töwt up den Heringsfang.
(Lübeck.)

14 a. Eia brumsuse,
Wo wahnt ol Peter Kruse?
In de Rosmarienstrat,

enthielten. Auch trotz dieser Beschränkung mag manchem die Sammlung eintönig vorkommen. „Wenn er sich dann aber der linden Hände und der treuen Augen erinnert, die auch seine erste Jugend behütet haben, so wird ihm das Einfache und Triviale in einem andern Lichte erscheinen."

Wo all de lütten Deerns up Tüffeln
hingaht.
oder: Wo all de lütten Jungs un Deerns
hingaht,
Mit jüm ęr krusen Haar,
Mit jüm ęr korten Platen,
Könnt all dat Lachen ni laten.
(Holm a. E.; durch Eschenburg in Holm.)
oder: Eia usw.
b. Wo all de lüttn Jungs un Deerns
hingaht
Mit den witten Platen,
Se könnt dat Weenen nich laten.
Wo se den Rohm mit Lępeln ęt,
Wo se dat Geld mit Schępeln spęt
(graben, umschaufeln).
Eia brumsuse,
Un dar wahnt Peter Kruse.
oder: Wo se't Geld mit Schępels męten,
Un de Bodder mit Lępels ęten.
Zu vergleichen: „Heimat" 1895, S. 31–33.

15. Eia popeia,
Kak min Hanna de Bri gar,
Stęk dar'n grot Stück Bodder in,
Krigt min Hanna'n smiedigen Sinn.

16 a. Suse, leev Suse,
Wo weiet de Wind?
Achter den Barg,
Dar steit en lütt Kind.
Bald weent dat, bald lacht dat,
Bald hüppt dat vær Freuden:
So en lütt Kinde
Mag jedereen liden.
b. Suse, Musekätschen,
Wo wullt du denn hin?
Æwer den Barg na't Bruhus hin,
Dar slacht wi en Swin,
Dar drinkt wi'n Glas Win,
Dar wöllt wi ok mal lustig sin. [1])
(Kaltenkirchen.)

[1]) Die letzten beiden Zeilen sind einem Liebesliede entnommen.

17 a. Muschkatt, mau, mau,
Węs flink un węs gau;
Spring an de Dönsendœhr, spring an
de Klink:
Vader meent, Moder meent, dat deit
de Wind. [2])
(Kaltenkirchen; durch Eschenburg in Holm.)
Zu vergleichen: Müllenhoff, Sagen, S. 490 XLVI, Str. 3; auch Klaus Groth, Quickborn, Dre Vageln, 2. De Duv, Str. 4.

[2]) Auch: Spring an de Dönsendœhr,
Spęl min lütt Kind wat vœr!
(So auch in Holm.)
b. Mießekatte, mau,
Warum bist du so grau?
Ik bin so grau, ik bin so week,
Ik schall slapen bi Hans sin Föt.

18. Hör mal, lüttje Kind:
Wo dat lüttje Vagel singt,
Baben in dat Hai,
Loop, lütt Kind, un hal mi dat lütt Ei.
(Ostorf im Dänischen Wohld.)
Am Urquell I. Bd., S. 18.

19 a. Buköken, brumm, brumm,
Wenn min Emma di röpt, so komm!
Wenn min Emma di röpt un du kommst
denn nich,
Denn büst du Buköken von Brumm
ok nich.
b. Buköken von buten,
Bring min lütt Emma de Stuten.
Bringst du min lütt Emma de Stuten
nich,
So büst du Buköken von buten ok nich.
c. Buköken von Bremen,
Lat min lütt Emma betämen.
(Bring min lütt Emma de Tänen.)
Letst du usw. (Haseldorf.)
d. Buköken bu,
Wovon büst du so rug?
Ik bün so rug, ik bün so glatt,
Ik bün Buköken von Alberstadt.
e. Buköken von Alberstadt,
Komm un bring min lütt Emma wat!
Wat schall ik ęr denn bringen?
Paar Schoh mit golln Ringen,
Dar schall se up dansen un springen.
(Durch Eschenburg in Holm. Vollständig bekannt bei Kaltenkirchen, sonst nur 3, namentlich 5 verbreitet.)
f. Buköken von Halberstadt,
Bring min lütt Heine wat!
Buko von Bremen,
Lat em (mi) betämen!
Buko von Halle,
Bring mi'n Schoh mit golden Schnalle!
(Dänischer Wohld.)
g. Buköken von Halberstadt,
Bring min lütt Anna wat!
Wat schall ik ęr denn bringen?
Söte Melk un Kringel,
Söte Melk un Stutenbrot,
Darvon ward min Anna grot.
(Aus Lübeck.)

Anm.: Was ist unter „Buko" oder „Buköken" in unseren Wiegenliedern zu verstehen? Professor Müllenhoff meint (Sagen usw., S. 603): Den freundlichen, gabespendenden Hausgeist, der nach andern Sagen oft mit den Kindern spielt, meinen ohne Zweifel die Kinderreime vom Buköken vun Halberstadt, vun Bremen, vun Buten, vun Halle (Schütze, Idiotikon I 177), nicht aber den Bischof Bucco von Halberstadt, was mir albern scheint. So heißt auch in Schottland und auf den shetländischen Inseln das Hausknechtchen, der Hausgeist, bumann, aukow, boodie. Jamieson Dictionary. Er trägt gerne Schellen am Kleide. — Anderer Ansicht ist der verdienstvolle Forscher auf dem Gebiet der Volkskunde, Dr. Albert Hermann Post († 1895). Er bezieht (Am Urquell 1894, V. Bd., 6. Heft,

S. 150) diese Bezeichnung auf die Kuh unter dem Hinweis, daß in den Wiegenliedern die Haustiere vielfach zur Beruhigung des Kindes herangezogen werden, so namentlich das Schaf, aber auch Pferd, Hund, Katze, Huhn. Eschenburg.

Einer andern Auffassung begegnen wir in den Sagen und Geschichten aus der Vorzeit von Halberstadt, dem Harze und der Umgegend. Halberstadt 1847, S. 43. Dort heißt es: „Es ist Bischof Burchard II., der Kinderfreund, gemeint, der 1060 das Bistum antrat; † den 7. April 1088 nach einem ruhelosen, kriegerischen Leben. Die Halberst. Chronik des Johann Winnigstedt, handschriftlich, fügt nach s. Vita bei: Dieser Bischof Burchardus Buko, wie er sonst gar ein frommer, leutseliger Mann gewesen ist, also war er auch ein sonderbarer Liebhaber der Jugend und Kinder, daß er denselben oftmals bald eines und anderes schenkte und Gaben verehrte, deswegen auch die Kinder ihn dermaßen an- und nachgingen, daß ihrer viel und bei großen Haufen aufwarteten, wenn er aus oder zur Kirchen ging oder sonsten verreisete, und wenn sie dann sahen den Bischof Buko kommen, ward ein groß Zulaufen von kleinen und halberwachsenen Kindern und allenthalben ein Freudengeschrei von den Kindern durch die ganze Stadt gehöret: Bischof Buko kömmet, Bischof Buko kömmet! Und wenn er dann in dem Hof war, warf er Geld, Obst u. dergl. unter die Kinder und teilte sonst auch ofte viele rote Schuhe mit Ringen unter sie aus, also daß ein sonderliches Sprichwort entstanden, welches noch heutigen Tages den kleinen Kinderlein dieses Ortes fürgesungen wird." (Aus des Knaben Wunderhorn, neu bearbeitet von Birlinger und Concelius, Bd. II, S. 737.)

In dem 756 Seiten starken Werke (erschienen bei Breitkopf & Härtel in Leipzig 1897, Preis 12 M.): „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Volksüberlieferungen aus allen Landen deutscher Zunge, gesammelt, geordnet und mit Angabe der Quellen, erläuternden Anmerkungen und den zugehörigen Melodieen herausgegeben von Franz Magnus Böhme" findet sich zu den Buko-Wiegenliedern die folgende Bemerkung: „Der weitverbreitete, ursprünglich niederdeutsche Kinderreim von Buko soll sich nach gewöhnlicher Annahme auf den Bischof Burchard von Halberstadt beziehen. Dieser Bischof, der im Jahre 1074 sich mit den Sachsen gegen Heinrch auflehnte, war ein besonderer Freund der Kinder, so daß er niemals von seinem Schlosse (dem Petershof) ausging, ohne für die Kinder Geschenke (Obst, Schuhe, Geld usw.) sich nachtragen zu lassen. Daher die Weiber Gelegenheit nahmen, seinen Namen in diesem weitverbreiteten Wiegenliede zu erhalten. (Joh. Winningsted, Chronic. Halberstad. Hdschr. — Helmold, Chronik der Slaven, Kap. 27. Büsching, Wöchentliche Nachrichten I 144.) Gegen diese Annahme stellt E. Rochholz (Alem. Kinderl. 115) eine sehr gesuchte Hypothese auf: Er erkennt in dem Buköken, Muhköken usw. von Halberstadt jene rote Kuh der Edda, die im letzten Völkerkampf über die Brücke des Himmels muß. (Vgl. Grimm, Mythologie 1210.)"



Mitteilungen.

1. Der „Barrikadenkletterer von Kolding." Es war am 20. April 1849. Der General v. Bonin befahl dem Oberst v. Zastrow, der unsere Avantgarde kommandierte, die dänischen Vorposten, welche die Höhen südlich von Kolding besetzt hatten, zurückzuwerfen und in Verfolgung derselben wenn möglich die Koldingau zu überschreiten. Die Schleswig-Holsteiner griffen mutig an und setzten sich nach kurzem Kampfe in den Besitz der südlichen Vorstadt; aber bei der Aubrücke mußte das zweite Jägerkorps, welches die Spitze bildete, vorläufig Halt machen, weil eine Reihe hoher Pallisaden ein weiteres Vordringen verhinderte. Die sechspfündige Batterie war noch zu weit entfernt, hätte auch wohl kaum vermocht, die starke Barrikade zu zerstören.

Da kletterte ein einzelner Jäger, aufgehoben von seinem Nebenmann, unter Kugelregen über die Pallisaden hinweg, hob den Querbalken aus und öffnete das Thor von innen, so daß seine Kameraden nachstürmen konnten. Er erhielt bei dieser Gelegenheit drei Schüsse. Die beiden ersten gingen durch die Muskeln des einen Beins; die dritte Kugel, welche auf das Schulterblatt traf, ohne ernstliche Folgen nach sich zu ziehen, wird durch irgend einen Umstand in ihrer Kraft geschwächt worden sein. Wie mag der kühne Jüngling trotz seiner Wunden sich darüber gefreut haben, daß er der ganzen Avantgarde eine freie Bahn in die Stadt bereitet hatte! — Gegen 10 Uhr war Kolding vom Feinde geräumt.

Der Jäger wurde wegen seiner verdienstvollen That nicht nur von seinen nächsten Vorgesetzten, sondern auch vom General-Kommando öffentlich gelobt und am 27. April zum Oberjäger ernannt. Seine Kameraden blickten mit Bewunderung auf ihn hin und nannten ihn ehrenvoll den „Barrikadenkletterer."

Wie es scheint, ist sein Name in weitere Kreise nicht gedrungen. Was die in neuerer Zeit erschienenen Werke über schleswig-holsteinische Geschichte betrifft, so giebt Dr. Godt nur eine allgemeine Darstellung, ohne der kleinen Episode zu erwähnen; nach Werner Frölich ist der Held ein Jäger vom zweiten Korps gewesen, dessen Name übrigens nicht genannt wird, und Rudolf Schleiden fügt ausdrücklich hinzu: „dessen Name leider niemals ermittelt ist.[1])

Da aber der „Barrikadenkletterer" nach meiner Ansicht ebensowohl geehrt zu werden verdient wie der „Trommler von Kolding,"[2]) so dürften nachstehende Notizen für die Leser dieses Blattes von Interesse sein:

Der tapfere Krieger war Adolf Stegemann aus Wilster, ein Sohn des dortigen Stadtkassierers Hinrich Stegemann. Bei dem Ausbruche des Krieges befand er sich in Hamburg in der Gerberlehre; er verließ aber seine Stelle, diente in der schleswig-holsteinischen Armee zunächst als Freischärler und trat am 17. Juni in das zweite Jägerkorps ein. In seinem „Führungsattest" vom 30. März 1851 kommen die Worte vor: „Stegemann war ein braver, brauchbarer Soldat, der sich namentlich in der Einnahme von Kolding am 20. April 1849 durch seltenen Mut ausgezeichnet hat." Nach seiner Entlassung aus der Armee begab er sich als Gerbergehülfe auf die Wanderschaft und durchstreifte Deutschland, Österreich, die Schweiz und einen Teil von Italien. Als die Russen im Jahre 1853 feindlich in die Türkei eindrangen, zog er in östlicher Richtung durch Ungarn, um sich nach dem Kriegsschauplatze zu begeben; bei Bukarest wurde er jedoch zurückgewiesen, weil seine Pässe nicht in Ordnung waren. Vier Jahre später etablierte er sich in Flensburg, wo er im Jahre 1890 seine irdische Laufbahn schloß. Frau Witwe Stegemann wohnt bei ihrem Sohn, dem Lehrer W. Stegemann in Kiel. Die Tochter ist verheiratet in Lübeck.[3])

Möchten diese Zeilen dazu beitragen, das Andenken eines alten Kampfgenossen, der seinen Heldenmut in so hervorragender Weise an den Tag gelegt hat, in Ehren zu halten![4])

v. Osten.

2. Wie im vorigen Frühjahre sah ich auch heuer ein Starpärchen in meinem Garten damit beschäftigt, außer allerlei Halmwerk auch grüne Blätter von Pyrethrum roseum, P. parthenifoleum und Spiraea filipendula zu Neste zu tragen, während andere weit reichlicher vorhandene Stauden (Primeln usw.) verschmäht wurden. Sollten die Tierchen durch den bekanntlich starken Geruch der Blätter (Pyrethrum) beabsichtigen, das Nest von Ungeziefer frei zu halten, das bekanntlich stark die Brutvögel aller Art peinigt? Sind ähnliche Beobachtungen gemacht worden?

Flensburg, 21. April 1899. Molsen.

Dazu schreibt uns ein Ornithologe: Die Gewohnheit, frische, grüne Pflanzenteile und ganze Pflänzchen in ihr Nest zu tragen, zeigen viele Vögel. So findet man den Horst mancher Raubvögel stets mit frischbelaubten Zweigen umlegt. Daß der Star die eben gepflanzten Sommerblumen aus der Erde zieht und zu Neste trägt, wird ihm hier von jedermann in sein „Debet" geschrieben. Ein bestimmter Zweck für die Wahl dieses eigenartigen Nistmaterials läßt sich nicht nachweisen. Bei freinistenden Vögeln hat man wohl von einer „Ausschmückung ihres Heims" gesprochen; bei Höhlenbrütern, wie beim Star, hat dies ja keinen Sinn. Auch die Annahme von Lenz u. a., daß die grünen Blätter und Kräuter zur Erfrischung und Abkühlung des Nestes dienen sollten, kann nicht zutreffen, da jenes Eintragen meist zur frühen Jahreszeit und oftmals bei einer so niedrigen Lufttemperatur geschieht, daß die im Nest erzeugte Brutwärme für die Zeitigung der Eier

---

[1]) Schleswig-Holstein im zweiten Kriegsjahre. Wiesbaden, 1894. S. 4.

[2]) Der Trommler, Hauptmann v. Wrangel (jetzt General a. D.), hat sich nicht am 20., sondern am 23. April ein Verdienst erworben. An diesem Tage, dem Jahrestage der Schlacht bei Schleswig, kehrten die Dänen in Anwesenheit ihres Königs mit verstärkter Macht zurück, um das verlorene Gebiet wieder zu erobern. In den Straßen von Kolding hatte unsere Avantgarde gegen die bedeutende Übermacht einen heißen Kampf zu bestehen. Besonders geriet das 10. Bataillon in harte Bedrängnis. Als eine Abteilung desselben, welche auch aus den Häusern lebhaft beschossen wurde, zurückwich, entstand eine bedenkliche Verwirrung. Da sprang der Hauptmann v. Wrangel, Adjutant des Oberst v. Zastrow, vom Pferde, entriß seinem Tambour die Trommel, schlug selber Sturmmarsch und stellte die Ordnung wieder her. Neu ermutigt drang das Bataillon wieder vor usw.

[3]) In Möller's „Erinnerungsblättern" wird S. 108 irrtümlich behauptet, daß ein Unteroffizier vom 9. Bataillon, namens Rogier (auch St. Julien genannt), der Barrikadenkletterer gewesen ist.

[4]) Vgl. „Kieler Zeitung" 1898, Nr. 18638. (Fack.)

nicht mehr als ausreichend sein kann. Ebensowenig ist die von dem Herrn Einsender angedeutete Erklärung, wonach jene Niststoffe als Surrogat für Insektenpulver dienen sollten, stichhaltig; denn daß in dem vorliegenden Falle die Stare gerade starkriechende Pflanzen wählten, ist Zufall. Meine Starnachbarn z. B. offenbarten mehrfach eine Liebhaberei für die jungen Pflänzchen von Irene, Perilla u. a. und ließen die Pyrethrum desselben Beetes ungeschoren. Kurz, die Frage nach dem „Warum" ist noch ungelöst. Muß denn aber auch jedes, uns als besondere Eigenart erscheinende Verhalten der Tiere einen besonderen praktischen Zweck haben?

3. Vogelschlafstätten. Eine ähnliche Schlafstätte wie bei Holmerberg in der Marsch (vergl. Nr. 12 des vor. Jahrgangs) befindet sich in der Nähe von Ruhwinkel in Holstein. Östlich von der Dorfschaft liegt der reichlich 18 ha große Fuhlen-See, der fast bis zur Hälfte mit Rohr oder Schilf umsäumt ist. Dieses Rohrfeld, welches also eine Fläche von etwa 9 ha einnimmt, bildet im Spätsommer ein rechtes Starenheim. Die Zahl der Stare, welche hier längere Zeit übernachten, wurde vor 20—30 Jahren mit über 10 000 geschätzt, soll aber noch früher nach den Aussagen der Alten weit größer gewesen sein. Hat das lustige Starenheer am Tage genug gelärmt und geschwärmt, dann stürzt es eben vor Sonnenuntergang, nachdem es einige Male den See umkreist hat, schwirrend und zwitschernd in das Rohr. Von allen Seiten fliegen kleinere und größere Trupps herbei, und wenn die Sonne zur Rüste geht, so hört man ein tausendstimmiges Plaudern und Schwirren, das aber allmählich immer schwächer wird und schließlich, wenn die Nacht vollends hereingebrochen ist, ganz verstummt. Des Morgens in der Frühe, wenn die Sonne den ersten hellen Schimmer auf die Natur wirft, erwacht das ganze Heer, fliegt mit lautem Gezwitscher auf, macht mehrere gemeinsame Touren über dem verlassenen Quartier, und sektions-, bataillons- und regimentsweise, wie es gekommen, verteilt es sich nach allen Himmelsrichtungen, um den Hunger zu stillen. Sobald aber die Mauser ihr Ende erreicht hat, ziehen die Vögel ab und kehren in demselben Jahre nicht wieder zurück.[1])

Söby in Schleswig. H. Theen.



Bücherschau.

Klaus Groth. Zu seinem achtzigsten Geburtstage von Adolf Bartels. Leipzig, Eduard Avenarius, 1899.

Der Verfasser, einer der ersten deutschen Kritiker, Dithmarscher von Geburt und Charakter, selbst Dichter, in dem sich die Eigenart des Stammes deutlich kennzeichnet, war wie kein zweiter berufen, ein abschließendes Urteil über das Lebenswerk des älteren Landsmannes zu fällen.

So ist denn auch thatsächlich das Büchlein eine ganz hervorragend tüchtige Leistung; es enthält das Beste und Tiefste, das bis jetzt, vom ästhetischen Standpunkte aus, über Klaus Groth gesagt wurde. Dagegen ist das Biographische nur gelegentlich gestreift, soweit der Hauptzweck es zu erfordern schien, und recht lückenhaft. Wer sich über das Leben des plattdeutschen Dichters im einzelnen unterrichten will, kann das in der vorigen Nummer besprochene Werk von Siercks nicht entbehren. Immerhin würde aber auch dies Buch gewinnen, wenn der Verfasser in der zweiten Auflage sich entschlösse, auf die zuverlässigen Angaben von Siercks gestützt, das Lebensbild Groths zu erweitern und in einzelnen Punkten richtig zu stellen.

Es bereitet im übrigen einen seltenen Genuß, dies schöne Buch durchzulesen. Es ist so sehr aus einem Guß, daß niemand, der es einmal aufgeschlagen hat, die Lektüre ohne Not unterbrechen wird. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die sichere Meisterschaft, mit der in den ersten Kapiteln ein treues Bild des Landes und Volkes entworfen wird, aus dem Groth hervorwuchs, des engbegrenzten Stilllebens in Dithmarschen vor 1848, das doch mit unzähligen Fäden mit der unvergessenen großen historischen Vergangenheit des Ländchens zusammenhing, oder die Feinheit der liebevollen und doch unparteiisch abwägenden Beurteilung der Grothschen Dichtung. Vielleicht ist doch das letztere noch wertvoller, namentlich in unserer Zeit, wo es, trotz der schnell verrauschenden Begeisterung von Jubiläumsfesten, immer noch sehr darauf ankommt, dem greisen Dichter seine Stellung in der mundartigen und in der Gesamtlitteratur Deutschlands zu sichern.

Bartels stellt fest, wie wenig Groth den kärglichen Resten der volkstümlichen plattdeutschen Dichtung früherer Zeiten verdankte, wie wenig im Grunde auch den Dichtungen

[1]) Überall, wo die Stare häufiger sind und größere Rohrfelder sich finden, werden diese von jenen im Nachsommer zum Übernachten aufgesucht. Vergl. die meisterhafte Schilderung in Lenz, Gemeinnützige Naturgeschichte II, S. 250 u. 251.

von Hebel und Burns, die ihn zu dem großen Wagnis anfeuerten, sein Volkstum in dem ihm eigentümlichen Idiom lebendig darzustellen. Er weist nach, wie reich und mannigfaltig die Töne seines „Quickborn" sind, wie einzigartig dies Buch in unserer Litteratur ist. Er geht aber auch streng ins Gericht mit dem Publikum und der Kritik, die den Dichter mit seinem Erstlingswerke identifizieren möchten und wähnen, daß er sich damit erschöpft habe. In ausführlichen kritischen Besprechungen enthüllt er die Schönheiten der im „Quickborn II" enthaltenen lyrisch-epischen Dichtungen: „Rotgeter" und „Heisterkrog," er verweist mit Nachdruck auf die selbst von den eigenen Landsleuten viel zu wenig gelesenen „Vertelln" Groths, die nicht nur kulturhistorisch wertvoll, sondern von echt poetischem Hauche umweht sind, er wird auch dem selten genügend anerkannten hochdeutschen Dichter gerecht. Er stellt ihn dem im Kerne seiner dichterischen Persönlichkeit so unähnlichen Fritz Reuter, den man allzulange gewissermaßen für den Normalplattdeutschen angesehen hat, vergleichend gegenüber und hebt hervor, daß beide so verschieden sind wie die Volksstämme, aus denen sie hervorgingen, einer den andern ergänzend, aber nicht erdrückend.

Bei der subjektiven Beschaffenheit jedes ästhetischen Urteils ist es eigentlich selbstverständlich, daß der Freund der Grothschen Dichtungen nicht in allen Punkten mit Bartels übereinstimmen wird. Erwähnt möge nur werden, daß der Verfasser dieses Buches, wahrscheinlich weil er zu lange fern von der Heimat gelebt hat, kein rechtes Vertrauen zu der jetzt überall mächtig sich entwickelnden neuplattdeutschen Bewegung zu haben scheint, daß er Klaus Groth nicht als den Anfang, sondern den Abschluß einer Entwicklung betrachtet. Hoffentlich wird ihn die Zukunft bald eines Besseren belehren.

Doch, wie viel oder wenig der Kenner auch an Einzelheiten aussetzen möge, dem Werte des vorzüglichen Buches wird das kaum etwas nehmen. Es kann eigentlich nicht veralten, ebensowenig wie der Dichter, mit dem es sich beschäftigt. Jeder Schleswig-Holsteiner sollte es lesen, um zu sehen, wie sich das unvergängliche Lebenswerk eines unserer ersten Dichter in einem klaren und reifen, alles Heimatliche warm umfassenden Geiste wiederspiegelt.

H. Krumm.

Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas. Herausgegeben von Dr. Carl R. Hennicke in Gera. Gera-Untermhaus: Fr. Eugen Köhler. II. Band (Grasmücken, Timalien, Meisen, Baumläufer). Mit 30 Chromotafeln. 340 S.; gr.-Fol. 10 M. — Was im Juliheft unserer „Heimat" (1898) über den zuerst erschienenen VI. Band gesagt ist, kann mit Rücksicht auf den vorliegenden II. Band in vollem Umfange aufrecht gehalten werden: der „Naumann" ist ein Vogelwerk par excellence! Vor allem sind es wiederum die Bilder, die uns wahrhaft entzücken. Man weiß eigentlich nicht, was man mehr bewundern soll: die Kunst, welche unter dem Pinsel des Malers solche herrlichen Gemälde hervorzauberte, oder die Technik, welche für einen billigen Preis in der Wiedergabe und Vervielfältigung wahrhaft Vollendetes schuf. Wiederum sind es die Bilder des englischen Tiermalers J. G. Keulemans in Southend on Sea, denen die Palme gebührt; seine Arbeiten sind am zahlreichsten vertreten. Seite auf Seite begrüßen uns die niedlichen Sänger: zunächst das zahlreiche Heer der Grasmücken, Laubvögel, Rohrsänger und Heckensänger; dann folgen die Timalien (Busch- und Grasschlüpfer); die zum Teil farbenprächtigen Meisen und die Baumläufer beschließen den Reigen. Alle Objekte (auch die von Alex. Reichert auf drei besonderen Tafeln dargestellten Eier) sind meistens in natürlicher Größe wiedergegeben; Zaunkönig und Beutelmeise führen uns auch ihre allerliebsten Nester vor. Weil meistens Männchen, Weibchen und Junge abgebildet sind, jene oft im Winter- und Sommerkleide, so wird das Bestimmen eines im Freien beobachteten, fremden Vogels nicht schwer. Wer sich mit dem Ausstopfen von Vögeln beschäftigt, findet an dem Werke in der Wiedergabe der charakteristischen Stellung die sicherste Stütze. Dem inneren Wert dieses monumentalen Werkes entspricht die äußere Ausstattung; Papier und Druck sind vorzüglich. Der Verleger hat keine Kosten und keine Mühe gescheut, ein Werk zu schaffen, das jeder Bibliothek zur Zierde gereicht. Dem Ornithologen von Fach ist es ein unentbehrlicher Führer, dem Vogelfreunde ein sicherer Berater und eine Quelle reinsten Genusses. In keiner größeren Bibliothek, vor allem in keiner Bibliothek eines naturwissenschaftlichen Vereins, sollte der „Naumann" fehlen. Der Schule ist es ein unschätzbares Mittel der Anschauung. Das ganze Werk wird in 120 Lieferungen erscheinen, die in Zeiträumen von 2—3 Wochen aufeinander folgen; jede Lieferung kostet nur 1 Mark. Die drei Buntdrucktafeln, welche jeder einzelnen Lieferung beigegeben werden und selbst eingerahmt einen würdigen Wandschmuck abgeben würden, repräsentieren allein schon diesen Wert. Indem sich also die Kosten auf mehrere Jahre repartieren, wird selbst einer Einzelperson die Anschaffung nicht schwer. Für jeden abgeschlossenen Band liefert die Verlagsbuchhandlung eine geschmackvolle Einbanddecke zum Preise von 5 M. — Ein dritter Band wird demnächst zum Abschluß kommen.

Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 7. Juli 1899.

De Kranz!

Niedergeschrieben beim Empfang der Todesbotschaft Klaus Groths.

Holsten — tohoop!

Leggt de Hann inenanner un bögt den Nacken, den Ji sünst so stiw holt. Klaus Groth, de ole Grisbart=Isbart, uns' Höved=mann, is dod. — —

* * *

Gaht mit mi 'rup in en olen hogen Bökenwohld. Dor blöht un waßt dat nu so vullup; de willen Rosenbüscher sünd œwer un œwer mit blaßrode Knuppen beseit, de Wittdorn steit in Sommersnee; un wenn Ji in den Grund dat ole Low wegrakt, denn findt Ji de finen Spreeten vun dat Mœschkrut: wat rükt dat frisch, wenn Ji dat twischen de Fingern wriewt! Un verget mi ni en smidigen Telgen vun en jungen Bökenbom mit sin hellhellgrön Low!

Un denn gaht mit mi hendal na de Wisch. Dor wet ik en Born, still un klar un fründli as sin Quickborn; an den findt wi Vergetmini, blau as de Hewen in 't Fröhjahr un troschülli as Kinnerogen. Noch natt sünd se van Dau; de Sünn kikt ja erst eben œwer den Eerdenrand.

Un nu toletz gaht mit mi up den smallen Footstig dœr dat Wischland na 't Dörp herup, dat dor mit sin olen Hüs' so weltversteken an 'n Anbarg liggt; wat süht dat fründli ut in de Morgensünn! In min Jehann=Öhme, den Burvagd, sin oldmodschen Gaarn waßt allerlei schön Krut un Blomen. Dor liggt he all, achter fin ol breed Strohdackhus sünner Schosteen mit de wittkalkten Muern un de brunroden Dören un Stänner. Wi findt halwapen Rosen; de plückt wi all, wenn he ok schelln ward; un wi findt Buntgras un Kruseminten un breeden un smallen Soffee. — Un dor bi dat ol Backhus up den Wall steit dat vull vun Sireen, œwer un œwer!

— Un nu lat't sehn, wat wi hebbt. Ut all dat wüllt wi en smucken Kranz binn. — —

„Dat is vel to vel." —

— Wi sökt dat Beste ut. — — —

* * *

Un nu kamt mit mi. Wi wüllt em den Olen in Kiel to Föten leggen. — — Dor is sin Hus un sin Gaarn, dor achter de Port. Wẹst vörsichti mit ẹr! Kennt Ji ni sin Gedich „Min Port"? Denn wẹt Ji, dat se jankt in ẹr Angeln, de utslẹten sünd de langen Jahren her, un dat ẹr Warwel klappt, wenn Ji em to brutt in den Haken fall'n lat't! —

Dor liggt he, lank utstrakt. „Groth" hett he heten un grot un lank weer he, as sin Vörfahren. — Is 't ni, as wenn en Lich vun güntsit œwer sin Gesich utgaten weer, dat Haar un Bart as Sülver glinstert? Is 't ni, as stünn em en Steern to Koppen?

Seht em rech an. Dat is tom letztenmal.

Ji wẹt't, wat he wullt hedd. Ji wẹt't, wat he fœr uns dahn hedd. He hedd uns lehrt, de Heimat leewer to hebben, as alles in de Welt, vun uns' ol' Art ni to laten un unse Modersprak in Ehren un Würden to hol'n! — —

Leggt de Hann inenanner un bögt den Nacken, den Ji sünst so stiw holt. Un so lat't uns sprẹken:

Ade, Klaus Groth, fahr wohl, uns' Hövedmann!

* * *

Lat't uns gahn. —

Nu wi werr buten sünd un de Port achter uns lisen tomakt, is uns in all de Sommerpracht, in all den Sünnenschin to Mot, as weern wi in en Drom. Wi sünd ni truri, awer dat Hart is uns vull tom Œwerlopen... Kamt, lat't uns enanner de Hann gẹwen, bevœr wi utenanner gaht, un lat uns gelawen: Ümmer in Ehren to holen uns' Art, uns' Sprak, uns' Heimat!

Johannes Kruse.

Aus dem vorreformatorischen Husum.

Von M. Voß in Husum.

(Schluß.)

Jeden Altar oder die verschiedenen hier verehrten Heiligen einer längeren Betrachtung zu unterziehen, würde zu weit führen. Einige Randnoten mögen daher genügen, die Verhältnisse etwas klarer zu stellen. Was zunächst den Hochaltar im Chor der Kirche betrifft, so war derselbe „vnser leuen Vrouwe Maget Maria" gewidmet. Ihre Verehrung stand obenan; ihr galt eine ganze Reihe von Festtagen: das der Verkündigung am 25. März, der Heimsuchung am 2. Juli, ihrer Himmelfahrt am 15. August, ihrer Geburt am 8. September, ihrer Empfängnis am 8. Dezember, ihrer Darstellung im Tempel oder ihrer Opferung am 21. November, ihrer Verlobung am 23. Januar, ihrer Ohnmacht oder ihrer sieben Schmerzen am Freitag oder Sonnabend vor Palmarum und noch verschiedene andere mehr. Sie ward vorzugsweise angebetet und besonders als Vermittlerin der Gebete betrachtet. Ihr zu Ehren war wahrscheinlich gleich bei Gründung der Kapelle eine Muttergottesfigur mit dem Kinde aus Eichenholz hergestellt, das man später, nachdem in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts das jetzt in Schwabstedt befindliche Altarblatt geschaffen war, in dem ciborium maius, dem Sakramenthäuschen unterbrachte Dieses letztere in gotischen Formen, einer Pyramide gleich

von Brüggemanns Hand geschaffen, stand schon vor 1507 zur linken Seite des Hauptaltars und diente zur Aufbewahrung des Brotes und Weines. Die Bedienung des Marienaltars scheint von allen Geistlichen gemeinsam, vielleicht nach einem bestimmten Turnus, gemacht zu sein, wenigstens habe ich nie eine Andeutung gefunden, daß irgend ein Geistlicher Vikar oder „Vorweser" oder „Vorstender" oder „Prokurator" dieses Altars genannt worden ist. — Nach der Maria war auch die größte Glocke im Kirchturm benannt.

Der Altar „des hilligen Kruces vor Husum" wird wahrscheinlich an einem Haupteingange zum Orte einen Kruzifixus, wie sie in katholischen Landen noch üblich sind, zu unterhalten gehabt haben. Im Jahre 1436 stand auch ein solches „hyllyges Cruce buten deme Borchdore" vor Lübeck. Henning Putbus vermacht ihm „eyn licht van twen punt wasses, dar vor to bernende." (S. Zeitschrift d. Ges. für Schl.-Holst.-Lauenburg Gesch. Band 12. S. 182.) Der Altar des „hilligen Kruces" wird 1494 und 99 als von Wolmarus, auch Wennemarus und Vylmarus Krawynckell verwaltet, genannt. „Krawynckel" ist 1517 Kanonikus in Schleswig (s. Noodts Beiträge zur Erläuterung der Zivil-, Kirchen- und Gelehrten Historie II S. 47) und tritt in diesem Jahre in die Marienbrüderschaft (Confraternitas Rosarii B. Mariae Virginis) ein. 1506 soll nach Laß (Husumische Nachrichten, S. 44) Herzog Friedrich „von den Allmosen zum Heiligen Kreuz vor Husum eine Vikarie gestiftet haben, weilen aber die jährlichen Einkünfte derselben sich nur auf 11 ℔ erstrecket und zur Erhaltung des Heiligen Kreutzes Capellen, des Hauses dabei samt dessen Gottesdienst und Messen nicht hinlänglich gewesen, sondern der p. t. Vicarius Thomas Keppar ehemals gewesener Königl. Sekretarius selbige desfalls resignieren müssen: so haben gemeldete Königl. Maytt. Friedrich 1526 am 7. April die Vikarie wieder cassieret und alles, was dabei gewesen zum Hospital und Unterhalt der Armen zu St. Jürgen binnen Husum verehret, auch mit selbigem künftig nach Gelegenheit zu disponieren sich vorbehalten.

Die Heiligkreuzkapelle stand nach einer Anmerkung in Laß (S. 44) da, wo früher das Siechenhaus lag, das jetzt den Namen „Gasthaus zum Ritter St. Jürgen" trägt. Die Kapelle lag also im Osten vor Husum und zwar an einem Haupteingange. In der Nähe derselben wird also auch das „hyllyge Cruce" gestanden haben. Der Altar des heiligen Kreuzes wurde im Jahre 1521 verwaltet von Walke Witzen oder Wyddesen, dem Hardesvogte, seinem ihm in diesem Jahre folgenden Kollegen Hans Knudsen und Lange Dyrick.

Daß dem heiligen Lambertus ein besonderer Altar gewidmet war, darf uns nicht wundern. Die Kapelle in Husum war ja von Mildstedt abgezweigt. und die Mutterkirche war eine Lambertuskirche. Dem drei Jahrhunderte hindurch hier schon verehrten Heiligen war man auch in der Tochtergemeinde Rücksicht schuldig. Hier machte ihn die „Scrodergylde," d. i. die Innung der Schneider, zu ihrem Schutzpatron. Zu den Vorstehern dieser „Gylde" gehören im Jahre 1481 außer dem „Kerckherrn" Hinrich Schriver aus Mildstedt, Jone Scroder, Hinrick Scroder und Matthias Attenß, 1497 außer dem erstgenannten Merten Scroder, 1517 Hans Kassuben, Dirick Scroder, Steffen Scroder, 1510 Henning Querscherer, Peter Scroder und Otto Scroder. Die verschiedenen Schröder oder Schneider sind hier persönlich aufgeführt, um zu zeigen, daß bei den Altären der einzelnen Innungen diese nicht ohne Einfluß waren. Die „Querscherer," Überscherer, sind die Tuchmacher. Sie gehörten in Husum mit der „Schneidergylde" an. Der heilige Lambertus war Bischof in Mastricht; er war von seinen Feinden am 17. September 708 ermordet worden. Seine Verehrung scheint von den Niederlanden, die mit der friesischen Küste in starkem Verkehr standen, hierher verpflanzt zu sein.

Der Altar des „Kalandes," der Predigergilde, war nach den bisher

genannten sicherlich einer der ältesten und reichsten. Schon im Jahre 1466 hatten die „Kalandsbrodere" vnd „sostere" am St. Vitstage eine Zusammenkunft. Der Kaland war also wie der Nordstrander eingerichtet, dessen Beliebungen in Heimreichs Nordfriesischer Chronik Seite 69—84 mitgeteilt sind. Mitglieder desselben waren sämtliche Geistliche sowie die angesehensten und reichsten Männer und Frauen aus der Bürgerschaft. Als Dechant, Dekan, wird 1486 Hinrich Schriver aus Mildstedt genannt, 1510 ist es „Kerckherr Marten Petri." Unter den Laienbrüdern treffen wir 1510 Berend Frotzen, einen sehr reichen Husumer Bürger, Matthias Knutzen, den Freund des Husumer Reformators Hermann Tast, und 1533 auch Hermann Hoyer. Die beiden letzten waren Schwiegersöhne des dänischen Königs Friedrich des I. Der Kaland besaß ein eigenes Haus in der Papenstraße mitten zwischen den Häusern der Geistlichen, die hier der Reihe nach nebeneinander wohnten. Vikare des Kalandaltars sind 1484 Hans Bekemann und Borghert Oldendorp. 1486 schenkte die Königin Dorothea dem Kalande ein Kapital von 1100 *M*, wofür die Geistlichen sich verpflichteten, auf ewige Zeiten Messen, Vigilien und Gottesdienst zu halten, auch Almosen zu geben und andere fromme Werke zu verrichten. 1529 nach durchgeführter Reformation war dies große Kapital herrenlos; es wurde daher vom König Friedrich dem St. Jürgensstifte überwiesen. Dessenungeachtet hielten es die Kalandsbrüder fest, bis 1533 Christian III. diese Summe der Schule übergab und so den Grund zum Husumer Gymnasium legte.

Der Altar des heiligen Leichnames war derjenige der Schustergilde. Er bestand auch schon im Jahre 1482. Als Vorsteher werden damals genannt Dyderyck Vaßmer, Detlef Hanß, Hinrich Hamer und Jacob Sydehoff. Zur Zeit der Reformation verwaltete ihn „Frantz Hamer," ein treuer Freund und Mitarbeiter Hermann Tast's an dem großen Werk der Reformation.

Der Altar der heiligen Dreifaltigkeit war der Schmiedegilde eigen. Zu den Schmieden gehörten die Grob-, Klein-, Nagel-, Messer-, Büchsenschmiede, Schwertfeger und Schlosser. Das Bestehen dieses Altars ist schon für das Jahr 1483 nachzuweisen. Damals waren Rotgert van denn Woelde (Stapelholm) und Hans Brixius Vikare an demselben, 1510 verwalteten ihn Tyle Smidt und Jacob Moller, z. Z. des Eintritts der Reformation Sylvester Nicolai, gewöhnlich „Her Sylvester" genannt. Letzterer blieb auch über die Einführung der Reformation hinaus bis an sein Lebensende im Besitz der Einkünfte des Altars.

Der St. Nikolaus war einer der gefeiertsten Heiligen in Schleswig-Holstein. Besonders in den Küstenstädten sind ihm Kirchen gebaut und Altäre errichtet. Er war Bischof in Myra in Kleinasien und ist daselbst gestorben am 6. Dezember 342. Der genannte Tag, der St. Nikolaustag, wird noch vielfach im Lande gefeiert (Friedrichstadt). Die Sage berichtet von dem heiligen Nicolaus viele Wunderdinge: Als einst in Myra eine Hungersnot ausgebrochen war, soll er einem Kaufmann auf Sicilien im Traum erschienen sein und ihm befohlen haben, ein Schiff mit Getreide nach Myra zu bringen und dadurch die Stadt zu retten. Auch soll er den Seesturm plötzlich zu stillen verstanden haben und so wiederholt zum Retter Schiffbrüchiger geworden sein. Einem alten Vater, der den Leib und die Ehre seiner drei Töchter in einer Hungersnot um schnöden Geldeslohn preisgeben wollte, warf er Geld und Brot durchs Fenster und rettete so die ganze Familie aus der Not und der Gefahr der Sünde. Schon 1467 ist dem St. Nikolaus in Husum eine Geldsumme vermacht, Vikar seines Altars ist 1478 Jacob Stutemann, 1514 sind es Johann von Halteren und Hanß Verwern. Wahrscheinlich wird auch die Husumer Schiffergilde diesen Heiligen zu ihrem Schutzpatron gemacht haben, doch habe ich darüber nichts finden können.

Der Heilige St. Jacob teilte seinen Altar mit dem heiligen Antonius,

daher heißen die Vikare des Altars immer „Vikare der St. Jacobs vnde Antoniigylde." Vorsteher derselben sind 1472 Arent Scroder und Dreeß Dune, 1521 Hanß Marsk und Jasper Rynlanth, 1529 Dirick Hockell und Oleff Becker.

Die heilige Anna soll die Mutter der Maria gewesen sein. Ihre Verehrung kam hier nicht erst zur Zeit der Reformation auf (s. Jensen Michelsen, Schlesw.-Holst. Kirchengeschichte, Teil II, S. 275 u. 76); schon 1484 war Diderick Hardenberghe ewiger Vikar am Altare St. Annen, 1485 verkaufte Pawel Bullenkule an die „Erliken Vorstendere und Olderlüde Sunte Annen vnd Sunte Jürgen by Namen Jacob Stutemann und Arent Taste"[1]) sein Haus in der Papenstraße; dasselbe heißt später gewöhnlich das St. Annenhaus. Im Jahre 1528 sind Clawes Holste und Harre Jenssen Vorsteher des St. Annenaltars. Nach der Legende war St. Anna die Tochter des Priesters Matthias in Bethlehem; ihr Mann soll Joachim geheißen haben. Gewöhnlich gilt sie als die Beschützerin der Tischler und Stallknechte; sie vermochte krankes Vieh zu heilen, war behülflich bei Wiedererlangung verlorner Gegenstände und bewahrte vor Not und Elend. Ihr Tag war der 26. Juli. Nicht unmöglich ist es, daß sie hier von der Tischlerzunft, die sich allerdings in vorreformatorischer Zeit nicht nachweisen läßt, verehrt worden ist. Nach ihr hieß die zweitgrößte Glocke im Turm, die 1506 gegossen wurde, St. Anna.

Der St. Brandanus, Bradanus, Brandanius oder Brendanus ist als Heiliger in Schleswig-Holstein sonst nicht bekannt. Er soll im 7. Jahrhundert Abt zu Cluainfurt in Irland gewesen sein. Der 7. Oktober ist nach ihm benannt. Als er einst auf einem Schiffe, das Paradies zu suchen, ausfuhr und laut die Messe las, kamen die Fische in großer Menge an sein Schiff geschwommen und hörten ihm andächtig zu. Das Mittelalter hat sein Leben mit Legenden reich ausgestattet, die von Dichterhand mannigfache Bearbeitungen erfuhren. (Vergl. Wilh. Scherers Gesch. d. deutschen Litteratur S. 93 u. 95.) Im Jahre 1495 stiftete die Odenbüller Kirche auf Nordstrand ihm ein Kapital. 1504 waren Heyne Westvelinck und Berenth Outzen Vikare dieses Altars, 1527 war es Otto Wyricks.

Der St. Michaelisaltar findet sich schon 1464. Damals sind Diderick Wolter, Hinrick Hilmerß und Hinrick Kannengeter Vorsteher. Einige Jahre vor eintretender Reformation stand Hermann Tast diesem Altare vor. „Des Gasthuses Boeck" hat daher auf S. 291 die Überschrift: „Dyt ßynnth de Rennte van S. Michelis Vicarie welcker Ernn Harmanno Tasth by synem leuende bykamenn wo folgt." Der Altar war einer der reichsten der Husumer Kirche, denn der Erzengel stand hier wie überall in hohen Ehren.

Der Heilige St. Johannes Baptiste „vnder denn Torne" teilte wohl seinen Altar mit der „Sunte Barbara." 1507 wird Andreas Schulenborch als Vikar beider Heiligen genannt. Zur Zeit der Reformation ist die Rente dieser Vikarie „Ern Ghwylm Kockß," Wilhelm Kock, überwiesen.

Der Altar der heiligen Gertrud scheint zuerst im Jahre 1469 vorzukommen. Die Heilige war aus königlichem Stamm, Herzog Pipins Tochter. Der Legende nach beherbergte sie die Seelen der Abgeschiedenen eine Nacht. Sie wurde verehrt als Patronin der Gräber und der Kirchhofskapellen, als Beschützerin der Reisenden und Wanderer, vornehmlich auch der Schiffer. Der 17. März war nach ihr benannt und ihr Festtag. Die Renteneinnahmen aus dem Gertrudenaltar besaß zur Zeit der Reformation „tydt synes leuendes Er Luder Knutzen."

Die Altäre des Rosenkranzes, St. Peters und St. Katharinen haben geringere Bedeutung gehabt. Nur einmal (1510) habe ich einer Urkunde

[1]) Es ist nicht ohne Interesse, daß der Name Tast schon 1485 in Husum vorkommt; vielleicht war A. Tast ein Onkel Hermanns.

den ersteren erwähnt und als seine Vorsteher Wessel Goltsmith und Euert Hockell genannt gefunden. St. Katharina soll im Jahre 307 in Alexandrien den Märtyrertod erlitten haben; sie galt als die Patronin der Schulen.

Einer der interessantesten Husumer Heiligen ist der St. Jost, Jodokus, Josse oder Jobst, der Einsiedler von Ponthien, gestorben am 13. Dezember 668. In meinen „Innungen und Zünften" hatte ich S. 58 u. ff. nachgewiesen, daß St. Jost als Bäckerheiliger in Husum verehrt worden ist. Ich konnte den Beweis auf zweifache Weise erbringen. Durch die auf S. 209 in dem Kirchenrentenverzeichnis sich findende Überschrift „De rennte der Becker vicarye almissen" ist unzweifelhaft festgestellt, daß die Bäcker einen Altar gehabt haben. Wenn nun für die übrigen Handwerkergattungen jedes Mal der Altar oder der Heilige genannt ist und für die Bäckerinnung nur der St. Jost übrig bleibt, so muß er wohl der Bäckerheilige sein. Dazu kommt nun noch, daß das Bäckersiegel die Umschrift trägt: „Sigillū der becker to husē. iost" und daß im Siegelfelde die Figur eines Heiligen zu sehen ist, die nur den St. Jost darstellen kann. Herr Oberbibliothekar Dr. Wetzel in Kiel ist durch diese Beweisführung nicht überzeugt worden. In seiner Rezension meiner „Innungen und Zünfte" in der Zeitschrift für Schlesw.-Holst.-Lauenb. Geschichte, Anhang, S. 115, spricht er die Ansicht aus, daß das „iost" in der Siegelumschrift auch „im Osten" oder „in Osterhusum" bedeuten könne. Da aber Handwerker in den Dörfern nicht geduldet wurden und auch nicht anzunehmen ist, daß einer oder zwei Bäcker, die vielleicht in Osterhusum gewohnt haben können, ein eigenes Siegel geführt haben, so bedarf diese Kritik wohl keiner weiteren Widerlegung. Im Winter 1897/98 erschien in Kopenhagen ein nur in 100 Exemplaren gedrucktes Werk von Prof. Dr. Nyrop: „Danske Haandværkerlavs Segl" (Innungssiegel), in dem das inzwischen an das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg verkaufte Bäckersiegel sowie auch verschiedene andere Husumer Innungssiegel mitgeteilt werden. Herr Prof. Nyrop tritt darin meinen Ausführungen bei. Ein Nachtrag zu diesem Werk findet sich in dem letzten Heft der Kopenhagener „Tidsskrift for Kunstindustri" S. 18—20, worin nach Mitteilungen des Direktors Olsen vom „Folkemuseum" aus „P. von Cochem's Legenden der Heiligen, Landshut 1845" meine Beweisführung zur unumstößlichen Wahrheit wird. Das nebenstehende Innungssiegel, dessen Wiedergabe ich der Güte des Herrn Prof. Nyrop verdanke, zeigt im Siegelfelde eine männliche Figur, bekleidet mit einem Rundhute, einem Schulterkleide und einem frauenrockähnlichen Gewande. Während dieselbe in ihrer Rechten einen langen, geraden Stab trägt, hält sie in ihrer Linken eine Kirche. Zwischen den gespreizten Füßen liegt eine Krone. In dem zu beiden Seiten der Figur freigebliebenen Siegelfelde bemerkt man Kuchengebäckformen, von denen die eine rautenförmige „Knipp" oder Knibbelkuchen, die andere aus vier verschiedenen Kugelkalotten zusammengesetzte „Knustbrot" genannt wird. Neben dem letzteren ist noch ein kleines Sternchen wahrzunehmen. B. Olsen bemerkt dazu: „Die Krone unter den Füßen soll darauf hinweisen, daß St. Jost als Sohn des Königs von Britannien der Herrschaft entsagte. Außerdem enthält die Legende noch einen Zug, der ihn ganz besonders zu einem Bäckerheiligen geeignet macht: Einmal, als St. Jodokus und sein Miteinsiedler Vulman in der Wüste um ein einziges Brot saßen, kam der Herr Christus in der Gestalt eines Bettlers zu ihnen und flehte um ein Almosen. St. Just sagte zu Vulman: „Teile das Brot nur in vier Teile und gieb ihm ein Stück davon." Bald darnach kam der Herr zum zweiten und dritten Male wieder,



aber immer in anderer Gestalt, und erhielt jedes Mal ein Viertel. Als er aber das vierte Mal in einer so hageren und verhungerten Gestalt erschien, daß St. Jost inniges Mitleid mit ihm hatte, bekam er auch das letzte Viertel. Vulman war darüber so erzürnt, daß er die Einsiedelei verlassen wollte. St. Jost aber bat ihn, doch zu bleiben; der Herr werde schon für sie sorgen. Als Vulman bald darauf aus dem Fenster schaute, bemerkte er vier Schiffe auf die Küste zusteuern, aber Schiffer sah er nicht darauf. Die Schiffe löschten sich von selbst und segelten unter plötzlich wechselndem Winde wieder von der Küste hinweg. Ein Berg Brotes lag am Ufer. — Auch die Kirche, welche St. Jost in seiner Linken trägt, bespricht die Legende: Sie wurde von Graf Aimon zu St. Martins Ehre erbaut und von St. Jost eingeweiht. Als er unter der Menge des zusammengeströmten Volkes die Messe las, erklang plötzlich eine himmlische Stimme zu seiner Ehre." Soweit B. Olsen. In dem Bilde steckt noch ein weiteres. J. E. Wessely in seiner „Iconographie Gottes und der Heiligen" bemerkt: „St. Jost wird abgebildet mit einem Pilgerstabe, weil er als Pilger in Rom gewesen und einst mit seinem Stabe eine Quelle hat hervorbrechen lassen." — Damit sind es wohl der Beweise für den Bäckerheiligen St. Jost genug. Die erste Rente für seinen Altar ist 1485 gestiftet. Die Vorsteher desselben sind damals Albert von Halteren und Klawes Klocken.

Der Altar der 10000 Ritter war dem Amt der Pelzer, „Pyltzer, Hotfylter, Hodtstafferer" und Hutmacher eigen. Weil Pelzwerk zu tragen im 16. und 17. Jahrhundert sehr modern war, hatte auch das Amt weit größere Bedeutung als in der Gegenwart. Der Altar der „X^m Rydder" scheint zuerst im Jahre 1495 erwähnt zu sein. Damals waren Hinrich Brun und Albert Schulte Vorsteher desselben. 1524 verpfändet Hans Rynlanth (der Rheinländer) sein Haus an den Altar. Zur Zeit des Eintritts der Reformation ist Thomaß Ketelsen „ad vitam" im Besitz der Renten desselben. Die 10000 Ritter sind Märtyrer, ihres Glaubens wegen auf dem Berge Ararat am 22. Juni unter Kaiser Hadrian Gekreuzigte. Der 10000 Rittertag ist daher der 22. Juni.

Der „vnberorde Altar aller Christen Seelen" war wohl besonders für die Armen da. Die reichsten Bürger gehörten — wie wir gesehen haben — der Kalandsgilde an, ebenso hatten die einzelnen Handwerkergattungen sich um irgend einen Altar geschart; beiden war es gegeben, durch Stiftungen für ihr Seelenheil zu sorgen. Den Armen hätte jede Vertretung vor ihrem Gott gefehlt, wäre nicht der Altar aller Christen Seelen dagewesen, an dem auch in Messen und Vigilien ihrer Seelen Seligkeit erfleht worden wäre. Vorsteher dieses Altars waren im Jahre 1509 Otto Payßen und Evert Hockel, 1516 der Vikar Merten Petri.

Außer den vorgenannten 19 Altären habe ich in Urkunden noch erwähnt gefunden: 1. den Altar der „Medelydinghe," des Mitleidens oder der sieben Schmerzen Mariä, 2. den St. Olaus-Altar, 3. den Altar Sunte Barbaren, 4. Sunte Antonii und 5. Sunte Jürgen. Darnach kämen im ganzen 24 Altäre heraus. Wahrscheinlich aber ist es, daß an einigen Altären zwei Heilige verehrt wurden, die oben angeführte Zahl mag daher die richtigere sein; jedenfalls aber sind Beccau in seiner Geschichte der Stadt Husum und Jensen in seiner kirchlichen Statistik, die von 17 Altären mit 24 Vikaren reden, im Irrtum. Einmal, Band II S. 50, spricht die „Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte" von Jensen und Michelsen die Vermutung aus, „daß in Husum 24 Vikare an ebensovielen Altären gedient haben sollen, setzt aber hinzu, daß sich kein Verzeichnis derselben erhalten habe. Das von Jensen vermißte Verzeichnis ist im Anhang zu meinen Innungen mitgeteilt.

Der im Jahre 1506 erwähnte Altar der „Medelydinghe" lag unter dem

hohen Chore und wurde bedient von den „ßwarten Monnecken.“ Dieselben wohnten im Süden der Kirche im „ßwarten Monnecke Huß“ und scheinen wenig Gemeinschaft mit den Geistlichen gepflogen zu haben. In der in Anlage A meiner „Innungen und Zünfte“ mitgeteilten Urkunde heißt es: „Ock schall nemant van de vorben(annten) vikarhen mededelen so dane wyn vnnd broth den Marianen wilker scholen stetliken buten beslaten wesen.“ Sie hatten also nicht einmal das Recht, von dem Brot und Wein aus dem Sakramenthäuschen, dem ciborium maius, zu gebrauchen, zu dem sonst jeder Vikarius einen Schlüssel besaß. Wenn sie auch in einem Hause wie andere Mönche zusammenwohnten, so fehlte ihnen doch die klösterliche Erziehung und Vorbildung. Als Halbgeistliche und Halbweltliche betrachteten sie es als ihre Aufgabe, die Marienzeiten, „de Tyden Mariä,“ innezuhalten. Das waren gottesdienstliche Gesänge, die die Namen Mette, Prime, Tertie, Sexte, None, Vesper und Nachtgesang nach den verschiedenen Tageszeiten trugen. Die Zahl der sieben Zeiten war gewählt nach den sieben Schmerzen der Maria, welche bestanden in dem Abschied von ihrem Sohne, in seiner Gefangennahme, seiner Geißelung und Krönung, seiner Kreuztragung, der Nagelung an das Kreuz, seines qualvollen Leidens am Kreuze und der Durchbohrung seiner Seite. Auch die Marianer bildeten in Husum mit Laienbrüdern zusammen eine Gilde.

Den St. Olausaltar hat Verfasser nur zweimal erwähnt gefunden; er wird wohl nur zeitweilige und geringe Bedeutung gehabt haben. Altäre gleiches Namens gab es nach Haupts „Kunstdenkmälern“ auch noch in Breckum, Hadersleben und Schleswig. Im Jahre 1507 ist der St. Olausaltar hier nicht mehr vorhanden.

Die heilige Barbara starb am 4. Dezember des Jahres 240 oder 306 zu Nikomedien in Bithynien wegen ihres christlichen Bekenntnisses den Märtyrertod. Sie wurde von ihrem eigenen Vater enthauptet. Unmittelbar nach der Unthat wurde der Vater Dioskur vom Blitz erschlagen, weswegen man die heilige Barbara bei Gewittern um Schutz anrief. Sie gilt auch als Patronin der Artillerie. Auf französischen Kriegsschiffen heißt die Pulverkammer noch Sainte-Barbe. Die heilige Barbara teilte hier ihren Altar mit St. Johannes Baptiste.

St. Antonius von Theben, der Vater des Mönchtums, war geboren im Jahre 251. Neunzehnjährig zog er sich, nachdem er alles, was er besaß, an die Armen verschenkt hatte, in ein einsames Grab zurück, um an sich selber zu arbeiten. Er ernährte sich von Brot und Salz. Die Legende berichtet weiter von ihm, daß er verstanden haben soll, Teufel auszutreiben und Krankheiten zu heilen. Der heilige Antonius teilte seinen Altar mit St. Jacob.

Im Jahre 1471 ist von „denn Olderluden vnnd Vorstenderen des Altars des hilligen Mertelers Sunte Jürgen“ in der Kapellen vnser leuen Vrouwe tho Husum an der Südersieden“ die Rede. 1507 fehlt derselbe, statt dessen aber liest man vielfach von der St. Jürgenskapelle im Siechen- und Leprosenhaus. Man hatte also den Altar hier aufgehoben und dort wieder aufgestellt. Der St. Jürgen war der Patron der Armen und Kranken, ein hervorragender Beschützer vor Pest und Aussatz. Er soll 284 unter Diokletian den Märtyrertod gestorben sein. Die Legende berichtet von ihm, daß er einst eine schöne Königstochter, Aja mit Namen, aus der Gewalt eines Lindwurms gerettet haben soll. Daher findet sich vor den nach seinem Namen benannten Stiftungen das Bild eines Ritters, der den Lindwurm ersticht. Aus dieser Legende ist schließlich ein Gleichnis geworden; statt der Königstochter hat man die christliche Kirche, statt des Drachens den Teufel eingesetzt und so den St. Jürgen zum Retter der ganzen christlichen Kirche gemacht.

Das herrliche, aus Eichenholz und wahrscheinlich von Brüggemanns Hand geschnitzte Bild des Ritters St. Jürgen stand in dem Norderschiff der alten Marienkirche auf einem 10 Fuß hohen Postament und war grau angestrichen. Es war

also nicht, wie Sach in seinem Buche über Brüggemann behauptet, von dem Künstler für das Gasthaus, in dem er seine letzten Tage verlebte, geschnitzt. Als 1807 der Abbruch der Kirche begann, stellte man den St. Jürgen in die Gasthauskirche. 1831 am 4. Juli war der Oberbaurat Hansen aus Kopenhagen in Husum, um den fertigen Kirchenbau zu begutachten. 4 Tage darnach, am 8. Juli, wurde der St. Jürgen „auf Beschluß des Kirchenkollegii an das Königliche Museum nordischer Altertümer in Kopenhagen abgeliefert.“ — Des Aussatzes wegen entstanden auch die verschiedenen „Badstaven,“ Badestuben. Eine derselben lag um 1500 in der Süderstraße „neffenst denn Dingstocken.“ Nach Erlöschen des Aussatzes wurden die Siechenhäuser der St. Jürgenshöfe zur Aufnahme für Arme bestimmt. Das ist auch in Husum geschehen.

Was nun die Geistlichen anbetrifft, so haben wir gesehen, daß anfangs Hinrich Schriver aus Mildstedt die Bedienung der abgezweigten Gemeinde mit übernahm, bald aber die Arbeit seine Kräfte überstieg. Schon 1480 wird eine Anzahl von Vikarien vorhanden gewesen sein, die sich allmählich vermehrten, bis sie im Jahre 1507 die Zahl 19 erreicht hatten. Mit der Zahl der Vikarien und der Vermächtnisse an die Kirche nahm selbstverständlich auch die Zahl der Kapellane zu. In dem ebengenannten Jahre waren es außer dem Rector ecclesiae Merten Petri „Pawell payss, Hinricus swarte, Johannes payss, Jacobus scroder, Jacobus brictii, Otto wiricksss, Henricus lemgow, Hilmarus goltsmyt, Theodericus Klocke, Andreas schulenborch, Jacobus payss, Petrus jacobi, Nicolaus payss und Johannes greuensten. Nach durchgeführter Reformation haben gewiß einzelne Geistliche den ihnen zu heiß gewordenen Boden Husums verlassen. Im Besitz ihrer Renten verblieben „ad vitam,“ Zeit ihres Lebens, Her Tomaß Ketelßen, Franntz Hamer, Otto Wirigkßen, Harmen Tasth, Jochym Brannth, Luder Knutzen, Sylvester Nicolay, Ghwylm (Wilhelm) Kock, Dirick Hockell, Nicolawes Payß, Johann Selcken, Nicolawes Yding, Olephß Boyßen und Johann Moller.“ Es ist also sehr wohl möglich, daß bei Beginn der Reformation 24 Vikare vorhanden waren. Der Zug der Zeit, die große Zahl der Geistlichen sowie auch der Reichtum der Kirche und ihrer Altäre rief mehrere von kirchlichen Ideen durchdrungene Vereine, Brüderschaften und Gilden hervor, die eifrigst das Gefühl der Zusammengehörigkeit, den Sinn für Gemeinwohl und für gegenseitige Unterstützung in Not und Tod, in Armut und Krankheit, in Elend und Gefahr auf vielfache Weise pflegten. Die Verbindung dieser Brüderschaften mit der Kirche wurde seitens der Geistlichkeit so stark gefördert, daß fast die ganze Gemeinde in ein Abhängigkeitsverhältnis gebracht war. Fast alle Bürger, die im Besitz eines Hauses waren, gehörten auch irgend einer Gilde an. Die reicheren und reichsten suchten bei der vornehmsten aller Brüderschaften, der Kalandsgilde, um Aufnahme nach. Wenn, was anzunehmen ist, der Husumer Kaland ähnliche Beliebungen wie der Nordstrander gehabt hat, so mußten die Laienbrüder und -schwestern 1 Pfund Sterling oder $12^1/_2$ Mark Lübsch Eintrittsgeld bezahlen. Damit das geistliche Element stets überwog, durften nur 12 Laien ihm angehören. Bei den Mahlzeiten wurde, „so es geschehen konnte, den Laienbrüdern und -schwestern ein special und abgesonderter ort vorbereitet,“ damit nicht unvorsichtige Geistliche ihnen ad oculos demonstrieren könnten, daß auch sie fleischlichen Genüssen zu fröhnen verstünden. Während die Laien an Eintrittsgeld, Beiträgen und Schenkungen das meiste zu leisten hatten, gelangten sie innerhalb der Brüderschaft nur zu untergeordneten Würden. Starb ein Mitglied der Gilde, so beerdigten ihn sämtliche Brüder und Schwestern, und noch lange nach seinem Tode wurden an seinem Sterbetage Seelenmessen zu seinem Andenken gelesen. Der Name Kaland soll herrühren von a Kalendis, weil die Mitglieder desselben sich am Anfange jedes Monats zu versammeln pflegten.

Außer dem Kaland gab es noch eine ganze Anzahl anderer Gilden, denen ein Geistlicher vorstand und denen wohlhabende besitzende Bürger als Mitglieder angehörten. Jede Handwerkergattung von einiger Bedeutung ernannte einen Heiligen zu ihrem Schutzpatron und verpflichtete sich, an seinen Altar Wachslichte und Brot und Wein zu liefern. So verehrten die Bäcker den St. Jost, die Pelzer die 10000 Ritter, die Schuhmacher den heiligen Leichnam, die Schneider den St. Lambertus, die Schmiede die heilige Dreifaltigkeit, wahrscheinlich die Schiffer den St. Nikolaus, vielleicht die Tischler die St. Anna; außerdem gab es noch eine St. Jakobs- und St. Antoniigilde und endlich die der Brüder der Medelydinghe.

Von all den Geistlichen hat sich zweien ganz besonders und bis über ihren Tod hinaus die Dankbarkeit der Gemeinde zugewendet, nämlich dem Reformator Husums, Hermann Tast, und seinem Zeitgenossen und Helfer an dem großen Werke der Reformation, dem Diakonus Franz Hamer. Von dem „Archidiakonus" Theodor Pistorius oder Becker findet man in den Husumer Urkunden nicht einmal den Namen; trotzdem soll er der erste gewesen sein, der in Husum die evangelische Lehre verkündigte. (S. Rørdam, Kirkehistoriske Samlinger, Bd. 4, S. 682 u. 83.) In den Jahren 1545—50 führt und schreibt Hermann Tast die Kirchenrechnungen und unterzeichnet dieselben gewöhnlich „mea manu oder manu propria Hermannus Tast." Es ist also unrichtig, wenn Rørdam in seinen „Kirkehistoriske Samlinger" Bd. 4, S. 682 behauptet, daß die gleichzeitigen Archivdokumente über seine Wirksamkeit nichts enthalten. Auch die Anmerkung in Bd. 4, S. 512: „Das einzig Schriftliche, welches man von seiner Hand hat, ist ein Bedenken in Ehesachen," ist damit hinfällig. 1551 auf „Trium regum" übernimmt der Hardesvogt Hermann Wyge die Arbeit; ob das kommende Alter oder gebrochene Gesundheit diesmal Tast gehindert haben, ist nicht ersichtlich. 1551 am 11. Mai starb Tast, 1552 „in der Kercken Reckenschup" bewilligen die Kirchgeschwornen seinen fünf unversorgten Kindern 50 Thaler. Da aber 1553 eine der beiden Töchter stirbt, werden die für sie bestimmten 10 Thaler der Tochter Franz Hamers gegeben. Da die Urkunde, die uns dieses mitteilt, unbekannt und manches Unrichtige [1]) über die Familie Tast zu berichtigen imstande ist, soll sie hier ihrem Wortlaut nach wiedergegeben werden:

„Item anno 1552 Mandages na circumcisionis domini (der Beschneidung. Der Verf.) in der Kerckswaren Reckenschup in bywesende Hermann Wyge Herdesfaget / der Reckenslude / Kerckswaren vnd vorweser des Gasthuses / vth flitiger forderinge des achtbaren Manne Matias Knutzen vn Johannes gyrey zelige Hern Hermann Tast nagelatene Kynder vormunder dar is endrechtliken bewilliget / dat de Kerckswaren scholen des gedachten Hern Hermann Tast vyff vnberaden Kynderen vm synes truwen Denstes willen enen jewelken Kynde / wan dat ton eren beraden vn erlike ampte begynnet antofangen to geben X Daler / is de Summe L Daler.

Item anno 1553 alse eyn von synen Dochteren gestoruen was vn ere X Daler nycht entfangen hadde, wort gesecht, men wolde zeligen Hern Franns oldeste Dochter wan de ton eren beraden wert / de X Daler to hulpe gewen.

Item Johannes vnd Hermann Tast hebben XX Daler entfangen.

Jochym Wetken hefft Frydages na Jubilate anno 54 Catharina Tastes / zeligen Hern Hermann Tastes nagelatene Dochter / dho se vorlauet was / de X Daler wo vy der forigen side disses Blades berordt vormoge sines Registers worna he ock im 55 Jare wenner der Kercken Reckenschup geschenn wort mit gods hulpe genochsame Reckenschup don werth X Daler thor noge entrichtet.

Gelickesfalls hefft se ock Clawes Tast zeligen Hern Hermann Tastes sone

---

[1]) Siehe Dr. O. Kallsen: Hermann Tast, ein Bild aus der Reformationszeit.

Frydages na Bonifatii was de 8 Junii wellicher dat Goltsmede ampt by Hinrick Hamer gelert vnd nu siner gelegenheit na wider up dat ampt wandern wolde / vormoge deßuluigen sines registers wovor geteket X Daler vormoget.

Vnd sin nu hirmit zeligen Hern Hermann Tastes Kinder alle mit einander ßouele dar am leuede sy / der Reckenslude Kercksiwaren vnd Vorstendere gedane thosage na ßo wi dar anteket gans vnd gar betaldt / vormogeth vnd affgelecht vthgenamen de X Daler ßo Her Frans Dochter / wellicher in zeligen Her Harmanns vorstoruen Dochter stede getreden / ere se beraden worth / hebben schall."

Die Kinder Tasts heißen also: Johannes, Hermann und Claus, Catharina und —, welch letztere im Kindesalter verstorben ist. Johannes wurde Gerichtsvogt der protestantischen Stadt Riga und verlor im Jahre 1581, als die Stadt in polnische Hände kam, das Leben. Hermann studierte in Wittenberg und wurde darnach Pastor in „Bopße" auf Nordstrand, wo er in hohem Alter, fast neunzigjährig, nachdem er am 13. Juni 1602 seine Gattin beerdigt hatte, gestorben ist. Claus wurde Goldschmied. Die ihn überlebende Tochter Catharina war mit einem Husumer Bürger, namens Fedderkiel, verheiratet. Über Hermann Tasts Witwe heißt es in der Kirchenrechnung des Jahres 1589: „Den 24. Februarii Gardrut her Harmenß mit alle Klocken belut In vnßer leuen Fruwen Kerck begrauen. 7 ℔ 8 ß." Das Haus Hermann Tasts lag in der Süderstraße; es ist entweder dasjenige der Witwe Jörs oder des Fräulein Harding, gegenüber dem Gymnasium. — Nach den noch vorhandenen Husumer Quellen über die Reformatoren und die Reformation daselbst scheint es dringend geboten, einmal reines Haus zu machen mit allem, was man ihnen angehängt hat. Will's Gott, so gedenkt Verfasser dieses sich später auch einmal jener Arbeit zu unterziehen.



Der Krabbenfang in Büsum.

Von **J. Kinder** in Plön.

Schon viele Generationen der Nordsee-Anwohner haben den Wohlgeschmack und den Nahrungswert der Krabben zu schätzen gewußt, diese Krebstiere gefangen und auf den Speisetisch gebracht. In Büsum ist der Fang derselben aber erst seit ungefähr zehn Jahren systematisch und in größerem Umfange betrieben worden.

Ehemals gingen in der Regel nur alte Männer und Weiber mit Korb und großem Ketschernetz bewaffnet bei der Ebbe zum Krabbenfang auf das Watt hinaus, durchwateten stundenlang die Priele, die natürlichen Wasserrinnen des Watts, das große, an einem Holzrahmen befestigte Netz mittels eines hölzernen Stieles vor sich herschiebend. Die mäßige Ausbeute, welche man am offenen Feuer draußen am Seedeiche oder in den Häusern kochte, wurde zum größeren Teile im Orte selber verbraucht. Den kleineren Teil brachten Frauen in Körben, die an einem Halsjoche getragen wurden, in die nächstliegenden Dörfer zum Verkauf. In meiner Erinnerung lebt noch immer die alte Krabbenhändlerin, welche vor drei Jahrzehnten Jahr für Jahr täglich einen Weg von acht Kilometern mit den beiden vollen Körben zurücklegte, um in meinem Heimatsorte ihre Ware an den Mann oder vielmehr an die Frau, die sich mit dem Einkaufe vorzugsweise befaßte, zu bringen. Die resolute Händlerin, deren Familiennamen ich niemals erfahren habe, hieß kurzweg Krautsche oder die Krautfrau und war ihrer redseligen Biederkeit halber bei ihren Abnehmerinnen sehr gerne gesehen. Sie brauchte selten den ganzen Ort zu durchwandern, um der Kraut, welche sie einfach mit den Händen zumaß, ledig zu werden. Der Erlös war nicht groß. Das Pfund kostete etwa einen halben

Hamburger Schilling (drei bis vier Pfennige) oder noch weniger. Ein Versand auf weite Strecken war bei den beschränkten Verkehrsmitteln nicht möglich, weil die Krabben sehr rasch verdarben.

Mit dem Bau der Eisenbahn jedoch dehnte sich der Büsumer Krabbenhandel bald bis nach Hamburg und weiterhin aus. Die Nachfrage wurde größer und konnte mit der alten Fangmethode nicht mehr befriedigt werden. Im Jahre 1882 wurde der erste Krabben-Kutter, ein Segelschiff mit einem Mast, Großsegel, Fock- und Klüversegel, gekauft, und jetzt liegen deren bereits dreißig im Hafen. Der Anschaffungspreis eines Kutters beträgt 2—3000 Mark. Zur Bedienung gehören zwei Personen. Vom Monat März an bis in den Oktobermonat hinein segelt die Fischerflotte mit wenigen Ausnahmen, die durch stürmischen Seegang gefordert werden, alltäglich hinaus vor die Büsumer Bucht, um die Krabbennetze auszuwerfen. Den Möwen gleich fliegen die leichten Fahrzeuge mit gespannten Segeln in langer Kiellinie aus dem Hafen hinaus. Draußen wird die Kurre, ein sackförmiges, nach hinten sich verengendes Netz, an langen Leinen von der Seite des Schiffes aus in das Meer hinabgelassen. Der vordere Teil des Netzes wird rechtwinklig weit offen gehalten oben durch ein langes Stück Rundholz, an den Seiten durch zwei Winkeleisen, die das vorgedachte Rundholz in Ösen tragen und die unten durch eine mit Leinewand umwickelte eiserne Kette miteinander verbunden sind. Die schwere Kette zieht die Netzöffnung auf den Meeresgrund hinab, oft bis zu einer Tiefe von zehn Faden. Wenn dann das Schiff langsam vor dem Winde treibt, das Netz am Meeresgrunde hinter sich herschleppend, springen die in dichten Scharen den Grund bedeckenden Krabben vor der Kette auf und geraten in das vorrückende Netz.

Die Krabben, in Eiderstedt Porren, in Dithmarschen Kraut, in Ostfriesland Granaten, in Frankreich Crevette, in England Shrimps, in der Wissenschaft Garneelen genannt, gehören zu den zehnfüßigen Krebstieren, werden in der Nordsee bis zu acht Zentimeter lang, sind im Wasser glasartig durchsichtig und zeigen außerhalb des Wassers eine graugrüne Farbe. Sie liegen bei kühlem Wetter, wie schon erwähnt, auf dem Meeresgrunde in dichten Haufen, kommen bei großer Wärme aber in die höheren Wasserschichten. Die Laichzeit fällt in das Ende des Augustmonats und in den September. Der schlimmste Feind der Krabben ist der große Scheibenbauch.

Die tägliche Fangzeit richtet sich nach der Flut. Die Kutter müssen mit beginnender Ebbe hinausfahren, etwa eine bis zwei Stunden segeln, um an die Fangplätze zu gelangen, und mit dem Eintritt der Flut wieder heimkehren. Auf der Rückfahrt werden die gefangenen Krabben lebendig in einen mit Seewasser gefüllten Grapen, den jedes Schiff an Bord führt, geworfen, gekocht, gesiebt und wenn Zeit und Umstände es gestatten, gleich in Körbe verpackt. Am Hafen stehen oft schon die Karren bereit, um die Körbe direkt an die Eisenbahn zu befördern. Der größere Teil geht nach Hamburg. Neuerdings versendet man die Krabben auch in dicht verschlossenen Blechdosen auf weitere Entfernungen.

Jeder Kutter macht am Tage eine Ausbeute von 50—400 Pfund. Für das Pfund wird ein Durchschnittspreis von zehn Pfennigen erzielt. So kommen aus Büsum alljährlich über 400000 Pfund Krabben zum Versand. Das Gewicht einer mittelgroßen Krabbe beträgt kaum ein Gramm. Jene 400000 Pfund repräsentieren demnach eine Stückzahl von mehr als 200 Millionen. Und die Büsumer Ausbeute bildet nur einen kleinen Bruchteil dieser an den Küsten der Nordsee gefangenen Kruster. Wer muß da nicht erstaunen über die unendliche Fruchtbarkeit des Meeres! Die Büsumer Fischer haben denn auch auf den Fischfang, den sie früher mit einem Fischewer betrieben, ganz und gar verzichtet und

beschäftigen sich nur noch mit dem Krabbenfang. Gelegentlich finden sie jedoch in ihren Krabbennetzen Schollen, Steinbutt, Kleist, Stinte, Aale, Schnäpel, Seezungen, Knurrhähne, Seeteufel, Rochen, außerdem Taschenkrebse, Seeigel, Seespinnen, Seemäuse, Seesterne usw.

Weil zuweilen große Hitze in den Sommermonaten den Versand der Krabben erschwert, sind in Heide und in Marne Krabben-Konservenfabriken errichtet worden, welche die ausgeschälten Krebstiere in Büchsen einmachen und auf diesem Wege monatelang genießbar erhalten. In Büsum selbst besteht überdies eine Krabbenextrakt-Fabrik. Hier werden die Krabben eingekocht und nach der Methode der Fleischextrakt-Fabrikation weiter verarbeitet. Das gewonnene Produkt kommt unter dem Namen „Arendts Krabbenextrakt" in den Handel. Es ist ebenso verwendbar wie das Liebigsche Fleischextrakt und soll nach der Analyse des Berliner Gerichtschemikers Lohmann einen Proteïngehalt von 61,87 Prozent haben.

So ist der unscheinbare Krebs zu einem wichtigen Faktor in dem Erwerbsleben der Büsumer geworden und hat einem großen Teile der Einwohnerschaft zu behäbigem Wohlstande verholfen. Hoffentlich wird er nicht, wie der Hering es einst gemacht hat, von unserer Westküste jemals wieder verschwinden.



Hauptmann v. Delius und die Schlacht bei Friedericia.[1])

Von v. Osten in Ütersen.

Unter den preußischen Offizieren, welche sich in der früheren schleswig-holsteinischen Armee durch hervorragende Tüchtigkeit ausgezeichnet haben, steht der Hauptmann v. Delius in erster Linie. Als dieser hochgeschätzte Führer seine Augen schloß, konnten sich Offiziere und Mannschaften des unangenehmen Gefühls nicht erwehren, daß ihr Schutzengel von ihnen gewichen sei.

I.

Der Hauptmann v. Delius kam schon im April 1848 als Hauptmann im Generalstabe mit den preußischen Truppen in die Herzogtümer. Nachdem der General v. Bonin am 11. September zum Oberbefehlshaber über die schleswig-holsteinische Armee ernannt war, berief er sogleich diesen ausgezeichneten Offizier zu seinem Stabschef. Alle Sachverständigen vereinigten sich in dem Urteil, daß er eine bessere Wahl nicht hätte treffen können. Die Hauptaufgabe während des Waffenstillstandes war nun, die junge Armee zu ordnen, tüchtig einzuüben und kampfbereit zu machen. Daß im Frühlinge 1849 ein zwar kleines, aber vortrefflich geschultes, gut ausgerüstetes und von kriegerischem Geiste beseeltes Heer nach dem Norden ziehen konnte, wurde zwar öffentlich als ein Werk des Generals v. Bonin gepriesen; man wußte aber recht gut, daß das so glänzende Resultat hauptsächlich der rastlosen, schöpferischen Kraft seines Stabschefs zu danken sei.

Am 3. April sammelte General v. Bonin seine Hauptmacht nördlich von Flensburg, um die Vereinigung der dänischen Streitkräfte zu verhindern. Am Am 5. April ließ aber der deutsche Obergeneral v. Prittwitz eine Abteilung der Reichsarmee in die Halbinsel Sundewitt einrücken, während er die Schleswig-Holsteiner dazu bestimmte, als Avantgarde weiter nach Norden zu ziehen. General v. Bonin drängte nun von einem Tage zum andern die Dänen weiter zurück und

[1]) Die beiden Bilder zu diesem Aufsatze sind mit gütiger Bewilligung der Verlagsbuchhandlung dem Werke „Up ewig ungedeelt. Die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848. Herausgegeben von Detlev v. Liliencron. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg." entnommen.

verlegte am 19. April sein Hauptquartier nach Christiansfeld. Hier erhielt er den Befehl, nicht die jütländische Grenze zu überschreiten und sich bei einem ernstlichen Angriffe des Feindes auf Hadersleben zurückzuziehen. Er verharrte jedoch bei seinem Entschluß, die Stadt Kolding zu besetzen, teils weil die Dänen von hier aus seine Vorpostenstellung bedrohten, teils weil er es für geraten hielt, möglichst rasch eine Entscheidung herbeizuführen. Schon am 20. April des Morgens um 11 Uhr war die ganze Stadt in seinen Händen. Hier mußte er auf einen neuen Befehl vorläufig Halt machen und sich darauf beschränken, die nördlichen Zugänge gegen einen feindlichen Angriff zu befestigen. Am 23. April, dem Jahrestage der Schlacht bei Schleswig, kehrten die Dänen in Anwesenheit ihres Königs mit überlegener Macht zurück, um das verlorene Gebiet wieder zu erobern und wenn möglich die Armee der „Insurgenten" ganz zu vernichten. Die Schleswig-Holsteiner haben aber an diesem Tage nach anfänglichem Weichen mit 10500 Mann einen ruhmvollen Sieg über 16—17000 Dänen davongetragen. Am linken Flügel, wo der General Graf Baudissin, und im Zentrum, wo der Oberst Sachau verwundet wurde, war der Hauptmann v. Delius noch rechtzeitig eingetroffen und hatte mit großem Geschick die Oberleitung übernommen.



Hauptmann v. Delius, Stabschef des Generals v. Bonin.

Nach längerem Zögern entschloß sich endlich der Reichsgeneral v. Prittwitz, in Jütland einzurücken und für den 7. Mai den weiteren Vormarsch anzuordnen. Noch an demselben Tage nahmen die Schleswig-Holsteiner die feste Stellung bei Gudsoe und warfen die Dänen bis nach Friedericia zurück. Zu schwach, die in guten Verteidigungszustand versetzte Festung mit Sturm zu nehmen, mußten sie vorläufig die Gewehre mit dem Spaten vertauschen, um sich durch Erdwälle gegen einen Überfall zu schützen.

Am 22. Mai wurde unter Hauptmann v. Krohn ein westlich von der Festung erbautes Blockhaus erstürmt, welches dem Feinde so gute Gelegenheit geboten hatte, einen heimlichen Ausfall zu machen. In der folgenden Nacht versuchten die Dänen vergeblich, die wichtige Stellung wieder zu gewinnen. Eine

von ihnen auf dem Rückzuge abgefeuerte Kugel traf den Hauptmann v. Delius, der sich eingestellt hatte, um den Verlauf des Kampfes zu beobachten, in die Stirn. Am 26. Mai mußte der „Liebling des Heeres" seiner tödlichen Wunde erliegen, und am 29. Mai wurden seine sterblichen Überreste auf dem Friedrichsberger Kirchhof in Schleswig feierlich bestattet. Der Generalsuperintendent Nielsen hielt eine ergreifende Leichenpredigt, in welcher er der Hoffnung Ausdruck gab, daß solch edle Saat reiche Früchte bringen werde. [1])

II.

Ungeachtet der trostreichen Grabrede mischte sich bei der militärischen Ehrenwache in die tiefe Trauer über den unersetzlichen Verlust die dunkle Ahnung, daß die Armee mit dem Hauptmann v. Delius zugleich ihren Genius verloren habe, und daß Bonins Glücksstern untergehen werde. „Ach, es war," schreibt der Leutnant Kirchhof, „als ob mit seinem Tode auch das Glück von unsern Fahnen Abschied genommen hätte." [2])

Als der General v. Bonin seinen treuesten Freund und Berater nicht mehr an seiner Seite sah, erwählte er den Hauptmann v. Blumenthal zu seinem Generalstabschef. Auch dieser, der jetzige Graf und Feldmarschall, war ein hervorragender Offizier, doch genoß er nicht sogleich das unbedingte Vertrauen, dessen sich sein Vorgänger erfreut hatte.

Am 7. Juni wurde der Oberst St. Paul bei der Besichtigung einer Schanze durch eine feindliche Kanonenkugel getroffen. Auch dieses Ereignis hielt man für eine üble Vorbedeutung, zumal da der so tüchtige und beliebte Offizier ähnlich wie der Hauptmann v. Delius seinen Tod garnicht im offenen Kampfe, sondern mehr zufällig und unerwartet gefunden hatte.

Während des Junimonats brauchte übrigens das Belagerungsheer sich keiner Befürchtung hinzugeben, weil Friedericia nicht stark mit Truppen besetzt war. Bedenklich und verhängnisvoll wurde aber die Sachlage in den ersten Tagen des Juli. Der in Jütland stehende General Rye, den der General v. Prittwitz mit seiner Reichsarmee leicht hätte vernichten können, aber nicht einmal ernstlich angegriffen hatte, entkam unbemerkt nach der Halbinsel Helgenäs und schiffte sich ein, um die Besatzung der Festung zu verstärken. Auch die Brigade auf Alsen unter dem General de Meza und einige Truppenabteilungen auf Fünen wurden nach der Festung beordert.

Die schleswig-holsteinischen Vorposten hatten in den letzten Tagen einen weit lebhafteren Schiffsverkehr bemerkt und waren davon überzeugt, daß Friedericia eine bedeutende Verstärkung erhalten habe; aber es war ihnen wegen des anhaltenden Regens und der nebeligen Witterung nicht möglich gewesen, bestimmte Angaben zu machen. Der General v. Bonin wollte daher an keine ernstliche Gefahr glauben, sondern schien sich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß die gewöhnliche Ablösung stattgefunden habe. Die „Hamburger Börsenhalle" vom 2. Juli brachte die Nachricht von der Einschiffung des Generals Rye, und der „Altonaer Merkur" vom 4. Juli wies in einer Nachricht aus Odense bestimmt darauf hin, daß nächstens „ein entscheidender Schlag gegen den Todfeind" erfolgen werde. Auch dadurch ließ der General sich in seiner Sorglosigkeit nicht stören.

Die 23000 Dänen, die sich in der Festung versammelt hatten, standen in einem großen Bogen von 2 Meilen Länge kaum 10000 Schleswig-Holsteinern gegenüber. Wegen dieser weiten Ausdehnung war die Linie an manchen Stellen so schwach besetzt, daß sie auch bei der heldenmütigsten Verteidigung leicht durch-

[1]) Vergl. Rudolf Schleiden, Schleswig-Holstein im zweiten Kriegsjahr. 1894, S. 91.
[2]) Möllers „Erinnerungsblätter." 1888, S. 43.

brochen werden konnte. An einen Beistand von seiten der Reichsarmee war aber bei dem eigentümlichen Verhalten des Generals v. Prittwitz nicht zu denken.

Die beiden Brigadekommandeure, Oberst v. Zastrow und Major v. Stückradt,[1]) baten daher den General dringend, schriftlich sowohl wie mündlich, die Armee zusammenzuziehen und die notwendigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um einem feindlichen Ausfall mit Erfolg begegnen zu können. Alle Vorstellungen waren vergeblich. Es schien, als wenn kein einziger Offizier rechten Einfluß auf ihn gewinnen konnte. Auch verwarf er wegen vermeintlichen Mangels an Munition am 5. Juli den Vorschlag, die mit Truppen angefüllte Stadt bombardieren zu lassen. Voll Unmut über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen schrieb der Stabschef v. Blumenthal an den Oberst v. Zastrow: „Der General will nicht hören; morgen werden wir alle klüger sein."



Denkmal der am 6. Juli gefallenen Krieger in Friedericia.

Warum aber wollte Bonin nicht glauben, was nicht nur alle Soldaten, sondern auch die jütländischen Bauern für wahrscheinlich hielten? Warum verharrte er eigensinnig bei seiner Ansicht, daß kein ernstliches Unternehmen der Dänen bevorstehe? Warum hörte er nicht auf den Rat seiner besten Offiziere? Wußte er vielleicht, daß die Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Preußen und Dänemark ihrem Abschluß nahe waren? Aber hätte er dann nicht gerade schließen können, daß die Dänen sich beeilen würden, um noch vorher für Eckernförde,

[1]) Der bei Kolding verwundete Graf Baudissin war noch nicht wieder kampffähig, Oberst Sachau war gestorben.

Kolding und Gudsoe Rache zu nehmen? Oder setzte der General zu große Hoffnung auf die Tapferkeit seiner kleinen Armee? Diese und ähnliche Fragen bilden „das dunkle Rätsel von Fridericia," welches noch kein Geschichtsschreiber gelöst hat. [1])

Es kam die furchtbare Nacht vom 5. auf den 6. Juli. Nach einem heißen, heldenmütigen Kampfe, der von 1 Uhr bis 8 Uhr anhielt, wurden die Schleswig-Holsteiner mit großem Verlust aus ihrer Stellung zurückgeschlagen.

Dennoch hatte die Armee das Vertrauen zu ihrem Führer nicht verloren. Auf vereinzelt auftauchende Fragen, ob der General vielleicht absichtlich, also verräterischer Weise so gehandelt habe, wurde mit der Gegenfrage geantwortet: „War denn auch Friedrich der Große ein Verräter, als in der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober 1758 der Überfall von Hochkirch erfolgte?"

Alle Schuld wurde dem General v. Prittwitz zugeschoben, auf den nicht nur die Armee, sondern auch das Land mit Verachtung blickte. [2])

Am 10. Juli kam zwischen Preußen und Dänemark der für Deutschland so schmachvolle Waffenstillstandsvertrag zustande, der dem Feldzuge von 1849 ein Ende machte. Die Vorahnung der Offiziere und Mannschaften bei dem Tode des Hauptmanns v. Delius war in Erfüllung gegangen.



Gedichte und Lieder aus der Erhebungszeit.

1. Die Schlacht bei Kolding.

Mel.: Prinz Eugen, der edle Ritter.

General Bonin, der ließ die Trommel rühren:
Liebe Kinder, nun marschieren
Wir nach Jütland grad' hinein!
Die schleswig-holsteinischen Bataillone
Riefen drauf mit einem Tone:
Hurra! Hurra! durch Mark und Bein.

Andern Tags rückt mit der Sonne
Oberst Zastrows Sturmkolonne
Lustig gegen Kolding vor.
Hei! im Sturm ist das genommen,
Vom neunten Bataillon genommen
Und vom zweiten Jägercorps.

Als wir Kolding hatten inne,
Jagt ein Däne dort von hinnen,
Helm verlor'n und Portepee:
Herr General, gar schlimme Kunde!
Vor uns steht auf jüt'schem Grunde
Die schleswig-holsteinische Armee!

General Bülau ohne gleichen
Thät sich seinen Schnurrbart streichen,
Zu dem Adjutanten spricht:
Viel' Armeeen giebt's auf Erden,
Und ich kenn' sie all' auf Erden;
Eine schleswig-holsteinische kenn' ich nicht.

Am 23. April soeben,
Wo vorm Jahr sich's so begeben,
Daß ihm auch sein Rücken brennt,
Thut der Feind allhier befehlen,
Uns zum Dank eins aufzuzählen,
Der General Bülau, der uns nicht kennt.

General Bonin und der soll leben,
Läßt sich schnell die Landkart' geben,
Hat sogleich den Plan gemacht.
Dann vergnügt aufs Pferd geschwungen,
Macht er seinen braven Jungen
Eine wunderschöne Schlacht.

Bei der Schanze, ihr Husaren
Habet deutschen Gruß erfahren
Von dem ersten Jägercorps;
Wie man soll im Feuer stehen,
Konnten Freund' und Feinde sehen
Bei dem siebenten Bataillon.

Gut gezielt, ihr Füsiliere!
Das war gut, ihr Kanoniere!
Ihr Dragoner, aufgepaßt!
Jedem Bataillon die Ehre!
Jeder Kompanie im Heere!
Also hat's Bonin gesagt.

---

[1]) Vergl. „Die Erinnerungen des Herzogs Ernst II. von Koburg-Gotha," geprüft von Professor Dr. K. Jansen. 1888, S. 33—39.

[2]) Die Stellung dieses Generals war übrigens keine beneidenswerte. Der deutschen Zentralgewalt in Frankfurt hatte er versprochen, ernstlich gegen die Dänen einzuschreiten; von der preußischen Regierung, die um jeden Preis Frieden schließen wollte, erhielt er den Befehl, den Feind möglichst zu schonen.

Vor uns zwölfen, vorwärtssausend,
Fliehn die Dänen, zwanzigtausend,
Alle über Hals und Kopf.
Der General, der uns nicht kannte,
Jagt sein gutes Pferd zu schande,
Hält sich fest am Sattelknopf.

Sein Adjutant ihn fragt im Jagen:
Die Armee, die uns geschlagen,
Herr General, sagt, kennt man die? —
Alle Teufel, was für Fragen!
Die Armee, die uns geschlagen,
Alle tausend Teufel, nun kenn' ich sie!

Alle Mädchen, die sollen lachen
Und zum Tanz zurechte machen
Einen großen Ehrensaal.
Schleswig-Holstein, das soll leben!
Generalleutnant Bonin daneben!
Aber Deutschland vieltausendmal!

2. Des Sängers Tod.

(Vor Friedericia.)

Mel.: Zu Mantua in Banden.

Es war auf Jütlands Auen,
Es war am kleinen Belt,
Da stand ein junger Krieger
Bei dunkler Nacht im Feld.
Das Aug' war trüb, die Wange bleich,
So sang er wehmutsvoll und weich:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!

Wohl ist es Nacht und dunkel,
Kein Stern blickt erdenwärts,
Doch dunkler ist die Ahnung,
Die mir durchwogt das Herz.
O, wär' die Nacht, die Nacht dahin!
Mir kommt das Wort nicht aus dem Sinn:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!

Bei ihren Schanzen schlummern
In Lagerhütten da
Die Söhne Schleswig-Holsteins
Um Friedericia.
Du Kriegesmann dort auf der Wacht,
Was singst du traurig durch die Nacht:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!

Ich denk' an meine Lieben
Im heimatlichen Thal;
Mir ist, ich hätt' gesehen
Sie all' zum letzten Mal;
Mir ist, als müßt' ich sterben heut',
Müßt' singen nun für alle Zeit:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb wohl!

Soll ich es nicht erleben,
Mein Land befreit zu sehn,
Und sollt' in fremder Erde
Mein Grabeshügel stehn —
Es blitzt ein Schuß — der Sänger fiel;
Doch tönt es noch wie Saitenspiel:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!

J. P. Willatzen.*)



Die Insel Fehmarn.

Ein Beitrag zur Heimatskunde für Schule und Haus von J. Voß und K. Jessel.
Burg a. F., Verlag von R. Dose. Preis 80 Pf.

„An der Cimbrier waldigen Küste
Schwimmet der Fimbrier Eiland im Meer;
Malt's auch Unkund' als Steppe und Wüste
Und von Gebüschen und Bäumen leer:
Wogen doch drinnen die goldenen Saaten,
Die durch göttlichen Segen geraten,
Und vertraulich weiden in sorgloser Hut
Bräunliche Herden an blauer Flut!"

So sang im Jahre 1818 der den Hainbündlern und namentlich H. C. Boie nahestehende fehmarnsche Landschreiber Johann Friedrich Mau. Wie im Anfang des Jahrhunderts, so ist es noch jetzt. Selbst Leute, die unser meerumschlungenes Schleswig-Holstein recht genau

*) Der Verfasser dieses Liedes, das unter allen während der Erhebungsjahre entstandenen Dichtungen sich stets der größten Beliebtheit erfreut hat und auch heute noch unvergessen ist, hat 1851 der Heimat Lebewohl sagen müssen. Er ist nach Bremen übergesiedelt, hat dort in sehr geachteter Stellung gelebt und ist erst im verflossenen Jahre gestorben. Mehrfacher Anregung folgend, drucke ich in dieser Nummer, die zum Jahrestage der Schlacht bei Friedericia erscheint, das Lied ab in der Fassung, wie es sich in Ludwig Frahms Doppeleiche, S. 25, findet; im Munde des Volkes hört man Abweichungen, die sich auch im Schleswig-Holsteinischen Landeskalender für 1877, S. 14 finden. — Eine Biographie des Dichters werde ich, dank dem freundlichen Entgegenkommen seines Schwiegersohnes, des bekannten Worpsweder Malers Hans am Ende, demnächst bringen können.
Lund.

kennen, zeigen häufig eine erstaunliche Unkunde über die kleine Ostsee-Insel. Nicht nur „von Gebüschen und Bäumen," sondern auch von der Größe und Bodengestaltung Fehmarns machen sich die sonst so kundigen Leute oft ganz falsche Vorstellungen. Das mag davon kommen, daß mit Ausnahme des gelehrten Prokanzlers der Universität Kiel, Christian Kortholt (1633—1694), bis in die neueste Zeit kaum ein Fehmaraner etwas über die geographischen und historischen Zustände der heimatlichen Insel veröffentlicht hat. Kortholt schrieb: „Femaria desolata oder historische Beschreibung, wesgestalt für drittehalb hundert Jahren die Insul Fehmarn von König Erichen jämmerlich zerstöhret worden." 1796 erschien eine ausführliche „Ökonomisch-statistische Beschreibung der Insel Fehmarn" von Friedrich Wilhelm Otte, und 1832 die „Historisch-statistische Darstellung der Insel Fehmarn" von dem später so berühmten Nationalökonomen Georg Hanßen. Beide waren keine Fehmaraner und schenkten der eigentlichen Geschichte der Insel wenig Beachtung. Erst die in den Jahren 1889 und 1891 in zwei Bänden erschienene „Chronikartige Beschreibung der Insel Fehmarn" von dem seit Mitte der siebenziger Jahre in Burg a. F. lebenden Lehrer Johannes Voß wird auch der historischen Seite gerecht. Voß, ein mit scharfem Blick begabter, eifriger Forscher auf dem Gebiete der Altertums-, Natur- und Landeskunde, hat mit unermüdlichem Fleiße vieles zusammengetragen, was in früheren Zeiten über Fehmarn aufgezeichnet wurde, und den gesichteten Stoff im Zusammenhange dargestellt.

Im Herbste des vorigen Jahres gab derselbe Verfasser im Verein mit dem durch seine Karte der Insel Fehmarn bekannten Lehrer Jessel, früher in Landkirchen a. F., jetzt in Burg i. D., ein Werk heraus, das den obigen Titel führt.

Das 70 Oktav-Seiten starke Buch ist mit einer guten, von Jessel bearbeiteten Karte ausgestattet. Nach genauer Angabe der geographischen Lage erzählt es uns, daß Fehmarn 185 qkm groß, mithin die zweitgrößte schleswig-holsteinische und die fünftgroßte deutsche Insel ist. Die größte Ausdehnung der ein unregelmäßiges Viereck bildenden Insel beträgt 21,5 km. Auf einer Rundfahrt lernen wir alsdann die charakteristischen Einzelheiten der 77 km langen Küste und die Gefährlichkeit derselben für Schiffe kennen, erfahren aber zugleich, daß durch vier Leuchttürme, eine Dampfsirene und eine Heulboje der Gefahr nach Menschenmöglichkeit vorgebeugt wird.

Das 2. Kapitel behandelt die Bodengestaltung, Bewässerung und klimatischen Verhältnisse. Fehmarn wird uns als eine weite, flache, nach NW. und S. sanft zum Meere absteigende Ebene dargestellt, aus welcher wellenförmige Erhebungen inselartig emporsteigen. Ihre größte Höhe, 27,2 m, erreichen diese im Südosten, wo sie eine kleine Hügellandschaft bilden. Der eingehend geschilderte geologische Aufbau stimmt mit dem des östlichen Holsteins überein. Obwohl an Wasser und Quellen kein Mangel ist, so fehlen Bäche und Flüsse auf Fehmarn doch ganz. Die Tierwelt ist im allgemeinen der Schleswig-Holsteins gleich. Jedoch fehlen Hirsch, Reh, Dachs, Maulwurf, Eichhörnchen und die beiden Schlangenarten (es hätte noch hinzugefügt werden können: die Blindschleiche). An heißen Sommertagen vernimmt man den melancholischen, glockentonartigen Ruf der Feuerunke, besonders aus den Teichen in der Nähe des Strandes. Da sich auf Fehmarn nur ein kleines Wäldchen befindet und Heide und Moor fast ganz fehlen, so ist die Flora nicht gerade mannigfaltig. Leider verschwinden auch die Knicke immer mehr.

Noch vorhandene Riesengräber und zahlreiche auf Fehmarn gefundene Steinwaffen weisen darauf hin, daß der fruchtbare Boden der Insel schon während der Steinzeit eine nicht geringe Bevölkerung an sich gezogen hat. Die ohne Ausnahme wendisch angelegten Dörfer, von denen einige bereits im Laufe der Jahrhunderte verschwunden sind, lassen für spätere Zeiten auf eine zahlreiche wendische Einwohnerschaft schließen. Die heutigen Fehmaraner sind durchweg hochgewachsene, kraftvolle Gestalten mit vorherrschend germanischem Typus; doch läßt sich das wendische Element vielfach erkennen. Wahrscheinlich haben sich um das Jahr 1200 eingewanderte sächsische Kolonisten, vermutlich Dithmarscher, mit der stark dezimierten wendischen Bevölkerung vermischt. Von den alten Sitten und Gebräuchen hat sich nur sehr wenig erhalten. Unser Buch erwähnt den mit langem wallenden Flor geschmückten Zylinder und die langen schwarzen, ärmellosen Mäntel bei Beerdigungen, sowie die weniger schöne Sitte der Beerdigungsschmäuse. Auch die alte fromme Sitte, am Mittwoch und Donnerstag vor der Frühjahrs- und Herbstsaat, sowie vor Beginn der Ernte in den Kirchen öffentliche Bettage abzuhalten, findet Erwähnung. Wir vermissen jedoch das „Waakbrennen" am Maitagabend und die in allerlei Neckereien bestehende Feier des Johannisabends. Ebenfalls hätten wir gerne gesehen, wenn im 5. Kapitel, das von politischen, kommunalen, Kirchen- und Schulverhältnissen handelt, das alte, noch bis zum 1. Januar 1900 geltende fehmarnsche Erbrecht erwähnt worden wäre. In dem fehmarnschen Erbrecht von 1320 (?) und der fehmarnschen Erbfolgeordnung von 1563 wird bestimmt, daß aus dem Nachlasse eines Verstorbenen, der keine Söhne hinterläßt, der nächste männliche Ver-

wandte, der seinen Familiennamen trägt, einen Harnisch zieht, d. h. 5 % des Gesamtnachlasses erbt. Drastischer kann das Goethesche Wort:

„Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort,"

wohl kaum illustriert werden.

Bei Kapitel VI, „Verkehrswege," kann die Darstellung des Schiffsverkehrs in den Häfen zu Burgstaaken und Orth zu einer falschen Auffassung Anlaß bieten, da bei den 490 Dampfschiffen und 656 Segelschiffen zu Burgstaaken die wöchentlichen Tourendampfer eingerechnet sind, während dies bei den 4 Dampfschiffen und 435 Segelschiffen zu Orth nicht der Fall ist.

Kapitel VII bietet eine recht eingehende, interessante Topographie der Insel, die 1890 9941 Einwohner hatte. Den kurzen Überblick über die Geschichte Fehmarns im letzten Kapitel hätten wir gern etwas länger gehabt, da das Buch doch auch fürs Haus bestimmt ist. Acht interessante Einzelbilder aus Fehmarns Vergangenheit schließen das Werkchen ab. Sie werden besonders vielen Lesern das Buch lieb und wert machen.

Vor reichlich 100 Jahren schrieb Friedrich Wilhelm Otte in seiner „Ökonomisch-statistischen Beschreibung der Insel Fehmarn": „Irre ich nicht, so haben wir hauptsächlich von einer Vermehrung der Vaterlandskunde die so wünschenswürdige Erweckung einer wirksameren Vaterlandsliebe, die allgemeine Verbreitung eines echten Gemeingeistes zu erwarten." Diese trefflichen Worte bestehen noch heute zu Recht. Darum haben wir auch das vortreffliche Büchlein, das nicht wenig zur Erweckung der Heimatliebe beitragen wird, mit Freuden begrüßt und wünschen, daß es nicht nur in jedem fehmarnschen Hause, sondern auch von denen gelesen wird, die ein Interesse an der genaueren Kenntnis unserer Heimatprovinz haben. Den Lesern der „Heimat" sei das Werkchen bestens empfohlen.

Kiel, den 20. Mai 1899. F. Burmeister.

Mitteilungen.

1. **Ein kleiner seltener Gast der Ostsee.** Am 19. Mai d. J. wurde mir von Eckernförder Fischern eine Schlangennadel, ein wegen seiner Form mit diesem Namen bezeichneter Fisch, überliefert, der eine Meile seewärts vom Schönberger Strande auf ausgestellten Buttnetzen gefangen und den Fischern besonders durch seine Größe aufgefallen war. Das Exemplar hatte eine Länge von 46,5 cm und wurde als große Schlangennadel (Nerophis aequoreus L.) im zoologischen Institut in Kiel bestimmt, dem dieser seltene Gast der Ostsee überwiesen worden ist. Während die kleine oder gemeine Schlangennadel (Nerophis ophidion L.) zu den häufigen Standfischen der Region des Seegrases unserer Ostseeküste gehört, scheint die große Art in der Ostsee[1]) bisher noch nicht beobachtet zu sein. Das hiesige zoologische Museum besaß bisher nur ein Exemplar aus der Nordsee von Sylt. Gleich den ihnen verwandten Seenadeln, der breitrüsseligen (Syphonostoma typhle L.) und der schmalrüsseligen (Syngnathus acus L.), die auch in der Ostsee vorkommen, zeigen die Schlangennadeln eine interessante Anpassung an ihren Aufenthalt. Form und Färbung stimmen täuschend mit denen der Meerespflanzen überein, zwischen welchen sich diese Fische als schlechte Schwimmer verbergen und ihrer Beute, die namentlich aus kleinen Krebsen besteht, auflauern. Während die Seenadeln, je nachdem sie ihren Aufenthalt wählen, bald dem grünen lebenden, bald dem braunen abgestorbenen Seegrase (Zostera marina) gleichen, scheinen die Schlangennadeln kleinere oder größere Stücke der bekannten Meersaite (Chorda filum) zu sein. Diese Alge wird in der Nordsee viel größer als in der Ostsee. An der Küste von Helgoland[2]) findet sich wohl infolgedessen als häufiger Standfisch die große Schlangennadel, während die in der Ostsee häufige kleine Art, deren Gestalt der Meersaite auf den unterseeischen Tangwiesen der Ostsee entspricht, bei Helgoland noch nicht beobachtet worden ist. Manches Interessante bietet auch die Entwicklung dieser vier Fische. Die Laichzeit fällt an unsern Küsten in die Zeit von April bis August. Die Brutpflege wird allein von den Männchen übernommen, von welchen die Eier, die der Unterseite angeklebt werden, so lange getragen werden, bis die Jungen ausschlüpfen. Bei den Schlangennadeln haften die Hülsen der Eier dann noch einige Zeit an dem Körper. Die Männchen der Seenadeln haben zur Aufnahme der Eier eine aus zwei Hautfalten gebildete besondere Bruttasche, die wieder auffallend den Blütenscheiden des Seegrases gleicht. F. Lorentzen in Kiel.

2. **Die Weinbergschnecke** kommt in Dithmarschen meines Wissens nur auf dem Hof Riese bei Nordhastedt vor. Wie ich aus sicherer Quelle erfahren habe, ist sie hier vor etwa 50 Jahren eingeführt worden, hat sich aber sehr wenig verbreitet. Zahlreich fand ich die Weinbergschnecke im Park der Frau Etatsrat Donner in Flottbek.

Lindemann in Westerwohld.

[1]) Leunis, Synopsis der Tierkunde, 1883, I. Bd., S. 769. Möbius und Heincke, Die Fische der Ostsee, 1883, S. 208, 274 ff. Lenz, Die Fische der Travemünder Bucht in den „Mitteilungen d. Geogr. Gesellsch. u. d. Naturhist. Museums in Lübeck," 1891, S. 52 ff.

[2]) Heincke, Die Fische Helgolands in den „Wissenschaftl. Meeresuntersuchungen," I. Bd., S. 103.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 8. August 1899.

Kolding und Fridericia 1849.

Aus den Briefen eines Mitkämpfers. [1])

Kolding, den 25. April 1849.

— — Wir haben scharfen Dienst gehabt, fortwährend ohne alle Ausnahme bis gestern hin Vorpostendienst gethan, mehrere Nächte bivouakiert; dabei bin ich bis jetzt viermal im Feuer gewesen bei Hadersleben (wenig), bei Apenrade (stark von den Schiffen beschossen), bei der Einnahme von Kolding (leidender Teil, von den Dänen beschossen), bei der Schlacht von Kolding, sehr aktiv.

Hier eine Geschichte meiner Erlebnisse am 23. April. Wir hatten die Nacht vom 22.—23. die Vorposten vor Bramderup ausgestellt und hinter uns schon am 21. und 22. 500 Schritt vor der Stadt auf dem Wege nach Fridericia eine den Umständen nach starke Schanze aufgeworfen, die von der Chaussee an, und gegen dieselbe offen sich westlich eine Anhöhe hinaufzog. Vor dieser Schanze war unmittelbar an der Chaussee ein kleiner Wall (niedriger liegend, als die Schanze) aufgeworfen. — — —

Fortsetzung: Kolding, 26. April, nachts 12 1/2 Uhr.

— — Zwischen 7 und 8 Uhr morgens am 23. April wurden wir alarmiert und besetzten sofort unsere Schanzen. Ich kam mit ca. 10 Mann in die erwähnte kleine Außenschanze und stand 5 Schritt von der Chaussee. Die Dänen rückten haufenweise zuerst nur in der Front, dann auch auf unserm linken Flügel an. Auf den Höhen vor uns hatten sie Artillerie aufgefahren. Das Schießen ging an, ihre Kanonen auf dem Berge konnten wir mit unsern Spitzkugeln nicht reichen, ihre Kolonnen desto besser. Es wiederholte sich fortwährend dasselbe Schauspiel. Die Feinde kamen vor, bekamen Salven, es fielen viele, und sie gingen zurück. So mochte das Gefecht 1 1/2 Stunden gedauert haben, als sie ihre Kanonen in die Ebene vor uns brachten, auf und dicht an die Chaussee. Von dort ca. 800 Schritt entfernt kriegten wir durch Schießen auf die Pferde die Kanonen wieder zurück. Da geschah es, daß plötzlich Kavallerie auf der Chaussee sich zeigte. Es mochten ca. 40 Husaren sein. Sie ritten bis 500 Schritt vor uns Trab, gefolgt von großen Haufen hinter ihnen herlaufender Jäger. Wir setzten Bajonett auf. Es fiel kein Schuß mehr von unserer Seite. Die Kavallerie setzte in Galopp und bald in Karriere um. Die dänischen Jäger mit Laufen und Hurra hinterdrein. Die wahrhaft entsetzliche Schönheit der nun folgenden Scene vermag ich

---

[1]) Von einem hochverehrten Freunde unserer Zeitschrift sind uns nachstehende Auszüge aus Briefen zur Verfügung gestellt worden, die vor 50 Jahren von einem Mitkämpfer geschrieben worden sind. Sie schildern die Kämpfe um Kolding und Fridericia, gleichzeitig aber auch die Seelenstimmungen derer, die dort für das Recht stritten, mit so lebhaften Farben, daß sie allgemeines Interesse erregen müssen.

nicht genügend zu beschreiben. — Die tapfere Gardehusaren-Abteilung kam bis auf 15 Schritt an uns heran, und dieselbe Sekunde, in welcher ich zum ersten Male ihre bleichen bärtigen Gesichter, ihre über den Köpfen geschwungenen Säbel, ihre herrlichen Rosse in unmittelbarster Nähe sah, diese Sekunde war noch nicht verschwunden, als sie alle von unsern Schüssen über einander fallend uns einen leeren Raum da sehen ließen, wohin sie ihre tollkühne Tapferkeit zur unglücklichen Stunde geführt hatte. Ich bin empfänglich für solche Eindrücke, und in jedem Augenblicke der Ruhe tritt unwillkürlich jenes entsetzliche Bild vor meine Seele. — Fünf, sechs scheu gewordene, herrenlose Pferde raunten auf Kolding zu, zwei Husaren liefen zurück, die andern alle (4 oder 5 wurden gefangen) lagen, meist zum Tode getroffen auf der Chaussee, unter und neben ihren Pferden. Und zwischen ihnen durch ging, scheinbar unverwundet, der Leutnant Castenschiold, der sie geführt, den Weg zurück. Zur Ehre unserer Jäger sei es gesagt, keiner legte auf den tapferen Feind, der zu den Seinen zurückkehrte, an. Wie die Husaren gefallen waren, blieben sie liegen; die Jäger hinter ihnen aber liefen, was sie konnten, zurück, und von neuem begann das Gefecht. Sie hätten mit allen ihren Bataillonen uns nicht aus unsern Schanzen herausgekriegt, aber in unserm Rücken verließ der zu unserer Aufnahme am Ausgange der Stadt stehende Major seinen Posten, und das zu gleichem Zwecke dort postierte 9. Bataillon entwich bis über die Süderbrücke der Stadt zurück. So kam es, daß die Dänen am Schloßteich von Veile her unsern linken Flügel umgingen, und als sie, von den Bürgern durch die Gärten eingelassen, bereits den Marktplatz der Stadt in unserm Rücken erreicht hatten, ward für uns Retirieren geblasen, und unter dem heftigsten Granatfeuer gingen wir an der östlichen Lisière der Stadt durch und über die Königsau dem Süderausgange der Stadt zu. Hier hatte Hauptmann v. Wrangel einem Trommler des 9. Bataillons die Trommel genommen, und selbst zum Angriff trommelnd das Bataillon wiederum mit der Front gegen den Feind gesammelt. Wir zogen zur Stadt hinaus, ich schwer beladen mit Leutnant Castenschiolds Pistolen, einem Karabiner und einem blutbefleckten Husarenpallasch, Waffenstücke, die ich, von Zeit zu Zeit aus den Schanzen springend, mir von der Chaussee geholt hatte. Unser Adjutant Ahlmann war geblieben, d. h. wie ich jetzt höre, verwundet gefangen genommen, und zwei Stunden nachher spielte ich, bis über die Knie kotig, ohne Strippen, ungewaschen, Adjutant des Korps auf feurigem Rosse. — Von da ab ist meine Geschichte eine Leidensgeschichte. Tag und Nacht auf dem Pferde (zwei habe ich), vom 24. morgens ab Platzmajor von Kolding mit der Aufgabe, eine Stadtverwaltung zu schaffen, nicht aus den Kleidern, mit leider immer noch kranken Augen. — — Die Geschichte des Montagnachmittags ist dir bekannt; als ich nach nachts 12 Uhr von einer Tour nach Wonsild zurückkam und bei Bellevue haltend, die vor mir liegende Scenerie betrachtete, mußte ich mir gestehen, nie etwas Ähnliches und, Gott verzeih' mir's, nie etwas Schöneres gesehen zu haben, selbst den Hamburger Brand nicht ausgenommen. Aus dem Flammenmeer Koldings trat scharf das alte dunkle Schloß hervor, und Hunderte, Tausende möcht' ich sagen, von kleinen Wachtfeuern bezeichneten an den Bergesabhängen die Stellen, wo unsere bivouakierende Mannschaft ihr Essen kochte. — In der Stadt lagen Leichen auf den Straßen, Flyttgut aller Art und stürzende Häuser sperrten die Wege. — — Noch in der Nacht marschierten wir nach Bramdrup, am Morgen jedoch schon wieder nach Kolding zurück, wo wir bis jetzt liegen. Gersdorff ist Kommandant, und ich habe in dieser Stadt ohne Ärzte, ohne Beamte, ohne Fensterscheiben, ja, fast ohne Einwohner alle Kommandanturgeschäfte zu besorgen. Der Plünderung haben wir ein Ende mit Schrecken gemacht, unsere braven Husaren und unsere eigenen Kameraden, unter ihnen den

armen Zeise, heute nachmittag feierlich begraben. — Castenschiolds Pistolen habe ich durch ein reizend schönes Fräulein Sommer, die unter Strömen von Thränen von mir Wagen und Post nach Aarhus erhielt, ihm zugestellt. Wir liegen in der Apotheke hier, es ist aber kein Mensch drin, nicht mal ein Lehrling, und ein Jäger und ein Dragoner pharmazieren unten für die Lazarette, während ich oben in Fräulein Elise Filskovs Stube Adjutantur und Kommandantur betreibe und, jetzt schon mit Stiefeln und Sporn, des Nachts auf meinem roten Divan liege mit Gersdorffs zottigem Pelze zugedeckt, aber regelmäßig mehrere Male heraus muß, entweder auf die Wache oder zum Bürgermeister oder hierhin oder dahin. — Trotz Grundrechten und Staatsgrundgesetz und Prozeßgrundsätzen lasse ich deutsche marodierende Herumtreiber durchhauen und per Zwangspaß spedieren. So werde ich morgen auch O. G. zum Teufel schicken, der seit gestern in Altonaer Uniform hier herumsteigt und nirgends bis jetzt hingehört; ich will ihn im Korps nicht gerne haben, und er scheint auch nicht viele Lust zu haben, bei uns gerade einzutreten. — —

21. Mai 1849.

In Kolding in den Lazaretten liegen sehr viele unserer Verwundeten, und leider sterben manche von denselben. Aus den täglichen Rapporten über ihren Zustand und ihre Bedürfnisse ersehe ich heute abend, daß unter den Armen eine leider fast nicht zu befriedigende Sehnsucht nach Apfelsinen existiert. Bei der Menge in Kolding Liegender haben bisher wenigstens von unsern Verwundeten nur ganz einzelne diesen Genuß gehabt. Wenn es Dir nun möglich wäre, ein Kistchen von ca. 100 Apfelsinen an das erste Jägerkorps zu besorgen, so würdest Du dazu beitragen, ein sehr gutes Werk zu thun. Das Korps würde eine solche Sendung seinen Verwundeten in Kolding zukommen lassen, während eine Sendung direkt an die Lazarette unsern speziellen Schützlingen wenig zugute kommen würde, da sie im allgemeinen zu verteilen wäre. Obgleich dieses ganze Ansinnen etwas partikularistisch-egoistisch aussieht, so habe ich doch, nach den mündlichen Berichten unsers soeben aus Kolding zurückgekehrten Dr. Wachs nicht unterlassen wollen, den Inhalt desselben zu Deiner Kunde kommen zu lassen. Deine Mutter, von welcher Du damals schriebst, daß sie zunächst wohl über dergleichen zu disponieren Gelegenheit habe, und die ja demnach vorzugsweise im speziellen Interesse des 1. Jägerkorps in Anspruch genommen werden würde, bitte ich mit Rücksicht auf das große und wohlverdiente Mitleid, welches das Dutzend unserer durchweg schwerverwundeten Koldinger Kameraden verdient, es zu entschuldigen, daß ich so frei bin, eine Verwendung von Liebesgaben zu befürworten, die, wie gesagt, etwas partikularistisch ist. — —

Damgaard, 2. Juli 1849.

— Vor allen Dingen will ich, wenn auch spät, der Überbringer eines aufrichtigen Dankes an Deine geehrte Mutter sein. Von den einigen 30 Verwundeten, welche wir Ende Mai noch in Kolding hatten, und denen die Apfelsinen zur Erquickung gedient haben, ist leider die große Mehrzahl, einige 20, bis jetzt gestorben. — Unter ihnen war mancher brave Kerl, dem die ehrenvolle Kugel wohl zu gönnen war.

Du wirst nicht von mir erwarten, daß ich in Geschichtchen oder Renommagen „aus Eritsö," „vor Fridericia" mich ergehen soll. — Diese unselige Belagerung, leichtsinnig angefangen, ohne Mittel und ohne Energie bisher fortgeführt, hat dergleichen Proben einer langweiligen Muße schon hinlänglich in die Blätter spediert. — Thatsache ist, daß wir alle fortwährend unter den Kanonen von Fridericia und Fühnen liegen, daß es zu verwundern ist, daß wir nicht zehnmal soviel verlieren, als wir thun, und unser Verlust war nicht geringe bisher, endlich,

daß die Dänen mit leichter Mühe durch einen energischen Angriff, zu dem sie freilich nicht imstande zu sein scheinen, uns über alle Berge jagen könnten. — —

Trotzdem daß der „Merkur" gelegentlich die Gegend zwischen Kolding und Fridericia als „arm" bezeichnet, ist hier ein wahres Paradies. In diesem Paradiese habe ich von der ganzen Armee unbestritten das schönste Quartier; in diesem Quartier bei dem Hofjägermeister v. Ahlefeld und seiner schönen, geistreichen Frau bin ich, glaube ich, sehr gut angeschrieben. Ich bin den Tag über meistens sehr stark beschäftigt, aber des Abends geht's entweder nach Eritsö ins große Zelt oder zum L'hombre, zu Gersdorff oder Schöning oder anderswohin. Unsere Landeszeitung lasse ich mir kommen, aber ich entnehme wenig Trost daraus. Denn die Heere sind es, die augenblicklich entscheiden, und unser Heer kennt keine Landesversammlung und keine Statthalterschaft, sondern lediglich ein Generalkommando, welches alles besorgt, alles kann, welches Unterstützungen, Beförderungen usw. bewilligt und abschlägt, ohne daß irgend eine sonst dazu berufene konstitutionelle Behörde irgend ein entscheidendes Wort einwenden dürfte. — —

K. sagt: Komm nach Hause, nähre dich redlich! Gersdorff sagt: Bleiben Sie bei mir, und wenn wir hier Frieden haben, und es dann in Deutschland nicht besser aussieht, so begleiten Sie mich nach Grönland und Island, da wollen wir ein paar Jahre wegbleiben, und die Esel in der Armee, unsere jeunesse dorée, die mitgehen, um ihrer eigenen Langeweile zu entlaufen und für sich, um ein ganz kleines Hardesvogteichen zu erhaschen, daheim die elendesten Künste üben, die machen sich lustig und meinen, weder der König von Preußen noch die neue Distrikteinteilung von Rathgen werden ihnen ihren Gehalt nehmen können, vorausgesetzt, daß sie erst einen haben. — Weißt Du was, ich gönne den Jungens von Lumpen ihre Gehalte und ihre Stellen und ihre Weiber und alles, was niet- und nagelfest an ihnen ist, also vorzugsweise ihre Köpfe, aber ich verachte sie und ihre gesamte Sippschaft so gründlich, daß ich mich fast davor fürchte, wieder in ihre ruhige Mitte zurückzukehren. — Da lebe ich lieber mit Dr. Wachs, diesem getreuen Abklatsch meiner Persönlichkeit, meinen Pferden, die vor Freude wiehern, wenn ich morgens mit Zucker in den Stall komme, mit meinem Burschen, der keinen Hals hat und kein Wort Hochdeutsch kann, der aber wenigstens fürs Vieh ein Herz besitzt. — —

Vorposten Smidstrup, 9. Juli 1849.

— — Das Spaßen ist mir für die nächste Zeit ganz und gar vergangen. Wir hatten (bei dem Leichtsinn, mit welchem man im Generalkommando die Dänen verachtete) unsere Prügel redlich verdient, und wir wenigstens hatten uns schon lange gewundert, daß wir sie noch immer nicht gekriegt hätten; aber daß wir sie so, daß wir sie auf diese gräßliche Weise kriegen würden, hat niemand, niemand gefürchtet. Am 7. Juli betrug unser Verlust: 1. Brigade: 36 Offiziere, 144 Unteroffiziere, 1794 Gemeine; 2. Brigade: 26 Offiziere, 90 Unteroffiziere, ca. 900 Gemeine, wobei wir, die Avantgarde und die Reiterei als vollkommen intakt zu betrachten sind. Ich kann mich einer gewissen Wehmut nicht erwehren, wenn ich an das zersprengte und geschlagene schöne junge Heer zurückdenke, und mehr noch, wenn ich die Hurras wiedertönen höre, mit denen Bonin in allen Biwaks empfangen wird. — Unsere kampffähige Armee: 1., 2. Jägerkorps, 9., 10. Bataillon, dazu 4 Eskadrons, 1 Batterie, werden jetzt als eine Division von Gersdorff unter Prittwitz' Oberbefehl kommandiert. — Bonin und Zastrow sind für den Augenblick vollständig delogiert und liegen mit den Resten der beiden andern Brigaden in Veile. — Der einzige Wunsch auf Erden, den ich diesen Augenblick habe, fängt an in Erfüllung zu gehen; wir sind heute neben den Hessen unter Spangenberg und den Weimaranern, Lippe-Detmoldern usw. unter Diederichs wiederum

gegen Fridericia vorgerückt und haben das Zentrum inne. Noch melden unsere Patrouillen, daß bis jetzt die Bredstrup-Gudsöer Position von den Dänen nicht verlassen ist, und ich mag die Befürchtung nicht in mir wach werden lassen, daß sie dieselbe ohne Gefecht räumen. Mich dürstet nach dem Angriffe, damit dieser unbändigen Wut, die verzehrender wirkt als Strapazen, Raum gegeben werde. — Auf den Feldern von Fridericia liegt unsere politische Existenz, man wird uns in Europa unser Dasein nicht verzeihen, wenn wir nicht den allerentschiedensten Anteil an den folgenden Kämpfen für uns nehmen. — Nur das laß mich erleben, daß diese Kämpfe stattfinden!

Als sicher nehme ich an, daß wir morgen oder spätestens übermorgen den Feind, wenn er standhält, angreifen werden, und aus diesem Grunde will ich mit der Beantwortung Deines Briefes keinen Augenblick länger zögern. — Ich muß von vornherein vollkommen darauf verzichten, ein Brief zu schreiben, so wie Dein letzter war. Ich suche alle möglichen Leute auf, um mit ihnen von demselben zu sprechen, ich lese ihn vor, sogar an S., ich bin gespannt auf Tetens Bemerkungen, der ihn erst halb gelesen und jetzt von mir geliehen hat, kurzum ich bin förmlich dankbar für den Brief, der mir Dein altes ehrliches Gesicht auf Stunden, auf Tage wieder vor die Seele gerufen hat. Aber ich kann nicht in demselben Stile antworten, ich bin augenblicklich unfähig, über diese Dinge geordnet und vernünftig zu denken, und ich bin immer froh, wenn mir meine eigensten, innersten Gedanken über diese Gegenstände so rund und fertig vorgetragen werden, wie das von Dir geschehen.

Darum will ich Deine Neugierde befriedigen und mich der Aufgabe unterziehen, Dir das Bild von dem Überfall bei Fridericia zu geben, was ich selbst davon im Kopfe trage. — Die Landkarte belehrt Dich, daß von den drei Halbinseln Snoghoi, Langrodde, Fridericia, die dritte diejenige gewesen ist, welche die Dänen gegen einen Angriff vom Lande her befestigt haben. Ich erwähne das, weil Fridericia bekanntlich ursprünglich nur ein Seefort war, und weil die Dänen wirklich lange gezweifelt haben, welchen von diesen drei Punkten sie befestigen wollten. Von Fridericia aus gesehen, geht südöstlich von dieser Festung von Gudsö anfangend ein Abschnitt über Stonstrup, Bredstrup und den kleinen Randsfjord und bildet die natürliche äußere Verteidigungslinie für Fridericia. Diese Linie aufzugeben wurden die Dänen durch die Schlacht bei Gudsö gezwungen; sie mußten also in die Festung hinein und das ganze Terrain zwischen jenem Abschnitte und der Festung räumen. Die schleswig-holsteinische Armee zog ihren Halbkreis um die Festung von Eritsö anfangend über Bredstrup und südöstlich von Randsfjord nach Veilby hin. — Während nun von diesem Halbkreise aus in den verflossenen zwei Monaten durch Anlegung von Redouten immer näher an die Festung hinan operiert wurde, suchte man auch außerhalb dieses Halbkreises durch die Aufstellung des 1. Jägerkorps von Snoghoi bis Gudsö-Bucht eine Sicherung vor etwaigen feindlichen Landungen in der Flanke oder im Rücken der Armee. — Die Geschichte der letzten zwei Monate besteht nun darin, daß man fortwährend Batterien näher an die Festung hinanzuschieben suchte, und dies geschah zuletzt vorzüglich am linken Flügel der Armee von Eritsö aus, später aber (ungefähr seit Delius' Tode, nachdem die babylonische Verwirrung in die jungen Leute gekommen war, die unserm Generalstab angehören) vorzugsweise im Norden und Nordwesten der Festung. Die Ausführung und die Sicherung dieser Arbeiten und eine solche Stellung für eine Armee von ca. 10000 Mann ohne alle Reserven ist schwierig, aber sie ist möglich, wenn alles prompt auf seinem Platze ist, und wenn man Recht darin hat, daß man dem Feinde nicht die Energie zuzutrauen braucht, welche zu einem Angriff auf eine Reihe wohlbesetzter Redouten gehört.

Man wußte außerdem, daß von der dänischen Armee die Brigaden Meza und Rye, erstere auf Alsen, letztere in Jütland beschäftigt seien. So mochte das Ding passieren. Aber, aber, es mochte auch nur unter den angeführten Voraussetzungen passieren und mit dem Wegfall dieser Voraussetzungen mußte das Ding notwendig ein anderes werden. Die Voraussetzungen fielen weg; vor unsern Augen wurde die ganze dänische Armee von überallher nach Fridericia gebracht. In täglichen kleinen Ausfällen zeigte sie uns, daß sie die Lage unserer Schanzen rekognoszierte und daß sie Mut und Willen genug hätte, ernste Angriffe zu thun. Ihre Schiffe fingen an, im kleinen Belt zu kreuzen. — Dabei wußten wir so gut wie die Dänen, daß wir für den Fall eines Angriffs in den ersten acht Stunden bei der damaligen Stellung der Reichstruppen keine nennenswerte Hülfe erwarten konnten. — Man sah den Angriff 4, 5, 6 Tage lang voraus, man mußte ihn, man glaubte ihn erwarten und abweisen zu können, — und konzentrierte die Armee nicht. Nach der Aufstellung war es klar, daß, wenn es den Dänen gelingen würde, an einer Stelle durchzubrechen, sie alsdann nach rechts und links die Truppenteile aufrollen konnten. Aber man war sicher: sie würden nicht durchbrechen. Und diese Meinung läßt sich bei einer so braven Armee wie die schleswig-holsteinische hören. Dann aber mußte man diese Armee unter Waffen halten, während der ganzen Nacht und hinter den Redouten und Batterien geschlossen aufgestellt halten. Dies ist nur bei der Avantgarde geschehen, und hier liegt der Fehler, der, wenn er Bonin und namentlich Zastrow, dem Kommandeur der Infanterie, verziehen werden kann wegen ihrer außerordentlichen Tapferkeit und nach den Anstrengungen während einer durch diese Fehler von vornherein verlorenen Schlacht verziehen werden muß. Wir wollen, weil wir im Unglück sind, verzeihen und besser machen.

Um 1½ Uhr in der Nacht begann der Angriff nord-nordwestlich von der Stadt und kam, ein wunderbar schöner Anblick, ihre Flottille in Schlachtordnung manövrierend an die Landungsstelle des kleinen Belts, Granaten speiend. Ans Land kamen oder vielmehr gingen sie nicht, aber bei Christinenberg durchbrachen die Feinde unsere Batterie, die vierfache Kartätschenladungen auf 300 Schritt auf sie gaben, und schlugen in den Schanzen mit Kolben und Bajonetten mit unsern Feldwachen und kleinen Bedeckungen sich herum.

Was halfen nun alle Heldenthaten, was half es, daß die umgangenen Batterien von ihren Kommandeuren zum großen Teil in die Luft gesprengt, die Kanonen vernagelt wurden, was half das Bemühen, den abgeschnittenen Rückzug zu Lande durch das Wasser des Randsfjords zu erzwingen! Tod durch Erschießen, Tod durch Ertrinken war die grausige Alternative. — Als nun um 5 Uhr morgens der allgemeine Rückzug auf Stonsstrup kommandiert ward, da kamen nicht die Bataillone der Brigaden, nur ihre Überbleibsel; und als auch hier nicht die Hoffnung in Erfüllung ging, daß man die ganzen Bataillone der Avantgarde zum Angriff vorführte, da blieb nichts übrig, als mit Verlust der Festungsgeschütze, Feldkanonen, des Parks und der Munitionskolonne von Stonsstrup den Rückzug fechtend fortzusetzen. Das haben wir, 2. und 1. Jägerkorps, gethan.|

Am 6. abends bezog das 1. Jägerkorps die Vorposten vor Veile. Am 7. blieben wir so stehen bis zum 8. abends, da bivouakierte alles bei Vindinge; heute nach Smidstrup wieder vorwärts. Was morgen geschieht? Dio sà!

Nicht die schöner als je prangende Gegend von Veile, nicht die anerkennenden Worte Prittwitzens, nicht die rührende Herzlichkeit, mit welcher die Hessen, namentlich die Husaren in Veile, uns empfingen, vermochten die trüben Eindrücke zu verwischen, den tiefen Kummer zu lindern, der uns allen das Herz abfrißt. Ich werde nie den Anblick der Bivouaks der beiden Brigaden nördlich von Veile

vergessen, und als der erste frohe Schimmer gestern abend, der Befehl zum Vorwärtsgehen, kam, da sang unter dem italienischen Himmel wohl das schöne von Breckling, Heckscher, Raumer und Wachs gebildete Quartett, aber es sang O sanctissima, und ein schwermütiges Lied folgte dem andern.

Major Woniger ist amputiert, Major Rocques gestern begraben, Staffeldt verwundet gefangen, Schmidt verwundet, alle Kompanieführer des 1., drei des 2., drei des 4. usw. fehlen, meist verwundet, gefangen.

Dänischerseits ist, ziemlich zuverlässigen Nachrichten zufolge, General Rye gestern begraben, und Veiler Bürger geben den Verlust der Dänen auf 80 Offiziere und 2000 Mann, annähernd, an.

In wenig Tagen werde ich wohl ein Leutnantspatent erhalten, und unser jetziger General Gersdorff sprach heute mit mir darüber, daß er mich zum Brigadeadjutanten machen wollte.

Es hat meiner Eitelkeit etwas geschmeichelt, daß Sandrart mich in einem günstigen Berichte einen geborenen Soldaten, der durch Begabung seinen Mangel an Erfahrung ersetze, höheren Orts genannt hat. — —



Geschichtliche Entwicklung des Herzogtums Schleswig bis zu seiner Vereinigung mit Holstein.

Von **H. E. Hoff** in Kiel.

V. Die Schauenburger erwerben das Herzogtum Schleswig.

Im 14. Jahrhundert drang das deutsche Element sowohl im Osten als auch im Norden siegreich vor und gewann weite Gebiete zurück, die einst für das Deutschtum verloren gegangen waren. Anfangs schien es allerdings, als ob in unserer Nordmark der dänische Einfluß an Ausdehnung und Stärke gewinnen sollte, denn in König Erich Menved waren die Traditionen dänischer Herrschaft über die Ostsee und ihre Küstenländer lebendig, und manchen Erfolg hatte er in dieser Richtung zu verzeichnen. Kaiser Albrecht I. hatte 1304 die Metzer Urkunde vom Jahre 1214 förmlich bestätigt und somit auf die Gebiete nördlich von der Elbe Verzicht geleistet, obgleich diese längst nicht mehr im dänischen Besitze waren. Lübeck begab sich drei Jahre später freiwillig unter des Königs Schirmvogtei und zahlte ihm dafür jährlich zum Johannis-Termin 750 Mark Lübisch. Rostock war der dänischen Macht unterworfen, und die Grafen von Holstein schlossen mit dem Dänenkönig Hülfsverträge ab und verschmähten es nicht, ihn um ihres Vorteils willen ihren „Oberherrn" zu nennen. Der dänische Glanz hatte aber eine starke Schattenseite: „Die letzte Kraft des Reiches wurde aufgewandt, um das äußere Ansehen zu behaupten; den Gewinn trugen am Ende doch andere davon." (Waitz.) In der That war damals manches faul im Staate Dänemark. Das Reich war verschuldet, große Gebiete waren verpfändet, die Großen des Reiches übermütig, und eine allgemeine Mißstimmung und Unzufriedenheit herrschte im Lande, wie sie einer Katastrophe im Staate voranzugehen pflegt. Als Erich Menved im Jahre 1319 die Augen schloß, da war es um die dänische Macht geschehen, denn nun entwickelte sich die Kraft des deutschen Volkes im Norden in großartiger Weise, so daß Dänemark sich bald dem deutschen Einflusse beugen mußte. Nicht das Kaisertum war Träger deutscher Machtentfaltung im Norden, es hatte vielmehr genugsam bewiesen, daß es kein Verständnis für die wichtigen nationalen Interessen in Nordalbingien und den Ostseeländern besaß; sondern das Deutschtum fand hier

seine Stärke in dem Zusammenschluß der Städte und der Thatkraft einzelner Fürsten. Die Hansa beherrschte die Ostsee im Handel und Verkehr, und deutsche Bildung und Kultur wurden durch sie weit nach Norden getragen. Unter den Fürsten aber ragte bald im deutschen Norden weit empor Graf Gerhard der Große, in welchem das Schauenburger Haus den Höhepunkt seiner Macht erklomm. — Durch Erbteilungen war in dem vergangenen Jahrhundert die Kraft Holsteins sehr geschwächt worden, so daß man zuletzt fünf regierende Linien zählte; nachdem aber im Jahre 1308 die Segeberger, 13 Jahre später auch die Kieler Linie erloschen war, gab es im Lande selbst, wenn man die Pinneberger Herrschaft der Schauenburger unberücksichtigt läßt, nur zwei regierende Herren: Gerhard III. von der Rendsburger und Johann von der Plöner Linie, den man den Milden, d. i. den Freigebigen nannte. Letzterer war ein Halbbruder Erich Menveds, denn er war ein Sohn jener Agnes von Brandenburg, die in erster Ehe mit König Erich Glipping, in zweiter Ehe aber mit Johanns Vater, Gerhard dem Blinden, vermählt gewesen war. Gerhard III. war der Sohn des Grafen Heinrich, der in Rendsburg residierte, und folgte diesem im Jahre 1304 in der Regierung. Die Sage hat sich frühzeitig des Helden bemächtigt. Sie stellt Gerhards Jugend als ärmlich und elend dar, um seine späteren glänzenden Erfolge in um so hellerem Licht erstrahlen zu lassen

Bereits im Kampfe erprobt, unternahm es Gerhard, die Dithmarscher zur Unterwerfung zu bringen. In Oldenwöhrden verwandelten die durch Gerhards grausame Härte zur Verzweiflung getriebenen Bauern den anfänglichen Sieg in eine blutige Niederlage, 1319. Gerhard suchte sich dann ein anderes Gebiet für seine Thatkraft auf; es war das Herzogtum Schleswig.

Erich Menved war gestorben; von seinen 14 Kindern war keines groß geworden, der nächste Erbe war also sein Bruder Christoph, vor dessen Wahl der König aber sterbend die Großen des Reiches gewarnt haben soll. Viele, welche Christophs schlechten Charakter kannten, empfahlen die Wahl Herzog Erichs von Schleswig, „damit das Fürstentum wieder an die Krone komme.“ Dieser Vorschlag gefiel nun freilich den Grafen von Holstein sehr wenig. Johann der Milde trat offen für die Wahl seines Halbbruders Christoph ein, und dieser wurde gewählt, nachdem er in einer „Handfeste,“ der ersten Wahlkapitulation der Dänen, dem Adel und der Geistlichkeit bedeutende Zugeständnisse gemacht hatte, die er weder halten konnte, noch überhaupt zu halten gesonnen war. Bald darnach finden wir daher Adel und Geistlichkeit in hellem Aufruhr gegen den wortbrüchigen König, allein Christoph II. wußte sich zu behaupten. „Hätte er sich nur nicht an Schleswig gewagt! Ein wahres Verhängnis scheint die Dänen stets getrieben zu haben, an die Behauptung oder den Erwerb eines Landes ihre beste Kraft zu setzen, das ihrer einmal nicht begehrt.“ (Cajus Möller.)

Herzog Erich II. von Schleswig, der mit Gerhards Schwester Adelheid vermählt war, starb im Jahre 1325 und hinterließ einen minderjährigen Sohn Waldemar. Christoph II. beanspruchte die Vormundschaft, besetzte sofort das Land und schickte sich an, Schloß Gottorp zu belagern. Jetzt war die Stunde gekommen, wo Gerhard seine ungestüme Kraft an den Dänen messen konnte. Als Beschützer seiner Schwester und ihres jungen Sohnes erschien er vor Schleswig mit Johann dem Milden im Bunde, dem Christoph das ihm bei der Wahl versprochene Fehmarn vorenthalten hatte, und brachte diesem am Hesterberge eine vollständige Niederlage bei. Dieser Sieg führte Christophs Untergang herbei; denn als die Grafen von Holstein nun in Dänemark einfielen, wo das Volk sich einmütig gegen den König und seinen bereits gekrönten Sohn Erich erhob, da ließ Christoph Krone und Reich im Stich und floh mit seinen beiden jüngeren Söhnen Otto und Waldemar nach Rostock, König Erich in der Gefangenschaft zu Hadersleben zurücklassend.

Die Dänen sahen sich nach einem neuen König um, niemand aber hatte ein größeres Anrecht auf die Krone als der junge Herzog Waldemar von Schleswig. Auf dem Parlament zu Viborg wurde Waldemar auf Gerhards Vorschlag am 7. Juni 1326 zum König gewählt, nachdem er eine „Wahlhandfeste" beschworen hatte; da er aber erst 12 Jahre alt war, so wurde sein Oheim Graf Gerhard zum Reichsverweser und „vormund des rikes to Denemarken" bestellt. Gerhard, den günstige Umstände so hoch erhoben hatten, wußte seine führende Stellung in Dänemark klug zu benutzen, um seine Ziele zu fördern. In einer besonderen Urkunde, welche in die Handfeste des Königs aufgenommen wurde, ward die Versicherung gegeben, daß das Herzogtum Süderjütland niemals wieder mit dem Reiche und der Krone Dänemark vereinigt noch verbunden werden solle, so daß ein Herr über beide sei. Das ist die berühmte Constitutio Waldemariana, deren Echtheit mit Unrecht von den Dänen bestritten worden ist. Das Lehnsverhältnis Schleswigs zu Dänemark wurde darin nicht angefochten, aber die Einziehung des Lehens sollte verhindert werden. Damit war das nächste Ziel der Schauenburger Politik klar gekennzeichnet, für den Augenblick aber war noch weit mehr erreicht. Zu Nyborg auf versammeltem Reichstage geschah unter Zustimmung der Großen des Reiches die Belehnung Gerhards und seiner Erben mit dem ganzen Herzogtum Jütland samt allen seinen Grenzen, Gebieten und Inseln sowie allen Regalien als einem Fahnenlehn; nur das Recht der Oberherrlichkeit und der Belehnung blieb dem Könige vorbehalten. 15. August 1326. — Ein gewaltiger Schritt vorwärts in der geschichtlichen Entwicklung des Herzogtums! Wenn auch das Herzogtum vorerst auf die Dauer nicht behauptet werden konnte, so war doch das große Ziel, die Vereinigung Schleswigs mit Holstein, für alle Zeiten festgelegt und konnte von den Schauenburgern nicht mehr vergessen noch ihnen verdunkelt werden.

Auch Johann der Milde ging nicht leer aus, ihm wurde jetzt die Insel Fehmarn zuerkannt; außerdem erhielt er Laaland und Falster zu Lehen, Fünen war ihm verpfändet. Andere Teile des Reiches wurden ebenfalls in Lehen verwandelt, so daß es schien, als ob Dänemark sich in verschiedene Fürstentümer auflösen würde.

Daß die Dänen sich bei der Neuordnung der Dinge nicht lange wohl fühlen würden, ist leicht einzusehen. Die Deutschen schalteten als die Herren im Reich, und Handel und Verkehr wurden von den deutschen Städten völlig beherrscht. „Man war in Dänemark in einen unnatürlichen Zustand unversehens hineingeraten, beherrscht von den Holsteinern, die man in besseren Tagen beherrscht hatte; das empfanden hinterher selbst die wenigen, die ihren großen Gewinn rasch in Sicherheit gebracht hatten, um wie viel mehr die vielen, die nichts erhalten und nichts zu hoffen hatten," sagt Dahlmann. Vorläufig hatten die Grafen die Macht, und nach Lage der Dinge mußten sie sie behalten, so lange sie einig blieben. Christoph war indes unablässig bemüht, die Krone wieder zu gewinnen. Die Ermahnungen des deutschen Kaisers Ludwig von Bayern, die dieser an Gerhard richtete, nützten ihm weniger als die Hülfe seines Halbbruders Johann, den er durch große Versprechungen auf seine Seite brachte. Im Jahre 1329 setzte der vertriebene König seinen Fuß wieder auf dänischen Boden, und Gerhard sah schließlich ein, daß der bisherige Zustand unhaltbar geworden war. „Graf Johanns Bemühen brachte es dahin, daß Waldemar den Königstitel ablegte und wieder Herzog von Südjütland ward. Der Vormund hatte die Krone gegeben, der Vormund nahm sie wieder." 25. Februar 1330.

In besonderen Verträgen wurde die Entschädigung Gerhards festgesetzt. Zunächst wird ihm die Summe von 40 000 Mark lötigen Silbers zugesprochen,

wofür ihm der Pfandbesitz von fast ganz Nordjütland zufällt. Sodann erhält er die erbliche Belehnung mit Fünen auf ewige Zeiten mit der Maßgabe, daß, wenn Herzog Waldemar V. unbeerbt sterbe, Gerhard und seine Erben das Herzogtum Schleswig wieder erlangen sollen, wogegen dann Fünen an die Krone zurückfalle. Man sieht, daß Gerhard sein Ziel, Schleswig für sein Haus zu gewinnen, fest im Auge behält und die Erreichung dieses Ziels nach Möglichkeit vorbereitet.

Nur kurze Zeit ruhten die Waffen, dann verfeindeten sich die beiden Grafen, wahrscheinlich weil Johann die Überlegenheit seines Vetters nicht ertragen konnte. Christoph II. ergriff sofort die Partei Johanns. Mit einem Heere zogen Christoph und sein Sohn Erich aus Jütland heran, Gerhard aber stellte sich ihnen mit geringerer Mannschaft entgegen. Nördlich vom Danewerk kam es am 29. November 1331 zur Schlacht. Im scharfen Kampfe stürzte Gerhard vom Pferde; ein Bauer aus der Wilstermarsch half ihm wieder hinauf, indem er sagte: „Bruk nu wedder dine vörrigen Kräft." Als die Holsten ihren Führer wieder sahen, drangen sie siegreich vor. Christoph II. floh mit wenigen Begleitern nach Kiel. Eben dahin ward Erich gebracht, blutig und ganz zerschlagen, denn er hatte, wie der Lübecker Chronist Detmar erzählt, auf der Flucht einen schweren Fall vom Danewerk gethan. Johann vermittelte den Frieden, nach welchem Gerhard dem Großen Nordjütland und Fünen sowie das Gebiet der Königsfriesen für 100 000 Mark Silber verpfändet wurden, „die auf einmal zu zahlen sind, wenn die Lösung stattfinden soll, die aber in damaliger Zeit kein dänischer König mehr aufbringen konnte." Die Vettern versprachen sich gegenseitige Hülfe zur Verteidigung ihrer Besitzungen; soweit man sah, war aber niemand da, der ihnen die Herrschaft in Holstein und in Dänemark streitig machen konnte.

Der junge König Erich starb in Kiel an seinen Wunden, und auch Christoph II. hatte seine unrühmliche Rolle ausgespielt. In Laaland gewährte ihm Johann der Milde eine letzte Zufluchtsstätte; hier starb er arm und verlassen im Jahre 1332, „der schlechteste und unglücklichste König, welcher auf Dänemarks Thron gesessen hat." Sein Sohn Otto machte einen vergeblichen Versuch, das Reich zu gewinnen. Er wurde von Gerhard auf der Tapheide geschlagen und gefangen genommen. Der dritte Sohn, Waldemar, der noch eine große Rolle in Dänemark spielen sollte, wartete am Hofe Kaiser Ludwigs seine Zeit ab.

Das Königtum wurde nicht wieder hergestellt; acht Jahre lang bis zum Tode des großen Grafen dauerte das dänische Interregnum, und während der ganzen Zeit waren die Holsten die Herren im Reiche. Gerhard hielt gewöhnlich Hof zu Gottorp, während Herzog Waldemar in Sonderburg residierte. Erst als dieser 21 Jahre alt war, trat er wirklich die Regierung an, die bis dahin Gerhard geführt hatte; allein er blieb fortwährend abhängig von seinem Oheim. Dieser bewog ihn schließlich zu einem Tauschvertrage, wonach Waldemar Nordjütland für das Herzogtum, Alsen ausgenommen, erhalten sollte. Auf Umwegen war Gerhard also doch wieder in den Besitz des Herzogtums Schleswig gekommen. Doch jetzt stand der große Graf „an den Marken seines Lebens."

Mit einem Heere von 10 000 Mann, meist Söldnern aus dem deutschen Reich, zog Gerhard nach Jütland, wo das Volk sich gegen ihn erhob. Mit 4000 Mann kam er nach Randers, woselbst ihn eine schwere Krankheit überfiel, so daß er bereits die letzte Ölung empfing. Die Dänen erhofften seinen Tod, doch der Graf schien sich zu erholen. Da beschlossen 60 Dänen unter Führung des Niels Ebbesen, den Grafen zu töten. In der Dunkelheit schlichen sie in die Stadt, bahnten sich einen Weg zum Gemache des Grafen und erschlugen ihn auf seinem Bette in der Nacht zum 1. April 1340. So fand der mächtige Graf den Tod durch elenden Meuchelmord, noch nicht 50 Jahre alt. — Gerhard war ohne

Zweifel der bedeutendste Mann, den das Schauenburger Haus hervorgebracht hat. Die Dänen preisen Niels Ebbesen als ihren Befreier, wenn er auch zunächst nur persönliche Rache befriedigte, sie haben aber den „kahlen“ oder „schwarzen“ Grafen so bald nicht vergessen. Im Gedächtnis der Schleswig-Holsteiner aber lebte der große Graf fort als ein gewaltiger Held. — Daß er mit Rücksichtslosigkeit und Härte vorging, braucht nicht verschwiegen zu werden; seine Gegner waren gewiß nicht besser. Niemals erlahmte seine Thatkraft, und mit weitem Blick erkannte er den Weg, den die Entwicklung in Schleswig zu nehmen hatte. Wenn Schleswig für das Deutschtum wiedergewonnen wurde, so ist das zunächst das Verdienst Gerhards des Großen.

Gerhards Söhne, Heinrich und Klaus, setzten das Werk des Vaters fort. Heinrich, vom Volk seit 1342 der „Eiserne“ genannt, war ein gewaltiger Kriegsmann, der als solcher europäische Berühmtheit erlangte, seine Kraft aber leider häufig dem Vaterlande entzog. Klaus war anders geartet, aber als tüchtiger Mann bekannt und wegen seiner Klugheit und Besonnenheit von jedermann geachtet.

Das dänische Interregnum hörte jetzt auf. Waldemar, Christophs jüngster Sohn, begab sich vom Hofe des Kaisers nach Lübeck, um sich mit den Grafen zu vergleichen. Diese konnten oder wollten seine Wahl nicht hindern, nachdem der ältere Bruder Otto, der nun seiner Haft entlassen wurde, zu seinen Gunsten verzichtet hatte. Waldemar heiratete zu Pfingsten Heilwig, die Schwester Herzog Waldemars von Schleswig, zog dann von Sonderburg, wo die Hochzeit stattgefunden hatte, mit seinem Schwager nach Viborg, woselbst ihm als König gehuldigt wurde. Von den 100 000 Mark, wofür Jütland erst an Gerhard, dann an den Herzog verpfändet war, wurden 24 000 Mark als Mitgift der Heilwig abgezogen und dem Könige dafür das Schloß Aalborg samt den drei nördlichsten Sysseln überlassen. Der Rest von Jütland sowie die Insel Alsen verblieben dem Herzog; das Herzogtum Schleswig aber nebst Fünen und Arroe bekamen die Grafen Heinrich und Klaus als Pfandherrschaft mit der Bestimmung, daß die Verpfändung für 32 000 Mark galt und Schloß Gottorp mit den Städten und Vogteien Schleswig, Flensburg und Eckernförde zuletzt ausgelöst werden sollten. Somit blieben die Grafen die Herren im Herzogtum Schleswig.

König Waldemar war trotz seiner Treulosigkeit, List und Verschlagenheit ohne Zweifel ein bedeutender Mann. „Atterdag“ nannte man ihn nach seiner beliebten Redensart; Atterdag, d. h. „wieder Tag!“ — sagen andere, denn nun wich die Nacht, welche das alte berühmte Dänemark so lange verdunkelt hatte. In einem Zeitraum von 20 Jahren gelang es ihm, das dänische Reich wieder aufzurichten, indem er die Holsten von den dänischen Inseln vertrieb und Schonen, Halland und Blekingen den Schweden abgewann.

Da Waldemar Atterdag gegen das an die Grafen verpfändete Schleswig nichts unternehmen konnte, so suchte er wenigstens die Friesen der Krone wieder zu unterwerfen. Das herkömmliche Landgeld war in dieser stürmischen Zeit lange unbezahlt geblieben, und kein königlicher Staller wagte sich ins Land. Als nun der König 1344 in Friesland erschien, da fehlte den Friesen die Einigkeit, die allein den Widerstand hätte erfolgreich machen können. Sie wurden besiegt und unterworfen, trugen aber in der Folgezeit mit Unwillen das harte dänische Joch. — Herzog Waldemar schwankte zwischen dem Könige und den Grafen hin und her, und als er sich dann herbeiließ, im Jahre 1345 den König für den Todesfall zum Vormund seiner Kinder zu ernennen und ihm die Huldigung seiner Vasallen zuzusichern, da nahmen die Grafen ihn auf der Jagd gefangen und ließen ihn nicht eher frei, bis er den Vertrag mit dem Könige widerrufen hatte.

In den Jahren 1349 und 1350 wütete in unserm Lande jene schreckliche

Seuche, welche der „Schwarze Tod" genannt wurde. Die Pest gebot auch den Waffen Ruhe, doch kaum war diese Landplage gewichen, so loderte der Kampf von neuem auf. Diesmal galt es dem Könige, gegen den sich die Grafen, Herzog Waldemar und der unzufriedene jütische Adel verbündet hatten. Wir können dem wechselvollen Kriege in seinen Einzelheiten nicht folgen. Im Verlaufe desselben eroberte König Waldemar Alsen, plünderte Angeln und Schwansen, fuhr dann nach Fehmarn hinüber, eroberte die ganze Insel nebst dem Schlosse Glambek und erschien endlich vor Flensburg. „Und überall," schreibt ein dänischer Chronist, „trieb er Leistungen ein, Geld, Schiffe und anderes, was seine Augen begehrten, so daß Furcht und Schrecken und Erstarren über alle kam, wo er durchzog. Denn er züchtigte alle maßlos genug mit dem Schwerte, mit Brand, Gefangenschaft und Tod, bis sie sich seinem Willen beugten." — „Kann man sich wundern," so fragt G. Waitz, „daß in dem Herzogtum die Abneigung wider die Dänen stieg, und daß die Bande, welche die Bewohner früher verknüpft hatten, bald völlig zerrissen wurden?" — Der Herzog machte seinen Frieden mit dem Könige und ist einige Jahre später gestorben; der Krieg mit den Grafen aber zog sich in die Länge, besonders weil auch die Hansa, die den Fall Wisbys auf Gotland an dem Könige zu rächen hatte, in denselben eingriff. Im Jahre 1365 ward Friede, der im wesentlichen alles beim alten ließ, wenigstens behaupteten die Grafen ihre Stellung in Schleswig.

In den folgenden Jahren reizte der übermütig gewordene König durch unberechtigte Abgaben die Hansa, so daß sich ein übermächtiger Bund gegen ihn bildete, dem sich auch die Grafen von Holstein und Herzog Heinrich von Schleswig anschlossen. 77 Fehdebriefe trafen auf einmal bei König Waldemar im Frühjahr 1368 ein. „Als Waldemar vernahm, es sei schließlich zu Rostock ausgemacht, am 1. Ostertage, den 9. April, solle jedermann zu Hause fertig und am 16. jedermann an der Küste von Seeland sein, da schiffte er am Grünen Donnerstag mit großen Schätzen aus seinem Königreiche davon, unköniglich, aber schlau wie immer. Er ließ ein Feuer in sich ausbrennen, welches er nicht zu löschen vermochte. Aber welcher Frevel, es anzuzünden!" (Dahlmann.)

Was Waldemar gewonnen hatte, das ging nun alles mit einem Schlage wieder verloren. Die Grafen Heinrich und Klaus eroberten Jütland und schienen nicht übel Lust zu haben, die Stellung ihres Vaters in Dänemark wieder einzunehmen. Sie waren die „Domini Juliae" und stellten Privilegien aus, in welchen sie von „ihrem Reiche" sprachen. Im Jahre 1370 schloß der Marschall Henning Pudbus, den der König vor seiner Abfahrt zum Vorsteher des Reiches ernannt hatte, mit der Hansa einen schimpflichen Frieden, den der König später bestätigen mußte. Die Hansa hatte in diesem Augenblick den Höhepunkt ihrer Macht im Norden erklommen.

Die Hanseaten hatten unrühmlicher Weise die Holsten im Stiche gelassen, und daher dauerte der Kriegszustand zwischen diesen und den Dänen noch fort, als Waldemar 1372 in sein Reich zurückkehrte. Am 24. Januar des folgenden Jahres wurde in Flensburg endlich Friede geschlossen, der den Grafen wenigstens ihr Pfandrecht auf den größeren Teil von Schleswig sicherte. Der Flensburger Friede ist indes nichts anderes als ein Waffenstillstand; die Entscheidung über das Schicksal des Herzogtums blieb einer späteren Zeit vorbehalten, die bald kommen mußte, da Herzog Heinrich, auf den niemand bei den letzten Verhandlungen Rücksicht genommen hatte, kränklich war und kinderlos dahinlebte. — Inzwischen bemühte sich der König, von dem Herzoge verpfändete Gebiete einzulösen. Die Grafen verweigerten die Einlösung ihrer Pfandschaften, ebenfalls die Limbecks, die im Besitze von Törning waren. Die Nordfriesen aber mußten einen neuen

Angriff des Königs erfahren, da sie das ihnen als Buße auferlegte Hausgeld nicht bezahlt hatten. Sie erlagen um so leichter, weil ihr Land durch schwere Sturmfluten, „de grote Mandrenken,“ heimgesucht worden war.

Im Jahre 1375 starb Herzog Heinrich von Schleswig, und mit ihm war Abels Geschlecht erloschen. Als nun der König sich anschickte, seine Hand über Schleswig auszustrecken, da starb auch er noch in demselben Jahre, „nachdem er 20 Jahre lang mit wunderbarem Erfolge gebaut, 10 andere Jahre an seinem Werk wieder niedergerissen und 5 Jahre dafür gebüßt hatte.“ Das alte dänische Königshaus Sven Estrithsons war nunmehr im Mannesstamme beider Linien, der herzoglichen und der königlichen, ausgestorben. Jetzt mußte in Erfüllung gehen, was Gerhard der Große vorbereitet hatte: die Verbindung von Schleswig und Holstein. Zwar war nicht Waldemar V. von Schleswig, sondern sein Sohn kinderlos gestorben, die Dänen konnten daher behaupten, daß dem Wortlaute des Vertrages nach die Grafen nicht erbberechtigt wären; allein die Meinung war schwerlich anders gewesen, wie die Grafen jetzt behaupteten, und um keinen Preis wollten sie Schleswig fahren lassen. Rasch entschlossen setzten sie sich in den Besitz von Alsen und Nordschleswig und warteten nun in Ruhe ab, was die Feinde gegen sie unternehmen würden.

Die Dänen sahen sich zunächst nach einem neuen König um. Waldemar Atterdag, dessen einziger Sohn Christoph in jungen Jahren infolge einer auf einer Heerfahrt erlittenen Verwundung gestorben war, hatte zwei Töchter hinterlassen. Die ältere, Ingeborg, vermählt mit Herzog Heinrich von Mecklenburg, hatte einen Sohn Albrecht, für den der Kaiser sowie auch die Grafen Heinrich und Klaus eintraten, nachdem er letzteren den völligen Besitz von Schleswig nebst Friesland versprochen hatte. Margareta, die zweite Tochter, war vermählt mit König Hakon von Norwegen und beanspruchte für ihren jungen Sohn Oluf die Krone. Dieser wurde von den Dänen gewählt, und seiner Mutter Margareta die Vormundschaft übertragen. Gegen seine Wahl konnte Albrecht nicht aufkommen, zumal die Hansa sie anerkannte.

Königin Margareta versuchte vergeblich, die Grafen von Holstein gegen Erstattung der Pfandsumme zur Räumung des Herzogtums zu veranlassen; sie befestigten ihre Stellung vielmehr dadurch, daß sie die Friesen zur Erbhuldigung veranlaßten und Hadersleben und Tondern eroberten. Der herrschsüchtigen und thatkräftigen Königin aber eröffnete sich um diese Zeit die glänzende Aussicht, zu den Kronen von Dänemark und Norwegen (König Hakon starb 1380) auch die schwedische Königskrone zu gewinnen und somit die Union der drei nordischen Reiche durchzusetzen. Konnte sie es unter diesen Umständen wagen, die Schauenburger Grafen aus Schleswig zu vertreiben? Im Süden mußte sie Ruhe haben, wenn sie im Norden ihre Pläne verwirklichen wollte. Sie entschloß sich also, das Herzogtum Schleswig, wenigstens vorläufig, aufzugeben und die Grafen von Schauenburg mit diesem Lande zu belehnen.

Heinrich der Eiserne war gestorben und hatte drei Söhne: Gerhard, Albrecht und Heinrich, hinterlassen. Graf Klaus, der keine Söhne hatte, übertrug nun seine Ansprüche auf den ältesten Sohn seines Bruders, Gerhard VI., und dieser empfing dann zu Nyborg auf Fünen am 15. August 1386 die Belehnung mit dem Herzogtum Schleswig, genau 60 Jahre nach der ersten Belehnung Gerhards des Großen an demselben Orte. „König Oluf und die Königin-Mutter saßen auf einem prächtigen Throne, umgeben von den Erzbischöfen von Lund und Drontheim, fünf anderen Bischöfen und vielen geistlichen und weltlichen Herren. Graf Gerhard kniete an den Stufen des Thrones nieder, leistete den Lehnseid und empfing von dem jungen König Oluf durch Überreichung einer Fahne die

Belehnung. Auch der alte Graf Klaus und die Brüder des Herzogs leisteten den Eid der Treue." Es war ein geschichtlich bedeutsamer Moment. Die Schauenburger hatten erreicht, was ihnen lange als Ziel vorgeschwebt hatte, und wofür sie Gut und Blut in schwierigen Kämpfen geopfert hatten. — Die Urkunde der Belehnung ist verloren gegangen, aber der Inhalt derselben ist bestimmt und ausführlich überliefert worden. Die Lübsche Chronik zählt die Punkte auf, die in Nyborg vereinbart worden waren. Es sind nach Waitz die folgenden: „Zum ersten, daß die Holstenherren sollen besitzen das Herzogtum zu Schleswig, Kindeskind zu erben, und davon sollen sie Mannschaft und Dienst dem Reiche thun. Das andere war, daß von der Herrschaft der Holsten nur einer solle ein regierender Herr heißen und Herzog zu Schleswig. Das dritte, daß sie beiderseits keinen Krieg mehr haben sollen: wenn Unfriede entstehe, sollen die Dänen zwei aus dem Rat der Holsten wählen, und die Holsten zwei aus dem Rat des Reiches, diese vier sollen den Zwist vergleichen oder einen Obmann ernennen, bei dessen Ausspruch es sein Bewenden haben soll. Das vierte betraf den Besitz des Schlosses Tranekjær mit Langeland; dafür ward den Holsten die Herrschaft der Friesen zuerkannt, vorläufig auf drei Jahre; nach Ablauf dieser Zeit konnte es so bleiben oder zu einem Austausch kommen. Endlich fünftens wurde gegenseitige Unterstützung gegen Feinde und ein Landfrieden gegen Räuber bedungen."

Das Volk zu Schleswig trat bereitwillig unter die Herrschaft der Schauenburger, die ihnen seit lange keine Fremdherrschaft mehr war, während sie sich mehr und mehr von Dänemark abgewendet hatten.

Der neue Herzog residierte in Schloß Gottorp bei der alten Stadt, die dem ganzen Lande den Namen gab, und in deren Nähe so mancher harte Kampf zwischen Deutschen und Dänen ausgefochten worden war. An eine Teilung des Herzogtums, wie sie in Holstein gebräuchlich war, dachte niemand; vielmehr sahen die Schauenburger dieses schöne Land als ein gemeinsames Besitztum ihres Hauses an. Als Senior des Geschlechts lebte noch bis zum Jahre 1397 Graf Klaus, der Freund der Bedrückten, insonderheit der Bauern, der weise Berater seines Hauses, den selbst einmal die Königin Margareta schmeichelnd ihren Vater genannt haben soll. Als er die Augen schloß, da war sein Haus festgegründet und stark; denn fast ganz Holstein war wieder vereinigt und Schleswig für das Schauenburger Haus gewonnen, dessen Bestand für lange Zeit gesichert erschien.



Ein Ausflug nach Sylt.[1])

Von Christian Jensen.

Wer heute zur Sommerszeit die Nordseebäder auf der nordfriesischen Insel Sylt aufsucht, erreicht als Endstation der Westbahn oder der Zweigbahn Tingleff-Tondern das Städtchen Tondern, das durch seine Anlagen und Baumgänge hier im Norden des meerumrauschten Schleswig-Holstein auf den Besucher vom Süden einen freundlichen Eindruck macht. Einst war es eine friesische Seestadt, dann eine von dänischen Elementen durchsetzte Stadt, heute sind die freundlichen Bewohner Tonderns gut deutsch, wenn auch noch hin und wieder dänisch gesprochen wird. Wir eilen, dem Wanderzuge folgend, in die

[1]) Die Abbildungen zu diesem Artikel sind mit gütiger Erlaubnis der Verlagsanstalt dem Buche desselben Verfassers entnommen: „Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt. Mit besonder Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche der Bewohner bearbeitet von Christian Jensen. 2. Aufl. Mit einigen 60 Abbildungen, einer Karte und 27 vielfarbigen Trachtenbildern auf 7 Tafeln. Geh. 8 M., geb. 10 M. Hamburg 1899. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

westlichen Teile der Stadt, wo seit einigen Jahren neue, prächtige Gebäude entstanden sind. Bald setzt sich der Zug in Bewegung nach der Hoyerschleuse, dem Landungsplatze des Dampfschiffes, das uns nach der Nordseeinsel führen soll. Links und rechts korntragende Felder, prächtige Weiden und Gehöfte, Baumgruppen, Kirchtürme, Dörfer und Dorfteile — alles lebenerfüllt, morgenfrisch, sonnig und farbenprächtig. Ackerbau und Viehzucht geben reiche Erträge in diesen Landstrichen, welche sich zwischen Tondern und dem Deiche am Rande des Wattenmeeres, das uns von Sylt trennt, ausbreiten. Auf dem Deiche erhalten wir den Blick frei über das Meer. Am Fuße des Deiches zunächst ein grüner Saum, dann graue Flächen mit spärlichem Grün, dann das stille, silberglänzende Meer, in das zu beiden Seiten des Kanals grüne Lahnungen wie lange Finger hineinreichen, zwischen denen das Dampfschiff „Nordsee“ menschenerfüllt gen Westen steuert. Fröhliche Stimmung überall, erhöht von der Meeresfrische und von wechselvollen Szenen in naher und ferner Umgebung. Denn wohin auch das Auge reichen mag, es tauchen tausenderlei Dinge zur Betrachtung auf. Dort die schmucke Bergente mit ihren flinken Jungen, die hinwegeilen und minutenlang untertauchen, um an entfernter Stelle auf der sanftgewiegten Wasserfläche zu erscheinen; hier ist der Austernfresser geschäftig, die Schalen der Muscheln umzuwenden, während flinke Strandläufer davoneilen, schreiend, pfeifend, und die Möwen auf dem Schlick, der sich in den letzten Jahren zu beiden Seiten des Kanals so erheblich erhöht hat, daß er binnen kurzem Grasland sein wird, halten Rat bei ihrer schmackhaften Mahlzeit, die die frühere Flut für sie zurückließ, ob jener Reiher in ihrer Mitte, der stolz in einer Rinne dahinschreitet, noch lange diese Gefilde bewohnen wird, auf denen Menschenhand parallele Gräben zog, daß sie die Sinkstoffe der Meereswelle festhalten möchten. Bald erheben sie sich schreiend und streben einzeln unserm Schiffe nach, das inzwischen mit etwas verändertem Kurse eine Tiefe zu erreichen sucht, wo am 12. Februar 1894 die Sturmflut Sand- und Schlickmassen in das Fahrwasser wälzte, die Menschenhand nur mit großer Mühe und mit großen Kosten fortbringen konnte. Zum Zeichen für fremde Schiffer sind hier Baken, d. h. im Schlick befestigte Baumstämme, aufgestellt; die an ihnen befestigten Besen sind das Zeichen geringer Tiefe, wo das Fahrzeug auf Grund gerät. Unsere fahrwasserkundigen, gebräunten und sturmgewohnten Sylter Seeleute wissen mit sicherer Hand die Untiefen zu vermeiden, sodaß wir ungefährdet in tieferem Wasser der Insel zusteuern, die in dunklen Umrissen mit ihren höheren Partien, dem Morsumkliff, dem Keitumkliff, der Keitumkirche, dem Leuchtturm und den malerischen Dünen des Listlandes vor uns aus dem Wasser auftaucht.

Ehe wir uns versehen, liegt unser Schiff an der Brücke des Landungsplatzes Munkmarsch; vor uns liegt Sylt, welches wir betreten, um verschiedene Ausflüge zu unternehmen, für die es dort merkwürdigerweise so viele interessante Zielpunkte giebt. Die größte Zahl der Besucher eilt mit der Spurbahn dem Badeorte Westerland zu, während andere Kampen oder Wenningstedt und das Rote Kliff aufsuchen. Für manche ist Keitum und das Morsumkliff eines Besuches wert. Uns zog das Meer am Strande von Sylt an. Wir eilten deshalb zunächst über die Heide den Dünen und dem Roten Kliff zu, um von hier aus einen Ausblick über die Insel und ihre nächste Umgebung zu gewinnen und später den Badeorten Wenningstedt und Westerland zuzustreben. Als wir über die Heide dahinschritten, lag sie im „warmen Mittagssonnenstrahle,“ „ein rosenroter Schimmer“ flog um „ihre alten Gräbermale,“ die in großer Zahl vor uns und um uns erschienen, und es wurden unsere Gedanken abgelenkt aus der Gegenwart in die fernsten Zeiten. Wir betreten nämlich hier „altheidnisches Feld, auf welchem die anwohnenden Volksstämme vor Jahrtausenden sich vielfältig herumgetummelt, Schlachten geliefert und ihre Helden in Grabhügeln begraben haben.“ Man hat daher nicht selten die ganze große Norddörfer Heide mit einem riesigen altnordischen Kirchhofe im Meere verglichen. Die Hügel und Hügelgruppen haben fast alle noch heute im Volksmunde lebende Namen, an welche sich die Sagen der grauen Vorzeit knüpfen. Im Anschauen der bräunlichgrünen Heide mit ihren Blütenglöckchen, über welchen der Blumenduft liegt, dem die Bienlein nacheilen, erscheinen vor unserem geistigen Auge die lustigen Zwerge mit ihren Käpplein, ihrem Singsang und ihrer Streitlust, bewaffnet, behende, kühn, herausfordernd. Aus ihren Hügeln klingt der alte Wiegengesang, und in den Schluchten der Heide spielen die Zwergkinder. Neben ihnen ersteht eine Schar buntbewaffneter riesenhafter Gestalten, die auf ihrer Grabstätte, den langen Gräbern, Waffenübung halten. Es klirrt durch die linde Luft; die Zwerge halten dort vor uns rechts vom Wege, der nach dem Kampener Leuchtturm führt, auf dem „Reisehügel,“ der Residenz des Zwergkönigs Finn, ihre Beratung und ziehen aus zum Kampfe. Trotz aller Tapferkeit müssen die kleinen Helden unterliegen. — Jetzt bewohnen Friesen die ganze Insel, die kleinere finnische Bevölkerung der Sage ist ganz verschwunden. Nur wenn ich über die Heide gehe und ihre einstigen Wohnungen, die Grabhügel sehe, steigen sie vor mir auf, und ich weile gerne einen Augenblick bei ihnen, bis andere Dinge erscheinen, die in die Wirklichkeit zurückversetzen. Hier auf den Hügeln ist es schön, die blühende Heide, durchwirkt von blauen Glockenblumen und gelbem Löwenzahn, von Veilchen und buntblütigen

Kräutern aller Art, dazwischen hin und her zerstreut ein Roggenfeld mit blauen Kornblumen, ein Hafer- oder Kartoffelfeld, in der Ferne der Lornsenhain und der Viktoriahain, jene schattigen Plätze, die einst Uwe Jens Lornsens Vater (um 1820) mit gleichgesinnten Landsleuten vereint, die erheblichen Kosten nicht scheuend, anlegte, und aus den Schluchten und Niederungen, durch welche wir von verschiedenen Stationen unserer Wanderung hindurchblicken können, schauen schmucke Häuser, von Grün umrahmt, ganze Dorfteile, ein Kirchlein, ein Turm, ein Stück der malerischen Dünen, ein Abschnitt des blauen Meeres, über welches wir herkamen — sonnig ausgebreitet liegt das alles da, aber es zieht von Westen her die köstliche Meeresfrische zu uns herüber, sie weitet uns die Brust, während wir, allerdings müde, dem Dorfe Kampen und dem Roten Kliff zueilen, auf welchem 1855 der 31 m hohe Leuchtturm errichtet wurde, der neben dem großen Brönshügel, dem Grabe des Königs Bröns, weit hinausleuchtet in die Nacht, dem Schiffer sagend, daß trotz Grab und Hügel des einstigen Königs dennoch Wache gehalten werde über das Schiffervolk, das Insel und Meer bewohnt. Gar schön ist die Aussicht, welche man von der hohen Warte des Leuchtturms genießt, doch wenden wir uns heute zu einem vielbesuchten Punkte, dem neuen „Kurhaus Kampen," welches der frühere Besitzer des Seebades Westerland, Herr Haberhauffe in Kampen, mit großen Kosten auf dem Roten Kliff aufführen ließ. Denn auch von hier aus giebt's schöne Aussicht und daneben freundliche Bewirtung. Fast am Nordende des etwa ½ Meile nach Süden sich erstreckenden Roten Kliffes belegen, nimmt



Die Thinghügel

sich das Kurhaus Kampen prächtig aus. Vor seiner Front plätschert der Springbrunnen, die übrige Umgebung sind die Dünen und das weite Meer. Wie lohnend ist hier der Ausblick auf das Lister Dünengebirge; grau-, braun- und weißgestreifte Kegel wechseln mit langgezogenen, gestrüppbewachsenen Längendünen; wie eine Oase erscheint im dunklen Grün die Vogelkoje am östlichen Dünenfuß. Nach Osten hin überblickt man das ganze Wattenmeer mit seinen grauen Thonmassen, die einst Land waren, mit seinen Sandbänken, auf denen sich die Seehunde sonnen, mit seinen Muschel- und Austerbänken, die so schmackhafte Produkte liefern, daß einem der Mund wässert, wenn man nur daran denkt, mit seinen zur Ebbezeit erscheinenden Silberstreifen Wassers und den geschäftigen Möwen und Enten und Austerfressern, mit seinen Seglern und Dampfern, die hierhin und dorthin nach allen Richtungen von Insel zu Insel oder von dort zum Festlande eilen.

Blickt man nach Südost, so liegt die östliche Halbinsel Sylts in ihrer ganzen malerischen Schönheit vor dem Auge ausgebreitet. Man merkt deutlich, daß Sylt Landflächen der verschiedensten Bildung aufzuweisen hat. Wie wechselnd erscheinen uns die Farben der Heide gegenüber denjenigen der üppigen Kornfelder der Geestländereien, die sich zwischen Keitum und Westerland ausbreiten. Zwischendurch schimmert hin und wieder eine grüne Wiese, neben ihr steht das zusammengebrachte Heu in Diemen — im Hintergrunde das silberglänzende Meer. Das an seiner blauen Bucht des Wattenmeeres fast träumerisch

belegene Keitum erscheint uns von hier aus mit seinen grünen Bäumen im Thale liegend, im Vordergrunde die Kirche, welche als Wahrzeichen für die Wattenschiffer von großer Bedeutung ist und in der Kirchengeschichte Nordfrieslands eine bedeutende Rolle spielt, da sie von demselben Baumeister einst gleichzeitig mit der Johanniskirche auf Föhr und der Salvatorkirche auf Pellworm als erste Kirche in dieser Gegend erbaut sein soll. Keitum war noch 1868 Hafenort der Insel — heute indessen haben die Watten an der Ostseite Sylts sich so erhöht, daß von dem Hafen nichts mehr zu erkennen ist und das Meer hier nur noch mit flachgehenden Booten befahren werden kann. Der Hauptverkehr hat sich nach Munkmarsch, wo wir landeten, gezogen, wo allerdings das Fahrwasser mit vieler Mühe in genügender Tiefe erhalten werden muß, daß nicht auch hier die Landung der Schiffe unmöglich wird. Für die Einsegelung sind unlängst Dämme ins Watt hineingeführt und Signallaternen errichtet worden. Über Keitum hinaus, ganz in der Ferne, schimmert das Morsumkliff mit seinen verschiedenen Gebilden der tertiären Formation. Vor diesen Höhen liegen weite Strecken öder Watten entblößt, die sich bald in Land verwandeln würden, wenn einige Vorrichtungen für den Landgewinn gemacht werden könnten. Unsere Beobachtungen auf den Watten führen zu dem Ergebnis, daß ein Verbindungsdamm von Nösse (Ostspitze des Morsumkliff) bis zum Festlande von unberechenbar günstigen Folgen für den Landgewinn im Bereiche des Wattenmeeres sein wird; wir nehmen deshalb Gelegenheit, hervorzuheben, daß auch in der Gegend von Keitum das Watt sich bedeutend erhöht hat. Nach Süden ausblickend, sehen wir den Leuchtturm, dahinter Wenningstedt und Westerland und im Hintergrunde die sagenumwobenen Dünen von Hörnum. Die lange Dünenreihe liegt wild-romantisch wie ein Finger nach Süden ausgestreckt: Zerstörung und Untergang



Dünen und Watten während der Ebbe.
(Nach einer Zeichnung von C. P. Hansen.)

an ihren Abhängen, heute lebenerfüllt in sommerlicher Frische, die Fremden aus nah und fern zur Dünenwanderung einladend, von der sie den beliebten Meerstrandsmännertreu und Produkte des Meeres als Beute heimbringen. Nach kurzer Wanderung vom Kurhaus Kampen westwärts erreichen wir, über grüne Halmbüschel dahinschreitend, den Rand des Roten Kliffs. Hier tritt uns die zerstörende Wirkung des Windes und der Flut sehr deutlich entgegen. Trotz der sandfestigenden Eigenschaft der Halmwurzeln liegen sie hier entblößt, nachdem Wind und Flut vereint den Sand entfernten. Auch Steinblöcke sind hinuntergestürzt an den Fuß des Kliffs. Flintsteine sind's, die wir mit Hilfe des Hammers spalten, um die herrlichen Dendriten — Landschaftsbilder im Stein — zu betrachten und für unsere Sammlung aufzuheben. Heute ist das Meer zu unseren Füßen merkwürdig ruhig, es brandet nur leise; anders ist es dagegen, wenn der Sturm es aufregt. Dann macht die brechende See an steilen Küstengeländen einen gewaltigen Eindruck. Dann hat Heinrich Heine recht, wenn er sagt: „Der Sturm spielt auf zum Tanze, er pfeift und saust und brüllt; heisa, wie springt das Schifflein! Die Nacht ist lustig und wild . . .“

Wir wenden uns am Strande südwärts, um am Südende des Roten Kliffs eine Schlucht zu benutzen, welche vom Strande in die Dünen hineinführt. Sie hat den Namen Riesgap (Riesenloch), eine Bezeichnung, welche die Sage mit der Einschiffung der Angelsachsen und Friesen nach England um 449 in Verbindung bringt. Diese Schlucht war damals, als die Westküste Sylts sich noch viel weiter ins Meer erstreckte, der innerste

Winkel des alten Friesenhafens südlich von der Handelsstadt Wendingstadt, die um 1362 in einer Sturmflut unterging. Von hier stießen nach der Sage die Bevölkerer Englands ab. Heute steigen wir in die Dünen hinein aus dem Meere, um neugekräftigt nach der Meerfahrt zu neuer Arbeit heimzukehren. Wir sind in Wenningstedt, das hinter seinen prächtig geformten Dünen um einen Teich gruppiert, den Fremden freundlichen Aufenthalt bietet und deshalb viel besucht ist. Besondere Beachtung verdient hier das geöffnete Hünengrab, der Denghoog, ein prächtiger Gangbau, in welchem Professor Dr. Wibel 1868 bei der Aufdeckung wichtige Funde machte. Bei einer Länge von 17 Fuß, einer Breite von 10, einer Tiefe von 5 Fuß faßte die von drei mächtigen Granitblöcken gedeckte Steinkammer, von der ein 27 Fuß langer Gang nach Süd-Südost hinausführt, sehr viele schöne Urnen und seltene Steinsachen und Bernsteinperlen, und die Leiche eines kleinen Menschen, vielleicht des letzten Bewohners der Höhle, lag daneben. Jetzt kann man von oben in den Hügel hineinsteigen, eine Gelegenheit, die so häufig benutzt wird, daß sich nach dem Urteile Dr. Handelmanns „keins von allen Denkmälern auf unserer cimbrischen Halbinsel an Frequenz mit dem Denghoog messen kann, der seit seiner Aufdeckung im Herbst 1868 eine Wallfahrtsstätte der Touristen und Badegäste geworden ist.“ An den neuen Hotels abseits von unserm Wege dahinschreitend, gelangen wir bald nach dem Hauptbadeorte Sylts, nach Westerland, welches mit seinen palastähnlichen Gebäuden, die eins über das andere hinausragen, das Aussehen einer neuen, sauber eingerichteten Stadt erhalten hat. Vor Jahren nichts als Sand, jetzt breite Fußwege aus Mauersteinen zu beiden Seiten der geraden Straßen, die zu jeder Tageszeit von dem Fremdenverkehr belebt sind. Die ganze breite Landfläche, welche sich früher unbebaut zwischen dem Strande und dem alten Dorf Westerland ausbreitete, ist jetzt dicht von Häusern erfüllt: seit 1880 entstanden hier 150 neue Wohnhäuser und Hotels. In den Sandstraßen findet man Laden neben Laden. Der Verkehr ist so gewachsen, daß z. B. schon 1894 im Durchschnitt täglich mehr als 1300 Briefe von hier abgingen. Das neue Postgebäude, die Apotheke, die Elektrizitätswerke sind sehenswert. Das Badeleben aber, welches wir zu betrachten suchen, entfaltet sich hauptsächlich am Strande. Auf bequemen Treppen und Brettergängen gelangt man zwischen der endlosen Restaurationshallenreihe hindurch an den neutralen Strand. Das südliche Ende desselben ist gegenwärtig bedeckt mit Sandwällen, -Burgen, -Festungen usw., die zumeist von Kinderhand aufgeworfen worden sind. Über all diesen Bauwerken flattern Fahnen und Fähnlein, die Farben aller Nationen zeigend. Endlos ist die Reihe der Strandzelte zu den Füßen der Strandpromenade, der sog. Trampelbahn — auch hier flattern die Fahnen; unzählbar sind die Strandkörbe und Strandstühle, die das Auge des in der Menge weilenden Wanderers kaum zu überschauen vermag. Bunter aber als alle die leblosen Dinge sind, treiben es die Menschen, welche hier auf das ruhelose Meer schauen. An den Burgen usw. giebt es täglich neue Beschäftigung, denn wenn die Flut kommt, zerstört sie allzuschnell das Werk der Menschenhand: da wird ausgebessert, geändert, zerstört, hier sieht man vor den Zelten plaudernde Gruppen, dort liegen der Deutsche und der Franzose, der Russe und der Türke usw. friedlich im Sande nebeneinander, halb oder teilweise im Meeressande vergraben. Am meisten vorgerückt gegen das Meer sind Kinder thätig — sie füttern die fast gezähmten Möwen, andere stellen sich auf den ins Bereich der Wellen vorgeschobenen Stuhl, auf welchem sie sich zu halten suchen, bis der Gischt der Wellen sie forttreibt; noch andere suchen barfuß und barhaupt Krebse, Seesterne und Muscheln zu erhaschen, oder sie klettern in das bei ruhigem Wetter vor dem Strande liegende Boot. Ihr Gesang schallt herüber:

„Schön ist's auf den wilden Wellen, wenn der Sturm die Barke wiegt,
wenn das Schiff mit Windeseile nach der teuren Heimat fliegt!“

Noch liegt freilich das Meer ruhig — in tiefer Bläue unabsehbar vor uns, während einzelne Wellen am Strande überschlagend den Schaum hinaufrollen auf den weichen Sand, den allzukühnen Wanderern die Füße netzend. Nun aber erhebt sich der Westwind zur frischen Brise, die die Segel schwellt. Die Färbung des Meeres erscheint anders: grünlich-blau und über den sich bildenden Wellen zeigen sich in der Ferne die Schaumkämme — die den frischen Hauch des Meeres forttragend, willkommen geheißen werden, wo sie schaumspritzend überschlagen und mit einem Wasserschwall Burgwälle und Schanzen erfüllen und die allzukühnen watenden Kinder und die Bewohner der Strandlöcher und Strandkörbe zurücktreiben. Die weichende Welle entführt vom Strande den losen Sand in die Tiefe des Meeres zurück, indem sie die Fußstapfen der Menschen verwischt, die eben erst entstanden sind. Bei dem geschäftigen Treiben der Wellen erheben sich schreiend die Möwen, während die flinken Segler, welche soeben noch sanft geschaukelt an einem Orte verweilten, mit geschwellten Segeln von der Brandung hochgehoben und hinabgetaucht das Weite suchen und am Horizont verschwinden, um später bei List oder Hörnum das Wattenmeer und den Hafen von Munkmarsch aufzusuchen. Auch wir beeilen uns, das gleiche Ziel zu erreichen, denn die Stunde unserer Abfahrt von der Insel, auf welcher wir uns glücklich fühlten, ist gekommen.

In 12 Minuten trägt uns das Dampfroß über die Heide mit ihren Grabhügeln zum Landungsplatz. Hier sammeln sich mittlerweile auch andere Teilnehmer an der Fahrt nach Sylt, alle des gleichen Lobes voll der herrlichen Eigenschaften, welche die gütige Natur der kühlen Frieslandsinsel gab; niemand kehrt unbefriedigt heim. Die fröhlichen Kreise der Besucher aber geben dieser glücklichen Stimmung Ausdruck, indem es aus ihrer Mitte vielstimmig widerhallt:

„Hoch leb' das Bad am Strande! Und hoch die Insel Sylt!"

Bericht über Meteorbeobachtungen in Schleswig-Holstein.

Von **Alfred Paris.**

Im Jahre 1893 hatte ich im Heft Nr. 7 der „Heimat" auf Grund der Schriften, die Herr Gymnasiallehrer Plaßmann in Warendorf in Westfalen über diesen Gegenstand herausgegeben hat, die allgemeinen Regeln zusammengestellt, welche man zu beachten hat, um die Beobachtung eines Meteors oder einer Sternschnuppe praktisch verwertbar zu machen, sei es, daß man diese Beobachtung durch Zufall, sei es, daß man sie systematisch betreibe. Im Anschluß daran hatte ich zur Beteiligung aufgefordert, um den großen Schwarm der Perseiden systematisch zu beobachten, der alljährlich zwischen dem 10. und 13. August erscheint und seinen Namen deswegen führt, weil diese Meteore aus dem Sternbilde des „Perseus" ihren Ursprung nehmen, und zwar in Verbindung mit anderen Beobachtern, Mitgliedern der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik, welche gleichzeitig an anderen Orten Deutschlands sich denselben Beobachtungen widmen wollten.

Es war mir gelungen, in Hamburg-Altona dafür zu gewinnen die Herren R. Mutz, W. und H. Kubasek, J. Volkert und meinen Bruder W. Paris; ferner beobachtete in Lauenburg (Elbe) Herr Gymn.-Oberlehrer Witte und in Tellingstedt b. Heide Herr Apotheker Hartmann.

Diesen Herren und ebenso anderen Mitgliedern des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, welche mir gelegentlich Einzelbeobachtungen einsendeten, bin ich noch den Bericht über ihre Verwertung schuldig geblieben.

Die Beobachtung der Augustmeteore des Jahres 1893 ist, da vom Wetter begünstigt, sehr erfolgreich gewesen; das mir eingesendete und von mir gesammelte Material wurde an die Geschäftsstelle der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik in Berlin weitergegeben, wo Herr Astronom Dr. Tetens die weitere Bearbeitung mit dem gleichzeitig aus 8 anderen Orten Deutschlands eingegangenen Material übernahm; die Berichte über dieselben erschienen erst 1894 und 1895 in der „Zeitschr. d. Ver. v. Freund. d. Astr. u. kosm. Physik." Eine kurze Zusammenstellung war von mir an die „Astron. Nachr." eingesendet, welche sie im Band 134 Nr. 3193 des Jahres 1893 zum Abdruck brachten.

Wenn ein Bericht meinerseits auch in der „Heimat" bisher unterblieb, so muß ich dieserhalb um Entschuldigung bitten, da ich im Herbst 1893 Schleswig-Holstein verließ, und mein Freund Kubasek, der die Leitung der Beobachtungen fortsetzen wollte, im Frühjahr des folgenden Jahres plötzlich starb; sehr gerne wäre ich persönlich auf der Generalversammlung erschienen, um den Bericht zu erstatten und gleichzeitig neue Teilnehmer zu werben, namentlich für die Beobachtungen im Jahre 1899, wo aller Voraussicht nach der Augustschwarm wieder ebenso großartig auftreten wird wie 1866 und 1833. Doch bin ich geschäftlich verhindert gewesen und muß bitten, mit diesem kurzen Bericht vorlieb zu nehmen.

In Hamburg-Altona hatten wir bereits 1890 mit regelmäßigen Beobachtungen, an denen sich immer 2 oder mehrere Beobachter beteiligten, begonnen und so bis 1893 bereits einige Übung im Einzeichnen der Bahnen und Aufnahme der Notizen erlangt. Bis dahin hatten wir uns der Sternkarten aus Plaßmanns Vademecum Astronomiae bedient; für die August-Meteore 1893 waren ebenfalls diese Plaßmannschen Karten benutzt worden. Die zugehörigen Anfangs- und Endpunkte der Bahnen wurden von mir mittels aufgelegten Gradnetzes abgelesen, nachdem ich alle Karten wieder zurückerhalten.

Unsere ersten Beobachtungen sind enthalten in Plaßmanns Zweitem Verzeichnis von Meteorbahnen, Köln 1891.

Für eine von mir gemeldete Beobachtung vom 14. September 1892 fand sich eine andere, von Herrn Dr. P. G. Krause in Marburg eingesendete, um die gleiche Zeit gemacht und notiert. Herr Dr. Körber-Berlin hat diese beiden berechnet und darüber in den „Mittlg. d. V. v. Fr. d. A. u. kosm. Ph." 1893 Heft 10 berichtet: Es ergab sich, daß das Meteor ungefähr in der Richtung Altona-Marburg geflogen sein muß; der Hemmungspunkt, d. h. derjenige, an welchem die Eigenbewegung aufhörte, muß in der Nähe von Rastadt gewesen sein, in einer Höhe von ca. 74 km; die Länge der Flugbahn betrug ca. 60 km; das Meteor hat sich auf einer hyperbolischen Bahn mit der Geschwindigkeit von ca. 65 km bewegt.

Bei dem Bericht über die Beobachtungen des Augustschwarms 1893 will ich mich den Ausführungen des Herrn Dr. Tetens darüber in den „Mittlg. d. V. v. Fr. d. A. u. kosm. Ph." 1894 Heft 5 und 1895 Heft 2 anschließen.

In Hamburg wurde beobachtet an 7 Abenden, in Lauenburg an 5 und in Tellingstedt an 4 Abenden. Die durchschnittliche stündliche Zahl der beobachteten Meteore betrug in Hamburg-Altona 36, in Tellingstedt 15, in Lauenburg 12. In Hamburg wurden über 400, in Tellingstedt 72, in Lauenburg 38 Meteore beobachtet; die durchschnittliche Beobachtungszeit beträgt für Hamburg 2 Stunden, für Tellingstedt 1 Stunde und für Lauenburg ½ Stunde den Abend.

In Verbindung mit den acht anderen Orten in Deutschland wurden zusammen 1567 Meteore notiert; von 1446 lagen genauere Aufzeichnungen vor.

Bei der Kennzeichnung der beobachteten Meteore wurde die Form, die Helligkeit, die Farbe, ferner die Dauer der Bahnbewegung und die Form der Bahn, weiter die Schweifbildung, die Länge, Dauer und Bewegung des Schweifes berücksichtigt. In Tellingstedt wurden von 34 Meteoren 31 als klein, 2 als größer bezeichnet und 1 als sehr hell; dies letztere mag wohl die Helligkeit der Venus oder des Jupiter besessen haben. In Lauenburg ist kein Meteor von Jupiter- oder Venus-Größe notiert worden. Die Dauer der Meteore (nicht der Schweife) wurde in Hamburg in 2 Fällen ungefähr angegeben, auch wurden hier einige Meteore mit gebogenen, gewundenen und zickzackförmigen Bahnen angegeben.

Die Farbe der Meteore wurde in Tellingstedt und Lauenburg wohl hinzugefügt, aber es wurden fast alle Meteore von gleicher Farbe angegeben; in Tellingstedt war eins rot und eins orange, alle anderen gelb; in Lauenburg eins blau und eins rot, alle anderen weiß.

Was die Schweife anbelangt, so wurden in Tellingstedt nur 2 Meteore als geschweift bezeichnet, während in Hamburg und Lauenburg eine größere Anzahl angegeben ist. Die Dauer der Schweife wurde in Lauenburg und Hamburg z. T. angegeben. Meteore, bei denen während der Zeit ihres Aufleuchtens Ortsveränderungen nicht wahrgenommen wurden, wurden in Hamburg zwei notiert.

In Hamburg waren die Beobachtungen so eingerichtet, daß an den Abenden, wo viele Meteore zu erwarten waren, 4 Beobachter Bahnen einzeichneten; während ein Schriftführer die Uhr vor sich hatte und Notizen machte, die ihm zugerufen wurden.

Als vermutlich identisch mit Beobachtungen an anderen Orten Deutschlands wurden bezeichnet von Hamburg 8, von Lauenburg 5 und von Tellingstedt 4. Im ganzen hatten sich 149 paarweise als identisch vermutete Meteore ergeben; dadurch, daß einige von mehreren, 3 oder 4 Orten gleichzeitig notiert wurden, und durch einige andere Umstände, auf die ich hier nicht weiter eingehen will, verringerte sich die Zahl derjenigen, welche bei Berechnung der Höhe der Bahnen wahrscheinliche Werte ergaben, auf 79. Die Höhe der Mitte der Flugbahnen der Meteore ergiebt sich:

für 11 Meteore	unter 50 km			für 4 Meteore	zwischen 200 und 250 km	
„ 22 „	zwischen 50 und 100 km			„ 5 „	„ 250 „ 300 „	
„ 25 „	„ 100 „ 150 „			„ 1 „	„ 300 „ 350 „	
„ 11 „	„ 150 „ 200 „					

Alle anderen Beobachtungen, welche noch Höhen über 350 bis über 800 km ergeben haben, sind als unwahrscheinlich und unsicher verworfen worden.

Dies der kurze Bericht über die Augustmeteore, aus deren Beobachtung sich noch manches folgern ließe, namentlich wenn man bedenkt, wie man durch Beobachtung der Bewegung der Meteorschweife Aufschlüsse erhält über die Zustände und Bewegungen in den obersten Luftschichten der Atmosphäre, wo Stürme und Luftbewegungen herrschen müssen, die mit großer Geschwindigkeit fortschreiten, über deren Gesetze wir aber noch sehr wenig unterrichtet sind.

Inzwischen hat nun die Vereinigung von Freunden der Astronomie selbst Karten herausgegeben durch Herrn Dr. Rohrbach, und diese sind in Blockform zu einem sehr billigen Preise von der Geschäftsstelle, Enckeplatz 3a in Berlin, zu beziehen; diese Karten werden bei systematischen, aber auch bei Einzelbeobachtungen sehr gute Dienste thun.

Wiederholt sind mir aus der Provinz Einzelbeobachtungen zugegangen, welche ich habe nach Berlin übermitteln können, für deren Einsendung ich den betreffenden Beobachtern danke; wenn auch häufig solche Mitteilungen vereinzelt stehen bleiben, so kommt es doch gerade bei ihnen vor, daß sie verhältnismäßig interessante Aufschlüsse gewähren, wenn von verschiedenen Orten die Mitteilungen sich auf dasselbe Meteor beziehen, namentlich wenn dies ein helleres gewesen ist. Daher sollte aber niemand versäumen, über seine einschlägigen Beobachtungen Mitteilung zu machen; sie können von Wert sein, selbst wenn sie noch so geringfügig erscheinen mögen; denn nirgends ist man so sehr auf den zufälligen Beobachter angewiesen, wie bei den Beobachtungen von Einzelmeteoren, die plötzlich und unerwartet in unsere Atmosphäre hineingeraten.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 9. September 1899.

Die Fische und sonstigen Nutztiere des Kaiser Wilhelm-Kanals mit besonderer Berücksichtigung der Lebensverhältnisse des Herings.

Vortrag vom Königlichen Oberfischmeister **A. Hinkelmann** in Kiel, gehalten auf der Generalversammlung unseres Vereins zu Husum am 24. Mai 1899.

Vom Vorstande des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein usw. wurde ich ersucht, für die diesjährige Generalversammlung einen Vortrag über die Resultate meiner seit 1896 auf dem Kaiser Wilhelm-Kanal betriebenen Versuchsfischerei zu übernehmen. Ich bin dieser Aufforderung um so lieber gefolgt, weil einerseits durch die diesjährige Versuchsfischerei meine Arbeit zu einem vorläufigen Abschluß gelangt ist, und weil ich zum andern daraus ersehe, daß die Kanalfahrten über meine Berufskreise hinaus ein gewisses Interesse gefunden haben.

Über die Bedeutung des Kanals in Krieg und Frieden brauche ich in dieser Versammlung kein Wort zu verlieren; dies Riesenwerk als eine Frucht deutschen Geistes und Fleißes spricht für sich selbst. — An den Nutzen, den der Kanal der Fischerei gebracht hat, wurde nicht gedacht, weil niemand ihn ahnen konnte: der Kanal wurde ein Schonrevier vieler unserer Nutzfische der Ostsee und, was noch wichtiger ist, ein Laichplatz für Heringe. Das ist das praktische Resultat der seit 1896 betriebenen Versuchsfischerei. Angesichts dieser Thatsache müssen jene nach Eröffnung des Kanals laut gewordenen Klagen über den schädlichen Einfluß des salzigen Wassers für die Binnenfischerei verstummen.

Neben dieser praktischen Bedeutung hat die Kanalfischerei auch noch einen theoretischen Wert, insofern nämlich der Kanal ein Versuchsfeld biologischer Forschung geworden ist. Bereits im Eröffnungsjahre 1895 unternahm Professor Dr. Brandt in Kiel seine erste Untersuchungsfahrt durch den ganzen Kanal, um festzustellen, wie weit die Tiere der Ostsee, speziell des Kieler Hafens mit dem salzigen Wasser vorgedrungen waren. Die Resultate dieser Exkursion wurden von Herrn Professor Dr. Brandt in der Dezembersitzung des naturwissenschaftlichen Vereins vorgeführt. Angeregt durch diesen lehrreichen Vortrag, reifte in mir der Entschluß, den schon länger gehegten Gedanken, den Kanal in Bezug auf das Vorkommen nutzbarer Fische zu untersuchen, baldmöglichst zu verwirklichen. Nach Rücksprache mit dem Dezernenten für Fischerei-Angelegenheiten, Herrn Geheimen Regierungsrat Petersen in Schleswig, wandte ich mich an die Königliche Regierung, die der Sache das lebhafteste Interesse entgegenbrachte.

Im ganzen habe ich seit 1896 elf Fahrten unternommen, welche sich mit

einer einzigen Ausnahme über den östlichen Teil des Kanals, zwischen Holtenau und Rendsburg, beschränkten, also auf jene Strecke, die wegen ihres größeren Salzgehalts die Fischerei in erster Linie interessiert. Weil das Fischen in der Fahrrinne wegen des regen Schiffsverkehrs nicht angängig ist, war ich genötigt, die Ausbuchtungen des Kanals aufzusuchen; als solche kommen vor allem der Audorfer und Schiernauer See in Betracht. Das beste Versuchsfeld ist jedoch der Flemhuder See, dessen Wasser, trotzdem das Becken von dem Kanal nur berührt wird und durch die vom Ringkanal 7 m tief herabstürzende Eider reichliche Mengen Süßwassers empfängt, einen verhältnismäßig hohen Grad von Salzwasser aufzuweisen hat, der dem Prozentsatz des Kieler Hafens (1,9 %) annähernd entspricht. Dasselbe gilt von dem ganzen östlichen Teil des Kanals bis nach Rendsburg. Der verhältnismäßig hohe Salzgehalt dieser Strecke ist eine Folge des Eindringens von Meerwasser aus dem Kieler Hafen.

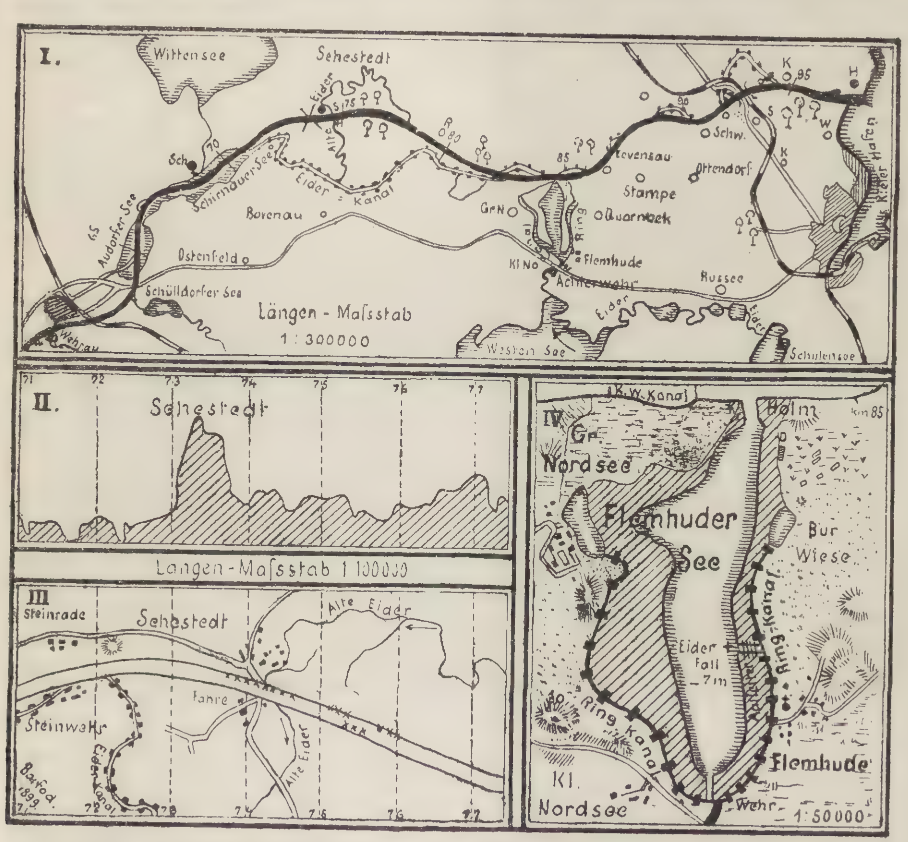
Die dadurch entstehende Strömung ist natürlich ein nicht zu unterschätzender Faktor für das Vordringen von Lebewesen. Bei der Versuchsfischerei in den ersten Jahren benutzte ich das Dienstfahrzeug „Nordfriesland," das in diesem Jahre durch den „Neptun" abgelöst wurde. Die Ausrüstung des Fahrzeugs bestand aus einer kleinen, engmaschigen Wade von 17 m Länge und einer Tiefe von 400 Maschen à 13 mm, einem Hamen von 3 m Länge, 1,5 m Breite und einer Maschenweite von 14 mm, ferner aus einigen Stellnetzen von 60 bezw. 80 mm Maschenweite. Das Schleppnetz und der Hamen waren für den Fang kleiner Fische, die Stellnetze für größere Platt- und Rundfische, insbesondere auch für die Fischerei auf Lachs (Salmoniden) bestimmt.

Die Vegetation des Kanals ist stellenweise noch sehr dürftig. Die erste größere Ansiedelung des Seegrases wurde von mir erst im Sommer 1898 beobachtet, das Auftreten von Blasentang erst in diesem Jahre. Mithin ist Aussicht vorhanden, daß zunächst wenigstens die kleinen Seegrastiere (Krebse usw.), die ein Hauptfutter der Fische bilden, in größerer Zahl sich ansiedeln werden. Auffallend ist es, daß die im Seegrase lebenden Seenadeln trotz ihres häufigen Auftretens in den Jahren 1896 und 1897 plötzlich wieder verschwunden sind. Sollte die Vegetation des Seegrases in Zukunft fortschreiten, so wird dadurch auch der Ostseekrabbe ein gutes Fortkommen gesichert. Auf der Julifahrt vorigen Jahres wurden sowohl im Flemhuder als im Schiernauer See einige Exemplare dieser Art gefangen, im letztgenannten See sogar ein Individuum mit reifen Eiern. Die Ihnen allen bekannte Nordseekrabbe oder Garneele hat infolge des muddigen Untergrundes von Anfang an ihr zusagende Lebensbedingungen gefunden und wurde auf allen Fahrten und an allen Stationen in großer Menge gefangen. Das Vordringen der Miesmuschel wurde bereits im Eröffnungsjahre durch Herrn Professor **Brandt** konstatiert. Von km 85 abwärts nach Holtenau sind die Miesmuscheln in großer Zahl und stattlichen Exemplaren vertreten. So wurden bei Holtenau solche von 9 cm Länge gemessen. Beachtung verdient das Zurücktreten der Miesmuschel zu Gunsten der Seepocke (Balanus improvisus), die jetzt die Pfähle der Landungsbrücken im Flemhuder und Schiernauer See besetzt halten. Taschenkrebse sind im Kanal außerordentlich zahlreich vertreten. Allein im Audorfer See wurden auf der Oktoberfahrt 1898 ca. 50 Krebse gefangen, von denen viele auf dem Rücken mit 3—4 cm großen Miesmuscheln besetzt waren.

Mit vorgenannten Tieren wäre die Zahl der im Kanal gefangenen Nutztiere (ausgenommen die **Fische**) so ziemlich erschöpft. Bevor ich mich nun zum Fischbestande des Kanals wende, möchte ich mir noch gestatten, eine Zusammenstellung der wichtigsten der von mir gefangenen Tiere des Kanals zu geben. Es sind dies folgende: Aal, Hering, Sprott, Hecht, Stint, Meerforelle, Ziege, Rapfen,

Blicke, Brassen, Karpfen, Rotauge, Plötz, Schlangennadel, Seenadel, Strufbutt, Goldbutt, Dorsch, Stichling, Seestichling, Meergrundel, Seeskorpion, Zander, Kaulbarsch, Barsch, Aalquappe, Schmerle, Froschquappe, Nordseekrabbe, Ostseekrabbe, Taschenkrebs.

Welches Schicksal erlebten nun zunächst die Süßwasserfische? Wie schon einleitend erwähnt, wurden unmittelbar nach Eröffnung des Kanals Klagen über den schädlichen Einfluß des vordringenden salzigen Wassers für die Binnenfischerei laut, d. h. also: die Süßwasserfische konnten dem plötzlichen Wechsel der Lebensbedingungen nicht widerstehen und gingen zu Grunde. Tote Hechte trieben in großer Zahl an der Oberfläche, die noch am Leben gebliebenen waren erblindet.



I. Kartenskizze des Kaiser Wilhelm-Kanals von Holtenau bis Rendsburg (km 60—98,6).
II. Längenprofil und III. Skizze vom Laichplatz der Heringe bei Sehestedt (km 74—76).
IV. Karte vom Flemuhder See (km 85) mit Ringkanal.
Zeichenerklärung: XXX Heringslaichplätze. + Aalleiter.

Dasselbe galt von den meisten übrigen Süßwasserfischen, so daß ich für die ersten beiden Jahre der Versuchsfischerei die Vernichtung des Bestandes an Süßwasserfischen im östlichen Teile des Kanals konstatieren mußte.

Aber schon 1898 wendete sich das Blatt. Das Kanalwasser war so salzig wie vordem, und trotzdem wurden Hechte, Barsche, Brassen, Schleie, Zander, Rotaugen, Plötze, Uklei usw. nicht nur in großer Zahl und in allen Größen gefangen, sondern alle waren auch wohl genährt, mußten also jetzt günstige Lebensbedingungen

gefunden haben. Richtiger muß man wohl sagen, daß sie sich dem Wechsel der Existenzbedingungen angepaßt hatten.

Doch nun zu dem Bestand an Salzwasserfischen. Ich beginne meine Betrachtung mit dem Aal, der auf beiderlei Elemente angewiesen ist. Durch besonderen Reichtum an Aalen thut sich der Flemhuder See hervor. Auf der Julifahrt 1898 wurden durch einige Züge mit der Wade nicht weniger als 46 Aale gefangen. Die Mehrzahl derselben hatte eine Länge von 50—60 cm. Ihre Farbe variierte zwischen silbergrau und zitronengelb. Die Nahrung besteht hauptsächlich aus kleinen Krebsen; so war der Magen eines 57 cm langen Aals mit zahlreichen Individuen aus der Gattung der Flohkrebse (Gammarus) angefüllt. Wiederholt hatte ich Gelegenheit, vor der Aalleiter am Ringkanal bei Flemhude und der Aalleiter bei der Schiernauer Mühle das Aufsteigen der Aalmontée zu beobachten. Im Juni wimmelte es förmlich von kleinen ca. 10 cm langen Aalen. Vor Flemhude beobachtete ich das seltene Schauspiel, daß drei Aale von 47, 51 und 55 cm Länge im Begriff waren, die Aalleiter zu erklimmen. Ich fand diese zwischen Steinen ca. 4 m über der Oberfläche des Sees. — Ohne auf die Bedeutung dieser und der übrigen am Kanal angelegten Aalleitern weiter einzugehen, will ich nur erwähnen, daß in dem Aalwehr am Ausflusse des Westensees bei Achterwehr einmal in fünf Septembernächten 8000 Stück Aal im Gewicht von ca. 6000 Pfund gefangen worden sind.

Den Tieren ist auf ihrer Wanderung im Meer außerordentlich schwer beizukommen. Auch das Auffinden der charakteristischen Merkmale der männlichen Aale macht vielen, selbst Fachleuten, nicht geringe Schwierigkeiten. Im Kaiser Wilhelm-Kanal habe ich bis jetzt noch keine männlichen Aale gefunden, doch ist anzunehmen, daß sie auch hier nicht fehlen werden. Für das Gedeihen der Aale sind die Verhältnisse im Kanal außerordentlich günstig, und es steht zu erwarten, daß der Aalbestand mit den Jahren eine erhebliche Zunahme erfahren wird.

Ein vorzügliches Gedeihen zeigten die Strufbutt, welche mit Stellnetzen ganz bis Rendsburg hinauf zahlreich gefangen wurden. Sie waren in allen Größen von 3,2 cm bis 37 cm aufwärts vorhanden. Auffallend war das häufige Vorkommen der linksköpfigen Exemplare. Unter 14 im Flemhuder See gefangenen Strufbutt von 25—37 cm Länge waren 6 links- und 8 rechtsköpfige Exemplare, d. h. 6 hatten die Kiemen auf der linken und 8 auf der rechten Körperseite. Auf der Reede von Rendsburg wurden 43 Exemplare von 24—36 cm Länge gefangen; unter diesen waren 15 linksköpfig. Auffallend war ferner die große Zahl der sog. „Blendlinge," welche nur mit einer rauhen Rückennaht versehen, im übrigen aber völlig glatt sind, außerdem eine mehr gestreckte Körperform besitzen und auf dem Rücken rotbraune Flecke zeigen. Genaue Messungen ergaben, daß die „Blendlinge" ca. 20 mm schmäler sind als die eigentlichen Flundern von derselben Größe. Unter den vor Rendsburg gefangenen 43 Strufbutt wurden 38 „Blendlinge" gezählt. — Der Goldbutt ist bisher nur in wenigen Exemplaren beobachtet worden.

Von sonstigen Nutzfischen ist der Dorsch am zahlreichsten vertreten. Dorsch von $^1/_2$—3 kg Gewicht wurden häufig gefangen; sie scheinen den östlichen Teil des Kanals im Herbst in Schwärmen zu durchziehen.

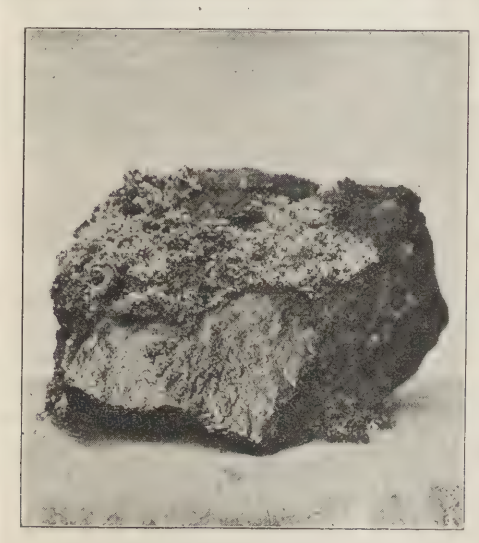
Unter den Stint befand sich ein auffallend großes Exemplar von 24 cm Länge.

Salmoniden wurden mit der einzigen Ausnahme einer im Juni (1898) im Flemhuder See gefangenen Meerforelle nicht beobachtet, so daß die Annahme berechtigt erscheint, daß diese an und für sich scheuen Fische durch den regen Schiffsverkehr verscheucht werden.

Mein größtes Interesse beanspruchten das Vorkommen und die Lebensverhältnisse des Herings. Bereits auf meiner ersten Fahrt im Juni 1896 wurden

bei km 70 im Schiernauer See mit der Wade zahlreiche Heringe und Sprott gefangen. Die Heringe waren abgelaicht und hatten die Größe der gewöhnlichen Küstenheringe. Sie waren in keiner Weise von den an der Ostküste gefangenen Heringen verschieden. Auffallend war auch das zahlreiche Auftreten von Sprott. Auf der Rückfahrt nach Holtenau bemerkte ich am 7. Juni bei Knoop große Heringsschwärme an der Oberfläche des Kanals „stümen."

Das überraschendste Resultat lieferten am 12. August die Wadenzüge im Audorfer See, in dem Heringslarven in großer Menge gefangen wurden. Diese waren von der Größe eines Streichholzes und müssen damals dort in großer Zahl vorhanden gewesen sein, da die bei der Fischerei benutzte Wade mit 13 mm Maschenweite für den Fang so kleiner Fische garnicht geeignet war, und die allermeisten durch die Maschen entschlüpften. Nur dem Umstande, daß sich im Audorfer See eine Menge Algen usw. befand, welche die Maschen der Wade gleichsam verklebten, ist es zuzuschreiben, daß der Fang so reich war. Schiernauer und Audorfer See stehen in engster Verbindung, denn beide werden von der Fahrrinne durchschnitten. Damals schon habe ich in meinem amtlichen Bericht die Vermutung ausgesprochen, daß die am 12. August (1896) im Audorfer See gefangenen Heringslarven von den Anfang Juni im Schiernauer See gefangenen abgelaichten Heringen stammten. Als dann im folgenden Jahre Larven in noch größerer Zahl gefangen wurden, gewann meine Vermutung immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Im Oktober wurden von den jungen Heringen im Kanal nur wenige gefangen. Die meisten hatten ihn bereits verlassen und waren dem Meere zugewandert. Am 17. Oktober 1897 bemerkte ich bei Holtenau große Schwärme junger Heringe, die der Ostsee zustrebten. Im Jahre 1898 wiederholte sich dasselbe Spiel. Alle Anzeichen sprachen dafür, daß durch den Kanal neue Laichplätze für Heringe erschlossen worden seien. Die günstige Wirkung des Kanals trat immer deutlicher hervor. An den schönen, windstillen Tagen Ende September und Anfang Oktober wimmelte es in der Umgebung der Kanalmündung von Sprott und Heringen, welche „stümend" an die Oberfläche kamen. Mit den Waden wurden um diese Zeit unter Voßbrook usw. oft 1000—1500 Wall Sprott und Heringe an einem Tage gefangen.



Ein mit Heringseiern besetzter Stein
aus dem Kaiser Wilhelm-Kanal.
(Länge ca. 25 cm.)
Gefunden bei km 74 am 17. April 1899.[1]

Als die schönste Frucht meiner diesjährigen Versuchsfischerei muß ich die Feststellung von Heringslaichplätzen im Kanal ansehen. Bei km 74 zwischen Seheſtedt und dem Schiernauer See fand ich am 17. April d. J. Heringseier in großer Zahl. Zu Millionen hafteten sie den Pflanzen und Steinen der Böschung an; der dunkle Untergrund war förmlich von ihnen übersäet und glich einem

[1]) Von der Redaktion der „Mitteilungen des Deutschen Seefischerei-Vereins" freundlichst zur Verfügung gestellt.

Ackerfeld, über das eine Hagelböe dahingegangen ist. Um Ihnen eine Vorstellung von der großen Zahl der abgelegten Eier zu geben, will ich bemerken, daß auf einer Fläche von 10 cm im Quadrat 5500 Eier gezählt wurden.

Lassen Sie mich noch einen Augenblick am Laichplatz verweilen. Die Örtlichkeit ist für diesen Zweck wie geschaffen. Das hohe Ufer wird von der Sonne erwärmt. Die Oberfläche des Kanals ist spiegelblank. Die Ziegelsteine der Böschung sind mit grünen Algen dicht besetzt. Zu beiden Seiten stürzt das Wasser des alten Eiderbettes aus einer Höhe von etwa 2 m mit donnerndem Getöse in den Kanal. So fand ich hier alles: erwärmtes, brakiges Wasser und Pflanzen zum Anheften der Eier. Ich stand am Ufer des Kanals und hatte die Freude, die Heringe beim Laichgeschäft unmittelbar zu beobachten. Deutlicher hätte ich das interessante Spiel in keinem Aquarium beobachten können, wie hier in Gottes freier Natur. Unmittelbar über dem Grunde schwammen die weiblichen Heringe dahin. Unter zitternder Bewegung wurde der fließende Laich an Pflanzen und Steinen abgesetzt. Kreuz und quer, in schnellem Lauf schossen die Männchen über das Laichfeld dahin, um sich der Milch zu entledigen. Lange schaute ich dem interessanten Schauspiel zu. In so unmittelbarer Nähe und mit solcher Klarheit das Laichen zu beobachten, war mir bis dahin noch nie vergönnt gewesen. Wohl giebt die Schlei ihre Laichplätze durch Trübung des Wassers und einen süßlichen Geruch zu erkennen. Aber in diesem Wasser auf muddigem Untergrund bleiben die Laicher selbst dem Auge meistens verborgen.

Von den bei Sehestedt gefangenen Heringen war ein Teil bereits abgelaicht, bei andern entleerte sich der Rogen nach dem Fange. — Unter 100 Individuen wurden durchschnittlich 47 Männchen gezählt.

Für die Küstenfischerei hat der Kaiser Wilhelms-Kanal durch die Laichplätze der Heringe eine eminente Bedeutung erlangt. Als Schonrevier kam er längst in Frage. Ich gebe zu, daß eine große Zahl von Eiern durch den Schiffsverkehr und die Niveauschwankungen des Kanals und vielleicht auch noch durch andere Umstände vernichtet wird. Millionen und abermals Millionen jedoch gelangen zur Reife. Das beweisen die großen Schwärme von Heringslarven und jungen Heringen, die im Hochsommer und Herbst den Kanal verlassen und der Ostsee zustreben. Diese Wanderung habe ich seit Jahren beobachtet. Für mich steht die Thatsache fest, daß die reichen Fischzüge der jüngsten Zeit in der Kieler Bucht auf die Laichplätze des Herings im Kanal zurückzuführen sind.

Ich habe in jungen Jahren die Fischerei selbst betrieben; ich weiß, wie der Fischer kämpfen muß mit den Elementen, um diesen oft nur das Dürftige zum Lebensunterhalt abzuringen. Welche Freude für mich, ihnen den Nachweis erbracht zu haben, daß durch den Kaiser Wilhelm-Kanal eine neue Segensquelle erschlossen ist. Wer wollte sie wohl um diesen Gewinn beneiden, der weiten Kreisen unserer Bevölkerung zum Segen gereicht!



Der Flöter von St. Margarethen.[1]

Daß sehr viel Unwahres von der Geschichte berichtet, daß diese selbst aus Sagen hervorgegangen ist und noch sehr viel Geschehenes im Munde des Volkes eine andere Gestalt annimmt, wird allgemein zugegeben. Die Unklarheit der Anschauung und der Auffassung, die Lust zu übertreiben, die irre geleitete Phantasie verleitet zu unberechtigten Mutmaßungen, die Kleines ver-

[1]) Abgedruckt aus der „Kieler Zeitung" Nr. 18979 (24. Jan. 1899).

größern, Fragliches unter- und einschieben und endlich als ausgemacht hinstellen, was durchaus unentschieden, höchstens einigermaßen wahrscheinlich ist. Als Beweis für diese Behauptung kann auch die Geschichte von dem Flöter in St. Margarethen dienen, der im Anfange dieses Jahrhunderts alle Köpfe meiner lieben Heimat in Bewegung brachte, Leute aus der Umgegend nach dem Schauplatze seiner Wirksamkeit trieb und noch über ein Vierteljahrhundert nach seinem Verschwinden sehr oft Gegenstand der Unterhaltung war. Auch mir wurde in meinen Jugendjahren so viel von dem Flöter und seinen Thaten erzählt, daß ich mir den Hof und das Haus seiner einstigen Thätigkeit sehr oft ansah, die Familie des damaligen Besitzers, eines Schwiegersohnes des von dem Flöter beleidigten, genau kennen lernte, wiederholt mit den Kindern über die Vorgänge sprach und überhaupt in so hohem Grade durch das Vernommene interessiert wurde, daß ich, als Professor Karl Müllenhoff 1842 zur Mitteilung von vaterländischen Sagen und Märchen aufforderte, außer anderen auch die von dem Flöter einsandte. Da der Professor aus Marne, also aus der Nähe St. Margarethens stammte, war auch ihm die Erzählung wohl bekannt, und er hat selbst nach mündlichem Bericht aus St. Margarethen in seinen „Sagen, Märchen und Liedern der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg“ S. 336 unter Num. CDL fast ganz dasselbe mitgeteilt, was mir in meiner Kindheit berichtet wurde. Dort steht:

„Vor etwa vierzig Jahren fand sich auf einem Hofe im Kirchspiel St. Margarethen, der in der Nähe der Elbe lag, ein Spuk sehr sonderbarer Art ein. Viele Leute aus der Nähe und Ferne haben sich davon überzeugt, und die Kinder des Hofbesitzers leben noch jetzt; die Sache ist noch in gutem Andenken. Zu Süden des Hauses, im Kohlgarten, wo auch einige Obstbäume stehen, ließ sich zu einer Zeit ein Wesen hören, das sich durch beständiges Flöten kundgab. Bald näherte es sich dem Hause, und allmählich drängte es sich ein. Das Haus ward nun seine gewöhnliche Wohnung, und auf dem Boden, im Keller, in den Zimmern, überall ließ sich der Flöter hören. Zuweilen machte er auch auf der Nachbarschaft Besuche. Die Leute wurden ganz vertraut mit ihm; wollten die Kinder im Hause oder Knechte und Mädchen tanzen, so sagten sie nur: „Spęl uns en Walzer so un so,“ oder „nu Hopsa so un so“ und gaben nur die Melodie an, dann spielte er gleich auf. Wenn das Mädchen im Keller war bei der Milch, so sagte sie oft: „Spęl my ins enen, myn Jung, da, schast ok en Appel hebben!“ Dann war ihr der Apfel gleich aus der Hand weg, und das lustigste Stückchen ward aufgespielt. Niemand konnte das wunderliche Wesen zu Gesichte kriegen, wenn es gleich lange Zeit auf dem Hofe sich aufhielt und es sich, sobald einer ihn nur aufforderte, auch sogleich hören ließ. Zuletzt aber ward der Flöter immer zudringlicher, und oft zeigte sich seine üble Laune. Er konnte in einer Nacht alle Fenster einschlagen, brach in Küche, Keller und Kammer und stellte alles auf den Kopf, und mittags, wenn die Leute bei Tische saßen, machte er mit unsichtbaren Händen die Schüssel vor ihnen leer in einem Nu. Wenn sie dann nach ihm schlugen und ihn auf alle Weise verfolgten, so oft sie glaubten, ihn eben in einer Ecke fest zu haben, so pfiff er ihnen zum Hohn schon in der anderen. Es war zuletzt nicht mehr mit ihm hauszuhalten. Der Bauer sprach allenthalben den Wunsch aus, daß sich einer finden möchte, der ihn von der Plage befreie; er wollte ihm ein gut Stück Geld geben. Endlich erbot sich ein Mann aus Wilster, den Flöter ihm in seiner wirklichen Gestalt oder als Pudel zu zeigen und zu vertreiben. Der Bauer aber sagte, er wolle garnichts sehen, hier habe er zehn Thaler, er solle nur machen, daß der Unhold fortkäme. Durch sonderbare Sprüche und Zeremonieen hat der Mann nun den Geist fortgeschafft, und keiner hat darnach im Hause wieder gepfiffen.“

Bei weiteren Nachfragen wurde mir in meiner Kindheit noch erzählt, auch der Kirchspielvogt in St. Margarethen, Bendixen, habe sich den Vorgang auf dem Hofe angesehen und sich bemüht, den Flöter zu entdecken, wäre in Begleitung von Leuten, die mit Heuforken und anderen einfachen Waffen versehen waren, durch das ganze Haus gegangen, durch das Flöten geleitet, auf den Boden gestiegen, man habe das Heu durchstochen, jeden Winkel durchsucht, dann aber wäre plötzlich die Stimme des Flöters unten im Hause oder im Garten vernommen worden, und die getäuschte Schar habe sich dahin begeben, um sich zu überzeugen, daß er auch dort nicht sei. Es ward noch hinzugefügt, jener Geisterbanner aus Wilster, von dem Professor Müllenhoff berichtet, von Holdt, habe den Hofbesitzer Jakob Voß gefragt, ob er den Flöter lebendig oder tot sehen wolle, und als Voß weder das eine noch das andere gewünscht, sei jener unter furchtbarem Geräusch durch eine Seitenthür getrieben, wobei ein dickes Brett derselben in die Erde gerammt sei. Auch später ließ der sagenhafte Bericht des Vorgefallenen mich nicht ruhen; ich lenkte immer wieder, wenn ich in meinem Vaterdorfe war, das Gespräch auf den Flöter, erkundigte mich bei den Kindern des alten Jakob Voß sorgfältig, um das, was die Fama in so dicken Farben aufgetragen, auf den wahren Sachverhalt zurückzuführen, und behielt mir vor, als ich in sehr eigentümlicher Weise den Schlüssel zur Erklärung fand, bei einer neuen Auflage des interessanten und lehrreichen Müllenhoffschen Buches dort die gewonnene Aufklärung zu geben. Da dies nun aber unverändert abgedruckt, die letzte 91 Jahre alt gewordene Tochter des Jakob Voß auch heimgegangen und ein zweites Menschengeschlecht seit jenem Ereignis vom irdischen Schauplatze abgetreten ist, will ich, wiederholt dazu aufgefordert, bevor ich selber abgerufen werde, hier erzählen, was ich von der 1890 verstorbenen Frau Margarethe Haack erfahren und was ich selbst in dieser Sache erlebt habe.

Vor 83 Jahren war eine wandernde Schauspieler-Gesellschaft in St. Margarethen, deren Vorstellungen auch von den Bewohnern jenes Hofes, der unmittelbar am Kirchdorfe lag, besucht wurden. Als eines Abends wieder einige derselben zur Komödie gewesen waren, zeigte sich beim Hause ein unbekannter Mann, der ein rotes Tuch vor dem Munde hatte und Lärm vor der Küchenthür machte. Wenn auch dieser Unbekannte, als der Bauer die Thür öffnete, verschwunden war, so wiederholte sich doch das Lärmen und der Spektakel jede Viertelstunde. Gleichwohl beunruhigte dies den Hausvater anfangs nicht sonderlich, vielmehr scherzte er mit seinen Töchtern, sie hätten wohl Verbindung mit einem der Komödianten angeknüpft. Das Haus ward aber volle drei Wochen auf diese Weise beunruhigt, es wurden häufig Steine durch die kleinen Luken (Öffnungen in der Bretterwand des Hinterhauses) in den Viehstall geworfen; ja, eines Morgens fand man gar eine Menge Äpfel und Blei in der nachts offen stehenden Milchkammer. Als man nun, die Thätigkeit jenes Unbekannten voraussetzend, rief: „Wollt Du ook en paar Appeln hebbn, min Jung?“ vernahm man das schon oft gehörte Flöten. Viele Bewohner des Dorfes haben auch am hellen Tage, wenn sie auf dem Hofe waren, ein Flöten, nicht selten ganze Melodieen und Tanzlieder gehört; man hat sogar nach seinem Flöten wirklich getanzt. Der Unbekannte ward allmählich immer zudringlicher. Nachdem er sich drei Wochen außerhalb des Hauses hatte hören lassen und der Hausherr eines Tages abwesend gewesen war, vernahm man fünf Tage lang das Flöten auch im Hause, besonders auf dem Boden desselben; er hat aber weder jemals Klöße aus dem Teller genommen, noch Äpfel von den Bäumen geschüttelt. Als nun sämtlichen Hausgenossen, vor allen dem Bauer selbst die Sache immer unheimlicher wurde, ging letzterer auf den Rat seines Freundes Gehrt Borchers vom Stuven zu einem gewissen von Holdt in Wilster, der sich

denn auch zur Vertreibung des Flöters bereit erklärte. Zur Ausführung seines Auftrages kam von Holdt auf einem schwarzen Pferde auf den Hof geritten und veranlaßte, daß mit Ausnahme des Hausvaters sich sämtliche Bewohner aus dem Hause entfernten. Über die nun angewendeten Mittel, wie überhaupt über alles, was diese Vertreibung irgendwie beleuchten könnte, ist nie ein Wort von Voß geäußert worden; nur in seiner Todesstunde hat er einer seiner Töchter offenbart, er wisse, wer der Flöter gewesen sei. Die Sache scheint ihn aber noch damals so angegriffen zu haben, daß ihn seine Kräfte verließen und er das Geheimnis mit in die Ewigkeit nahm. Als ich zuletzt mit jener erst kürzlich verstorbenen Tochter des Jakob Voß sprach, meinte sie, der Flöter sei erst am folgenden Tage, während die Kinder auf der großen Diele spielten, durch eine Seitenthür verschwunden, wobei ein Brett dieser Thür in die Erde gerammt wäre.

Natürlich haben Zeitgenossen und Epigonen viel über diese Vorgänge nachgedacht und ihrer viele sie auf Bauchrednerei zurückgeführt, zumal, da man annahm, es habe der Hof dem Jakob Voß, der ihn wirklich bald verkaufte, dadurch verleidet werden sollen. Über den Flöter selbst blieb alles dunkel, bis er sich am 12. August 1855 auf einem Rheindampfschiff an der holländischen Grenze, wie ich nachstehend berichten werde, in höchst eigentümlicher Weise selbst entdeckte.

Am 11. August 1855 hatte ich früh morgens Hohenfelde verlassen, um in Begleitung meines Freundes H. Chr. Petersen aus Horst über Holland und Belgien zur großen Industrie-Ausstellung nach Paris zu reisen. Über Hamburg, Hannover, Minden, Dortmund, Oberhausen kamen wir am 12. August morgens früh bei Ruhrort an den Rhein und begaben uns nach dem Rat und unter Führung eines Dortmunder Müllers vom Ruhrorter Bahnhofe nach dem Hotel „Luftballon," etwas außerhalb der Stadt, wo die Rheindampfschiffe ihre Passagiere aufnahmen. So behaglich der Aufenthalt in der von Linden beschatteten Wirtschaft war, so fest wir auf den Rat jenes Müllers beschlossen hatten, nicht mit dem niederländischen, sondern mit dem Köln-Mindener Dampfschiffe zu fahren, so bestiegen wir doch nach langem Warten das erste Dampfschiff, das im Nebel stromabwärts fahrend beim „Luftballon" ankam, es war der „Drusus" der „Niederländischen Stromboot-Maatschappy Ryn en Yssel." Die Fahrt auf dem belebten Rhein, an Orsoy, Wesel, Xanten, Rees, Emmerich vorbei, fesselte unseren Blick und ließ uns wenig Notiz von einem ältlichen großen, sonnengebräunten Manne nehmen, der bald auf Morgenschuhen längs dem Verdeck spazierte, bald sich zum Schlafe in die Sonne legte, dann wieder mit irgend jemand ein Gespräch anknüpfte, stets aufgelegt und auf dem Schiffe als zur Mannschaft gehörig erschien. Bei Wesel zog er allerdings die Aufmerksamkeit der Mitreisenden auf sich, als er bei der Abfahrt des Dampfschiffes, das hier eine längere Zeit verweilt hatte, sich verspätete und nun mit jugendlicher Gewandtheit, über verschiedene schaukelnde Boote hinwegeilend, sich auf den Bord des bereits abgestoßenen Schiffes schwang. Erst bei Lobith, der holländischen Grenzstation, als niederländische Zoll- und Postbeamte an Bord kamen, unsere Effekten ansahen, den Paß visierten und mit uns in Unterhaltung traten, näherte sich auch jener große Unbekannte, der mit den Beamten sehr gut bekannt zu sein schien, indem er mit ihnen über den Zoll für seine Apfelsinen scherzte, und fragte uns dann plötzlich in deutscher Sprache: „Woher sind denn die Herren, wenn ich fragen darf?" Als er erfuhr, wir seien Schleswig-Holsteiner, schien er sich sehr für uns zu interessieren, erkundigte sich näher nach unserem Wohnorte, und als er erfahren hatte, daß wir aus der Umgegend von Itzehoe wären, fuhr er lebhaft fort: „Das ist nicht weit von Brunsbüttel, da bin ich vor etwa fünfzig Jahren gewesen, habe dort ein Vierteljahr in dem großen Wirtshause gewohnt." Hierauf erwiderte ich, daß ich Brunsbüttel,

weil meine Heimat nur eine Meile davon entfernt liege, sehr wohl kenne, auch die Wirtshäuser dort, und fragte nun, in welchem er denn logiert habe. Er antwortete: „Ich entsinne mich des Namens des Wirtes nicht mehr; ich kam aus dem Kronprinzenkooge, wo ich mich vorher bei meinen dort wohnenden Landsleuten aufgehalten hatte. Ich bin nämlich Ostfriese und liebe die Ostfriesen mehr als die Holländer, unter denen ich jetzt wohne. Aber welches ist denn Ihre Heimat?" Als ich ihm gesagt, daß ich in Sankt Margarethen zu Hause wäre, fuhr er auf: „St. Margarethen? Dann müssen sie von mir gehört haben!" Auf meine Bemerkung, ich wisse nicht, wo ich das Vergnügen gehabt hätte, entgegnete er: „Haben Sie nicht gehört, daß vor vielen Jahren dort jemand gepfiffen hat?" Auf meine in größter Erregung hervorgebrachte Antwort: „Meine Großmutter und meine Eltern haben mir viel davon erzählt," fuhr er fort: „Ja, das war ich." In sichtbarer Erregung erzählte ich nun: „Ich kenne den Hof, habe auch den alten Jakob Voß und dessen Frau noch gekannt; sie sind beide vor etwa 20 Jahren in Dürftigkeit gestorben. Der Hof wurde bald nach Ihrer Abreise von ihnen verkauft." Diese Nachricht schien ihn zu erschüttern; er ward stille, beantwortete meine Fragen nur kurz und äußerte sich ungefähr in folgenden Worten: „Ich heiße Friedrich Staudt, wohne in Wierden bei Almelo in Holland, bin aber aus Ostfriesland gebürtig, war früher Bauchredner, habe aber diese Kunst längst aufgegeben, zeige sie aber noch mitunter in befreundeten Kreisen. Jetzt bin ich Graveur und Verfertiger chemischer Tinten, die auf den meisten Büreaus in dieser Gegend gebraucht werden; in dieser Veranlassung reise ich noch jetzt, aber nicht als Bauchredner. Ich bin evangelisch, liebe das Katholische nicht, lebe aber unter fast lauter Katholischen in Frieden. Ich habe fast ganz Europa bereist. Meine Frau hat mich in Siebenbürgen, wie an der spanischen Grenze befallen (Kinder geboren). Ich habe sieben Kinder, von denen einige auch Graveure geworden sind."

Meine Versuche, das Gespräch wieder auf den Flöter in St. Margarethen zu bringen, erwiesen sich als vergeblich; vielleicht strafte ihn sein Gewissen, vielleicht fürchtete er, daß ich weitere Nachfrage zu strafrechtlicher Verfolgung anstellen wolle; ich war zu hastig gewesen, hatte mich zu interessiert gezeigt. Er blieb sehr freundlich, dienstfertig, wich aber allen meinen eindringlicher werdenden Fragen aus, zeigte uns die Verheerungen, die der Rhein bei den letzten Überschwemmungen und den Deichbrüchen angerichtet hatte, machte uns auf die Gehöfte und Gebäude am Ufer aufmerksam, wiederholte, daß er die Bauchrednerei nur mitunter noch einmal in Freundeskreisen ausübe, daß er aber noch oft reisen müsse, daß sein Schwager Heizer auf diesem Dampfschiffe „Drusus" sei, mit dem er morgen weiter nach Kampen fahre. Er empfahl uns eine Anzahl von Wirtshäusern in Holland, Belgien und Frankreich, in denen er logiert habe, von denen wir freilich, nachdem wir das erste in Amsterdam gesehen hatten, absahen, die sich jedoch, wie wir uns in Paris davon überzeugten, auf der von ihm angegebenen Stelle befanden. Er versprach, uns am Abend, oder doch am nächsten Morgen bei ten Bosch in Arnheim, wo wir gut wohnen würden, zu besuchen, begleitete uns vom Schiffe aus noch eine Strecke bis in die Nähe dieses Gasthofs und erwarb sich durch sein ganzes freundliches, zutrauliches Benehmen Ansprüche auf unsere herzliche Dankbarkeit. Wir haben ihn nicht wiedergesehen. Wohl hatte ich ruhig überlegt, wonach ich ihn genauer fragen wolle, wohl erwarteten wir ihn noch am andern Morgen bis kurz vor Abgang des Eisenbahnzuges nach Utrecht; er stellte sich nicht ein, und da wir noch zum Napoleonstage in Paris sein wollten, durften wir nicht wieder zum „Drusus," der auch vielleicht schon abgefahren war, zurückkehren. Das merkwürdige Zusammentreffen und das ungesuchte Bekenntnis des früheren Bauchredners berichtete ich sogleich meiner Schwester, und als ich im

September in die Heimat zurückgekehrt war, fand ich, daß die Nachricht, wie ich freilich auch erwartet hatte, in St. Margarethen große Sensation erregt habe. Als nun nicht nur hier, sondern auch in der Umgegend, unter anderem von einem bekannten Arzte, Dr. Christiani in Brunsbüttel, dessen Vater zur Zeit des Flötens Pastor in St. Margarethen gewesen war, weitergehende Fragen an mich gerichtet wurden und ich zu meiner eigenen Befriedigung gerne weitere Aufklärung über die Sache haben, namentlich gerne wissen wollte, ob Staudt etwa als Tagelöhner in das bewußte Haus eingetreten wäre, schrieb ich von Hohenfelde aus an Staudt, gab ihm die Versicherung, daß nur reines Interesse an der Sache mich leite, daß ich der betroffenen Familie in keiner Beziehung angehöre, daß ich die von ihm erbetenen Aufklärungen mit der größten Diskretion behandeln und nur soweit er es gestatte, bekannt machen wolle, doch ist die Antwort, wie einst der Besuch in Arnheim, ausgeblieben. Da der interessante Mann damals 72 Jahre alt war, jetzt also, reichlich 35 Jahre später, seinen unstäten Pilgerlauf höchstwahrscheinlich vollendet hat, so wird eine weitere Aufklärung des im ganzen freilich genügend erhellten Vorganges nicht zu erwarten sein, und es muß der Versuch zur vollständigen Ermitttelung des Zusammenhanges dem Verstande und der Phantasie überlassen bleiben. Die erwähnte Frau Margaretha Haack, geborene Voß, erinnerte nicht, daß ein Ostfriese Staudt aus dem Kronprinzenkooge, wohl aber, daß damals ein gewisser Hans Bauman aus Marne bei ihnen auf dem Hof gewesen sei. Der Kronprinzenkoog gehörte damals zum Kirchspiel Marne. Hat Fr. Staudt für die Zeit den Namen Hans Baumann angenommen?

Kiel, den 23. Dezember 1890.

1894, als das Manuskript einige Jahre im Pulte geruht hatte, gedachte ich auf einer Reise nach Metz von Münster aus einen Abstecher nach Wierden zu machen, um persönlich nähere Erkundigungen über den fraglichen Staudt einzuziehen. Da Umstände mich veranlaßten, die Tour nach Holland aufzugeben, wandte ich mich schriftlich an den Herrn Bürgermeister Warnaars zu Wierden, der in sehr entgegenkommender Weise meiner Bitte entsprach, indem er mir über die dort noch existierende Familie Staudts ausführlich soviel mitteilte, daß die Wahrheit der Aussage jenes Stammvaters, des Flöters, völlig erwiesen ist.

Kiel, den 20. Januar 1899. C. Heinrich, Rektor.



Das Geschlecht der Wittorf und ihr Meierhof Brammer.

Von Dr. J. Erichsen in Kiel.

Im Verhältnis zu der Menge der Städtebilder, die in Werken des 17. Jahrhunderts sich finden, ist die Zahl der bildlichen Darstellungen ländlicher Wohnplätze aus jener Zeit nur gering, und um so freudiger kann man eine solche Darstellung begrüßen, wenn man aus den Umständen schließen kann, daß sie nicht rein aus der Phantasie heraus gezeichnet ist.

Die umstehende Abbildung stellt das jetzige Brammerhof bei Neumünster dar und ist, wie sich aus den Akten, wozu das Original gehört, ergiebt, im Jahre 1636 gezeichnet, offenbar, um dem Landesfürsten, der mit den Besitzern damals über Ankauf des Hofes verhandelte, nicht bloß in Worten durch eine Beschreibung, sondern auch durch eine Zeichnung das Aussehen des Hofes zu veranschaulichen; es ist demnach anzunehmen, daß die Abbildung einigermaßen richtig ist, wenn auch der Zeichner, wie der Mangel an Perspektive deutlich zeigt, gerade kein Künstler zu nennen ist.

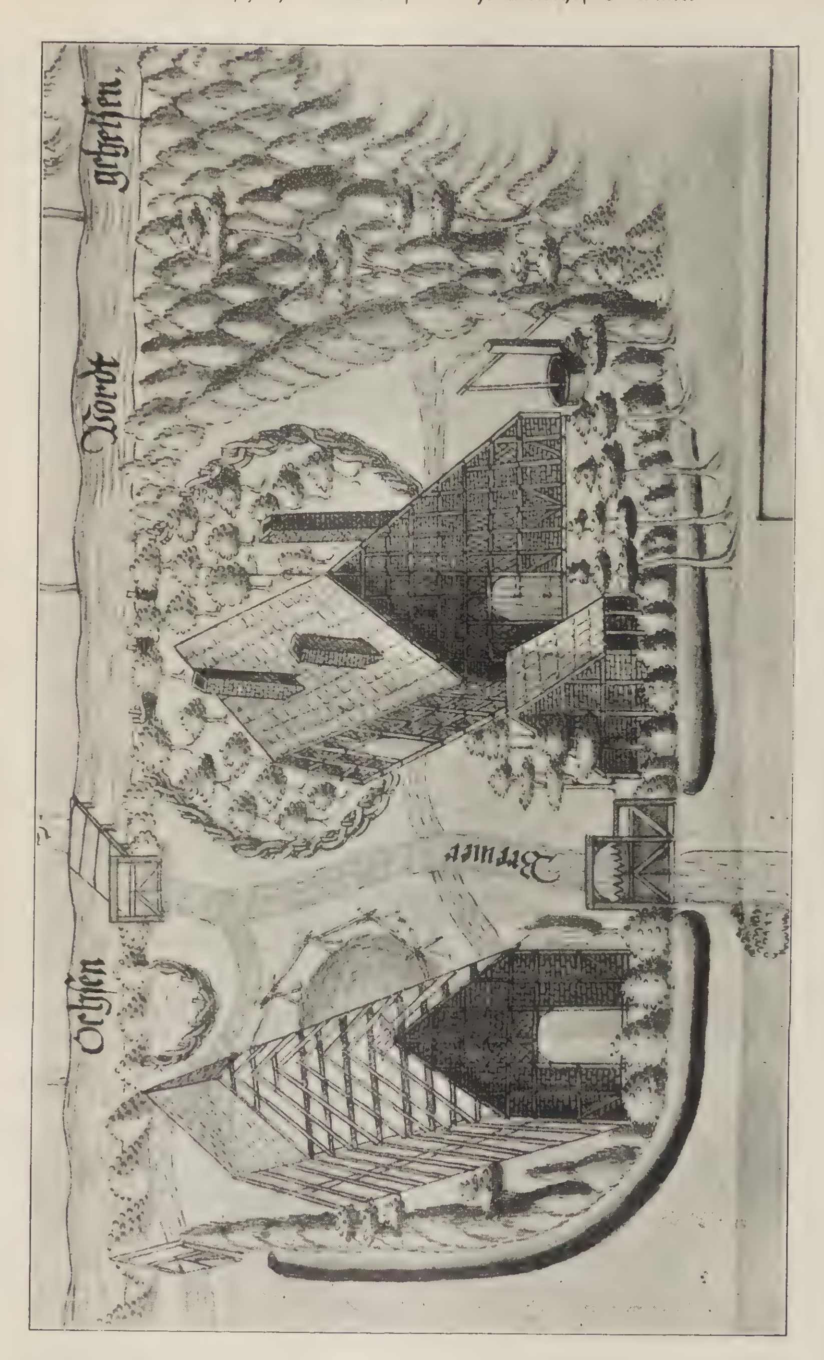
Auf den ersten Blick fallen einem auf dem Gebäude rechts die drei großen Schornsteine auf, die an den Seiten des Daches durch dies hindurchragen; es ist also nicht das altsächsische Bauernhaus ohne Schornstein, das wir hier finden; Brammerhof oder, wie es damals hieß, Brammer — die Form Bremer auf der Mitte des Bildes beruht auf einem Schreibfehler — war auch kein Bauernhaus, sondern ein Meierhof der adligen Familie

Wittorf, die ihren Hauptsitz in Neumünster selbst hatte; auch andere Meierhöfe jener Zeit, wie z. B. der Hof Sprenge im Bordesholmischen, waren, wie wir aus gleichzeitigen Akten ersehen, mit Schornsteinen versehen. Das Dach des Hauses besteht, soweit man sehen kann, aus Ziegeln, nach einer etwas späteren Beschreibung teils aus Ziegeln, teils aus Stroh; auffallend ist die verschiedene Höhe der Mauer auf der Vorder- und der Rückseite. Das Haus ist aus Fachwerk gebaut, 8 Fach ist seine Größe, während die gegenüberliegende Scheune 11 Fach hat. Nicht zu erkennen sind die gläsernen Fenster, deren Zahl auf der Diele vorn im Hause 22, in der „Dörnße" 18 (darunter ein Bogenfenster, „das man aufmachen kann") und in der Küche 8 beträgt. Außer den erwähnten Räumlichkeiten enthielt das Haus 1 Speisekammer, 1 „große Kammer," 1 Milchkammer und 3 andere Kammern. Der Fußboden in der Dörnße, die auch mit einem Kachelofen ausgestattet war, bestand aus ganzen und halben Ziegelsteinen, der der übrigen Räume, wie es scheint, nur aus Lehm. Aus Eichenholz war das Gebälk sowie die Hauptthür.

An dem vorderen Ende des Wohnhauses erblicken wir außer dem Ziehbrunnen ein kleineres Haus, dessen Wände 1646 aus Lehm erbaut sind und das mit Holz und Ziegeln durcheinander gedeckt war. Von den eingefriedigten Räumen ist der Platz an der Au vermutlich ein Immenhof, der besonders erwähnt wird, während die größere Einfriedigung, die an das Wohnhaus und die kleine Hölzung im Süden sich anlehnt, der Hausgarten ist. Erwähnung verdient, daß der Name Ochsenvordt für die Au östlich vom Hofe heute verschwunden ist; nach den jetzigen Karten heißt das Gewässer oberhalb von Brammer Wohlbach, unterhalb des Hofes Brammerau.

Die erwähnte Zeichnung aus dem Jahre 1636 enthält auch zwei Abbildungen der benachbarten Dörfer Tasdorf und Bönebüttel, die aber reine Phantasiegebilde zu sein scheinen; nur soviel geht aus diesen Zeichnungen hervor, daß die Bauernhäuser mit Stroh gedeckt sind und keine Schornsteine haben; dagegen finden sich anscheinend bei allen am Giebel Pferdeköpfe ebenso wie bei der Scheune auf Brammer.

Das adlige Geschlecht der Wittorf, dem Brammer gehörte, hat offenbar seinen Namen nach dem Dorfe Wittorf bei Neumünster, wo noch heutzutage an dem Zusammenfluß von Schwale und Stör ein Burgplatz sich findet und wo die Familie noch im 17. Jahrhundert eine Hufe besaß, zu der auch die Wiese „Borgwisch" gehörte. Ob irgend ein Zusammenhang zwischen den neumünsterschen Wittorfs und den gleichnamigen Adelsfamilien besteht, die in Lauenburg und im Hannöverschen im 13. und 14. Jahrhundert häufig vorkommen, muß dahingestellt bleiben. In Kiel und Neumünster und Umgegend war der Name im Mittelalter häufig auch für bürgerliche und bäuerliche Familien. 1461 verpfändete ein Tideke Wittorf mit seinem Sohn Detlev ein Gut in Gadeland an das Kloster Preetz, wo seine Tochter Beke Konventualin war; demnach scheinen diese Wittorfs Adlige zu sein. Tideke Wittorf kommt auch unter den Revisoren der Jahresrechnungen des Preetzer Klosters vor, Detlev Wittorf wird 1474 als Kirchspielvogt erwähnt. Als solcher suchte er Besitzungen des Bordesholmer Klosters in seine Hände zu bringen; ein Streben, das ihm wie seinem Enkel nur zum Teil gelang. Auch sein Sohn Joachim, der 1519 starb, war Vogt in Neumünster. Als solcher folgte ihm sein Sohn Jasper, der 1530 als Amtmann von Neumünster bezeichnet wird; er kaufte Bordesholmer Besitzungen von dem Propsten Bernhard und wird 1543 auch als Besitzer von Projensdorf bei Kiel genannt. Er scheint ein gewaltthätiger Mann gewesen zu sein; so vertrieb er einen Bönebütteler Hufner, der in der klösterlichen Hölzung einen Baum gefällt hatte und diesen zersägte, aus dem Walde und nahm das Gehölz selbst in Besitz; auch eine Bordesholmer Hufe in Bönebüttel eignete er sich an, nachdem schon sein Großvater von einer wüsten Hufe dort Besitz ergriffen hatte. Eigentümlich erscheint nach den Gerichtsverhandlungen die Art und Weise, wie er zu der Bordesholmer Hufe kam; fast könnte man annehmen, daß die Pächter nicht gewußt haben, wem das Eigentumsrecht ihrer Hufen zustand. Der betreffende Bordesholmer Pächter in Bönebüttel, der zugleich die Hälfte der erwähnten wüsten Wittorfer Hufe gepachtet hatte, geriet auf der Gilde zu Groß-Harrie in Trunkenheit mit Jasper Wittorf in Streit und kündigte ihm die Pachtung und zwar offenbar auch für die klösterliche Hufe, für die also Jasper Wittorf schon lange die Heuer empfangen haben muß. Als die Pachtzeit abgelaufen war, wollte Jasper Wittorf den Hufner von der Hufe vertreiben, und nur mit Mühe erlangte dieser, daß der Vogt ihm die Hufe ließ. Später kam es zum Prozeß um die Hufe zwischen Bordesholm und Jasper Wittorf, und 1550 wurde die Hufe diesem gerichtlich abgesprochen. 1606 besaßen die Wittorfs nur eine Hufe in Bönebüttel; im ganzen aber hatten sie damals im Gebiet des späteren Amts Neumünster einen Besitz von 19 zerstreuten Hufen außer einigen Katen, ihrem Hause in Neumünster und dem Meierhof Brammer. Paul Wittorf, der 1584 der Besitzer der Wittorfschen Güter war, hatte schon 1593 versucht, den Besitz an den Landesherrn zu verkaufen, indes war seine Forderung von 25000 Thlr. zu hoch gewesen; auf seine Witwe Armgardt, eine geborene Ahlefeld, folgte als Besitzer Benedikt Wittorf; seine Witwe Anna heiratete später Ulrich Bitowsky v. Bitow; für die



Der Meierhof Brammer im Jahre 1636.

unmündigen Kinder Benedikts verkaufte ihr Vormund, der Gottorfer Hausvogt Paul Wittorf, im Jahre 1638 den gesamten Besitz für 12 500 Thlr. in specie an Herzog Friedrich III.

Damit verschwindet dieses wenig zahlreiche Geschlecht, das es nie zu solchem Ansehen und solchem Reichtum gebracht hat wie andere berühmte Adelsfamilien unseres Landes, aus der Gegend von Neumünster und bald überhaupt aus Schleswig-Holstein. Schon um 1660 finden wir die Angabe, daß in Schleswig-Holstein keine Wittorfs mehr existieren;

in den Jahren 1674—1682 jedoch tritt noch ein Egidius v. Wittorf als Amtmann von Schwabstedt auf; ob er vielleicht ein Sohn des erwähnten Hausvogts Paul Wittorf war oder wie er mit den Neumünsterschen Wittorfs zusammenhängt, können wir nicht nachweisen, die mangelhafte Überlieferung gestattet nicht die Aufstellung einer genauen Stammtafel. Wohl dieser Egidius v. Wittorf ist es, der als letzter des Geschlechts in Neumünster zu Anfang des 18. Jahrhunderts gestorben und in der früheren Wittorfschen Grabkapelle bei der alten Kirche bestattet sein soll.



Beim Roland.

Inmitten des Marktes, vom grauen Gestein
Schaut finster der Riese, der Roland darein.
Dort schließen die Mädchen sich jubelnd zum Kreis;
Dort reden die Knaben die Köpfe sich heiß;
Dort weilen die Burschen beim labenden Trank
Und geben zum besten manch' lustigen Schwank.
Doch finster blickt immer der Riese darein,
Als werde es künftig nur stürmen und schnei'n.
Jüngst hab' ich im Lenze ihn spät noch begrüßt;
Just hatte ein Bursche sein Mädchen geküßt:
Da glänzten die Züge des Recken so hell,
Ich glaube, es lachte der alte Gesell.

J. Brüdt.



Nachrichten aus den Herzogtümern im Anfange dieses Jahrhunderts.

(Aus alten Briefen.) [1])

1800, 12. Januar. Der Umschlag hier in Kiel ist bei der starken Kälte recht still. Der Roggen gilt 16—17 ₰ Courant die Tonne, der Weizen 20 ₰ und die Kühe 15 ₰ per 100 ℔.

— **10. März.** Der strenge Winter dauert fort, und die kleinen Leute von Kronshagen betteln um Feuerung, die sie bei den hohen Preisen nicht bezahlen können. — Professor Trendelenburg hat in Kiel eine litterarische Gesellschaft eingerichtet, an der selbst Studenten teilnehmen können. Das Gouvernement hat sich aber bei diesen kritischen Zeiten die Gesetze der Gesellschaft ausgebeten. — Das Gut Schrevenborn ist von Herrn Wulff-Satjewitz für 171000 ℛ︁ angekauft worden. — Der neue Kurator der Universität Kiel, Graf Fritz Reventlow von Emkendorf, hat einen Brief an das akademische Konsistorium erlassen, der sehr gefallen hat.

— **10. Mai.** Im Lande herrscht vielfach Dysenterie, und in der vorletzten Nacht hat es sehr stark gefroren. Die Franzosen sind über den Rhein gegangen, was man hier vielfach nicht geglaubt hat.

— **20. Mai.** In 3 Nächten hat es nun gefroren, und der Frost hat gewiß den Saaten Schaden gebracht. — Der junge Niebuhr [2]) heiratet in diesen Tagen in Kiel.

— **3. Juni.** Die Witterung ist endlich besser geworden. — Nun hat uns ja der Dey von Algier den Krieg erklärt, was für unsere Finanzen nicht sehr angenehm ist.

— **29. August.** Briefe von Kopenhagen sprechen von den Vorbereitungen für die

---

[1]) Die obigen Auszüge aus Briefen sind zwar schon vor Jahren in einer Zeitung abgedruckt worden; sie sind aber zu beachtungswert, als daß sie der Vergessenheit übergeben werden sollten. Der mannigfaltige Inhalt politischer und wirtschaftlicher Art rechtfertigt es vielmehr, diese Auszüge aufs neue dem Publikum vorzuführen und ihnen in der „Heimat" einen Platz anzuweisen. Ob die Mitteilungen in allen Einzelheiten den Thatsachen entsprechen, mag dahingestellt bleiben; wer die neuesten Ereignisse mitzuteilen hat, wird öfters in der Lage sein, nach Hörensagen zu berichten. Daß die Mitteilungen aber tendenziös gefärbt wären oder gar auf Erfindung beruhten, kann nach der ganzen Haltung des Briefstellers nicht angenommen werden. Noch sei bemerkt, daß es ohne Zweifel von großem Nutzen ist, wenn die gegenwärtige Generation sich einmal in eine Schilderung der traurigen Zustände, welche in den ersten Jahrzehnten dieses jetzt zu Ende gehenden Jahrhunderts in unsern Herzogtümern herrschten, vertieft. B.

[2]) Barthold Georg Niebuhr, Geschichtsforscher, geb. 1776, gest. 1831.

Verteidigung des Sundes und der Hauptstadt, doch ist die Sendung des Lord Withworth ganz in Dunkel gehüllt. Hier im Lande ist auf Ordre des Landgrafen Karl von Hessen Glückstadt befestigt worden und Friedrichsort hat 60 Mann Artilleristen erhalten.

— **19. September.** In Groß-Nordsee ist eine Insurrektion ausgebrochen, und 35 Mann Infanterie sind hinbeordert, die 6 Mann gefangen haben. Der Besitzer heißt Triller.

— **10. Oktober.** Im Michaelismarkt zu Kiel war Versammlung aller Gutsbesitzer. Es handelte sich um die sog. Milizen und Einrichtung der sog. Lager für die Soldaten. Es wurde eine Kommission von 9 Mann erwählt, nämlich Propst Ahlefeld-Preetz, Rantzau-Rastorf, Buchwaldt-Fresenburg, Blome-Salzau, Baudissin-Knoop, Neergaard-Eekhof, Bokelmann-Perdoel, Hagemann und Klüver. — Komtesse Ina Holm heiratet auf Emkendorf den Emigranten Bürger Portalis, den Reventlows dort aufgenommen. — Die Butter ist in Hamburg auf 69 ℛ︁ per Tonne gestiegen.

— **18. November.** In Mecklenburg sind sowohl in Rostock als auch in Güstrow Aufstände wegen der Teurung gewesen, und die Soldaten haben gefeuert. — Für den Winter bin ich nicht ohne Sorge, und in Kiel wird der Versuch mit der Rumfordschen Suppe gemacht.

— **9. Dezember.** Der alte Graf Holm, Amtmann in Bordesholm, der bekannte Günstling von König Christian VII., ist gestorben. — Die Königin von Frankreich hat das Schloß von Schierensee für 100 ℛ︁ per Monat gemietet.

— **30. Dezember.** Marutendorf und Hohenschulen nebst dem Palais in Kiel sind vom Grafen Christian Schimmelmann an Wulf-Satjewitz für 236 000 ℛ︁ verkauft. — Der Kieler Magistrat verkauft nun die Portion der Rumfordschen Suppe für $1^1/_2$ ß. — Man hört nur von Morden und Diebstählen im Lande. Zum Umschlag werden die Landstraßen bewacht werden und keine Springer und Seiltänzer, auch die Bankhalter nicht zugelassen werden. Neugierig bin ich, ob Herr v. Thienen dann seine bekannte Bank in Kiel aufgiebt.

1803, 8. Januar. Die Verordnung über die neue Steuer auf den Grundbesitz ist erschienen. Grund und Boden ist auf 100 ℛ︁ per Tonne taxiert. Der Grundzins trifft auch die Stadt Kiel sehr hart, da die Häuser sehr beschwert sind.

1804, 23. Januar. Die Geschäfte im Umschlag wickeln sich nur langsam ab, und es haben einige Gutsbesitzer noch nicht bezahlt. Das bare Geld ist knapp, und der Preis des Korns ist niedrig. Trotzdem gehen die Verkäufe und Verpachtungen der Güter fort, und es werden hohe Preise bezahlt. So bringt Dänisch-Nienhof 6 ℛ︁ per Tonne Pacht und Panker sogar $9^1/_2$ ℛ︁ per Tonne. Das kleine Gut Hartenholm bei Segeberg, dessen Ertrag höchstens 1200 ℛ︁ sein kann, ist für 96 880 ℛ︁ verkauft.

— **13. Februar.** Der König hat den Professoren Schrader, Brandis und Pfaff für ein Seebad in Kiel ein Privilegium auf 20 Jahre erteilt. Die ersten Kosten werden auf 60 000 ℛ︁ berechnet.

— **12. März.** In Hamburg sind falsche dänische 50-Thalerscheine entdeckt. — Die Kieler Professoren gehen nach Landshut und Wilna, die besser bezahlen als unser Gouvernement. — Professor Schrader hat in Kiel seine goldene Hochzeit gefeiert, und die Studenten haben dies benutzt, 14 Tage zu feiern, u. a. auch ein Hoch gebracht, bei dem sie in Uniform erschienen sind. Der Schluß der Feier war ein Ball mit Souper, bei dem der verhaftete General Moreau in Paris auch ein Hoch erhielt. In Hamburg sind mehrere Franzosen vom französischen Theater auf Requisition des Gesandten Reinhardt arretiert.

— **26. März.** In Noer und Mori bei Lübeck sind Unruhen aus Anlaß der neuen Gerichtsbarkeit und Folge der Aufhebung der Leibeigenschaft ausgebrochen. — Am 20 d. M. sind mehrere Feuerkugeln gesehen worden, und die Zeitungen berichten von großen Stürmen von Belgien und Holland. Der Wildstand hat vom langen, strengen Winter sehr gelitten, und man findet viel Wild tot auf dem Felde liegen. — Auf den Gütern reisen nun die königlichen Kommissare umher, die Angelegenheiten der Herrschaften und Insten zu ordnen. Die Insten erscheinen oft garnicht, und es erwachsen daraus große Kosten für die Gutsherrschaft.

— **22. April.** In Kiel spricht man nur von der Ankunft des Herrn Hermes aus Berlin, bekannt als Schützling des Ministers Wöllner, der zum Vorstand des Waisenhauses ernannt ist.

— **21. Mai.** In Tönningen ist ein solcher Zusammenlauf von Fremden nach der Blockade der Elbe, daß sich das deutsche Theater von Altona dorthin begiebt. Man sagt, daß der König täglich 1000 ℛ︁ dort Einnahmen hat. Ein Controleur dort soll 200 ₰ pro Tag Einkünfte haben. — Frau v. Buchwaldt, geb. v. Hahn auf Seedorf ist gestorben und hat in 4 Wochen nicht begraben zu werden verordnet.

— **3. September.** Der französische Gesandte in Hamburg, Herr Reinhardt, hat das Bad Travemünde verlassen, weil ein Graf Bothmer das Stück: »God save the King« von der Bademusik ihm vorspielen ließ. Der Gesandte hat beim Abreisen gedroht, Travemünde mit 50 Grenadieren besetzen zu lassen.

— **17. September.** In der letzten Woche ist die Ernte beendigt. Der Preis des alten Roggens ist fast 20 ß. Am 14. hatten wir 22 Grad Hitze.

— **7. Oktober.** In Kiel ist vorige Nacht großes Feuer gewesen, da 3 Häuser in der Schloßstraße abgebrannt. Das Feuer kam bei einem Branntweinbrenner Schmidt aus.

— **22. Oktober.** Die Stadt Kiel wartete heute morgen auf die Ankunft des Prinzen Christian von Dänemark, der zweimal in der Nacht von Eutin bis Kiel umgeworfen war. — Der Preis des Korns ist noch hoch! Der alte Roggen gilt 7 ℳ, der Hafer 3 ℳ, der Buchweizen 4 ℳ.

— **28. Oktober.** Unter den Kanonen der Festung Friedrichsort liegt ein spanisches Schiff aus Alicante, das der Quarantäne in Kopenhagen entwischt ist. Es ist hier gleich arretiert, und niemand darf das Schiff verlassen des Gelben Fiebers wegen.

— **12. November.** Wir haben hier schon eine Art Winter gehabt, was nicht gut für die Landleute ist, die noch nicht gesäet haben. — Die Verhaftung des Engländers Rombold von Seiten Napoleons in Hamburg hat hier große Sensation gemacht.

— **18. November.** Die Kronprinzessin ist vor einigen Tagen in Kiel angekommen, und gestern abend ist schon eine Cour gewesen. Den Damen ist vom Hofchef v. Brockenhuus erlaubt, Roben von Mousseline zu tragen, wodurch die Toilette nicht so teuer wird.

(Fortsetzung folgt.)



Als ich wiederkam.

Nun schau' ich vom Berge hernieder
In dämmernder Sommernacht;
Dort unten liegt meine Heimat,
Wo das einsame Lichtlein wacht.

Ich bin zur Nachtzeit gegangen,
Ich kehre zurück in der Nacht
Und schaue mit brennenden Augen
Hinab auf die heimliche Pracht.

Ein leises Klingen und Singen
Und traumhaftes Raunen anhebt:
Das ist meine goldene Jugend,
Die über dem Dörflein schwebt.

Kiel. Wilhelm Lobsien.



Wie ein Sola-Wechsel gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aussah.

Heutzutage, nahe am Schlusse unseres Jahrhunderts, wo Dampf und Elektrizität schon zu den gewöhnlichen Betriebsmitteln gehören und Handel und Verkehr einen vordem ungeahnten Umfang gewonnen haben, giebt es wohl — ganz abgesehen von den eigentlichen Jüngern Merkurs — recht wenige, selbst kleinere Geschäftsleute und Handwerker, die nicht schon ein Wechselformular auszufüllen oder zu unterschreiben in der Lage gewesen wären. Für die kleinste Kupfermünze kann sich der kleine Geschäftsmann, der dessen benötigt ist, ein solches Formular im nächsten Buchbinderladen erwerben und es mühelos ausfüllen.

Mit welchen Schwierigkeiten dagegen ein solches Schriftstück gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts unter Umständen zustande gebracht werden mußte, möchte ich hier in einem Beispeile zur Anschauung bringen. Vor mir liegt ein Wechsel aus dem Jahre 1774. Er ist auf ein gewöhnliches Quartblatt grauen Papieres geschrieben und, wie sein Inhalt unschwer erkennen läßt, nur mit Hülfe eines Rechtskundigen — also auch mit einem gewissen Aufwande von Kosten — hergestellt worden. Da er außer dem allgemeinen für uns auch noch ein besonderes, lokales Interesse hat, will ich ihn wortgetreu hier wiedergeben. Er lautet:

> Auf diesem meinen Sola-Wechselbrief zahle ich Endesunterschriebener auf den 16ten Maii dieses 1774sten Jahres an meinem Vetter, Herrn Martin Jensen, aus Redemis, Husumer Amts, die Summa von 90 Marck *), schreibe Neunzig Marck Lübisch cour., so ohne von ihm zu verlangte Zinsen ihn schuldig geworden. Den

---

*) 90 Mark Lübisch Courant = 108 jetzige deutsche Reichsmark. Daß hier früher meist nach Lübischem Courant gerechnet wurde, statt nach gleichwertigem Hamburger, mag in dem Umstande seine Erklärung finden, daß Herzöge von Holstein auch Bischöfe von Lübeck waren.

Werth habe hievon baar und richtig empfangen. Leiste dahero nach Wechsel Recht prompte und schadlose Zahlung, idque sub obstagio et hypotheka bonorum.

Flecken Branschweig, nahe bei Kiel, den 8ten Januar: 1774.

acceptire auf mich selbst
Jochim Dirch. Hövel

Jochim Didrich Hövel

Es scheint hiernach diese hochdeutsche Schreibweise für unsere Brunswik zu jener Zeit im gewöhnlichen Leben Brauch gewesen zu sein, ob allgemein, darüber würde am besten der erwünschte Aufschluß zu erlangen sein, wenn andere Schriftstücke aus dem bürgerlichen, beziehentlich Geschäftsleben desselben Zeitabschnittes der hier zum Abdruck gekommenen hier gegenübergestellt würden.

Aber auch noch zu einer anderen Betrachtung giebt uns der Wechsel aus dem Flecken Braunschweig, nahe bei Kiel, Veranlassung. Was ist aus diesem Flecken seitdem geworden? Damals nahe bei Kiel, liegt er jetzt, nach wenig mehr als 100 Jahren, inmitten dieser Stadt, als ein schmucker, verkehrsreicher und bevölkerter Teil derselben. In der Hauptsache hat sich diese Metamorphose auch erst in den letzten 30 Jahren vollzogen. Denn wo wir im Jahre 1867 in der Brunswiker Flur noch den Pflug gehen, Kartoffeln häufeln, Vieh aller Art auf der Weide sahen, sind langgestreckte schöne Häuserzeilen errichtet, wie Schwanen- und Niemannsweg, Karlstraße, Lornsenstraße, Beseler- und Reventlou-Allee, Holtenauer Straße und viele mehr. Und wo damals die nur mit einigen baufälligen Katen stellenweise bebaute Dorfstraße sich öde hinaufzog, hat sich die heutige Brunswiker Straße zu einer Hauptverkehrsader unserer Stadt emporgeschwungen und zeigt uns Prachtbauten an derselben Stelle, wo Anfang 1867 noch die Schweine auf den Misthaufen an der Straße ein von nichts und niemandem gestörtes Dasein führten.

Tempi passati! Wem es doch vergönnt wäre, einen Blick in die Zukunft thun, unser Kiel nach 100 Jahren schauen zu dürfen! Längst werden dann wohl, wie in diesem Jahrhundert Brunswik und Wik, so auch alle die Nachbarorte, die schon jetzt mehr oder weniger Vorstädte von Kiel bilden, wie beide Gaarden, Hassee, Ellerbek, Wellingdorf, Neumühlen und Dietrichsdorf in die Stadt hineingewachsen sein, die schöne Hauptstadt des Holstenlandes zu einer prächtigen Großstadt erhebend. Das walte Gott!

Kiel, August 1899. Stickel.



Mitteilungen und Fragen.

1. Ein kleiner seltener Gast der Ostsee. Zur Ergänzung der von F. Lorentzen in Kiel im Juliheft unserer „Heimat" (S. 152) gebrachten Mitteilung über den Fang einer großen Schlangennadel (Nerophis aequoreus L.) vor der Kieler Bucht kann ich hinzufügen, daß auch mir im März d. J. von einem meiner Schüler ein Exemplar dieses in der Ostsee selten vorkommenden Röhrenmäulers gebracht wurde. Der Fisch hatte eine Länge von 45 cm und war von Ellerbeker Fischern gleichfalls vor dem Kieler Hafen und zwar mit der Heringswade herausgezogen. Ich hängte die Schlangennadel vor die Heizklappe meines Schulzimmers. In kurzer Zeit war der Fisch durch die ausströmende heißtrockene Luft gedörrt und in ein wohlgelungenes Hartpräparat verwandelt. Ich empfehle diese höchst einfache Methode für Konservierung der häufig vorkommenden Seenadeln und Seesterne. Unsere Fischer und Seeleute hängen getrocknete Seenadeln als „Kompaßfische" unter die Decke ihres Wohnzimmers. Bei dieser Gelegenheit will ich es nicht unerwähnt bleiben lassen, daß mir im Juli d. J. auf dem Binnenwasser bei Neustadt i. H. von einem Fischer ein Männchen der kleinen Schlangennadel (Nerophis ophidion L.) mit der von Lorentzen bereits beschriebenen Bruttasche übergeben wurde. — Wenn ich recht erinnere, verfügt das Lübecker Naturhistorische Museum über zwei gedörrte Exemplare der zuerst genannten großen Schlangennadel, welche vor Gothenburg gefangen worden sind. Barfod.

2. Das Vorkommen von Pseudo-Gaylüssit im Marschboden Schleswig-Holsteins. Im Marschboden werden hin und wieder spitzpyramidale, oft gruppenweise verbundene, gelblichgraue, im Innern poröse Gebilde gefunden, welche eine Länge bis zu 5 cm erreichen und unter den Landleuten als „Gerstenkörner" bekannt sind. Diese werden von vielen Mineralogen für ehemaligen Gaylüssit (ein Natroncalcit) gehalten. Letzterer ist im Wasser teilweise löslich; das Natroncarbonat und Wasser gehen verloren, weshalb die zurückbleibende Kalkspatsubstanz (kohlensaurer Kalk) als „Pseudo-Gaylüssit" bezeichnet wird. Man hat diese „Gerstenkörner" am Dollart beobachtet. Aus unserer Provinz ist mir das Vorkommen in dem Marschboden von Eiderstedt (bei Tating und Tönning) bekannt. Ein Stück meiner Sammlung hat das Aussehen eines verwitternden, zweiwurzeligen Backenzahns. — Wer kann mir weitere Angaben über das Vorkommen dieser interessanten

Gebilde machen? Wer wäre bereit, mir solche „Gerstenkörner“ in jeder Anzahl käuflich oder im Tausch gegen andere Mineralien zu überlassen? Barfod-Kiel.

3. Ei im Ei. Herr Kummerfeld (Bockhorst bei Wankendorf) teilt mit, er habe vor 20 Jahren in einem Bauernhause des Gutes Bothkamp ein Ei von der Größe und Form eines Euleneis gefunden, das nach der Aussage der Bäuerin in einem Hühnerei von normaler Gestalt und Größe eingeschlossen gewesen war. Die äußere Schale war leider zum Zweck des Pfannkuchenbackens zerbrochen und beseitigt worden. Das an das Kieler zoologische Museum gesandte „Ei aus einem andern Ei“ war nach einer Mitteilung Professor Hellers damals das dritte dort eingelieferte. Nach anderweitigen Berichten sind derartige Erscheinungen seitdem noch mehrfach beobachtet worden; immerhin sind sie von besonderem Interesse, und Herr Kummerfeld knüpft daher an seine Mitteilung die Bitte, die Leser der „Heimat“ möchten vorkommenden Falls die betreffenden Objekte, und zwar wo möglich das eingeschlossene Ei mit seiner Umhüllung an das Kieler zoologische Museum einliefern.

4. Das Hochdeutsche und die Mundarten. In Nr. 19 der Halbmonatsschrift „Niedersachsen“ wird ein beachtenswerter Ausspruch — irrtümlich dem jetzigen Finanzminister Johannes von Miquel zugeschrieben — über das Verhältnis der Mundarten zur Schriftsprache mitgeteilt, der sich in einer Schrift findet, die im Jahre 1851 von Dr. F. W. Miquél über die Frage: „Wie wird die deutsche Volksschule national?“ veröffentlicht hat. Es sind dieselben Gedanken, die auch Klaus Groth in seinen Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch wie auch Hermann Krumm in seinem in Heft 1 und 2 der „Heimat“ veröffentlichten Vortrage mit Nachdruck vertreten haben; da man aber gute, richtige Ideeen, die noch nicht zum Allgemeingut geworden sind, nicht oft genug verkündigen kann, so möge die beherzigenswerte Stelle auch hier — in ursprünglicher Fassung — abgedruckt werden:

„Was wird der Fall sein, wenn das Hochdeutsche allein herrscht, wie das Russische in Großrußland oder das Französische in Frankreich bis auf wenige Sprachinseln?

Das Volk wird freilich deutsch sprechen und schreiben, aber schlecht, kraftlos, wird es verderben zu einem Patois oder Slang, wenigstens auf lange Zeit hin; aber mag es alsdann auch möglich sein, nach hundert Jahren eine Generation zu haben, in der der Kuhjunge so gut wie jetzt der Tertianer, und die Viehmagd so gut wie jetzt die Pastorentochter spricht, verloren ist dann auf immer ein gutes Stück von dem Volks-Ich, verloren das, was die Sprache aus der Nationalität schöpft und ihr wiedergiebt; unser doch schon zu sehr vergeistigtes Hochdeutsch wird dann zu einer bodenlosen Allgemeinheit kommen, sich immer weiter von den Quellen des Lebens, der Natur und der sinnlichen Anschauung entfernen, wird sich stabilieren, wie das Französische unter Ludwig XIV., das Griechische im Hellenismus, und aus diesen Vorspielen möge man im voraus lernen, daß keine gelehrte Kenntnis der Sprache dann dieses schöpferische Amt übernehmen kann; — es hieße Kerzenlicht dem Tageslicht gleichsetzen; — dann werden die Scheinbildung, die Wortmacherei und das Begriffsspielen mit Riesenschritten in die Gesellschaft treten und alles grau in grau färben. Seht, wie die Niederlande, diese aus dem Vaterhause ausgestoßene, in selbständigem Haushalte groß gewordene Tochter, für ihren Haushalt auch eine Nationalsprache notwendig hielt, wie Großes und Herrliches sie aus einem unserer Glieder machte, und wir sollten diesen Schatz mit so vielen seiner Brüder in den Mörser einer vor lauter Geist und Weltsinn geist- und kraftlos werdenden Wirtschaftssprache zerstampfen? Nun ja, höre ich die letzten Gegner sich noch einmal aufraffen, gerade das wollen wir; laß die Wissenschaft sich der Mundarten bemächtigen, ihre Schätze mustern und ordnen, in die Schriftsprache einführen und verschmelzen, und ihr habt alle die Tröpflein und Wässerlein, von denen ihr so viel Aufhebens macht, in den großen Strom der Nationalsprache geleitet.

Nun ja, haut die Waldungen ab und hofft noch auf Waldbächlein; schöpft die Quellen aus, stopft ihre Mündungen zu und verzichtet auf den zukünftigen Zufluß; schlagt die Fruchtbäume nieder, um die einjährigen Früchte besser pflücken zu können! Wißt ihr Thoren nicht, daß die Sprachbildung aus unversiegbaren Quellen schöpft, so lange sie in den Händen des Volkes ist, an der Mutterbrust der Natur liegt und der Vaterkraft des Lebens und seiner Erlebnisse genießt? Nein, das Hochdeutsche darf die Mundarten nicht töten, so wenig wie das Hochdeutsche über den Mundarten fehlen darf.“

5. Verborgene Schätze. An dem Seerande der Marschen befinden sich in der Nähe sowohl der Seedeiche als auch der sog. „alten Deiche“ zahlreiche große, oftmals sehr tiefe Wasserlöcher, deren Entstehung man meistens auf Deichbrüche bei Sturmfluten zurückführt. Diese „Wehlen“ sind zum Teil mit Reet bewachsen und zeichnen sich vielfach aus durch großen Fischreichtum. — Von vielen dieser Wehlen erzählt man sich auch, daß sie in ihrer Tiefe Reste gestrandeter Schiffe bergen. Auch in den Watten außerhalb der

Außendeiche soll manches Schiff versunken sein; ging doch erst im letzten Winter durch verschiedene Lokalzeitungen Norderdithmarschens die Nachricht, daß sich in der Nähe des Wesselburner Koogs im Sande der Watten das Wrack eines befrachteten Schiffes befinde. Aus verschiedenen aufgefundenen, freilich wertlosen Sachen hatte man auf das Vorhandensein eines solchen geschlossen; doch wurde die Mühe des weiteren Suchens nicht belohnt. — Daß aber jene Gerüchte nicht vollständig anhaltslos sind, beweist uns ein Abschnitt aus den „Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichten" von 1788, dessen Verfasser der Prediger Heinrich Wolf aus Weslingburen ist. Dort heißt es: „Wenn die Schiffe die Elbe nicht erreichen können, so sind sie bei einem heftigen Sturm in Gefahr, auf die hiesigen Sande zu geraten. Nicht leicht ist ein Herbst davon frei. — — Das Schiff macht schon durch seine Schwere eine Vertiefung im Sande, worin sich Wasser sammlet. Bei jeder Flut wird durch die Bewegung des Schiffes die Öffnung immer größer. In kurzer Zeit ist sie so tief und breit, daß niemand ohne Fahrzeug zu demselben gelangen kann; es schlägt sich eine Wehle darum. Bald sinkt das leckgewordene Schiff so sehr, daß von dessen Bord fast nichts zu sehen ist. Durch die immer zurückkehrende Ebbe und Flut wird die Tiefe zu beiden Seiten des Schiffes mit niedergeschlagenem Schlamm so ausgefüllt, daß der anwachsende Sand dem Bord des Schiffes und dem Ufer des Strandes bald gleich kommt, so daß man bei Ebbe über das begrabene Schiff hingehet. — Durch einen Zufall kam jemand auf den Gedanken, daß in einem vor vielen Jahren so verschwundenen Schiffe noch kostbare Güter verwahrt sein müßten. Um bei einem solchen vor mehr als 26 Jahren vergrabenen Schiffe in Ansehung der darauf zu verwendenden Kosten[1]) gegen alle, die an den Gütern desselben irgend einen Anspruch zu haben vermeinten, sich in Sicherheit zu setzen, brachte der Strandvogt im verwichenen Jahre ein Proklama aus. Nach dieser Vorsichtigkeit glaubte er, wenn alle Arbeit und Kosten vergeblich sein würden, darin das beste Hülfsmittel zu erblicken, daß er eine Gesellschaft entschlossener und erfahrener Leute zusammenbrachte, welche nach einem verabredeten Plane arbeiten, und zu den gefundenen Gütern zu gleichen Teilen gehen sollten. Ein jeder versah sich auf einige Zeit mit Mundprovision und mit den nötigen Instrumenten, und so ging man gemeinschaftlich an einem Tage zu Schiffe. Sie trafen nicht allein die Stelle, wo das Schiff versunken war, sondern nach einer mit vereinigten Kräften gemachten Vertiefung die Güter selbst an, darnach sie trachteten. Aber nun kam die Flut — und der Schatz verschwand. — — — Inzwischen ist es der Wahrheit gemäß, daß nicht allein auf den Außendeichen an vielen Stellen, wo man nichts als Sand siehet, unterirdische Weinkeller und wider zudringende Luft völlig gesicherte Warenlager sind, sondern daß selbst innerhalb des Seedeiches hie und da Überreste von Schiffsladungen von alten Zeiten her verborgen liegen. Diejenigen, welchen diese Behauptung fremd vorkömmt, werden mir recht geben, wenn ich sie auf den in vorigen Zeiten leider! nur gar zu oft erlebten Umstand führe, da bei entstandenen Grundbrüchen mäßige Schiffe durch die Macht des Stromes hindurch getrieben und darüber so beschädiget wurden, daß sie in großen Wehlen zu Grunde gingen. — Noch vor wenig Jahren, als bei einer lang anhaltenden Dürre das Wasser außerordentlich gefallen war, ward im benachbarten Hedewigenkooge ein Teil eines solchen Schiffes sichtbar. Man wollte Nachricht haben, daß es Fliesen und andere unverderbliche Ware geladen hätte. Die Hoffnung auf Gewinn reizte den Eigentümer des Hofes, eine Anzahl junge Leute zusammenzubringen, welche durch Hülfe zweier Wasserschrauben das Wasser ableiteten. Nun ragten die Schiffsplanken so hoch hervor, daß auch ich in einem Boote hinzufuhr und sie mit eigner Hand berührte. Die Tiefe war so groß, daß man das Wasser, das sich des Nachts sammelte, am Tage nicht herausschaffen konnte, und die bevorstehende Ernte gestattete wegen des ungewissen Ausganges weitere Arbeit nicht." Ehlers.

6. Der Kanonenfutter-Ritt. (Vergl. Nr. 5, S. 102—105.) Herr H. Hansen in Flensburg hat einige Bemerkungen zu dem bezeichneten Artikel eingesandt, durch welche die letzten Annahmen und Folgerungen des Herrn Verfassers in Frage gestellt werden sollen. Zur Vereinfachung der Sache sind Herrn Hansens Mitteilungen direkt an Herrn v. Levetzow übermittelt worden; dieser hat Gegenbemerkungen dazu geschrieben, und diese Auseinandersetzungen können heute — des beschränkten Raumes wegen in abgekürzter Form — den Lesern vorgelegt werden.

a. Bemerkungen des Herrn H. Hansen:

1. Der Bauer, welcher behauptete, der König Friedrich VII. sei am 21. April 1848 in Brekendorf gewesen, muß sich geirrt haben; denn zu der Zeit lag der König krank in Fredericia, wie ich u. a. aus „Fædrelandet" vom Jahre 1848 nachweisen kann. Nach

[1]) Den zehnten Teil erhielt zunächst die Kirche in Büsum. (Gebet für guten Strand.) 1/3 der geretteten Waren erhielten die Berger, 1/3 der König, 1/3 der Eigner. Das Wrack eignet sich der Strandvogt zu, das Haupt der (mehr als 12) vereidigten Berger, mit dem sich diese desfalls abzufinden haben.

dem durchaus zuverlässigen Werke des dänischen Generalstabes: „Den dansk-tydske Krig i Aarene 1848—50" hielt der König am 10. April seinen Einzug in Flensburg und machte von da aus am 13. einen Ausflug nach Schleswig, stattete dem Heer, das bei dieser Gelegenheit im Terrain nördlich und südlich der Stadt aufgestellt war, einen Besuch ab und kehrte am selben Tage nachmittags nach Flensburg zurück. „Von hier," heißt es dort (I, 229 f.) weiter, „machte Se. Majestät eine Reise über Apenrade, Hadersleben und Kolding nach Fredericia, wo eine durch die Beschwerden der Reise verursachte Unpäßlichkeit ihn nötigte, sich einige Zeit aufzuhalten, und welches er erst am 27. April verließ, um sich über Sonderburg nach Kopenhagen zu begeben." Hiermit stimmt auch die Angabe in dem von meinem Vater, dem weil. Lehrer an der St. Marienfreischule in Flensburg, allerdings erst später nach kurzen Notizen aus dem Gedächtnis geschriebenen Berichte, daß der König am 15. April (vielleicht war es der 14.) mit der Garde zu Pferde nach Apenrade zurückgezogen sei. Danach hat der Bauer in der That nicht recht gehabt.

2. Die „offizielle Bestätigung" von seiten der dänischen Blätter wird sich demnach nicht auf ein Vorkommnis des 21. haben beziehen können, sondern allenfalls etwa auf eins des 13., wenn nicht, was mir wahrscheinlicher vorkommt, hier eine jener Fabeleien vorliegt, wie sie in jenen Zeiten alle beiderseitigen, auch die offiziösen Blätter erfüllten.

b. Gegenbemerkungen des Herrn v. Levetzow:

Was ich vom Kriegsschauplatze selbst berichtet, stützt und beschränkt sich auf eigene Erlebnisse, auf Vorkommnisse, bei denen ich als Mitkämpfer jener Zeit persönlich mitgewirkt, also auf Thatsachen, die nicht in Zweifel gezogen werden können; ein anderes ist es mit den darangeknüpften Reflexionen, worüber man ja anderer Ansicht sein kann, wenn ich auch außer dem auf dem Kriegsschauplatze selbst Erlebten recht triftige Veranlassung habe, meine Schlußfolgerungen für die zutreffenderen zu halten.

Während der damaligen kurzen dänischen Okkupation bis zum 23. April 1848 waren wir auf den Vorposten über alle Vorkommnisse auf dem von den Dänen besetzten Gebiete, in erster Linie natürlich von Schleswig, aber auch bis von Hadersleben herunter durch Deutschgesinnte stets recht genau unterrichtet. Die dänischen Zeitungen, einschließlich des von dem Herrn Hansen gegen mich zitierten „Fædrelandet," waren uns regelmäßig zugängig, und wir lasen mit vielem Vergnügen die darin enthaltenen Lügen. Daß zur Bemäntelung des widerrechtlichen Angriffes auf die Herzogtümer, wie zur Verschleierung aller Vorkommnisse, welche den auswärtigen Mächten gegenüber unbequem werden konnten, seitens der Eiderdänen-Partei nicht nur in den dänischen Zeitungen, sondern auch in offiziellen Berichten des dänischen Generalstabes in Entstellung und Ableugnung der Wahrheit Unglaubliches geleistet wurde, weiß jeder, der die damaligen Kämpfe mitgemacht. Aktenmäßige Belege dafür beizubringen, wäre mir ein Leichtes, würde aber zu weit führen für den knappen Raum, den ich für diese erzwungene Entgegnung beanspruchen darf.

Außerdem erwähne ich noch, daß meine persönlichen Familienbeziehungen während der Dauer der Kriegsjahre und der nächsten Folgezeit unmittelbar bis in die nächste Umgebung des Königs von Dänemark reichten, so daß ich wohl beanspruchen darf, über die Vorgänge am dänischen Königshofe damals wie später besser unterrichtet zu sein, als der Vater des Herrn Hansen.

Die auffallenden, vom militärischen Standpunkte sonst ganz unverständlichen Bewegungen starker dänischer Reitermassen vor Brekendorf, welche auch von dänischen Blättern mit einem „gewagten Spazierritte Friedrich VII." in Verbindung gebracht wurden, fanden genau am 21. April, an dem Tage des Gefechtes bei Altenhof, statt, in welchem, wie historisch feststeht, unter Führung von der Tanns von den Deutschen die Dänen mit nicht unbeträchtlichen Verlüsten nach Eckernförde zurückgeworfen wurden. Ein dänischer Rapport über diesen ersten deutschen Sieg schließt mit den Worten: „Das Resultat des Gefechtes ist, daß die Insurgenten wiederum vollständig gesprengt wurden." In einem anderen Berichte über dasselbe Gefecht schreibt der dänische General Hedemann: „Der Feind wurde gänzlich geworfen, ohne Zweifel mit großem Verluste."

Dies zur Charakteristik der Zuverlässigkeit der dänischen Generalstabs-Berichte damaliger Zeit.

Wenn der Vater des Herrn Hansen nach seinen Aufzeichnungen behauptet, daß der König am 15. oder gar schon am 14. April mit der Garde zu Pferde nach Apenrade zurückgezogen sei, so müßte, was notorisch nicht der Fall ist, diese Garde oder mindestens ein Teil derselben ohne den König wieder auf den Kriegsschauplatz zurückgekehrt sein, da ich am 20. April bei Ascheffel einer Abteilung der dänischen Garde zu Pferde Auge in Auge gegenüber gehalten, was Herr Hansen mir doch nicht abstreiten kann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 10. Oktober 1899.

Geschichtliche Entwicklung des Herzogtums Schleswig bis zu seiner Vereinigung mit Holstein.

Von H. E. Hoff in Kiel.

(Schluß.)

VI. Der Entscheidungskampf um das Herzogtum Schleswig.

Als Graf Klaus zu Pfingsten des Jahres 1397 gestorben war, stellte sich die Notwendigkeit heraus, dem drohenden Zwiste im Schauenburger Hause dadurch zu begegnen, daß man die Rechte der Erben an dem Besitz von Holstein und dem Herzogtum Schleswig aufs neue begrenzte und festsetzte. Es gelang der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, die hier zum erstenmale in der Geschichte als geschlossene Körperschaft auftrat, im August 1397 auf dem Gevierte von Bornhöved einen billigen Vergleich zustande zu bringen. Herzog Gerhard erhielt von Holstein: Wagrien mit dem Hauptorte Plön nebst Fehmarn, dazu die für die Landesverteidigung wichtige Feste Hanerau mit dem zugehörigen Gebiet. Das übrige Holstein fiel seinen jüngeren Brüdern Albrecht und Heinrich zu, wurde aber von Albrecht alleine verwaltet, seitdem Heinrich Bischof von Osnabrück geworden war. Das Herzogtum Schleswig fiel ungeteilt dem Herzog Gerhard vorläufig auf 9 Jahre zu. Elisabeth, die einzige Tochter des Grafen Klaus, übertrug diesem förmlich ihre Erbansprüche auf das Herzogtum und stellte sich und ihre Besitzungen unter den Schutz des Herzogs. Das gegenseitige Erbrecht der Brüder wurde allseitig anerkannt und bestätigt.

Um dieselbe Zeit brachte die Königin Margareta endlich die Union der nordischen Reiche zustande. Zu Kalmar in Schweden waren seit Anfang des Jahres 1397 die Abgesandten der drei Reiche versammelt, um die Unionsverfassung festzustellen. Am Namenstage der Königin, dem 20. Juli 1397, wurde die vollzogene Union feierlich verkündigt. Jedes der drei Reiche sollte nach seinen eigenen Gesetzen und Gewohnheiten regiert werden, aber der König und der Feind sollten ihnen gemeinsam sein. Unionskönig war der unmündige Erich von Pommern, mütterlicherseits ein Abkömmling von Waldemar Atterdag, den Margareta nach König Olufs frühem Tode mit Zustimmung der Stände erkoren hatte; die Seele der Union aber war und blieb die kluge Margareta. Sie gebot nun über die vereinigte Macht von Dänemark, Norwegen und Schweden, — und leider sollte Schleswig diese bald an sich erfahren.

Das Schauenburger Haus wurde in den nächsten Jahren von schweren Schicksalsschlägen getroffen. Der Kampf mit den Dithmarschern brachte zwei hervorragenden Gliedern des Hauses den Tod zu einer Zeit, wo die vereinigten Lande ihrer so sehr bedurften. Graf Albrecht starb im Jahre 1403 in der

Norderhamme durch einen Sturz vom Pferde; Herzog Gerhard, sein Bruder, wurde im folgenden Jahre mit 300 Rittern in der Süderhamme erschlagen. Große Trauer herrschte im ganzen Lande, denn das Herzogshaus war völlig verwaist, und die Blüte des Adels war dahin. Albrecht war unbeerbt gestorben, und Gerhard hinterließ drei unmündige Söhne, Heinrich, Adolf und Gerhard, von denen der älteste erst sieben Jahre alt war. Das vor kurzem noch blühende Haus war nun auf drei unmündige Kinder und Bischof Heinrich von Osnabrück beschränkt. Dieser erschien alsbald in Holstein und beanspruchte für sich die Vormundschaft und einen großen Teil von Holstein. Es ist bedauerlich, daß er sich dabei in ein übles Verhältnis zu seiner Schwägerin, der verwitweten Herzogin Elisabeth, setzte, deren Stütze und Hülfe zu sein er doch vor allen Dingen berufen war. Nun folgte diese dem üblen Rat der sechs adeligen Vormünder, unter denen der Drost Erich von Krummendiek genannt wird, die der verstorbene Herzog vor seinem letzten Feldzuge für den Fall seines Todes bestellt hatte, und suchte Schutz bei der Königin Margareta. „Wie zuthätig war die Königin des Nordens da zur Hand, und wie überraschend schnell drängten sich ihre Erfolge.“ Die Herzogin vertraute ihr die Erziehung ihres ältesten Sohnes Heinrich an, ja, sie ließ sich herbei, die Friesen abermals der dänischen Herrschaft zu überantworten, indem sie am 19. November 1405 von Flensburg aus folgende Schrift an die „Königsfriesen“ ergehen ließ:

„Wy Elyzabet van Godes gnaden Hertichynne to Sleswych bydden ju des Konynges Vresen, dat ghy hörych unde wyllich wesen unser Süster unde Vrowen der Konynghynnen van Denemarken, edder weme se ju schrift dem ghy hören unde volghen scholen van Erer weghene, unde dat ghy ere wyllen unde bot vorvolghen unde doen in aller mate als vorschreuen is. Dat is unße vullenkomen wille. Unde des to merer zekerghevt hebbe wy unße inghesseghele ghedruckit laten an dessem breff.“

Die Königin veranlaßte darauf den Bischof von Schleswig, ihr seine Schlösser Schwabstedt und Stubbe zu verpfänden; Troiburg und Skinkelburg kaufte sie von den Limbecks, manchen mächtigen Adeligen zog sie in ihr Interesse, — zuletzt streckte sie gar ihre Hand nach Gottorp aus. Da gingen Elisabeth die Augen auf, so daß es im Schlosse Gottorp zwischen beiden Fürstinnen zu einem heftigen Auftritte kam. Die Herzogin rief ihren Sohn aus Dänemark zurück und suchte jetzt Hülfe bei ihrem Schwager, dem Bischof Heinrich. Dieser erschien vor König Erich zu Kolding, folgte ihm dann nach Fünen, und hier, wo der König ihn in der Gewalt hatte, mußte er ihm Flensburg und Niehuus auf ein Jahr verpfänden für 10000 Mark, die der König sich als Schaden berechnete. Sofort nahm Erich Stadt und Schloß in Besitz und erbaute dazu noch die Duborg. „Es wurde klar, daß man die Dänen nicht wieder auf friedlichen Wegen aus dem Lande schaffen werde.“ So begann denn der große Entscheidungskampf um Schleswig, der mit längeren Unterbrechungen im ganzen 26 Jahre gedauert hat, von 1409 bis 1435.

Die ersten Unternehmungen galten dem verhaßten Bischof von Schleswig, Johann Scondelef, der ein eifriger Anhänger der Dänen war. Er wurde von den Rittern in Flensburg überfallen, schmählich mißhandelt und auf einem hinkenden Gaul gefangen heimgeführt; seine Schlösser Schwabstedt und Stubbe wurden erobert und geschleift. Vor Schwabstedt haben die Eiderstedter jedenfalls kräftige Kriegshülfe geleistet, denn der dänische Burghauptmann Niels Iverson trieb seit 1406 mit Gewalt und Drohungen in Eiderstedt das Hausgeld ein, worauf die empörten Friesen zur Fastenzeit 1408 über das Eis vor Schwabstedt zogen und die Feste, allerdings vergeblich, angriffen. Die Friesen für ihre feindliche Gesinnung gegen

Dänemark zu züchtigen, war daher die Aufgabe eines starken dänischen Heeres, welches König Erich im Juli 1410 von Flensburg aus in die friesischen Harden schickte. — Inzwischen war Graf Adolf von Schauenburg mit Kriegsmannschaft in Schleswig erschienen, und auch die Lüneburger Herzöge, Brüder der Elisabeth, führten Hülfsmannschaft herbei. Auf der friesischen Vorgeest schlossen sich dem Heere der Holsten noch 700 Friesen an, und nun eilte man den Dänen nach. Diese hatten in Friesland keinen Widerstand gefunden und zogen eben, mit Beute beladen, in großer Unordnung über die Heide zwischen Eggebek und Jörl zurück, als sie von den Deutschen angegriffen und gänzlich geschlagen wurden am 12. August 1410. „1400 Dänen blieben auf dem Wahlplatze; sehr viele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Beute der Sieger an Pferden, Rüstungen und anderem Gut war sehr groß und reich. Zwei der Anführer fand man unter den Gefallenen. — — Die Kosten, welche dieser verunglückte Feldzug dem Könige verursachte, hat man auf 200000 Mark angeschlagen.“ (Dr. Michelsen, Nordfriesland im Mittelalter.) „Dieser Sieg gab fortan den Holsten ein kühnes Herz zum Kämpfen wider die Dänen,“ sagt eine Chronik jener Zeit. Er richtete ihren Mut wieder auf, „der fast schon verloren gewesen war, indem man an der Rettung des Herzogtums zu verzweifeln angefangen hatte.“ — Die Friesen hatten sich in der Schlacht besonders ausgezeichnet, sie kämpften auch später energisch auf der Seite der Holsteiner.

Was die Waffen gutgemacht hatten, das wurde leider durch die folgenden Unterhandlungen, bei denen auch „dänisches Geld“ eine Rolle spielte, wieder verdorben. Am 24. März 1411 wurde zu Kolding ein Waffenstillstand auf 5 Jahre vereinbart. Flensburg nebst Umgegend, Lütjen-Tondern sowie fast ganz Friesland sollten während dieser Zeit im Pfandbesitz der Dänen bleiben, wogegen die Holsten Alsen und Aeroe wieder bekamen, die König Erich erobert hatte. Der Bischof erhielt seine Schlösser zurück; der Streit über das Herzogtum aber, das Erich für ein verwirktes Lehen erklärte, sollte durch ein Schiedsgericht „nach dänischem Recht“ entschieden werden, eventuell sollte Kaiser Sigismund die letzte Entscheidung treffen.

So standen die Sachen, als die Holsten, unzufrieden mit dem Resultat der Verhandlungen, sich durch einen kühnen Angriff unter der Führung Erichs von Krummendiek in den Besitz der Stadt Flensburg setzten, während die Dänen die Burg behaupteten. Da erschien Margareta in Flensburg. Über die Bewohner erging ein blutiges Gericht. Die Königin ließ alle aufgreifen und grausam hinrichten, die ihr als Verräter bezeichnet wurden, darunter Ratmänner der Stadt und auch zwei Priester. Einer von diesen soll auf dem Gange zum Galgen seine Unschuld beteuert und die Königin aufgefordert haben, binnen drei Tagen mit ihm vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen. Thatsache ist, daß Margareta drei Tage nach der Huldigung des Rats und der Bürgerschaft am 27. Oktober 1412 auf einem Schiffe im Flensburger Hafen plötzlich starb, noch nicht 60 Jahre alt.

So endete Margareta, die Semiramis des Nordens, nachdem sie 30 Jahre lang mit Klugheit und Verschlagenheit die Geschicke der nordischen Reiche geleitet hatte; — „in den letzten Jahren aber ward sie zumal wunderlich und verkehrt.“ „Auch sie bethörte der Gedanke, welcher Jahrhunderte hindurch die Dänen beherrscht und zuletzt jederzeit ins Verderben geführt hat, daß *sie das aus der Verbindung wegstrebende Schleswig festhalten, das schon aufgegebene wiedergewinnen müsse*,“ sagt Waitz. Sie lenkte damit den leidenschaftlichen, unbesonnenen und hartnäckigen König Erich in eine für ihn wie für unser Land verhängnisvolle Bahn.

Im Jahre 1413 fand zu Nyborg das Lehnsgericht statt, das in der Ge-

schichte unseres Landes eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Heinrich von Lüneburg, der als Vormund die Sache der Grafen führte, war in ihrer Leitung nicht glücklicher als früher Bischof Heinrich. Erich verweigerte entschieden die nachgesuchte Belehnung, und der Lüneburger Herzog wollte seinerseits die ernannten 12 Schiedsmänner nur „als freundliche Unterhändler" anerkennen. Der König befahl jedoch seinem Reichskanzler, dem Bischof Peter von Roeskilde, die verwitwete Herzogin, ihre Kinder und ihre Räte auf den dritten Tag vor den Reichstag zu laden. Obgleich von den Geladenen niemand erschien, ließ der König durch den Reichskanzler das Urteil verkünden, daß die Herzogin, ihre Söhne und deren Vormünder der Felonie schuldig, im unrechtmäßigen Besitz des Herzogtums und daraus zu entfernen seien. Es falle an den Lehnsherrn zurück, und aller aus dem Lande gezogene Nutzen und aller dem Könige zugefügte Schaden solle diesem ersetzt werden.

Es war ein unerhörter Richterspruch. Sowohl die Belehnung der Schauenburger im Jahre 1386 wie die ursprüngliche von 1326 waren ohne Zweifel erbliche gewesen; wenn aber bei der Lehensmutung zu Assens 1396 eine Unrichtigkeit vorgekommen war, so war diese ohne Folge geblieben, — wie konnte nun wegen angeblicher Vergehen der Vormünder unmündigen Kindern das vom Vater ererbte Recht entzogen werden! — Zwei Jahre später bestätigte Kaiser Sigismund, der Vetter König Erichs, dieses ungerechte Urteil, um dieselbe Zeit, da er Johann Huß sein Wort brach.

Der junge Herzog Heinrich II., jetzt 16 Jahre alt, machte einen vergeblichen Versuch, den König umzustimmen, indem er ihn fußfällig bat, ihm die Belehnung gegen die Verpflichtung des Lehndienstes zu erteilen. Erich verlangte zuvor die Herausgabe des Herzogtums, dann wolle er sehen, ob er ihm die Belehnung erteilen könne oder nicht. Darauf konnte der Herzog sich natürlich nicht einlassen, vielmehr war er entschlossen, die Rechte seines Hauses zu verteidigen, so gut er es vermochte. Leider ging ein Teil des schleswigschen Adels, an der Spitze Erich von Krummendiek, in dieser kritischen Zeit gegen stattliche Belohnungen zur Partei des Königs über; dafür ward dem jungen Herzog aber die Genugthuung, daß die Dreilande, Eiderstedt, Everschop und Utholm, sich ihm und seinen Brüdern Adolf und Gerhard förmlich als Unterthanen verbanden, „bei ihnen und ihren rechtmäßigen Erben allzeit zu bleiben, sie zu unterstützen und zu stärken mit aller ihrer Macht, wann und wo es denselben Bedarf sein würde wider alle, die sie beschädigen möchten und wollten," wie es in der Huldigungsurkunde vom Jahre 1414 lautet. Allerdings suchten sie sich durch die Huldigung zunächst gegen die mit Erich verbündeten Dithmarscher zu schützen, mit denen sie Händel hatten, und deren verheerenden Raubzügen sie ausgesetzt waren; allein sie bewährten sich in der Folgezeit als „die treuesten und eifrigsten Anhänger des Herzogs und seiner Brüder wider den König." Der Kampf um Schleswig entbrannte jetzt mit großer Heftigkeit, wogegen der erste Teil des Krieges nur als schwaches Vorspiel erscheint.

Die Dithmarscher und Erich von Lauenburg fielen in Holstein ein, König Erich aber erschien im Jahre 1415 mit einem großen Heere in Schleswig und bemächtigte sich fast des ganzen Herzogtums mit Ausnahme der Hauptstadt. Statt nun mit Ernst an die Eroberung dieses wichtigen Platzes zu gehen, verbrachte Erich die günstige Zeit damit, eine Reihe von Burgen anzulegen, um die Belagerung von Schleswig zu decken: die Königsburg auf einer Insel in der Schlei bei Bohnert, Lindau bei Eckernförde, Wellspang in Angeln und die Fresenburg an der Treene. Damit war der Feldzug für dieses Jahr beendigt.

Im nächsten Jahre eroberte der König zunächst Fehmarn, legte der Insel eine schwere Brandschatzung auf und führte zu seiner Sicherheit 20 Männer als

Geiseln hinweg. Nun schritt er endlich zu einer ernsthaften Belagerung von Schleswig, indem er sich zwischen Schloß Gottorp und der Stadt, sowie auf der St. Jürgensinsel festsetzte. Der junge Herzog Heinrich, im Bunde mit seinem Oheim, verteidigte sich tapfer, ja, die Holsten wagten es, nächtlicherweile den seichten Seearm bis zur Insel zu durchreiten, wo sie mehrere Schiffe nahmen, die Besatzungen niedermachten und das dänische Lager plünderten. — Um dieselbe Zeit erstürmten und schleiften die Friesen ihre Zwingfeste an der Treene. Auch die andern Festen des Königs fielen in die Hände der Holsten, und zur See machten die Vitalienbrüder, Likedeeler genannt, kühne Seefreibeuter, denen die schleswig-holsteinischen Häfen geöffnet wurden, den Dänen viel zu schaffen. Da hob Erich die Belagerung auf und trat den Rückzug an, ohne irgend eine Großthat vollbracht zu haben.

Noch im Herbst desselben Jahres brachten die Holsten durch einen Handstreich Fehmarn in ihre Gewalt. Die Bewohner vertauschten gerne die Krone in ihrem Wappen mit dem holsteinischen Nesselblatt. — Im Januar 1417 eroberten die Fürsten Lütjen-Tondern, das Erich von Krummendiek als Belohnung für seinen Abfall von der Landessache empfangen hatte, und unterwarfen die friesischen Harden, die noch in den Händen der Dänen waren. Den als Rächer heranziehenden Erich von Krummendiek schlugen die Friesen alleine aufs Haupt und zwangen ihn, ihr Gebiet zu räumen und den Raub im Stiche zu lassen. Schon fielen die herzoglichen Truppen, verstärkt durch frische Mannschaft, die Herzog Albrecht von Mecklenburg herbeiführte, in Jütland ein, als die Nachricht einlief, König Erich sammele in seinen drei Reichen ein großes Heer zum Kampfe wider Schleswig. Im Juni 1417 stach der König mit einer großen Flotte in See, allein er zögerte mit der Landung, so daß die Herzoglichen spotteten, er liege wie der Fuchs im Kraut oder wage wie der Biber nicht, den Schwanz aus dem Wasser zu ziehen. Als aber Herzog Heinrich notgedrungen einen Beutezug in das Flensburger Gebiet unternahm, da erschien Erich plötzlich in der Schlei, landete 30000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter, während seine Schiffe die Schlei bedeckten. Nach drei Tagen übergab Albrecht von Mecklenburg die Stadt; nur Schloß Gottorp behauptete sich auch diesmal wie überhaupt während des ganzen Krieges. Albrecht machte seinen Frieden mit dem König, und zahlreiche Adelige folgte seinem Beispiel. Der König fiel darauf in Friesland ein, erzwang die Huldigung, führte „30 der Besten des Landes" als Geiseln hinweg und ließ sich eine große Menge Schlachtvieh für sein Heer liefern.

Die Lage der Holsten war verzweifelt, denn alles schien verloren zu sein. In dieser Not suchte Bischof Heinrich Hülfe in Hamburg. Es wird erzählt, daß der von der Gicht gelähmte Graf von seinem Wagen aus vor dem Rathause an der Trostesbrücke die Hamburger zur Hülfeleistung aufforderte, indem er darauf hinwies, daß es leichter sei, die Dänen vor Gottorp, das sich hielt, als vor Hamburgs Mauern zu bekämpfen. Seine Worte machten großen Eindruck; die Bürgerschaft riß den bedächtigen Rat mit sich fort, so daß dieser eilends 600 Schützen vor Gottorp schickte, denen andere Scharen folgen sollten. Auch die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg führten Hülfsmannschaften herbei. Eine Entscheidungsschlacht schien bevorzustehen, 20000 Deutschen standen mehr als 30000 Dänen und Skandinavier gegenüber. — Allein der König fand nicht den Mut zu einer mannhaften That, sondern ließ sich in Unterhandlungen ein, die zu einem Waffenstillstand führten, der zunächst auf ein Jahr geschlossen, später bis Michaelis 1420 verlängert wurde. Das Schicksal Schleswigs sollte abermals durch ein Schiedsgericht entschieden werden, das am nächsten Johannistage stattfinden sollte. Als Unterpfand für den Frieden gab der König den Hanseaten als Friedens-

vermittlern die eroberte Stadt Schleswig in Gewahrsam, der Herzog seinerseits Lütjen-Tondern.

Die Schauenburger hatten wenig Vertrauen zum Schiedsgericht. Als die dänischen Gesandten sich einen Tag verspäteten, König Erich selbst garnicht erschien, da weigerten sie sich, dem Urteil Folge zu geben; nur einem Versuch zu gütlichem Vergleich wollten sie sich unterwerfen. Der Waffenstillstand wurde schließlich auf zwei Jahre verlängert, und da die Hanseaten dem Herzog alsbald Schleswig und Tondern wieder überließen, so konnte er mit einiger Ruhe den kommenden Ereignissen entgegensehen.

Der eigensinnige und hartnäckige König Erich gab den einmal gefaßten Gedanken der Eroberung Schleswigs nicht auf, vielmehr artete seine Kriegsführung jetzt in unmenschliche Grausamkeit aus, wie die Eroberung von Fehmarn im Jahre 1420 zeigt.

Der erste Angriff auf die Insel ward glücklich abgeschlagen. Da warf der König 3000 Mann und 800 Reiter an die wagrische Küste. Oldenburg ging in Flammen auf, Heiligenhafen wurde schwer heimgesucht; die Fehmarner aber sangen:

„Wenn de Ko kann Side spinnen,
Schall Koning Erich unse Land gewinnen!"

Sie hatten sich bitter getäuscht. Der König landete mit kleinen Fahrzeugen, überwand den tapferen Widerstand der Holsten und Insulaner und eroberte die Burg Glambek. Wie ein blutgieriger Tyrann hauste er nun auf der Insel und schonte weder Alter noch Geschlecht. Dreihundert Bewohner, die in eine Kirche geflüchtet waren, wurden vor den Augen des Königs niedergemacht, „daß das Blut wie ein Bach über die Straßen floß." Der Sage nach sollen nur drei Männer am Leben geblieben sein, jedenfalls aber war die Unmenschlichkeit des Königs groß. Es schien, als ob er seine Rache sättigen wollte an einem Lande, das er doch nicht behaupten konnte.

Auf dem Festlande blieben die Holsten im Vorteil. Neben Herzog Heinrich traten jetzt auch seine Brüder Adolf und Gerhard tapfer in den Kampf für die Rechte ihres Hauses ein. Als ein dänisches Heer von Hadersleben nach Tondern vorzudringen suchte, wurde es bei Immervad vollständig geschlagen. „Bei Immervad kam Dänemark in des Teufels Bad," so reimte der Volksmund.

Diesmal vermittelte der Bischof von Lübeck einen Waffenstillstand bis Michaelis 1421, und Friedensunterhandlungen wurden angeknüpft. „Der König legte seinen Landesthingen in Seeland, Schonen und Jütland alles vor, sie entschieden sämtlich nach seinem Wunsche, leugneten selbst die unleugbare erbliche Belehnung gänzlich ab, die Grafen stellten dagegen drei deutsche Fürsten zur Entscheidung auf, unter denen Graf Adolf von Schauenburg sich befand, und diese verurteilten ebenso entschieden den König in alle Schäden und Kosten, imgleichen zur Abtretung von Flensburg und Niehuus, die der König fortwährend innehatte, an den Erbherzog Heinrich. Der König hatte denn freilich seines Teiles auch drei deutsche Fürsten zur Hand, unter ihnen einen pommerschen Vetter, die wiesen die Sache weiter an den Kaiser; die Fürsten, die mit den Grafen waren, wollten nur von Kaiser und Reich hören." (Dahlmann.)

Der Krieg nahm seinen Fortgang. Die Hansa trat jetzt entschieden für den Herzog ein und schickte eine Flotte an die dänische Küste, zumal die Holländer anfingen, ihrem Handel im Norden scharfe Konkurrenz zu machen. Ein Angriff der Dänen auf Tondern wurde abgeschlagen, und Herzog Heinrich schickte sich an, nun auch Flensburg wiederzugewinnen.

Im Kriegslager vor Flensburg erschien im November 1422 als kaiserlicher

Gesandter Herzog Rumpold von Schlesien in Begleitung des Bischofs von Lübeck. Er bat den Herzog und die mit ihm verbündeten Fürsten inständig, die Waffen ruhen zu lassen und die Entscheidung des Kaisers abzuwarten. Bei vielen fand er Gehör, und da auch die Hansa mit Erich Frieden schloß, so mußte der Herzog die Waffen niederlegen, obgleich er bereits in die Stadt eingedrungen war.

In dem schlesischen Herzog schien „der Stern des Friedens" aufgegangen zu sein. Der König schickte Herzog Heinrich Friedensgeschenke, und Schriftstücke „von der verbindlichsten Kraft" wurden ausgetauscht. Allein der Friedensbote starb zu Hadersleben an der Pest, und das ganze weitläufige Verfahren, das dem kaiserlichen Schiedsspruch voranging, wurde so parteiisch gehandhabt, daß der Herzog von vornherein in Übereinstimmung mit dem vereinigten Landtag zu Bornhöved Protest einlegte. Der kaiserliche Rat und Doktor der Rechte Ludwig de Cattaneis aus Verona hat die Dokumente der Schauenburger, die sie im Original vorzulegen gedachten, aus nichtigen Gründen nicht eingesehen, dagegen brachte er die königlichen Dokumente und Zeugenverhöre, die beweisen sollten, daß Schleswig niemals erblich an die Schauenburger verliehen worden sei, nach Ofen in Ungarn. König Erich reiste persönlich zu seinem Vetter, dem Kaiser Sigismund, und er war seiner Sache so sicher, daß er sorglos eine Pilgerfahrt in das Heilige Land unternahm, bevor noch die Entscheidung gefallen war. Diese erfolgte am 28. Juni 1424 in der kaiserlichen Hofburg zu Ofen trotz voraufgegangenen Protestes des herzoglichen Bevollmächtigten dahin, „daß ganz Süderjütland mit dem Dänischen Wohld, der Insel Alsen und den friesischen Harden, mit allen Rechten und allem Zubehör, gehört habe und gehöre und gehören müsse dem König und dem Reiche Dänemark, und daß den Grafen Heinrich, Alfred und Gerhard an dem Herzogtum kein Recht zugestanden habe oder zustehe." — So urteilte ein deutscher Kaiser wider die klaren Zeugnisse der Geschichte. Die Holsten aber protestierten und appellierten an den Papst, der sich bereit zeigte, neue Verhandlungen einzuleiten, bis der Kaiser ihn durch Drohungen nötigte, davon abzustehen. Sigismund rief jetzt die Reichsstände gegen die unbotmäßigen Herzöge auf, allein sie folgten dem Rufe nicht, und die Schauenburger blieben in Schleswig unbehelligt, das sie zu behaupten fest entschlossen waren, treu den Überlieferungen ihres ruhmreichen Geschlechts.

König Erich war im Jahre 1425 in seinen Norden zurückgekehrt. Er brachte mit sich ein Pergament, das ihm ein Herzogtum zusprach, das nicht in seiner Gewalt war. Noch einmal bot er mit Mühe die Macht seiner drei Reiche auf, Schleswig zu erobern. Im Juli 1426 erschien er vor Schleswig und Gottorp, verschanzte sich auf dem Hesterberge und ließ seine Flotte in die Schlei einlaufen.

Herzog Heinrich suchte und gewann zunächst die thatkräftige Hülfe der Friesen, nachdem er ihnen ihre althergebrachten Landrechte und zwar die Eiderstedtische „Krone der rechten Wahrheit" und „die Siebenhardenbeliebung" bestätigt hatte. Den sieben Harden schlossen sich die beiden Harden Silt und Osterland-Föhr an. — Sodann wandte der Herzog sich Hülfe suchend nach Lübeck, wie einst sein Oheim nach Hamburg. Lübeck verlangte von König Erich, daß er die Schauenburger mit dem Herzogtume belehne. Als er dies Verlangen schroff abwies, da schickten ihm zahlreiche Städte, voran Lübeck, Hamburg, Rostock und Stralsund, ihre Fehdebriefe. Der König hob schnell die Belagerung von Schleswig und Gottorp auf, indem er die lange Linie der Schanzen und Bollwerke den Flammen preisgab. Herzog Heinrich aber eilte ihm nach, traf auf die Nachhut und machte große Beute, darunter ein großes Wurfgeschütz, das er nach Gottorp brachte. Jetzt wollte er mit Hülfe der Hansa den Dänen ihr letztes Bollwerk, Flensburg mit der Duborg, entreißen. Sein Bruder Gerhard sollte ihm mit der

vereinigten Flotte von der Seeseite zur Hülfe kommen. Leider sollte die Belagerung der Duborg den Holsten verhängnisvoll werden.

Im Frühjahr 1427 lief eine starke Flotte der Hansa aus, verbreitete Furcht und Schrecken in den Ostseeländern und fuhr dann nach Flensburg. Herzog Heinrich hatte die Festung von der Landseite vollständig eingeschlossen; da aber das schwere Geschütz noch nicht zur Stelle war, so wurde beschlossen, den Sturm bis zum Tage vor Himmelfahrt zu verschieben. — Da ward dem Hamburger Ratsherrn Johannes Kletzke die Zeit lang. Am Abend des 4. Mai gab er seinen Leuten eine Tonne Bier zum Besten und ließ dann Brandpfeile in die Festung schießen. Es erhebt sich ein wilder Lärm, während die Holsten im Lager der Ruhe pflegen. Herzog Heinrich erwacht in seinem Zelt. Man schreit, daß die Hanseaten die Burg bereits genommen hätten. Er springt auf und legt den Panzer an, denn er denkt, daß es eine Schande für ihn sei, wenn die Städter ohne ihn die Burg eroberten. Draußen ergreift er eine Sturmleiter, legt sie an das äußere Bollwerk des Schlosses und klimmt hinauf. Der Ritter Heinrich von Ahlefeld ruft ihm zu: „Herr, was thut Ihr? Nicht so nahe, oder man verwundet Euch, und das trifft uns alle." Der Herzog spricht dagegen, auf den Wortwechsel horcht ein Däne, tritt an die äußere Umwallung heran und sticht mit seiner Hellebarde nach dem Herzog durch die Pallisaden hindurch. Er trifft nur zu gut. „Tragt mich in mein Zelt, denn ich bin matt, kann nicht mehr," so spricht der Herzog. Man legt ihn auf die Leiter; in der Eilfertigkeit aber fällt er den Trägern von der Leiter herunter und thut einen schweren Fall. In seinem Zelt angelangt, seufzt der Herzog tief und stirbt. — „Mit diesem ungemeinen Manne," so sagt Dahlmann, „erlischt der freudige Glanz dieses Hauses. Seine Kriegsthaten waren in jedermanns Munde, aber die Würdigeren im Volke priesen ihn, wie er unter den Waffen erwachsen, stets ehrbar und züchtig, ein abgesagter Feind vom Zutrinken geblieben, seinen Räten ein Vorbild der Gerechtigkeit, treu in eigenen Zusagen und treu den Verbriefungen seiner Ahnen. Er war nicht über dreißig Jahre, noch unvermählt; seine Verlobte, eine Braunschweigerin, entsagte dem Ehestande für immer. Sein Leichnam kam in die Gruft der Väter nach Itzehoe zu den Gerharden, zu Klaus und Heinrich dem Eisernen."

So ward der fröhliche Mut der Holsten zur Totenklage. Der Tod des Herzogs machte solchen Eindruck, daß die Belagerung von Flensburg aufgegeben werden mußte, da die Hanseaten mit Schiffen und Leuten nach Hause fuhren. Die Hamburger bereiteten dem Ratsherrn Kletzke einen üblen Empfang. Als Verräter wurde er ins Gefängnis geworfen und später enthauptet.

Nach des Bruders Tode übernahm Adolf VIII. als regierender Herzog von Schleswig die Leitung des Krieges. Er war der Liebling seines Oheims, des Bischofs Heinrich, gewesen, der seine Tage im Jahre 1421 im Bordesholmer Kloster beschlossen hatte. Am Hofe des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, des ersten brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern, hatte Adolf eine vortreffliche Erziehung genossen. Als hervorstechender Charakterzug wird seine starke Abneigung gegen die Dänen bezeichnet. Jetzt zeigte er sich als würdigen Nachfolger seines heldenmütigen Bruders. Auf keinen Fall wollte er von dem Kampfe abstehen, den sein Bruder bis dahin ruhmvoll geführt hatte.

Allerdings war die Entscheidung bereits gefallen, denn die einzelnen Unternehmungen zur See und auf dem Lande, die nun noch erfolgten, kann man füglich als ein Nachspiel des großen Kampfes bezeichnen, der um den Besitz Schleswigs geführt wurde. So gelang es Adolf im Jahre 1429, Apenrade und das benachbarte Brunlund zu erobern. König Erich trat persönlich ganz vom Schauplatz ab, und sein Feldherr Erich von Krummendiek vermochte nichts auszurichten. —

Am 26. März 1431 fiel endlich das vielumstrittene Flensburg in die Hände der Holsten. „Als die fürstlichen Brüder bis auf den Markt gedrungen waren, das Holstenbanner dort aufgepflanzt hatten, knieten sie nieder, empfingen von einem ihrer Ritter den Ritterschlag, den sie auf der Stelle wieder 10 Edelleuten erteilten." Um die Duborg wurden nun Bollwerke und Blockhäuser angelegt, und die Friesen warfen ringsum einen weiten Graben auf, der Jahrhunderte lang als „Friesengraben" bezeichnet wurde, um die Besatzung der Burg völlig einzuschließen. Vom Hunger bezwungen fiel die Feste ein halbes Jahr später nach mannhafter Verteidigung. Unmittelbar darauf eroberten die Herzoglichen auch das Schloß Niehuus; die letzte Waffenthat aber in dem langen Kriege war die Eroberung von Rundhof in Angeln, dem befestigten Herrensitz jenes Erich von Krummendiek, der zur Zeit der Not seinen Herzog schmählich im Stiche ließ. Hadersleben war die einzige Stadt, welche die Dänen noch behaupteten.

Von beiden Seiten war man des Kampfes müde und zum Frieden geneigt. Herzog Adolf war bereit, die dänische Lehnshoheit anzuerkennen, wenn der König ihm sein väterliches Erbe lasse. Ein Waffenstillstand auf 5 Jahre wurde vereinbart, während dessen der König „ihnen gerne ein Schweigen thun will." Zu einem reinen Verzicht konnte der hartnäckige König sich auch jetzt noch nicht verstehen. Erst als in Schweden ein allgemeiner Aufstand drohte und ein Bündnis der Hansa mit Schweden in Aussicht stand, da beugte sich der Trotz des Königs. Zu Vordingborg wurde im Jahre 1435 mit Herzog Adolf, der nach dem frühen Tode seines Bruders Gerhard († 24. Juli 1433 zu Emmerich am Rhein) allein noch die Rechte seines Hauses vertrat, der Friede geschlossen. Herzog Adolf wurde das Herzogtum Schleswig, soweit er es im Besitze hatte, nebst Friesland und Fehmarn auf Lebenszeit überlassen und seinen Erben auf zwei Jahre nach seinem Tode, „nach deren Ablauf jeder sein Recht unverändert haben soll." Bei der dänischen Krone verblieben vorläufig das Amt Hadersleben, die Insel Aeröe, Westerharde-Föhr und List auf Silt, doch war in Aussicht gestellt, daß man sich über die Abtretung dieser Landesteile gütlich vergleichen könnte. Der Herzog hatte also noch nicht alles erreicht, allein er konnte alles Übrige ruhig der Zukunft überlassen, da schwerlich ein dänischer König so bald wieder den Kampf um Schleswig aufnehmen würde. Drei Jahre danach verließ der König seine nordischen Reiche und starb 20 Jahre später ruhmlos und verlassen in Pommern, woher er gekommen war. Der Kampf um Schleswig war es hauptsächlich, der ihm seine drei Kronen gekostet hatte. Sein Feldherr Erich von Krummendiek aber zog mit schwedischen Kapern auf Seeraub aus, da er von beiden Parteien geächtet war.

Erichs Nachfolger, Christoph von Bayern, brachte am 30. April 1440 den Vordingborger Frieden zum Abschluß, indem er zu Kolding den Herzog Adolf „mit ausgestreckter Fahne, wie sich das gehörte," mit dem Herzogtum Schleswig, Stadt und Amt Hadersleben nebst Aeröe eingeschlossen, feierlichst als mit einem rechten Erblehn belehnte.

Das Herzogtum war in dem langen Kriege furchtbar verwüstet worden, allein Großes war auch erreicht. Schleswig und Holstein hatten sich in der Leidenszeit immer fester aneinander geschlossen; statt die Lande zu trennen, hatten die Dänen das Gegenteil erreicht. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit war in das Empfinden des ganzen Volkes übergegangen und fand im Jahre 1460 seinen prägnanten Ausdruck in den drei Worten: Up ewig ungedeelt.

Am 4. Dezember 1459 starb Herzog Adolf VIII., ohne Erben zu hinterlassen. Mit ihm schloß das Heldenalter der schleswig-holsteinischen Geschichte. Was nun geschah, ist bekannt. Um zusammen zu bleiben, wählten die vereinigten

Lande den Schwestersohn des Herzogs, Christian I. von Dänemark, zum Grafen von Holstein und zum Herzog von Schleswig. Das frühere dänische Lehnsherzogtum erhielt jetzt mit Holstein eine gemeinsame Verfassung, so daß nun erst von einer staatsrechtlichen Verschmelzung der vereinigten Lande die Rede sein konnte. — Was in den Privilegien der Herzogtümer niedergelegt und von Christian I. beschworen wurde, das war die Gegenleistung, die der „aus Gunst zu seiner Person" erwählte Fürst den beiden Landen bot. Die alten Landesrechte bildeten den Abschluß einer reichen, inhaltsvollen Geschichte; auf ihnen beruhte aber auch, wie G. Waitz bemerkt, die ganze Zukunft des vereinigten Schleswig-Holsteins. An den alten Landesrechten haben die Schleswig-Holsteiner unerschütterlich festgehalten. Für sie hat ein Lornsen gestritten und gelitten; für sie sind unsere Väter vor 50 Jahren in den Kampf gezogen und haben in schwerer Zeit Trost gefunden in dem Gedanken, für Schleswig-Holsteins Recht und Freiheit gekämpft zu haben. Unbesiegt mußten sie, verlassen von den Großmächten, die Waffen niederlegen. Und als nun 1863 und 1864 in Dänemark stärker als je zuvor der Ruf erscholl: Dänemark bis zur Eider! da begann der letzte Kampf um Schleswig, der für Dänemark ebenso unglücklich verlaufen mußte wie die vielen und schweren Kämpfe in alter Zeit, deren Erinnerung diese Blätter geweiht waren. Schleswig-Holstein wurde frei von Dänemark, und unter der Krone Preußens und des mächtigen deutschen Kaiserreiches werden die Lande zusammenbleiben: Up ewig ungedeelt!



Eine Gildefeier.

Von **J. Schwarz** in Windbergen.

Wer als Fremder unsere kleine, einfach ausgestattete Kirche betritt, dem fällt eine Merkwürdigkeit auf. An dem hölzernen Gewölbe der Südseite sieht er eine Fahne mit gemaltem Eichenlaubkranz nebst der Jahreszahl 1875 und eine Kette aus silbernen Schildern. In der Mitte der letzteren findet sich außerdem ein silberner Vogel mit der Zahl 1762. Es sind dies einige der letzten Erinnerungen an die alte Mobilien-Gilde, die, einst sich über den ganzen Kreis erstreckend, der Konkurrenz anderer Gilden der neueren Zeit erlegen und im Jahre 1881 zu Grabe getragen worden ist. Die Fahne, eine seidene (?) mit verziertem Schaft und einem Ritterhelm, wurde noch bei der letzten Gildefeier 1880 gebraucht. Die Kette ist entstanden, indem der jedesmalige König ein Schild, mit Namen und oft mit Gewerkzeichen oder Hausmarke versehen, hinzufügte. Gegen Bürgschaft wurde ihm dieselbe zur Aufbewahrung eingehändigt. Am Gildetage, beim üblichen Umzuge, trug er sie als „Dank" um den Hals.

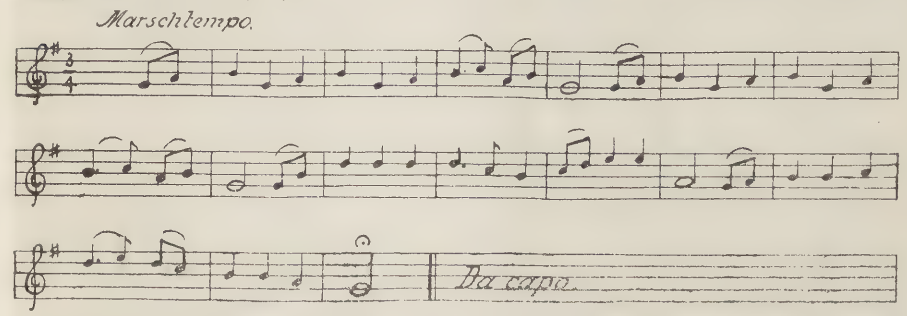
Und die Geschichte der Gilde?

Vor mir liegt ein ledergebundenes, 558 Seiten umfassendes, geschriebenes Buch in Quartformat, dessen vergilbte Blätter eine kulturhistorische Sprache aus längst vergangenen Zeiten reden. Sein langatmiger Titel lautet: „Rechnungs-Buch Betreffend der Windberger Brand und Moeblegilde Worin nicht allein Alle Einnahmen und Ausgaben sondern auch die bey denen gehabten Zusammenkünften gemachten Schlüßen, Und was sonsten der Gilde wegen abgehandelt und beschlossen worden, Von Jahr zu Jahr hineingetragen Wie solches hierin mit mehreren erhellen wird."

Das interessante Aktenstück datiert von 1762, wo zum ersten Male am Montag und Dienstag nach Pfingsten die Gildefeier mit den üblichen Formalitäten, als „Aeltermann, 8. Mann (Achtmänner), Fähndrich, Trabanten und Schaffers" abgehalten worden, und reicht bis 1802. Die Fortsetzung befindet sich unter andern Schriftstücken in einer eigens zu diesem Zwecke angeschafften „Gildelade." In der ersten Versammlung zur Beratung einer Feier wurde „Dethlef Dethlefs in Windbergen per majora vota zum Aeltermann erwehlet." Ferner: „Habe ich Hans Rohde mich erklähret das Schreiber Amt so lange zu übernehmen, weil vor der Hand sich niemand dazu bequehmen wollte." (Dieses Amt scheint anfänglich unentgeltlich übernommen worden zu sein, später wurde es dem „Schulhalter" gegen eine festgesetzte Summe übertragen.)

„Zum Fähndrich ist Johann Peters in Windbergen gleichfalls per vota majora erwählet worden, und (hat) sein Amt zum ersten mal der Gilde 1762. den 7. u. 8. Jun. überaus schön gemacht."

Eine Feier, zu welcher sämtliche Interessenten eingeladen wurden, ward anfänglich alljährlich, später alle drei Jahre und zuletzt alle fünf Jahre abgehalten. Es wurde darüber in einer Versammlung beraten und dabei die jeweiligen Zeitverhältnisse, z. B. Mißernten, teure Zeiten, Landplagen, Kriegszeiten in Erwägung gezogen. Die Feier dauerte mehrere Tage und fand statt im Hause des Ältermanns, wo die große Diele zu einem Tanzsaal hergerichtet war. Mancherlei Vorbereitungen waren zu beschaffen. Pfeifen, Tabak und Gildebier durften nicht fehlen. Fahnenschwinger, König und Trabanten erschienen im Putz. Zelte, Drehorgeln, Karusselle stellten sich ein wie zu einem Markttrubel. Den Glanzpunkt des Volksfestes bildeten das Vogelschießen und das Fahnenschwingen. Geschossen wurde mit den alten schweren Gildebüchsen mit Feuerschloß nach einem mit Eisen beschlagenen Vogel, der auf einer ca. 20 m hohen Stange unter entsprechender Feierlichkeit aufgerichtet wurde. Die Gewinne bestanden in silbernen Löffeln. Vor und nach dem Schießen fand ein Umzug statt, wobei auch Pastorat und Schulhaus beehrt wurden. Zum Fähndrich ward ein junger, kräftiger und gewandter Mann erwählt. Das Fahnenschwingen erforderte viel Übung und Geschicklichkeit. Von dem Fähnrich der letzten Feier wurde er in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht. Da gab's verschiedene Touren. Zu den schwierigsten Manipulationen gehörte es, während des Aufwerfens und Fallens der Fahne mit dem Gildedegen eine aufgeworfene Zitrone zu teilen oder währenddessen eine Pistole abzufeuern. Hauptpersonen waren auch Pfeifer und Trommler — ehrwürdige Gestalten, die schon oft der Feier beigewohnt hatten und mit ihr vertraut waren. Denn zum Fahnenschwingen gehörte eine gewisse, stereotype Melodie, die von alters her von den Vätern auf die Söhne sich vererbt hatte. Soweit dieselbe mir nach fast 17 Jahren noch im Gedächtnis vorschwebt, setze ich sie hierher:



Ist sie sonst irgendwo bekannt? Ertönt sie noch bei andern Festlichkeiten? Werden Gilden noch in ähnlicher Weise abgehalten?



Nachrichten aus den Herzogtümern im Anfange dieses Jahrhunderts.

(Aus alten Briefen.)

(Fortsetzung.)

1805, 7. Januar. Nur die Kaufleute von Hamburg sind zum Umschlag hier, sonst noch niemand. — Der Prinz von Hessenstein wird zum ersten Male den Winter in Kiel zubringen. — Ein Herr v. Bülow hat das Gut Goerz für 72000 ₰ gekauft. — Der Hafen ist fest zugefroren, und man fährt zu Wagen nach Schrevenborn.

— **28. Januar.** Die Versammlung der Ritterschaft ist ruhig verlaufen. Man hat beschlossen, augenblicklich nichts gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft zu thun. — Da Herr Cirsovius als Sekretär der Ritterschaft abgeht, ist die Wahl zwischen Herrn Schrader und Advokat Schmidt. — Man geht jetzt von Eckernförde nach Kiel auf dem Eise und könnte bis Arrö gehen.

— **18. Februar.** Das Gut Gaarz ist von Wulff-Marutendorf an den Prokurator Eggers von der deutschen Kanzlei für 295000 ₰ verkauft. Wulff verdient dabei 60000 ₰. — In der Brunswig ist eine große Schlägerei zwischen 40 Dragonern und 20 Jägern vom Bingerschen Korps einerseits und zwischen Kielern andrerseits auf einem Balle gewesen, und die Bürger haben weichen müssen.

— **11. März.** Auf den Gütern Schmoel, Kühren und Putlos befinden sich königliche Kommissionen, um die Streitigkeiten mit den Insten zu schlichten. Man nennt einen Advokaten, namens Stielke, in Plön und einen in Lütjenburg, die die Ratgeber der Insten sind.

— **18. März.** Es ist eine Broschüre gegen den Kurator der Universität Kiel, Grafen Fr. Reventlow, erschienen, die ihm in Sachen des Herrn Hermes Bigotterie und Fanatismus vorwirft. Dazu haben die Professoren Geyser, Weber und Niemann und der Bürgermeister Jeß und Pastor Fock von der Direktion des Schullehrerseminars sich losgesagt. — Die Studenten von Kiel haben mit Vergnügen sich 14 Tage Ferien gemacht. Ein armer Student, kaum von 3—4 anderen gekannt, starb und sollte einfach begraben werden. Aber die 80 Musensöhne beschlossen anders, und mit 30—40 ℳ für jeden wurde ein prächtiges Begräbnis veranstaltet. Einem Grafen Ahlefeldt von Langeland, dessen Hofmeister der Anstifter von allem war, kostet die Sache 200 ℳ. — Wir hatten und haben merkwürdige Epidemien hier im Lande. Nicht wenige Leute, die sonst damit nicht befallen sind, haben Schwindel und Betäubungen und Schmerzen im linken Auge, womit sie dann nicht sehen können. Die Kinder, meistens von 7—8 Jahren, haben einen Krampf und ersticken in 24 Stunden.

— **25. März.** Man tanzt in Kopenhagen und Kiel eine neue Art Walzer, Hopp-Walzer genannt, bei dem umgetanzt wird.

— **1. April.** Nach Panker zum Prinzen Hessenstein sind 12 Dragoner beordert, da die Insten noch nicht arbeiten wollen. In Kühren sind es die Hufner, die ihre Stellen ganz für sich haben wollen, und in Oppendorf kann der neue Besitzer, Herr Kühl, auch nichts mit den Arbeitern anfangen. — Die Herren Cirsovius und Jacobi verlassen nun auch Eutin, und die Stadt ist ganz verödet.

— **7. April.** Die königlichen Kommissionen sind jetzt überall auf den Gütern. In Sierhagen haben die Bauern des alten Thiemen ihre Kontrakte der Kommission vor die Füße geworfen, und auf den Gütern von Mamsell Schwerdtfeger ist es nicht besser.

— **15. April.** In Sachen des Herrn Hermes sind 2 Broschüren erschienen. Eine: „Urteil des Herrn H." ist in Kiel beinahe vom Polizeikommissar saisiert worden. Die andere, in plattem Deutsch geschrieben, soll von Claudius sein und heißt: „An den Naber mit Rat, von eenen Holsteener!" Die letzte ist für Reventlow und Hermes geschrieben. — In den Herzogtümern ist nun auch eine Pferdekrankheit ausgebrochen, und die Dragoner in Itzehoe sind ebenso wenig, wie die von Hamburg, beritten. — Die Bauern von Farve haben erklärt, sie erkennten keine königlichen Kommissare an, die nicht „en Placken op de Boß" hätten.

— **20. April.** Herr Hermes ist in Kiel angekommen und von Kurator Reventlou in seiner Equipage abgeholt. Da seitdem des Grafen Pferde teils tot, teils erkrankt sind, so hat man in Kiel was zu sprechen.

— **29. April.** Es giebt Gutsherren, die 2—300 ℳ Unkosten von den königlichen Kommissionen haben, die oft nichts ausrichten.

— **6. Mai.** Wir haben noch keinen Frühling, und es ist bitter kalt — Gestern war die erste Vorstellung der französischen Truppe aus Hamburg, die sich über Kopenhagen nach Petersburg begiebt. — Herr Helmers, der neue Besitzer von Noer, hat die Frau eines Ziegelbrenners mißhandelt, so daß sie gestorben ist. Da kann man es dem Kronprinzen nicht verdenken, daß er die Gerichtsbarkeit der adelichen Güter ändern will.

— **27. Mai.** Die Stadt Kiel hatte den Plan gefaßt, einen Kanal nach Itzehoe zu graben, aber das Gouvernement macht Schwierigkeiten. — Das Scharlachfieber breitet sich immer mehr aus. — Das unglückliche Mandat, das die Regentschaft zu Glückstadt am 13. April d. J. erlassen hat, um die Landbewohner zu beruhigen, hat nicht die Billigung der deutschen Kanzlei in Kopenhagen gefunden.

— **17. Juni.** Der Aufruhr in Sierhagen hat damit geendet, daß 5 oder 6 der Aufwiegier in die Karre nach Rendsburg gekommen sind. Die störrigen Bauern von Farve wurden aufs Altenteil gesetzt.

— **25. November.** Der Kronprinz in Kiel beschäftigt sich nur mit Fuchsjagden und mit der Schädellehre des Doktors Gell. — Zwei Offiziere des Infanterie-Regiments des Generals Münnich haben sich in der Kirche zu Schönkirchen so skandalös aufgeführt, daß sie vor ein Kriegsgericht gestellt sind. — Die Einquartierungslast in den Herzogtümern ist ungeheuer.

— **9. Dezember.** Der Hof scheint in Kiel zu bleiben, denn das Schloß ist mit Hamburger Sachen schön eingerichtet, und die Diplomaten finden sich ein. So der englische Herr Garlike, und der österreichische Graf Grüner wird folgen.

— **16. Dezember.** Der Hof in Kiel hat Trauer in Anlaß des Todes des Erbprinzen Friedrich von Dänemark für 8 Wochen. Der Hof ist neulich fast vergiftet worden

durch schlecht verzinkte Kochkessel. Der Kronprinz und die Kronprinzessin haben die Tafel verlassen müssen. — Das Projekt vom Kanal nach der Stör ist wieder aufgenommen worden.

— **26. Dezember.** Die preußischen Offiziere haben in Kiel einen Schiffer gemietet, der sie auf einem kleinen Schiffe, das sie für 180 Louisd'or gekauft haben, nach Danzig bringt. — Der englische Gesandte in Hamburg, Mr. Thornton, hat sich in Flensburg niedergelassen, aber die Engländer wollen ihre Briefe nicht mehr über Husum gehen lassen, sondern über Gothenburg. Monsieur Desangiers, der französische Gesandte in Kopenhagen, ist in Kiel angekommen, um dem Kronprinzen die Blokade der Elbe von seiten Englands anzuzeigen. — In Kiel macht ein Equilibrist großes Aufsehen, der eine Viertelstunde mit den Füßen an dem Plafond geht. Man nimmt einen Magneten an, der ihn hält.

1806, 10. Februar. Die Feten aus Anlaß des Geburtstages des Kronprinzen sind sehr gut ausgefallen. Die dänisch gesinnte Partei, und leider haben wir eine in Kiel, ist unzufrieden, daß der Hof sich hier wohl fühlt. — Der alte Hensler ist gestorben. — Der frühere Professor Cramer hat als Buchhändler in Paris dort Konkurs gemacht.

— **17. Februar.** Der berüchtigte Graf de Woits, dessen Gut Vorstel unter Sequester war, da er sich entfernt hatte, ist von England mit einer halben Million ℳ zurückgekehrt. — Herr Bokelmann hat Perdoel für 240 000 ℳ an Graf Schack verkauft. — Der Kieler Fastenmarkt ist diesmal ziemlich belebt; die Familie Hardenberg hat sich hier niedergelassen.

— **23. Februar.** Unsere Freunde, die Schweden, werden wohl nächstens Lauenburg besetzen. Die Stadt Kiel hat als Sitz des Hauptquartiers unserer Truppen schon 10 000 ℳ für verschiedene Lieferungen ausgegeben, und vor dem 1. Mai soll nichts bezahlt werden. — Unsere Telegraphen sind miserabel und zu kompliziert und konnten nicht einmal den Tod des Prinzen Friedrich vermitteln. Sie sollen an 40 000 Worte und Phrasen vermitteln können, berichten aber oft die tollsten Sachen.

— **3. März.** Herr v. Plessen hat Grünholz an den Amtmann von Bordesholm, v. Buchwald, mit 9000 ℳ Profit verkauft, dafür aber das Buchwaldsche Palais am Eingange der Dänischen Straße für 25 000 ℳ wieder übernehmen müssen. — Der Sturm vom Freitag hat ungeheuren Schaden an Gebäuden angerichtet. — Morgen giebt die Kronprinzessin einen Kinderball, der bis 11 Uhr dauern soll. — Der Hof wird erst im Oktober nach Kopenhagen zurückkehren. Briefe von Stockholm sprechen vom Kriege mit Dänemark.

— **17. März.** Der Graf de Woits in Vorstel ist mit einem reichen Engländer zurückgekommen, dem er sein Gut hat hoch verkaufen wollen. Dies gelang aber nicht, und es wird nun am 19. öffentlich verkauft. Viele Fremde, besonders Hannoveraner, reflektieren darauf. — Das in Kiel errichtete Ehrengericht der Duelle der Studenten wegen ist eingegangen. — Die Ämter Neumünster und Segeberg sind von der Einquartierung befreit, weil keine Lebensmittel mehr dort vorhanden waren. Die Kartoffeln waren von 3—4 ß auf 5 ℳ gestiegen. Selbst ein Schiff im Hafen von Kiel hat Kartoffeln zu 4 ℳ per Tonne verkauft.

— **31. März.** Vorstel ist an den Kanzler Brockdorff für 200 000 ℳ verkauft, obgleich es mit 550 000 ℳ beschwert war.

— **7. April.** Gestern war in Kiel eine große Schlägerei im Schloßgarten zwischen Soldaten und Arbeitern, bei der die ersteren natürlich siegten.

— **14. April.** *Wir haben Schnee und Eis*, und Roggen und Raps, die Hoffnung der Ackerbauer nach 2 schlechten Jahren, leiden sehr. Die Bauern werden ihre Maitagspacht nicht bezahlen und die Pächter ebenfalls nicht. Der Pächter von Westensee, Namens Dreyer, hat sich bereits das Leben genommen.

— **12. Mai.** Im Regimente Oldenburg haben 117 Soldaten eine Klage gegen ihren Kapitän von Gersdorf eingegeben, da er sie unmenschlich behandle. Es ist ein Kriegsgericht eingesetzt. Auch in Rendsburg ist eine Revolte gewesen. Der General Moltke, die Präsidenten v. Moesting und v. Kaas arbeiten an der Errichtung der Landwehr in den Herzogtümern. Jeder hat ein Gutachten abzugeben.

— **23. Juni.** In Kiel und Schleswig geben die Herren Meyer und Hahn Vorstellungen, sog. Phantasmagorien. — In Kiel hat der bekannte Professor Guldberg mit einem Doktor Ryge über den Wert der dänischen Sprache öffentlich disputiert. — Wenn der Zinsfuß auf 5 % steigen sollte, so können wenige Gutsbesitzer sich halten. Auch spricht man davon, die Grund- und Benutzungssteuer auf $12^1/_2$ % zu erhöhen. Im Jahre 1803 wurde sie auch erhöht.

— **30. Juni.** Bei Bramstedt ist ein Lager von 6—7000 Mann zusammengezogen, meistens Husaren und leichte Infanterie. Es werden der preußische General v. Behr und 19 andere Offiziere erwartet. Der General ist bekannt durch seinen unblutigen Feldzug gegen Schweden.

— **22. Oktober.** In Folge der Schlacht vom 18. sind die Truppen disloziert, und es heißt, die Großfürstin von Weimar gehe nach Eutin, wohin auch der russische Gesandte Alopeus geflüchtet ist.

— **2. November.** Der Herzog von Weimar ist auch in Entin, ebenfalls die Herzogin von Braunschweig und die Prinzessin von Oranien. Viele Flüchtlinge kommen in die Herzogtümer, um ein Asyl zu suchen.

— **9. November.** Welche Ereignisse am 6. in Lübeck! In Kiel will man die Kanonen gehört haben! Das unglückliche Zusammentreffen von unsern Truppen mit den Franzosen bei Stockelsdorf hat 12 Dragonern der Plöner Eskadron und 8 Jägern von General Ewald das Leben gekostet. In Plön sind 35 flüchtige Preußen angekommen, die man als Kriegsgefangene behandelt. Auch in Kiel sind viele Flüchtlinge.

— **24. November.** Kiel war in diesen Tagen sehr in Aufregung, da man selbst auf dem Schlosse nicht wußte, was General Mortier, der nun Hamburg mit 8000 Mann besetzte, vorhatte.

— **14. Dezember.** In Neustadt ist ein Schiff mit 2 preußischen Offizieren, von Königsberg kommend, gelandet, und man weiß nicht, was sie wollen. — In Kiel ist ein französischer Courier angekommen, was großes Aufsehen macht. — Herrn Amsink auf Schönweide ist die Gerichtsbarkeit und der Titel als Justizrat entzogen worden. — In Plön residiert nun Prinz Christian mit seiner mecklenburgischen Prinzessin. Es heißt, ihre Aussteuer sei noch nicht bezahlt.

1807, 3. Januar. Der Übergang zum neuen Jahr ist in Plön mit einem Maskenball gefeiert. Die neue Prinzeß scheint nicht viel Takt zu haben; denn ihre Eltern irren in der Welt umher, da fast ganz Mecklenburg vernichtet ist.

— **15. Januar.** Der Kurfürst von Hessen hat sich mit seiner Gräfin Schlotheim in Rendsburg niedergelassen. — Wir haben die angenehme Aussicht, wieder 6 ℛ︀ pr. Pflug zahlen zu müssen. — In Kiel jagen sich die Feten während des Umschlags, und morgen wird ein großes Feuerwerk abgebrannt. Der Herr Hansen von Ascheberg und Pleß von Wahlsdorf werden wohl kaum dem „Einlager" entgehen.

— **2. Februar.** Weizen und Roggen gelten beide 7 ℛ︀ per Tonne und Gerste 11 ß.

— **12. Februar.** Pleß ist auf Anhalten Etatsrats Schrader ins Einlager (die Preetzer Herberge in der Vorstadt) gebracht, hat aber Mittel gefunden, gegen die Kammer im Wirtshause zu protestieren, die nicht seinem Range gemäß sei, und so Aufschub zu erhalten. — Wir werden im Fastenmarkt in Kiel mehrere musikalische Aufführungen haben, ein Konzert von einem Herrn Müller aus Petersburg und ein Oratorium von Mozart.

— **2. März.** Der Verkauf von Wandsbek an den König kommt nun zustande. Der Der Preis ist 300 000 ℛ︀, von denen 168 000 ℛ︀ ausbezahlt werden. Schimmelmann behält das Schloß und einen Teil Land. — Nächstens wird ein Tedeum von Haydn in der Kieler Schloßkapelle aufgeführt.

— **18. März.** Die Feten in Kiel für die Großfürstin, die Erbprinzessin von Weimar, waren brillant. Einen Tag war sie in Windeby beim Grafen Christian Stolberg, und der Kronprinz hatte befohlen, daß sie nur 3 Stunden dorthin fahren solle.

— **27. März.** Der Statthalter, Landgraf Karl von Hessen, hat sein Theater in Schleswig aufgegeben, weil er in Hessen durch die Okkupation so viel verloren hat. — Ich schicke dir das Wochenblatt von Kiel, worin der Artikel des jungen Weber gegen Dr. Brandis steht.

— **8. April.** Die Prinzessin Christian *in Plön ist mit einem toten Prinzen nieder*gekommen. In Mecklenburg haben die Schweden Erfolge gegen die Franzosen gehabt, und der Kriegsschauplatz nähert sich unsern Grenzen.

— **5. Mai.** Es sind wieder zwei Exzesse von Soldaten vorgekommen, was den Kronprinzen so mitgenommen, daß er 3 Tage nicht bei Tafel gesprochen hat. Der eine Exzeß war in Dorfgarten bei Kiel, und der Kapitän Schlotfeld in Kiel hat sich kaum vor dem Tode retten können. Es heißt, daß 6 Soldaten füsiliert werden müssen.

— **23. Juni.** Die Zertrümmerung der russischen Armee bei Friedland am 14. d. M. hat hier in Kiel große Bestürzung erregt, und wir sind mehr und mehr ganz von Napoleons Gnaden abhängig.

— **25. Juni.** Ganz Kiel war aufgeregt, weil es hieß, General Bernadotte sei mit einer Mission von Napoleon angekommen. Der Kronprinz schickte selbst zu Rathlev, ob dort Quartier bestellt sei. — Die Ernte ist bei dieser Hitze und Trockenheit schon im vollen Gange. — Zwei englische Kriegsschiffe haben sich an unserer Küste gezeigt. Mr. Thornton hat seinem Gouvernement von Tönning aus gemeldet, daß Dänemark seine Flotte mobil mache und den Sund sperren wolle. Es ist kein wahres Wort daran.

— **1. August.** Man weiß in Kiel nicht, was man von der englischen 16 Segel starken Flotte halten soll, die Helsingör passiert ist.

— **9. August.** Der englische Minister Jakson ist in Kiel angekommen und hat sich gleich zum Kronprinzen aufs Schloß begeben, mit dem er 1½ Stunden verhandelt hat. Der Kronprinz ist darauf gleich nach Kopenhagen gereist, gefolgt von mehreren Generälen. Die Abreise des Kronprinzen ist so unerwartet für Jakson gekommen, daß er unter Flüchen

Tische und Stühle bei Rathlev umgeworfen hat. Darauf hat er sich auf einem englischen Schiffe im Hafen eingeschifft, da er keine Pferde für 2 Couriere hat erhalten können.

— **16. August.** Der alte König Christian VII. ist glücklich von Kopenhagen entkommen und jetzt in Kolding, worauf er sich nach Rendsburg begiebt. Es ist überall eine Küstenmiliz errichtet.

— **28. August.** Der Kronprinz ist nach Kiel zurückgekehrt, empfing den französischen General Gerard. Es ist eine Ordre erschienen, daß von allen Jägern auf den Gütern ein Korps gebildet werden solle.

— **9. September.** Man weiß noch nicht Bestimmtes, wie es in Kopenhagen aussieht. Man hofft, daß die Garnison einen Erfolg errungen hat.

— **18. September.** In Folge der Kapitulation am 7. in Kopenhagen ist Lindholm nach Paris gesandt. Man begreift in Kiel nicht, daß man die Schiffe nicht versenkt hat, anstatt sie an England auszuliefern. Die Truppen werden bei Heiligenhafen und der Insel Fehmarn versammelt, um nach Laaland übergesetzt zu werden. Der General Waltersdorff und der Kommandant von Helgoland sind bei ihrer Ankunft in Kiel gleich verhaftet. Es wird eine strenge Untersuchung des Verhaltens der Generale am 7. d. Mts. erwartet.

— **9. Oktober.** Lindholm wird jede Stunde in Kiel erwartet. Der General Castenskjold ist vom Kronprinzen gut empfangen worden, ebenso ein Kapitän Hummel von der Artillerie, die sich ausgezeichnet hat.

— **14. Oktober.** Es heißt, daß eine Alliance mit Frankreich abgeschlossen ist. — Wir haben hier um Kiel außer einer Eskadron nur Landwehr an den Küsten, die, schlecht bewaffnet und wenig disciplinisiert, eine wahre Landplage sind.

— **3. November.** Der Kronprinz ist nicht in Kiel, und die Kronprinzessin hat eine Ehrenwache von den Studenten.

— **10. November.** Auf den Sessionen sollen alle von 19 bis 35 Jahren erscheinen. Die von 20 bis 26 werden Linientruppen, die andern Miliz. Dadurch wird das Land fast entvölkert, und der Landwirt hat keine Arbeiter.

— **24. November.** Der Hof in Rendsburg ist recht still, und die Hofherren sagen: Wir sitzen hier auf der Festung; aber es scheint, daß der König bleibt, wenigstens den Winter.

— **4. Dezember.** Das diplomatische Korps geht teilweise von Kiel nach Kopenhagen ab.

Zur Geschichte des Schulwesens in Süderdithmarschen.

Von J. **Doormann** in Kiel.

Am 26. Januar 1740 erschien ein Königlicher Befehl Christians VI. an die Visitatores in Süderdithmarschen wegen des dortigen Schulwesens. Nach voraufgegangenen vielfältigen, langwierig gepflogenen Deliberationen sollte nunmehro die durchgängige Verbesserung des Schulwesens in dem Herzogtum Holstein Königlichen Anteils ohne weiteren Aufschub zum wirklichen Triebe gedeihen und sobald immer thunlich zum Stande gebracht werden, heißt es in diesem Befehl. Sobald es im Frühjahr die Witterung gestatten würde, hatte man allenthalben mit dem Ausbau der vorhandenen alten, sowie mit dem Aufbau der geforderten neuen Schulhäuser zu beginnen. Gegen den Herbst hin sollte alles vollführet sein, damit alsdann die neue Schulhaltung ihren Anfang nehmen könnte. Für die neuen Schulhäuser war eine Breite von 32 Fuß und eine Länge von 78 Fuß vorgeschrieben. Sie mußten außer der Schulstube eine Wohnstube, eine Schlafkammer, eine Vorratskammer, eine Diele — zugleich Küche —, einen Kuhstall und einen Schafstall enthalten, dazu Bodenraum für Korn, Futter und Feuerung. Die Wände waren nach Landesart aus Lehm oder aus Steinen aufzubauen, das Dach sollte mit Stroh gedeckt werden und sowohl alte als neue Schulhäuser mit einem Schornstein zum Dach hinaus versehen werden. Die Kosten für die Herstellung eines neuen Hauses nach dieser Vorschrift schätzte man in der Geest auf 300 ₰, in der Marsch auf 400 ₰.

Hinsichtlich der Besoldung der Schulhalter wurden folgende Bestimmungen getroffen:

1. Jedes Schulhaus ist mit einem von der Commune umzäunten proportionierlichen Kohlhof zu versehen.
2. Alle Eingesessenen eines Schuldistrikts insgesamt, sie mögen Kinder haben oder nicht, sollen ihrem Schulmeister zum Brotkorn überhaupt 6 Tonnen Roggen nach Hufenzahl reichen, wozu die Bötner und Insten pro rata entweder an Korn in natura oder Geld concurriren.
3. In der Marsch verstatten wir denen, so solches noch nicht genießen, die freie Weide auf 1 Kuh nebst ein paar Schafen mit Lämmern; in der Geest aber können sie auf gemeiner Weide 2 Kühe, 6 Schafe mit deren Lämmern, 1 Schwein mit Ferkeln und 2 Gänse mit ihren Jungen des Sommers frei und ohne Hirtenlohn gehen lassen. Wozu

4. die benötigte Winterfutterung an Heu und Stroh nach eines jeden Ortes Erfordern und
5. zur Haus- und Schulhaltung die notwendige Feurung an Holz oder Torf von der Dorfschaft oder dem Schuldistrikt nach des Kirchspielvogts und Kirchgeschworenen Einrichtung zu liefern ist. — Zunächst erlegen
6. die Eltern für ein jedes Kind, welches zur Schule gesandt werden muß und lesen lernt, die Woche 1 ß, für diejenigen so da schreiben lernen $1^1/_8$ ß, werden sie daneben im Rechnen unterrichtet 2 ß, welches Schulgeld sowohl von denen so vom 1. October bis ultimo Martii, als auch von denen, so des Sommers zur Schule kommen, es geschehe solches fleißig oder unfleißig, zu geben ist. Dagegen wird
7. für die erweislich armen Kinder aus der Armenkiste nur die Hälfte solches Schulgeldes gereicht. Ferner giebt
8. jedes Kind, so zum ersten Mal in die Schule kommt, dem Schulhalter zu einem Antrittsgeld 2 ß, daneben alle und jede ebensoviel zum neuen Jahr. Alsdann aber cessiren wir
9. alle andere vorhin übliche Abgift ganz und gar und soll, falls einer oder anderer dergleichen Sammlung noch ferner fortzusetzen sich unterstehen würde, solches mit der suspensio a beneficio auf 4 Wochen bestraft werden. Endlich
10. soll der Schulmeister von allen oneribus personalibus et realibus, wie auch von Vormundschaft, es wäre denn über Prediger und Schuldiener Witwen und Kinder gänzlich befreit sein; doch muß derjenige, bei dessen Dienst sich abgabepflichtiges Land befindet, davon auch fernerhin die onera abtragen.

Als unumgänglich notwendig auch bezeichnete es jener Befehl, die Ausdehnung eines jeden Schuldistrikts auf das genaueste festzustellen. Kein Dorf, kein Hof, kein einzelnes Haus sollte künftig darüber in Ungewißheit sein, wohin es seine schulfähige Jugend zur Schule senden mußte. Wo es die Entlegenheit kleinerer Örter unbedingt erforderte, war es gestattet, für die 6- und 7jährigen Kinder — höchstens auch noch für die 8- und 9jährigen Kinder — Klippschulen einzurichten. Die größeren Kinder waren aber verpflichtet, die Hauptschule des Distrikts zu besuchen.

Mitteilungen.

1. Straßennamen. a. Kattsund. In Kalkars Ordbog til det ældre danske Sprog, Bd. II findet sich bei Kat außer der üblichen Bedeutung auch folgende: Erhebung, Erhöhung auf einem Walle (zahlreiche Belege folgen). Verwiesen ist auch auf Grimms Wörterbuch: Katze. Ich habe bisher keine Gelegenheit gehabt, Grimm einzusehen, finde indes in Heyne, Bd. II, 302b: Katze = in der alten Belagerungskunst eine Art Mauerbrecher, auch ein Gerüst oder Schutzdach dafür; im Festungsbau hohes Werk auf einem Bollwerke — und in Muret, Encyplopädisch englisch-deutsches Wörterbuch I, 395b: cat = 10. frt. ehm. a. bewegliches Schutzdach (für Soldaten bei Belagerungen); b. schweres Holzgerüst mit Stacheln (das auf die Belagerer niederfiel). — Ich vermute, daß der Name mit der angegebenen Bedeutung zusammenhängt.

b. Ramsharde. Ich enthalte mich weislich jeder Deutung und begnüge mich, herzusetzen, was ich darüber gefunden: In dem Aufsatze über Flensburgs alte Stadtmauern von Justizrat Dr. A. Wolff findet sich S. 123 folgende Anmerkung: Diese Benennung des nördlichsten Stadtteils (Flensburgs nämlich) begegnet uns urkundlich nicht vor 1451. Nach dänischem Gebrauche pflegte man einer im Schutze der Festungswerke, aber außerhalb derselben belegenen Straße oder Vorstadt den Namen „Ramsharde" beizulegen. In Flensburg entstand dieser vermutlich erst nach Aufführung der Stadtmauer.... Sie lag jedenfalls schon 1284 innerhalb des im Stadtrechte angegebenen städtischen Jurisdiktionsbezirks. Das dem altnordischen Worte „ram," d. h. stark, fest, beigefügte „herred," Harde, kann ebensowohl auf die Exemtion von dem Hardesgerichte als auf die Zugehörigkeit zu diesem hinweisen oder auch im allgemeinen Sinne als mit „Distrikt" gleichbedeutend gebraucht sein. — In „Ann. for nordisk Oldkyndighed og Historie," Jahrg. 1863, leitet Hauptmann Madsen die erste Silbe des Namens Ramlöse (Ort auf Seeland, Amt Frederiksborg) vom angelsächsischen rima, Kante, Rand, ab und vergleicht damit das altnordische rimi, langgestreckte Anhöhe, als auch die Gattungsnamen Ramme und Rem (Einfassung, bezw. Riemen). In „Aarb. f. nordisk Oldk. og Hist.," Jahrg. 1884, verficht Pastor Selmer eine andere Auffassung. Er meint, es läge näher, ram durch das altnordische hramn, hrafn, Rabe, zu erklären. Zum Vergleich zieht er heran das norwegische Ramsgjer, ehemals Hrafnsgerdi, Ramlo, ehemals Hrafnalo, Ramsö, ehemals Hrafnsey, verweist auf Falkman (Ortsnamn i Skåne), der den Ortsnamen Ramlösa auf dieselbe Weise ableitet, nur daß er das Bestimmungswort als Personennamen betrachtet, und findet endlich, daß wir das nämliche Bestimmungswort u. a. auch in dem häufig vorkommenden Straßennamen Ramsherred haben, welche einst an der Peripherie der Stadt lag, wohin Abfälle und Aas geschafft wurden und die infolge dessen einen beliebten Sammelplatz der Raben darstellte. Joh. Langfeldt, Flensburg.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 11. November 1899.

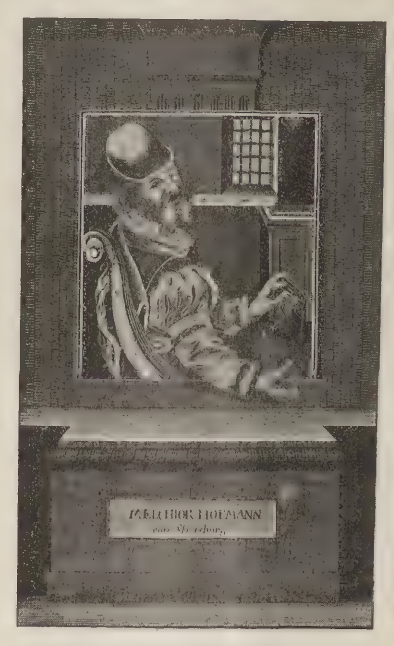
Melchior Hofmanns Aufenthalt in Schleswig-Holstein.

Von F. Konstmann.

I.

Ein unstetes Leben führte der Mann, von dem die Rede sein soll, ein Leben immerwährender Unruhe. Hin und her warf ihn das Schicksal durch die Lande, und überall, wo er auftrat, gab es Leben, Bewegung. Die Geister schieden sich, sobald er auf dem Plan erschien; ein lebhaftes Für und Wider erhob sich, und nicht selten kam es zu Thätlichkeiten.

Unter den Männern der Reformationszeit nimmt er, der Laienprediger in großem Stile, eine eigenartige, bedeutsame Stellung ein. Es lohnt sich der Mühe, den Irrgängen seines Lebensweges nachzugehen. An einem kundigen Führer fehlt es nicht. Unter dem Titel „Melchior Hofmann, ein Prophet der Wiedertäufer,“ hat Friedrich Otto zur Linden im Jahre 1885 ein umfangreiches Werk herausgegeben, das den Gegenstand gründlich behandelt. Auf Grundlage dieses ausgezeichneten Buches sollen hier die Schicksale Hofmanns dargestellt werden. Ein kurzer Blick auf die frühere Wirksamkeit des Mannes wird zum Verständnis nötig sein.



Melchior Hofmann.
Nach einem Stich aus Westphalen, Monumenta. *)

Die Nachrichten über Hofmanns Jugend und seine Entwicklung sind äußerst dürftig. In Schwäbisch Hall in Württemberg wurde er im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts — reichlich 10 Jahre später als Luther — geboren. Die Eltern besaßen nicht die Mittel, den begabten Sohn studieren zu lassen. Nach seiner Schulzeit erlernte er das Kürschner- oder Pelzerhandwerk. Er wurde früh mit der durch Luther begonnenen reformatorischen Bewegung bekannt und wandte sich mit der ganzen Glut seiner leidenschaftlichen Seele der neuen Lehre zu. In Livland, wohin er wohl auf seinen Wanderungen als Handwerker gekommen sein mag, trat er im Jahre

*) Aus dem Werke Alt-Kiel von H. Eckardt entnommen.

1523 zuerst als Agitator für sie auf. Er fand hier ein geeignetes Feld für das Mitwirken eines Laien; denn der kurz zuvor gegründeten Reformationspartei fehlte es an Predigern. Wie der Apostel Paulus nährte er sich durch sein Handwerk. Zur Linden charakterisiert ihn folgendermaßen: „Er besaß jene rücksichtslose Entschiedenheit des Auftretens, jene stürmische Leidenschaftlichkeit, die gepaart mit einer hinreißenden Macht der Rede und gehoben durch körperliche Vorzüge zum volkstümlichen Agitator in hohem Maße befähigt. Wo er auftrat, da sprach der Handwerker zum Handwerker, und seine populäre, schlagfertige Beredtsamkeit zündete mehr als die regelrecht zugeschnittenen Predigten vieler Zunfttheologen, und die begeisterte Hingabe, mit der er für seine Ideen eintrat und zum Märtyrer wurde, machte größern Eindruck, als die studierten Theologen es vermochten, welche für Geld predigten und immerhin durch eine Kluft vom Volke geschieden waren. Dazu imponierte er durch seine große Bibelkenntnis der Menge, welche mit gespannter Aufmerksamkeit seinen im Gewande tiefsinniger Spekulation auftretenden Lehren, seiner scheinbar der ganzen Schrift gerecht werdenden Exegese und seiner ernsten, auf die Kürze der noch vorhandenen Gnadenzeit hinweisenden Predigt lauscht."

Bei alledem hat er an allen Orten, wo er als Prediger auftrat, Haß und Verfolgung auf sich geladen. Es lag dies in der Eigenart seiner Persönlichkeit und seiner Stellung begründet. „Sein stürmischer Eifer verleitete ihn oft zu unbesonnenen, aufreizenden Äußerungen, die leicht Ruhestörungen und Tumulte nach sich zogen. Sein durch den Erfolg wachsendes Selbstbewußtsein, das Pochen auf sein gutes Laienrecht gegenüber solchen Predigern, an denen er die Früchte des Glaubens vermißte, brachten ihn in Konflikt mit den verordneten Dienern am Worte. Dazu kam aber namentlich sein starres Festhalten an gewissen ihm eigentümlichen excentrischen Lehren, die Überschätzung seiner eigenen, vermeintlich durch den heiligen Geist erleuchteten Einsicht gegenüber dem Urteil der studierten Theologen."

In Wolmar, wo er seine Wirksamkeit begann, brach gleich Verfolgung über ihn herein, sodaß er ins Gefängnis geworfen wurde. Er wandte sich nach der Handelsstadt Dorpat und fand hier bald begeisterte Anhänger. Durch seine Predigt gegen den Bildertand reizte er das Volk zum Aufruhr. Am 10. Januar 1525, als der bischöfliche Vogt den immer lästiger werdenden Kürschner ergreifen und gefangen nehmen wollte, kam es zum Straßenkampf, bei dem es Tote und Verwundete gab. Der Vogt sah sich genötigt, ins Schloß zurückzuweichen; aber die aufgeregte Menge drang in die Kirchen ein und zerstörte Bilder und Tafeln, verstärkte sich dann durch Zuzug aus Reval und begab sich bewaffnet gegen das Schloß, das der Vogt räumen mußte.

Der Rat der Stadt beschloß, dem Kürschner nur unter der Bedingung die fernere Ausübung des Lehramtes zu gestatten, daß er sich durch das Zeugnis anerkannter Autoritäten auf dem Gebiete der Theologie über die Richtigkeit seiner Lehre ausweise. Hofmann begab sich deshalb nach Riga und ließ sich von Knöpken und Tegetmeyer, den einflußreichsten Vertretern der Reformationspartei in Livland, eine Bescheinigung geben, daß seine Lehre unverfänglich sei. Dem Rat genügte das Zeugnis nicht; er verlangte ein solches von dem Haupt der reformatorischen Bewegung selber, und so machte sich denn Hofmann nach Wittenberg auf. Hier fand er eine sehr gute Aufnahme. Luther und Bugenhagen fühlten sich durch seinen ausführlichen Bericht veranlaßt, an die Geistlichen in Livland Briefe zu richten, und so sehr wußte Hofmann Luthers Vertrauen zu gewinnen, daß er nicht allein das gewünschte Zeugnis erhielt, sondern auch gewürdigt wurde, den Briefen der Reformatoren ein Pastoralschreiben beizufügen. Aus diesem geht

hervor, daß er zu jener Zeit noch in den Hauptlehren völlig auf lutherischem Boden stand. Er lehrt die Rechtfertigung durch den Glauben, ohne Verdienst der Werke, betont aber mehr, als die Reformatoren es für gewöhnlich thaten, die Notwendigkeit einer Heiligung des Lebens. Er mahnt die Livländer zur Eintracht und warnt vor Aufruhr, zu dem die auch in ihrem Lande verbreiteten schwärmerischen Lehren leicht führen könnten.

Bald, nachdem er von Wittenberg nach Dorpat zurückgekehrt war, zeigte sich ein scharfer Gegensatz zwischen ihm und den Theologen des Landes. Es war schon mißlich, daß ein ungelehrter Handwerker unter ihnen mit ausgeprägtem Standesbewußtsein auftrat. Nun hatte Hofmann auch noch im Tone eines Apostels an die Livländer geschrieben und durch seine Briefe zudem veranlaßt, daß Luther ihnen über ihre Uneinigkeit Vorwürfe gemacht hatte. Dazu kam, daß Hofmann, auf Luthers Zeugnis pochend, ihnen gegenüber einen übermütigen Ton anschlug. Da nun auch seine Lehre mit ihrer Vorliebe für die Apokalypse und die Eschatologie (Lehre von den letzten Dingen) ihnen bedenklich schien, so hielten sie dafür, daß ihm, als einem Unberufenen, die Befugnis zur Verwaltung des Lehramts nicht zukomme.

Hofmanns Verhalten den Geistlichen gegenüber ist nicht zu billigen und hat für ihn selber schlimme Folgen gehabt. Was ihn zu solchem Verhalten trieb, war dies: In der heiligen Schrift, die er sehr genau kannte und überaus hochschätzte, fand er nichts über die Notwendigkeit einer theologischen Vorbildung für das Lehramt. Dagegen bemerkte er mehrfach, daß die Lebensweise der Geistlichen mit ihren Worten nicht übereinstimmte. Er schmähte sie als Bauchknechte, die mehr das Ihre suchten, denn das, was Christi sei, die den Glauben predigten, ihn aber mit der That leugneten. Er betonte ihnen gegenüber den ihm zuteil gewordenen göttlichen Beruf, während sie nur von Menschen berufen seien, und vergleicht sie mit Hagar, der Magd Abrahams, während er für sich die Rolle der Sarah in Anspruch nimmt, über die sich die Magd nicht erheben dürfe.

Auch bemerkte er, daß die Geistlichen gewisse Teile der Schrift unbeachtet ließen, namentlich die eschatologischen Stücke, mit denen er sich am liebsten befaßte. Er hielt sich für den Entdecker tiefer Geheimnisse, die alle auf die Nähe des jüngsten Tages hindeuteten. Der Glaube befestigte sich in ihm mehr und mehr, daß er ein Prophet sei, von Gott berufen, um von der Nähe des Weltgerichts unter erschütterndem Bußruf Zeugnis abzulegen. Mit Vorliebe haftete sein Blick auf den beiden apokalyptischen Zeugen (Offenb. Joh. 11), die kurz vor der Niederkunft Christi auftreten sollen, und der Gedanke gewann Raum in ihm, daß er selbst einer davon sei. Daß nun die Geistlichen, weit entfernt, ihm diese Würde zuzugestehen, nicht einmal seine Befugnis zum Lehramt überhaupt anerkennen wollten, das mußte ihn aufs höchste erbittern.

Der Wortführer der Geistlichen, der ebenso leidenschaftliche Tegetmeyer, schrieb nunmehr Hofmann allein die Schuld an den Ruhestörungen in Dorpat zu. Auch hob er hervor, daß er ein Ketzer sei, dem Pelaginismus verfallen, da er neben dem Glauben die Notwendigkeit einer Heiligung des Lebenswandels betone.

Hofmann war also in den Geruch der Ketzerei gekommen; seine Stellung in Livland war erschüttert. Von Dorpat ausgewiesen, ging er nach Reval, wo er Diener der Kranken wurde. Bald darauf sah er sich des Landes verwiesen.

Trotz des tiefen Risses, der nun zwischen ihm und der livländischen Geistlichkeit entstanden war, blieb Hofmann der Reformationskirche treu. „Es waren ja nur die Trabanten Luthers, mit denen er in Konflikt geraten war; noch stand für ihn die imponierende Gestalt des Reformators selber ehrfurchtgebietend und als unantastbare Autorität da.“

Von Livland begab er sich nun, wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 1526, nach Schweden hinüber, wo er sich in Stockholm niederließ und bis zum Beginn des folgenden Jahres verweilte. Er sagt über diesen Aufenthalt in der Schrift, die er über das Flensburger Religionsgespräch veröffentlicht hat: »Also hatt Gott seinen weg gefertigt in Schweden, das er ist kumen in ein grosse Kauffstatt Stockholm genant; daselbst ist er der teutschen prediger worden eyn zeyt lang.« Aus zwei in Schweden verfaßten Schriften, von denen die größere eine Auslegung des 12. Kapitels des Propheten Daniel ist, lernen wir sein damaliges Lehrgebäude klar erkennen.

Er hält noch fest an der Rechtfertigung durch den Glauben und der Verwerfung des freien Willens, den er für eitel Tand erklärt. Die von Gott vor Grundlegung der Welt zur Seligkeit bestimmten Seelen müssen in das Reich Gottes hinein, und wenn sie Gott auch mit Knütteln hineinschlagen sollte. Die von Gott Verworfenen haben keine Ursache zum Hadern. „Du armer Mensch,“ ruft er einem solchen zu, „wolltest du trotz deiner Prädestination zur Verdammnis denn nicht deinem Schöpfer für deine Erschaffung dankbar sein?“

Die Kirche besteht ihm aus lauter gleichberechtigten Gliedern und hat kein Haupt außer Christo. Die Geistlichen sind die Hirten der Gemeinde, nicht ihre Herren und haben keine andere Vollmacht als die Predigt des Wortes. Die Geistlichen sind aus der Gemeinde zu wählen; die Laien haben volle Berechtigung zum Pfarramte. Wenn man nur die lehren lassen will, die Latein verstehen, so entsteht Schläfrigkeit und Mangel an Wetteifer. Niemand möge glauben, daß nur „die Geschmierten“ (die gesalbten Priester) die Schrift zu erklären vermöchten; der Laie, und wenn es auch nur ein Pelzer ist, vermag es ebensowohl.

Weit verhängnisvoller als seine übrigen Häresien sollte seine in diesen Schriften im Keime schon vorhandene Abweichung von der lutherischen Abendmahlslehre werden. Die Ansicht Hofmanns deckt sich mit keiner der im Reformationszeitalter hervortretenden Ansichten völlig. Insofern er das Sakrament als eine Gedächtnisfeier des Todes Christi und zugleich als eine Feier der innigsten Vereinigung zwischen Christo und dem Gläubigen faßt, stimmt er am meisten mit Karlstadt überein. Die Vereinigung mit Christo kommt nicht durch ein wirkliches Essen des verwandelten Leibes zustande, sondern durch den Glauben an die Verheißung der Einsetzungsworte. Es kann nur der in Wahrheit den Leib Christi empfangen, der wirklich glaubt, daß Christus aller Welt Sünden weggenommen hat und nicht mehr mit Werken umgeht. Die Kraft des Sakraments liegt nicht in den Elementen, sondern in dem Worte. Die Ansicht, daß es ein Opfer sei, verwirft er unbedingt.

Von seiner Vorliebe für die eschatologischen Lehren legt Hofmann auch hier Zeugnis ab. Als Termin für das Ende der Welt setzt er das Jahr 1533 an, das siebente nach der Abfassung der beiden Schriften. Er glaubte für diese Annahme hinreichenden Grund in der Bibel zu finden.

In Schweden scheint das öffentliche Auftreten als Prediger ihm verboten worden zu sein. Gustav Wasa, der Schwedenkönig, schreibt nämlich am 13. Januar 1527, Melchior sei, wie er von andern erfahren, die seine Predigten gehört hätten, sehr phantastisch und in seinem Worte etwas unbedacht. Deshalb scheine es ihm nicht geraten, daß er eine offenbare Predigt vor dem gemeinen Haufen halte. Bald darauf verließ Hofmann das Land und zog zunächst nach Lübeck.

Auch an diesem Orte ward Verfolgung sein Los. Darüber schreibt er selber: »Dan die obersten regenten von Lübeck ganz hart auch nach seinem halss, blut, leib und leben stunden; aber got demselben kürssner durch alle seine feind halff.« Wahrscheinlich ist es durch Hofmanns Auftreten zu Unruhen in der

Stadt gekommen, da sich sonst die scharfe Verfolgung des Pelzers auf Tod und Leben nicht wohl erklären läßt. So mußte er denn aus der Stadt fliehen, und nachdem er mit Mühe seinen Feinden entronnen war, gelangte er nach Holstein.

Er fand in diesem Lande, wie früher in Livland, ein geeignetes Feld für seine Thätigkeit. Prinz Christian, der Statthalter in den Herzogtümern, war ein eifriger Förderer der Reformation, die guten Fortgang nahm. Seine Entschiedenheit nötigte auch seinen Vater, König Friedrich I., zu einem offeneren Eintreten für die Sache, der seine innerste Überzeugung angehörte, die er aber nach der bei seiner Thronbesteigung im Jahre 1523 unterschriebenen Wahlkapitulation bisher nicht hatte fördern können. 1526 erließ der König den Befehl, daß in den Herzogtümern niemand „bei Hals, Leib und Gut um der Religion, päpstlicher oder lutherischer willen einem andern an Leib, Ehren und zeitlichen Gütern Gefahr und Unheil zufügen solle." Endlich kam es 1527 unter dem Einflusse Friedrichs zu dem wichtigen Toleranzedikt von Odense, welches beiden Parteien volle Religionsfreiheit gewährte.

In den Anfang des Jahres, das dem dänischen Reiche diese Wohlthat brachte, fällt die Ankunft Hofmanns in Holstein. Er hat hier wohl zunächst ohne Anstellung gepredigt; in diese Zeit fällt seine zweite Reise nach Wittenberg. Es kam ihm nämlich darauf an, die Reformatoren von der Berechtigung seiner allegorischen Schriftauslegung und seiner eschatologischen Lehren zu überzeugen, und so wandte er sich im Mai 1527 zuerst an Luthers Freund Amsdorf in Magdeburg. Bei ihm fand er aber nicht die erwartete Aufnahme. Amsdorf war ein leidenschaftlicher, jähzorniger Mann, der dem Kürschner gegenüber einen hochfahrenden, schroffen Ton anschlug, so daß es zu einem heftigen Wortwechsel kam und Hofmann den Amsdorf einen aufgeblasenen Geist nannte, worauf ihm die Thür gewiesen wurde. Von Magdeburg wandte er sich nach Wittenberg an Luther selber. „Auch hier mit seinen Träumereien abgewiesen, trat er in leidenschaftlicher Zornesaufwallung die Rückreise an. Sein Weg führte ihn abermals über Magdeburg. Es mag nun damals geschehen sein, daß Hofmann eine Zeitlang ins Gefängnis kam und dabei seine Habseligkeiten verlor. Er hat später Amsdorf die Schuld zugeschrieben und sich hierfür auf Zeugen berufen. Wir dürfen aber wohl der Versicherung des Reformators glauben, daß er an jenem Gewaltakt unbeteiligt gewesen sei." Hofmann kam von allen Mitteln entblößt in Hamburg an, so daß er von einem dortigen Prediger ein Almosen annehmen mußte.

Dennoch mäßigte er sich noch und erwiderte auf eine gegen ihn gerichtete Broschüre Amsdorfs, in der dieser ihn als „falschen Propheten, Lügner und Teufel" bezeichnete, noch „mit aller Liebmut," indem er ihm nur seine Ungerechtigkeit vorhielt.

In Kiel war 1526 die Reformation angenommen worden. Der Prediger der St. Nikolaikirche, Wilhelm Pravest, trat zur lutherischen Kirche über. Ihm wurde nun durch direkte Verfügung Königs Friedrichs I. von Dänemark Melchior Hofmann zur Aushülfe beigeordnet. Dieser berichtet darüber: »Derselb kürssner kam mit weib und kind in das Land zu Holsten, da liess in kuenig Friderich von Dennemark zu im fordern, un wolt seine sermones hoeren. Da er nun gots wort rechtschaffen leert, nam in der kuenig an für seinen diener, und gab im brieff und sigel im gantzen Land zu Holsten das wort gots zu predigen, wo es im geliebet, und befestiget in fürnemlich zum Kyll zu einem prediger, nam all sein hab und gut in seinen schutz, weib, kind und all die seinen, zu handthaben, schützen und beschirmen, in allen rechtfertigen christlichen sachen.«

Ehe die Berufung erfolgte, hatte ihn der König auf die Richtigkeit seiner Lehre hin durch seine Theologen prüfen lassen. So hatte Hofmann nun, ohne

zwar ordentlicher Stadtpfarrer zu sein, einen ziemlich wichtigen Posten inne, der ihm in ganz Holstein freie Missionsthätigkeit gewährte und ihm in einer Stadt ein Wirkungsfeld gab, wo zwar die Reformation einen Anfang gemacht hatte, die immerhin aber doch eines energischen Treibers in hohem Grade bedürftig war.

Es sollte sich in Kiel bald zeigen, daß er zu einer ordentlichen und fruchtbringenden Verwaltung des kirchlichen Lehramts nicht fähig war. Er wandte sich allerlei spitzfindigen Fragen zu, statt die Hauptstücke christlichen Glaubens und christlichen Wandels zu verkündigen. So wissen wir, daß er über die Stiftshütte predigte, in deren kleinsten Teilen er die tiefsten göttlichen Geheimnisse erblicken wollte. Zudem stellte es sich bald heraus, daß er keine Ruhe fand, ehe er sich von irgend einer Seite her Unannehmlichkeiten bereitet hatte, wie Luther sehr treffend über ihn bemerkt hat. Den Haß der Kieler Senatoren zog er von Anfang an auf sich; er hatte sich nicht gescheut, sie auf offener Kanzel Taugenichtse und Diebe zu schelten, die den Galgen verdient hätten. Man braucht sich also nicht zu wundern, wenn er in seiner mehrfach zitierten Lebensbeschreibung sagt: »Er hat vil verfolgung erleiden müssen von den öbersten zum Kyll, welche dan hart entgegen seind der göttlichen gerechtigkeit und warheit.«

Auch das Verhältnis zu seinem Amtsgenossen Wilhelm Pravest wurde bald feindselig; doch gereicht dieser Umstand weniger zu Hofmanns Unehre, denn Pravest war voll Falschheit und Heimtücke. Er gehörte zu denen, die sich früh der Reformation angeschlossen hatten, ohne sich doch ihr von ganzem Herzen zuwenden zu können. Von den alten gewohnten Formen des katholischen Gottesdienstes vermochte er sich nicht zu trennen, und den gewaltigen Fortschritt, der in der Erneuerung des biblischen Evangeliums lag, vermochte er nicht so zu würdigen, daß er dafür einige äußere Unvollkommenheiten mit in den Kauf nehmen mochte. Wäre er nun in den Schoß der römischen Kirche zurückgekehrt, so hätte man einen solchen Schritt nur ehrenwert nennen können. Statt dessen gab er sich zu einer Zeit, wo er der Person und Sache Luthers innerlich schon völlig entfremdet war, den Anschein, als liege ihm das Gedeihen der Reformation sehr am Herzen. In einer Zuschrift an Luther beklagte er sich über die bei den Evangelischen so vielfach hervortretende Sucht, Bilder und andere unschuldige Formen der alten Kirche zwecklos zu zerstören, und bat insbesondere um Verhaltungsmaßregeln gegenüber dem Pelzer Melchior, der sich für einen von Gott berufenen Botschafter des Evangeliums halte und für seine Worte Glauben verlange, wie für das Evangelium selber, obgleich er nicht einmal Latein verstehe.

Luther antwortete unterm 14. März 1528 in sehr freundlicher Weise. Jene Schwärmer hätten sich von seinem Einfluß freigemacht, so daß ihn keine Schuld treffe. Es sei sein Grundsatz, keine Formen zu verdammen, die nicht ausdrücklich wider die Schrift stritten. In Wittenberg habe man die Bilder, die nicht während seiner Abwesenheit zerstört worden seien, den Taufstein, ja, sogar die lateinische Messe mit den alten Riten beibehalten und nur einige Gesänge und die Distributionsworte in der Nationalsprache eingestreut. Vor dem Pelzer Melchior möchten die Evangelischen in Kiel auf ihrer Hut sein und bei dem Magistrat dahin wirken, daß er nicht mehr zum Predigen zugelassen werde, selbst wenn er Briefe vom König vorzeige. Von den Wittenbergern sei er im Zorn geschieden, da man seine Träumereien nicht habe billigen wollen. Zum Lehramte sei er weder fähig noch berufen; man möge ihn meiden und zum Schweigen bringen.

Kaum war Pravest im Besitze dieses Schreibens, so mißbrauchte er es, um papistisches Wesen in unevangelischer Weise aufrecht zu erhalten; auch erfuhr Luther, daß er boshafte Reime auf ihn gemacht und verbreitet habe, um ihn zu verspotten. Da fiel er denn mit einer gehörigen Strafepistel über den tückischen

Gegner her, der ihn in der bei den Papisten üblichen Weise so hinterlistig betrogen habe. Er wolle zwar nicht, daß Melchior Unruhen anrichte; aber noch viel weniger habe es in seiner Absicht gelegen, ihn, den er fälschlich für einen ruhigen Lehrer des reinen Evangeliums gehalten, dazu aufzureizen, gegen die Diener des Wortes, wenn sie auch etwas zu unruhig vorgingen, zu wüten und zu toben; er würde ihn vielmehr gewarnt und zurückgehalten haben, wenn er gewußt hätte, daß er ein Feind der Reformation sei.

Gleichzeitig benachrichtigte Luther den Kieler Bürgermeister Paul Heugen und den Bürger Konrad Wulff von dem Betruge Pravests und bat sie, wenn er den ersten Brief zeige, sich auch den zweiten vorlegen zu lassen, um den Heuchler zu entlarven. Über Hofmann urteilt er in dem Schreiben an Heugen weit günstiger als früher und rügt nur, daß er, der es im Grunde gut meinen möge, etwas zu geschwinde fahre. Pravest zog sich nach dieser Abfertigung in das Kloster Bordesholm, woher er gekommen war, zurück und verfiel wieder gänzlich in den Papismus.

Kaum war Hofmann von diesem Gegner befreit, als der Streit mit Amsdorf aufs neue begann und nunmehr einen Charakter annahm, der jede Versöhnung für immer ausschloß. Amsdorf hatte sich im Mai 1528 einige Zeit in Hamburg aufgehalten, und hier wird er wohl genauere Nachrichten über die Wirksamkeit Hofmanns in Kiel bekommen haben. Er gab nun eine neue Schrift heraus, betitelt: „Das Melchior Hofmann ein falscher Prophet und seine Leer vom Jüngsten Tag unrecht, falsch und widder Gott ist; an alle Heilige und Gläubige an J. C. zum Kiel und ym gantzen Holstein." Was den Inhalt betrifft, so wissen wir, daß er sich gegen die Behauptung wandte, der jüngste Tag werde 1533 eintreten.

In der Entgegnung auf diese Streitschrift, die leidenschaftliche Schmähungen enthielt, überschritt nun Hofmann alle Schranken des Anstandes und der Sitte. Das sehen wir schon aus dem Titel: „Dat Niclas Amsdorff, der Magdeburger Pastor ein Lügenhafter, falscher Nasengeist sey, öffentlich bewiesen durch Melchior Hofmann, Königlicher Wirden gesetzter Prediger zum Kyll, ym Landt zu Holstein. Kyll 1528." Die gegen Amsdorf gebrauchten Ausdrücke lauten: Lügengeist, elender lügenhafter Larvengeist, elender Narrengeist, blutteufelischer Geist, Scorpiongeist, Narrenfex, Narrenmaul, Eselslarve, Geck, grober Esel, grober unverschämter Filz, Gottes Ehrdieb, gottesverächterischer Lästerer, närrisches Schwärmerhirn, falscher öder Bube, aufrührischer, mördischer Bösewicht. Dieses unziemliche Pamphlet rief unter der lutherischen Partei einen wahren Sturm der Entrüstung gegen den rücksichtslosen Kürschner hervor. Luther selbst trat für seinen vertrauten Freund, der noch den Tag von Worms mit ihm erlebt hatte und seither einen sehr lebhaften Briefwechsel mit ihm unterhielt, in die Schranken. Durch einen in seine Heimat zurückkehrenden Holsteiner sandte er einen Brief an Herzog Christian, in dem er den Wunsch aussprach, daß „der Melchior Hofmann sich mäßiglich halte; er möge sein Predigen anstehen lassen, bis er der Sachen baß berichtet wäre." Was er sonst über Hofmann gehört und was dieser selbst durch den Druck bekannt mache, sei derart, daß es zur Genüge erkennen lasse, wie wenig dieser Mann die notwendigen christlichen Hauptstücke berühre, statt deren er „vergebliche Dichterey" lehre.

Auch Amsdorf hat, wie es scheint, auf jenes wutschnaubende Pamphlet in ähnlichem Tone geantwortet. Gegen seine spurlos verschwundene Broschüre schrieb dann Hofmann in niederdeutscher Sprache unter dem Titel: „Dat Nicolaus Amsdorff, der Meydeborger Pastor, nicht weth, wat he setten schriven edder swetzen schal, darmede he syne loegen bestedigen moege unde synen gruweliken anlop. Melchior Hoffman Koninckliker Majestat tho Dennemarcken gesetter Prediger thom Kyll, ym land." Motto: „Se hebben eine kulen gegraven unde synt darin gefallen."

Zur Charakterisierung des Pamphlets diene folgende Stelle aus dem Eingang: »De kloge düre Heldt tho Meydeborch schrifft, unde rhoemet sick ganz hoech, wo he den düvel unde synen Apostel so wol gedrapen hebbe. Ey du fyner dreper, wo schoen heffstu en gesmeten, Wo wel ys doch dem armen Peltzer gescheen, Du hövescher dreper, Du most noch anders daran, Meinstu, dat du de godtlosen Papen vor der handt hebbest, Du werst feylen (fehlen), Schrifft mostu bringen, nasen larvens gylt hyr nicht, mit dreck werstu my neu drepen don, Gades wort nym vor dy, lath sehen wat du kanst.«

Zu gleicher Zeit entspann sich ein Schriftwechsel mit Marquard Schuldorp, einem geborenen Kieler, der 1526 oder 1527 vom König an die Spitze der evangelischen Gemeinde der Stadt Schleswig gestellt worden war. Dieser hatte sich schon vor Ende des Jahres 1527 bei Luther über den Kürschner beschwert, hatte diesem dann persönlich Vorstellungen gemacht und ihn auch von der Kanzel aus angegriffen. Jetzt mischte er sich auch in die litterarische Fehde. Er wirft Hofmann vor, daß er zum Lehramte untauglich sei, da er lediglich mit unnötigen und spitzfindigen Dingen, wie der Einrichtung der Stiftshütte und den Gesichten der Apokalypse seine Vorträge ausfülle; auch verwies er ihm die unziemliche Art, in der er die Behörde von Kiel angreife. Am ausführlichsten aber verbreitete er sich über den Vorwurf, daß Hofmann der Irrlehre der Sakramentierer anhange.

Die Bedeutung der Polemik zwischen Schuldorp und Hofmann liegt in der Heranziehung dieses Punktes. Wir haben schon gesehen, daß Hofmann während seiner Anwesenheit in Schweden in der Abendmahlslehre von Luther abwich. Seine Ansicht hatte sich inzwischen weiter entwickelt, und in zwei Schriften hatte er sie veröffentlicht. Von diesen Büchern, die beide verloren gegangen sind, trug das eine wahrscheinlich den Titel „Inhalt und Bekenntnis vom Sakrament und Testament des Leibes und Blutes Jesu Christi. Kiel 1528." Da er allem Äußerlichen in der Religion abhold war, so nahm er Anstoß an der realistischen Fassung der lutherischen Abendmahlslehre und eiferte gegen die „Sakramentszauberer, die sich rühmten, Gott in ein Stück Brot bannen zu können." Damals war aber der Streit über das Abendmahl, der schon seit 1525 die Geister der Reformatoren schied, in sein akutestes Stadium getreten. Die wichtigsten Streitschriften waren hin und her geflogen; sie hatten die gegenseitige Erbitterung unter den Wortführern der beiden Parteien zu einem furchtbaren Grade gesteigert, und noch war keine Hoffnung auf Beilegung dieses unseligen Streites vorhanden, so sehr die Straßburger Vermittelungstheologen auch für die Anbahnung einer Aussöhnung ihre Kräfte einsetzten. Luther selber duldete bekanntlich hinsichtlich der Abendmahlslehre nicht die geringste Abweichung von seiner Ansicht, und es war daher vorherzusehen, daß die Überführung der Fehde auf diesen Punkt für den Kürschner verhängnisvoll werden würde.

Auf die Schrift Schuldorps antwortete Hofmann mit dem Pamphlet: „Beweis daß M. Schuldorp in seinem Inhalte vom Sakramente und Testamente ketzerisch und verführerisch geschrieben."

War nun die Abendmahlslehre schon an und für sich danach angethan, die Geister jener Zeit in einer für uns kaum begreiflichen Weise aufzuregen, so machte Hofmann dadurch die Sache noch ärger, daß er die Privatverhältnisse seines Gegners vor die Öffentlichkeit zog. Er warf ihm Unrechtmäßigkeit seiner Ehe vor. Schuldorp hatte sich nämlich unter Zustimmung Luthers mit seiner eigenen Nichte verheiratet.

„So hatte die öffentliche Meinung, die ohnehin schon mit der größten Spannung dem Verlaufe des Streites gefolgt war, in dem der ungebildete Handwerker mit den namhaften Gelehrten des Landes sich maß und keinem eine Ant-

wort schuldig blieb, sogar einen pikanten Skandalfall, an dem sie sich weiden konnte." Schuldorp sah ein, daß er den Gegner unterschätzt habe, und Luther wurde genötigt, im Verein mit Amsdorf ihm zu einem kombinierten Angriffe die Hand zu reichen, um die Gewissen vieler, denen eine solche von der katholischen Kirche verpönte Heirat bedenklich vorkommen mochte, zu beruhigen.

In den Streit mit Hofmann, der schon eine so große Ausdehnung angenommen hatte und der immer unerquicklicher wurde, mischte sich zu Anfang des Jahres 1529 auch der herzogliche Hofprediger und Lektor der Theologie zu Hadersleben, Eberhard von Weidensee, ein trefflicher und gelehrter Mann, der bei Herzog Christian in hohem Ansehen stand, und den dieser selber aus Magdeburg ins Land gerufen hatte. Er hatte eine der Streitschriften Hofmanns gelesen, und im Auftrage des Herzogs, dem er sie gezeigt hatte, verfaßte er nun eine Widerlegung unter dem Titel: „Een Underricht na der hilligen Schrift, dem dorchlüchtigen hochgebohrnen Fürsten und Herrn Christian, Ervgenohmen tho Norwegen, Hertog tho Schleswig-Holsteen rc. dorch Eberhard Weidensee gedahn, Melch. Hofmanns Sendebreef, darin he schrivt, dat he nich bekennen konne, dat een stück livlickes Brodes syn Gott sy belangende."

Ein Beitrag zur Rassenfrage in Holstein.

I.

Denen, die sich mit der Erforschung der Rassen Schleswig-Holsteins befassen, werden vielleicht folgende Beobachtungen willkommen sein. Ich kenne allerdings die einschlägige Litteratur zu wenig, um beurteilen zu können, ob es sich wirklich um etwas Bemerkenswertes oder gar Neues handelt.

In dem hamburgischen Dorfe Großborstel waren noch vor 20 Jahren, ehe die Einwanderung aus der Stadt und das Verschwinden des Dorfcharakters die Gegensätze verwischten, zwei Typen in der Bevölkerung zu erkennen. Der eine Typus war gekennzeichnet durch hohen, kräftigen Wuchs und helles Haupt- und Barthaar; besonders fiel der Schnurrbart durch helle Farbe und starke, oft fast struppige Haare auf. Die Hautfarbe war hell, meist mit kräftigem Rot der Wangen. Der zweite Typus zeichnete sich aus durch eine Statur von mittlerer Größe und dunkles Haupt- und Barthaar; allerdings war in der Jugend das Haar meist heller. Die Hautfarbe zeigte einen Stich ins Bräunliche. Auffällig ist es nun, daß die Grundbesitzer, vor allem die Voll- nnd Halbhufner dem ersten Typus angehörten, während die „kleinen Leute," vor allem die Tagelöhner und Kätner, den zweiten Typus repräsentierten. Wo sich unter letzteren Leute vom ersten Typus zeigten, gelang es meistens, nachzuweisen, daß die betreffende Familie früher zu den Großbauern gehört hatte, oder daß es sich um einen jüngeren Sohn aus einer Großbauernfamilie der Nachbarschaft handelte. Die Merkmale beider „Rassen" zeigten sich so beständig, daß beispielsweise ein Mitglied der ersten Rasse, das ein Mädchen der zweiten Rasse heiratete, sieben Kinder vom ersten Typus und eines vom zweiten zeugte.

Wie mir scheint, haben wir im ersten Typus die Nachkommen der siegreichen Eroberer, etwa vom Stamme der Sachsen, im zweiten die Reste des unterjochten Stammes, vielleicht wendischen Blutes, vor uns. — Sollte nicht unter den Lesern der „Heimat" mancher sein, der, z. B. als Lehrer auf einem entlegenen Dorfe, diese Beobachtungen ergänzen könnte? Besonders auch diejenigen, deren Wiege in solch einem Dorfe stand, werden aus den Tagen ihrer Kindheit sich vielleicht der Personen ihres Heimatsdorfes erinnern. Solche Erinnerungen würden um so wertvoller sein, als der Verkehr der Neuzeit solche Gegensätze leicht verwischt. W. Wagner.

II.

Die von Wagner angeregte Frage ist ebenso interessant als schwierig zu lösen. Um ein einigermaßen richtiges Urteil abgeben zu können, müßte man diese braune Rasse in Groß-Borstel wenigstens einmal selbst gesehen oder noch besser sich mit der Kolonisation gerade des Hamburger Gebietes im einzelnen befaßt haben. Da beides für mich nicht zutrifft, so kann ich nur eine Vermutung aufstellen, die mir indessen ziemlich viel Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint.

Abgesehen von den mannigfaltigen Mischtypen finden wir die von Wagner in Groß-Borstel beobachteten beiden Haupttypen ganz allgemein in dem kolonisierten Teile

Holsteins vornehmlich, nebeneinander vertreten. Den kleineren und dunkleren ohne weiteres als wendischen Ursprungs anzusprechen, ist aber nicht angängig, obwohl diese Annahme für manche Striche Ost-Holsteins (z. B. Putloser Heide und Neustädter Gegend) und namentlich Lauenburgs wohl richtig ist. Ein kleines, braunes Bevölkerungselement ist aber, außer durch die Assimilation der im Lande verbliebenen Wenden noch durch die sogenannten Holländer, die im 12. und 13. Jahrhundert wie auch noch späterhin einwanderten, nach Holstein gekommen, Leute, die mit den holländischen Friesen nicht zu verwechseln sind, sondern aus den südlichen Provinzen der Niederlande, auch aus Flamland und Brabant, stammen, also fränkischen und z. T. vielleicht sogar wallonischen Blutes sind. In Ostholstein besetzten die schlechtweg sogenannten Holländer namentlich den Eutiner Gau (Helmold), vereinzelt aber auch das Land Oldenburg, wo urkundlich im 13. Jahrhundert ein Vogt der Holländer genannt wird, ferner die Plöner Gegend, das Fürstentum Lübeck und die Vierlande, von wo aus sie sich weiter im Hamburger Gebiet und so auch nach Groß-Borstel verbreitet haben mögen. Das wäre eine zweite Deutung der Sache. Kleinkäthner und Insten sind außerdem nicht so fest ansässig in einem Dorfe als die Hufner, sondern eine mehr fluktuirende Bevölkerung. Die Annahme, daß sie seit 6—7 Jahrhunderten an demselben Fleck ausgeharrt hätten, ist daher schon aus diesem Grunde wenig wahrscheinlich. Das eingewanderte friesische Element unterscheidet sich von diesen sogenannten Holländern durch größeren Wuchs, blaue Augen, helle Haare und Haut, durch eine lange, schmale, häufig etwas gekrümmte Nase, niedrigen Langschädel und durch einen großen, schmallippigen Mund, lauter Merkmale, die noch heute die Bewohner der von ihnen besiedelten Gebiete, (namentlich Kreis Plön, Oldenburg und Fehmarn) kennzeichnen. Die Süd-Holländer sind dagegen mehr untersetzt, kurzbeinig, volllippig und von nicht so weißer Hautfarbe.

Wer sich genauer über diese Dinge zu orientieren wünscht, findet das weitere in dem anregenden Aufsatze von Dr. Meißner: „Über die Körpergröße der Wehrpflichtigen in Schleswig-Holstein, ein Beitrag zur Anthropologie der Schleswig-Holsteiner" in den Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein, Heft 2, 1889. (Auszug aus dem Archiv für Anthropologie Bd. XIV und XVIII.) — Diese Arbeit, der ich das eben Gesagte größtenteils entnommen, ist um so dankenswerter, als sie meines Wissens bisher die einzige ist, die auf statistischer Grundlage die Rassenfrage in Schleswig-Holstein beleuchtet. Zu bedauern ist nur, daß die Zahl der Beobachtungsjahre etwas kurz bemessen ist und daß Beobachtungen an der Schuljugend dem Verfasser als etwaige Ergänzung nicht haben zur Verfügung stehen können. Historisch zeigt sich Dr. Meißner gut orientiert, wenn er auch die mehr vereinzelten späteren Ansiedelungen süd- und mitteldeutscher Elemente auf dem platten Lande in Holstein wie in Schleswig nicht genügend berücksichtigt, was freilich ein Einzelner schwerlich ausreichend zu übersehen vermag. Beispielsweise sind „die dunkelhaarigen und braunäugigen Menschen in der Hademarscher Gegend" — richtiger: im Orte Hanerau — keine Wenden, sondern Würtemberger, welche der damalige Gutsherr Mannhardt zur Zeit der Kontinentalsperre aus seiner Heimat berief, um hier wollene und baumwollene Waren anfertigen zu lassen. Diese Würtemberger bilden den Grundstock der erst kurz nach 1800 entstandenen Ortschaft Hanerau. Auch mag noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß fremde Soldaten zur Zeit des 30jährigen Krieges, des ersten nordischen Krieges (also „Österreicher" und die übel berufenen Polacken) wie auch in der Napoleonischen Zeit (Franzosen und Spanier) ꝛc. *uns manches Kuckucksei ins Nest gelegt haben*. Dazu kommen in der Neuzeit noch wirkliche und sogenannte Ostpreußen und die Polen.

Was die städtische Bevölkerung betrifft, so ist hier die Zahl der Kleinen und Braunen ganz auffallend größer als auf dem platten Lande und zweifelsohne auf stärkere Einwanderung zurückzuführen. In Hamburg und Lübeck findet sich der größte Prozentsatz. Je weiter man nach Norden geht, desto mehr nimmt die Zahl der Dunklen, auch in den größeren Städten der Herzogtümer, ab. Nur der Kreis Sonderburg macht hier eine Ausnahme, indem hier nach Meißners Beobachtungen die Zahl der kleineren braunen Rasse geradezu überwiegt. Meißner läßt die Frage offen, ob man hierin den Einfluß einer ganz ursprünglich vielleicht im nordöstlichen Schleswig ansäßig gewesenen keltischen, finnischen oder thüringischen Bevölkerung (Warnen wegen der Ortsnamen-Endung: leben) sehen darf oder an die dänische Einwanderung zu denken hat. Ich halte die letzte Annahme durchaus für die richtige, denn angenommen, daß die drei zuerst genannten Völkerschaften hier wirklich angesessen gewesen seien, was für Kelten und Finnen besonders sehr hypothesenhaft ist, so kann doch ihre Zahl (bzw. die Zahl der Verbliebenen) bei der dichten Bewaldung von Alsen und Sundewitt nicht sehr groß gewesen sein. Der Grundstock der dortigen Bevölkerung ist zweifelsohne dänischer Rasse, wie das schon aus den Namen der Bewohner hervorgeht. Die Deutschen sind erst im Anschluß an den schleswig-holsteinischen Adel, namentlich an die Ahlefeldts auf Seegard, etwa seit dem 16. Jahrhundert ins Land gekommen.

Im Landkreise Kiel überwiegen, wie M. konstatiert, die grauäugigen und Mittel-

großen, ohne daß man eine genügende hist. Erklärung dafür geben könnte. Aus den Schulen der Stadt ist weiter die Beobachtung vielleicht nicht ganz unbeachtenswert, daß am Gymnasium, dem ein großes Kontingent aus Beamten- und Offizierssöhnen aller Gegenden Deutschlands gestellt wird, sich erheblich mehr dunkle Typen finden, als z. B. an der Ober-Realschule, deren Schüler in der Hauptsache mehr dem eingeborenen Bürgerstande entstammen, und wenn hier der dunkle Typus vorkommt, so stellt sich bei der Hälfte der nicht allzu zahlreichen Fälle wieder heraus, daß entweder der Vater oder die Mutter des betreffenden Schülers aus Mittel- oder Süddeutschland gebürtig ist. Der blonde und helläugige Typus überwiegt hier jedenfalls so bedeutend, daß der dunkle geradezu als eine Seltenheit erscheint. Allgemeine statistische Beobachtungen über die körperlichen Merkmale der schleswig-holsteinischen Schuljugend giebt es leider meines Wissens nicht. Sie würden eine sehr willkommene Ergänzung des durch die Messung der Wehrpflichtigen gewonnenen Materials bieten, zumal auch ein Teil der weiblichen Bevölkerung auf diese Weise hinzuträte.

Zum Schluß möchte ich noch auf einen dritten Weg, außer dem historischen und statistischen, zur Erforschung der Rassenfrage hinweisen. Es ist dies die Erforschung der Orts- und Flur- wie der Personennamen, und zwar weniger mit Bezug auf ihre Bedeutung als auf ihre Herkunft, also die vergleichende Namenforschung. Allerdings ist das nötige Material zu dieser Arbeit sehr schwierig zu beschaffen. Man müßte nämlich nicht nur möglichst vollständige Verzeichnisse der Flur- und Personennamen der einzelnen Kirchspiele Schleswig-Holsteins sich verschaffen — und zwar aus möglichst alter Zeit (Flurkarten, Kirchen- und Erdbücher), sondern auch in Holland, Friesland, Westfalen, woher bekanntlich der größte Teil der Eingewanderten stammt, sammeln und nachher Vergleiche anstellen. Die Resultate werden meines Erachtens ganz überraschend sein, doch fürchte ich, daß die Sache aus dem eben genannten Grunde noch gute Weile haben wird. Mögen wir uns daher vorläufig auf die Überlieferung, sei es schriftliche oder mündliche, in den einzelnen Gegenden beschränken und zunächst für ihre Sammlung Sorge tragen. Jede Einzelbeobachtung ist ein weiterer Baustein zum Ganzen. Dr. Gloy.



Nachrichten aus den Herzogtümern im Anfange dieses Jahrhunderts.

(Aus alten Briefen.)

(Fortsetzung.)

1808, 26. Januar. Kiel bereitet sich auf die Festlichkeiten der Geburtstage des Königs und des Kronprinzen vor.

— **12. Februar.** Am Geburtstage des Königs ist bei der Table d'hôte bei Rathlev ein Streit zwischen dem Polizeimeister und den Gästen entstanden, weil letztere recht unpassende Couplets singen wollten. — Die Dänen hetzen stets gegen die armen Holsteiner; so hat ein Prolog im Theater zu Kiel am Geburtstage des Kronprinzen, von einem Dr. Bielefeldt verfaßt, in dem der Prinz ein Biedermann genannt wird, bei den Dänen Mißfallen erregt, da der Prinz ein „Dannemann" sei! Ein dänisches Blatt behauptet, die Herzogtümer hätten zu wenig zur neuen Flotte beigetragen, wo hier selbst die Dienstboten ihr Scherflein gegeben haben. Es wird wohl Herr Goldberg sein, der das Blatt inspiriert hat. Der Kronprinz, der über 2 Jahre in Kiel gelebt hat, denkt anders.

— **1. März.** Die Aushebungen machen noch viel böses Blut, denn nicht die Familienväter der Bauern und Tagelöhner sind frei. Dabei die Durchmärsche der Franzosen unter Bernadotte, die noch immer fortdauern und erst im April Seeland erreichen werden.

— **15. März.** Der Tod des Königs Christian VII. in Rendsburg kam sehr unerwartet. Er soll beim Anblick der durchmarschierenden Spanier einen Schreck und Schlaganfall erhalten haben. Der noch in Kiel gebliebene Teil der Diplomaten ist nicht sehr davon erbaut, nach Kopenhagen zu müssen, wo sie dem Kriegsschauplatz so nahe sind, da ja eine Deklaration unseres Hofes gegen Schweden erschienen ist.

— **18. März.** In Kiel ist große Cour, um der Kronprinzessin als Königin zu gratulieren, obgleich 6 Monate Trauer angesagt ist.

— **25. März.** Die französischen Truppen im Eutin'schen gehen fort, und dies soll auf Bitten Kaiser Alexanders für den Herzog von Oldenburg geschehen sein. Der alte Thienen auf Sierhagen ist, als er in Löhrstorf war, um 5000 ℛ in Bankbillets bestohlen worden.

— **30. März.** Die Expedition nach Schonen ist ziemlich aufgegeben, was großes Aufsehen in den Herzogtümern macht. Alle Truppenmassen sind auch hier sistiert.

— **9. April.** In Rendsburg ist man mit der Aufstellung des Sarges des Königs

beschäftigt, da man die Leiche wegen schlechter Einbalsamierung nicht ausstellen kann. — Die kleine Prinzessin Wilhelmine ist heute in Kiel vacciniert worden.

— **6. Mai.** Die Trauerfeierlichkeit am 14. d. M. in Rendsburg habe ich mitgemacht; die 12 Obersten konnten den 1100 ℔ schweren Sarg kaum tragen. Stets mußte er niedergesetzt werden und konnte dann nicht ohne Hülfe wieder aufgehoben werden. Der Thronhimmel, von den Herren Brockenhuus, Ahlefeldt-Dehn, Sehestedt und Amtmann Schlenbusch getragen, konnte nicht in die Kirchenthür hinein und brach in 3 Stücke. Die Tour vom Gouvernementsgebäude bis zur Kirche, einige hundert Schritt nur, brauchte 1¾ Stunden Zeit. Dabei dauerten die Rede des Superintendenten Adler und eine Cantate von Herrn Knudsen ¾ Stunden und vorher eine Collation volle 2 Stunden. Der Herzog von Augustenburg war der einzige anwesende Prinz, da der Landgraf einen Gichtanfall hatte. — Es heißt, es soll ein Lager von 8000 Mann in Rendsburg errichtet werden, und man erwartet den Prinzen von Pontecorvo[1]) dort.

— **25. Mai.** Alle Chirurgen und Ärzte in den Gütern sollen zum Dienst in der Armee und Flotte herangezogen werden, und man scheint wenig Rücksicht auf die Krankheiten der Bewohner der Güter nehmen zu wollen. Dabei diese Einquartierung, und oft welche? Die Jäger von Jütland, sowohl zu Pferde als zu Fuß sind ohne alle Disziplin. Sie verlangen dreimal am Tage warmes Essen und erhalten kein Brot.

— **26. Mai.** Man erfährt nun die Gründe des Abschiedsgesuchs des Kurators der Universität Kiel, des Grafen Reventlow-Emkendorf. Es sind die Geschichten wegen des Lehrerseminars in Kiel und die verfehlte Berufung des Herrn Hermes aus Berlin. — Der alte General von Binzer, der seinen Abschied ebenfalls genommen, wird in Kiel wohnen.

— **31. Mai.** Herr v. Ahlefeldt-Olpenitz und Rantzau-Breitenburg begeben sich von Seiten der Ritterschaft nach Kopenhagen, um den König zu bitten, die Privilegien ebenso wie sein Vater zu bestätigen. Graf Dernath ist dem Prinzen Pontecorvo, der sich in Hadersleben langweilt und wohl nach Hamburg geht, zugeteilt.

— **14. Juni.** Gestern mittag habe ich auf dem Schlosse zu Kiel mit dem Prinzen von Pontecorvo gegessen, der von Rendsburg gekommen war, um der Königin seine Aufwartung zu machen. In Russee wurde er von den königlichen Equipagen abgeholt und von Husaren eskortiert. Mit ihm war General Gerard hier. Der Prinz geht nach Flottbek.

— **8. Juli.** Hier ist eine Kollekte für Norwegen angestellt. Am liebsten senden wir Butter und Käse hin, denn letztere sind beinahe unverkäuflich, denn das Geld wird nachgerade rar.

— **26. Juli.** Das berüchtigte Regiment der Belger, kommandiert vom Prinzen Ahrenberg, ist in Eckernförde. Es hat ca. 600 Pferde. Die Kirche zu Borby ist Heu- und Strohmagazin geworden. — Da man in Kopenhagen alle Briefe aus der Fremde öffnet, möchte ich wissen, ob es auch mit denen aus den Herzogtümern geschieht.

— **6. August.** In Rothschild und überall in Seeland haben die Spanier nicht den Eid an den König Joseph Bonaparte leisten wollen. Der General Tririon mußte sich in den Dom von Rothschild retten und entkam nur in unserer Uniform und mußte einen von seinen Adjutanten getötet, den andern verwundet werden sehen.

— **12. August.** Gegen die Generale, die sich am 7. September in Kopenhagen so schlecht gemacht haben, ist auf Todesstrafe, welche aber wohl nicht ausgeführt wird, erkannt.

— **18. August.** Die kühne Art, wie die Engländer das spanische Corps entführt haben, macht überall großes Aufsehen. Die braven Spanier haben ihr Geheimnis treu bewahrt und kein einziger Verräter ist zwischen ihnen gefunden. Die Kavallerie hat vielfach ihre Pferde in Stich gelassen, vielfach dieselben getötet. Der Prinz Pontecorvo, der ruhig in Travemünde badet, mag einen guten Schreck bekommen haben.

— **11. Oktober.** Die Deputation der Ritterschaft nimmt die Privilegien im Original mit nach Kopenhagen, um sie von Friedrich VI. bestätigen zu lassen.

— **1. November.** Der König ist unerwartet zum Besuch der Königin in Kiel angekommen und hat trotz der Engländer die Belte glücklich passiert, nur einmal 16 Stunden warten müssen. Mehrere Male aber ist sein Wagen zerbrochen und sind seine Adjutanten umgeworfen, so daß sein aide de camp v. d. Mars noch eine Kopfwunde hat. Der Wagen, in dem der König in Kiel einfuhr, konnte nur noch in Schritt gefahren werden.

— **11. November.** Das Verbot, viele Sachen gar nicht ausführen und einige auch nicht einführen zu dürfen, hat in den Herzogtümern große Bestürzung erregt. Manche Kaufleute erklären, Bankerott machen zu müssen. Das Verbot der Einfuhr von Salz und Seife ist sehr hart.

1809, 7. Februar. Der Ordenssegen von Königs Geburtstag ist ja auch nach Kiel gelangt. Natürlich sind manche unzufrieden, aber recht zufrieden damit, daß der

[1]) Bernadotte.

Holsteinerfresser, Professor Guldberg, leer ausgegangen ist. Die Blockade der Engländer an unsern Küsten hat schon wieder trotz des Eises angefangen.

— **10. März.** Also der Krieg zwischen Österreich und Napoleon ist unvermeidlich? Gewiß werden auch wir davon berührt werden, wenn es auch sehr angenehm war, daß die fremden Truppen nach Sachsen abmarschiert sind.

— **22. März.** Der Prinz von Pontecorvo ist von Hamburg abgereist und begiebt sich nach Sachsen. Aus besonderer Gnade hat Altona ein holländisches Bataillon erhalten, und die Hansestädte behielten französische Garnison. — Zwei schwedische Offiziere sind in Rendsburg angekommen, und Lindholm ist dorthin gegangen, sie zu begrüßen und über die Revolution in Stockholm zu befragen. Sie begaben sich nach Paris. — Der König wird wohl nicht lange mehr in Holstein bleiben, und hoffentlich wird nun bald Friede mit Schweden werden.

— **7. April.** In den Herzogtümern gehen vielfach Gerüchte über die schlechte Aufführung der Prinzeß Christian in Kopenhagen.

— **24. April.** Aus holländischen Briefen ersah man seit einiger Zeit, daß die Engländer eine Expedition nach dem Norden Deutschlands vorhaben. Unser Gouvernement, für die Elbe fürchtend, will Rendsburg besser besetzen, und die Truppen unter dem General Ewald marschieren dorthin.

— **2. Mai.** Es besteht seit einiger Zeit der Plan, die Prinzeß Julia von Hessen, Schwester der Königin, Äbtissin vom Kloster Itzehoe werden zu lassen, was allgemeinen Beifall findet. — In Hessen und Hannover gärt es unter den Bauern, die sich zu bewaffnen anfangen. In Kiel schmeichelt man sich, daß die Stadt Hauptquartier wird, was ich jedoch bezweifle.

— **22. Mai.** Der Regen fehlt überall, und die Saaten wollen nicht wachsen. — Also unsere Truppen sollen sich dem Corps gegen Major von Schill anschließen und nach Mecklenburg marschieren? Die Husaren und Jäger sind durch Lübeck marschiert.

— **5. Juni.** Bei der Affäre von Stralsund am 31. Mai haben wir Leutnant Jesmiin von der Kavallerie und L. Hancke von den Husaren verloren, und Schill ist von der holsteinischen Kavallerie getötet worden.

— **18. Juli.** Der alte Thienen, Besitzer von so vielen Gütern, ist im hohen Alter gestorben. Es ist ja allgemein bekannt, daß derselbe in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit Fräulein Sch. in Holland eine große Erbschaft gehoben hat. — Die Prinzessin Julia von Hessen ist zur Äbtissin in Itzehoe gewählt worden, und die Ritterschaft schenkt ihr dort ein Haus, das 6300 ℛ︁ kostet. — Ein Herr Heidorn macht jetzt Landkarten für die Regierung. Er verlangt aber von den Gutsbesitzern 3 Mann und einen Wagen den Tag, und wir haben die Pflicht, ihn zu logieren und zu beköstigen — ohne Entschädigung.

— **27. Juli.** Die Erwählung des Prinzen Christian August von Augustenburg zum Kronprinzen von Schweden macht hier großes Aufsehen, da er so lange in Norwegen gegen die Schweden gekämpft hat.

— **4. August.** Man ist hier nicht sehr erfreut, daß unsere Truppen nach der Expedition gegen Schill auch nach der Weser marschieren, da man der Meinung war, daß die Grenzen nicht überschritten werden sollten. — Die Stadt Tönning ist durch die Ankunft von 16 amerikanischen Schiffen erfreut worden, die mit Kolonialwaren und andern notwendigen Artikeln ankommen. Man hofft, daß sie Getreide wieder kaufen, wenn das Gouvernement es uns erlaubt. Man sieht auch in Husum und in Friedrichstadt noch viel englische Sachen von den Zeiten von 1803—6 her, besonders in den Häusern, die nach englischer Art comfortable eingerichtet sind.

— **3. November.** Die freie Ausfuhr von Weizen hat nicht viel Folgen gehabt. Ein einziges Schiff mit 2200 Tonnen Weizen ist von Tönningen abgegangen und war nach Holland deklariert. Die Preise sind noch sehr niedrig, und ich sehe dem Ruin vieler Landleute entgegen. — Also die Königin hat Kiel verlassen und ist nach Kopenhagen gegangen! Welcher Verlust für Kiel und die Herzogtümer!

— **10. November.** Die Prinzessin Christian von Dänemark hat ein Liebesverhältnis mit einem Exschauspieler Du Puis angefangen und wird vorläufig nach Altona geschickt, um nach Mecklenburg zu retournieren. — Der Friede mit Schweden ist eingeleitet. Vor der Mündung des Kanals liegen 2 französische Korsaren, die auf Rechnung des französischen Gesandten in Hamburg, Bourienne, equipiert sind. Sie nahmen neulich sogar ein Schiff von Kiel weg, und als der Eigentümer sich beklagte, wurde geantwortet, er könne sich an den Kaiser Napoleon wenden.

— **24. November.** Die Friedensaussichten haben schon eine Reduktion der Truppen bewirkt, und einzelne Bataillone werden auf 120 Mann gesetzt.

— **5. Dezember.** Der Prinz von Holstein-Beck heiratet die Prinzessin Luise von Hessen, Schwester der Königin. — In den Herzogtümern herrschen viele Krankheiten, besonders Scharlach. — Das Landkommissariat in Kiel wird zu Neujahr aufgehoben, und es

bleibt nur ein Kriegskommissar dort, obgleich seit dem 1. November 1807, also 2 Jahre, nichts für die Einquartierung usw. bezahlt ist.

— **27. Dezember.** Das Jahr geht zu Ende, und was wird das neue uns noch bringen? Also der Kaiser trennt sich von seiner Gefährtin! —

1810, 3. Januar. Der Prinz Christian von Augustenburg wird sich nun bald nach Stockholm begeben, und der Prinz Friedrich von Hessen, Sohn des Landgrafen Karl, wird ihn ersetzen. Unser Umschlag geht langsam, und man fürchtet sehr für Baron Eggers und Amsink-Schönweide. Wir werden mit blauen dänischen Zetteln überschwemmt, und während die alten vom Gouvernement eingezogen sein sollten, werden schon neue ausgegeben. Das Land wird nicht lange mehr die neuen Auflagen und Steuern ertragen können. — Das Theater ist recht schlecht in Kiel, und die Schauspieler haben die Wut, Heldenstücke zu geben. So wurde Wilhelm Tell erbarmungswert gegeben.

— **18. Januar.** Bei der Versammlung der Gutsbesitzer der Herzogtümer ist vom Konferenzrat Wendt ihnen der Vorschlag gemacht worden, für eine Million Thaler für Se. Majestät gutzusagen! In 5 Jahren solle die Summe zurückgezahlt werden, die wir selbst aufzubringen haben. Welche Maßregel und dabei welches Fallen der Preise der adligen Güter! Muggesfelde hat bei einem öffentlichen Verkauf nur 95 000 ℳ gebracht, während es mit 147 000 ℳ belastet ist. Der Umschlag ist noch nicht beendet, und einigen Herren fehlten 20—30 000 ℳ. Man nennt den jungen Qualen-Damp und v. Rumohr in Sehestedt sehr in Not. Der Roggen gilt 5 ₰ und der Weizen 6 ₰. Dabei geben die Häuser H. und P. noch immer Bälle und Feten! Graf Ahlefeldt-Laurvig hat garnicht bezahlt und viele Leute in Ungelegenheit gebracht. Die Wucherer nehmen 24 ℳ Zinsen für 100 ℳ oder 15 ℳ Provision und 6 % Zinsen. Wird nächstes Jahr noch in Kiel ein Umschlag sein —!

— **12. Februar.** Die für die Anleihe von 1 Mill. ℳ von seiten des Königs von uns eingesetzte Kommission hat natürlich Unterhandlungen mit Herrn Wendt beschlossen. Man wird aber die Herzöge von Augustenburg und Oldenburg und den Landgrafen von Hessen mit heranziehen.

— **29. März.** Die Prinzessin Christian von Dänemark ist nach Horsens in Jütland verbannt worden und wird dort 18 000 ℳ Revenuen beziehen.

— **29. April.** Auch hier spricht man nur von der Demission der Grafen Christian und Joachim von Bernstorff. Damit ist die Niederlage der deutschen Beamten in Dänemark beschlossen, und der Däne Baron v. Rosenkranz und der Däne Moltke werden sie ersetzen.

— **12. Mai.** Der Herzog von Augustenburg hat sich nach Ramlösa begeben, um dort seinen Bruder, den Kronprinzen von Schweden, zu besuchen.

— **31. Mai.** Der Kronprinz von Schweden ist am 28. d. M. im Lager von Bonarp, von einem Schlage betroffen, gestorben.

— **5. Juni.** Man zweifelte zuerst nicht, daß der Herzog Christian von Augustenburg vergiftet worden sei, doch scheint es nicht der Fall zu sein, obgleich man im Magen ein Stück unverdauter Schokolade gefunden hat, das man freilich nicht einer Untersuchung für wert gehalten.

— **12. Juni.** *Man arbeitet noch immer an der* Wiederherstellung des Kredits der Gutsbesitzer, ohne vorwärts zu kommen. Wir haben hier keinen Friedrich den Großen, der einem Schlesier 1 700 000 ℳ zu 3 % vorstreckte, sondern einen König, der selbst bei uns Anleihen macht. Dabei haben 13 Güter, davon mehrere in ritterschaftlichen Händen, militärische Exekution, da sie nicht die Kontributionen bezahlt haben. An 30 Konkurse von Besitzern werden erwartet.

— **12. August.** Man ist hier sehr neugierig, wie sich die Sachen in Schweden zu Orebro gestalten werden. Unser Gesandter in Stockholm, v. Dernath, wirbt für den König Friedrich VI., und andere nennen den Herzog von Augustenburg! — Die Ernte, die reif ist, kann des starken Regens wegen nicht gemäht werden. — Also wieder eine neue Zolllinie in den Herzogtümern, aber gottlob! nicht mit französischen Douaniers.

— **30. August.** Also der Prinz von Pontecorvo Kronprinz von Schweden! Wäre es nicht besser gewesen, unser Gouvernement hätte den Herzog von Augustenburg unterstützt, anstatt sich selbst für den König Hoffnung zu machen und den Herzog mit Kriegsschiffen in Alsen bewachen zu lassen! Man nennt einen Agenten, frühern französischen Konsul in Gothenburg, namens Fournier, der in Paris mit den gefangenen Grafen Mörner und Cederström alles gemacht hat. — In Kiel sind die Bürger sehr angst, daß sie in die neue Konskription mit eingeschlossen sind.

— **3. September.** Der Engerlingfraß ist sehr bedrückend bei uns, und die Felder bringen nichts. Es sind traurige Zeiten! — Neulich sah ich in Eutin das Atelier des berühmten Malers Tischbein; sein „Abschied Hektors von Andromeda“ und sein Bild „Jesus segnet die Kinder“ sind sehr schön. — Der französische Gesandte Didelot in Kopen-

hagen hat die Herzogtümer angeklagt, heimlich Handel mit England über Helgoland zu treiben, wovon kein Wort wahr ist.

— **2. Oktober.** Der Kieler Michaelismarkt fängt mit schlechten Aussichten an. Das Korn ist beinahe unverkäuflich, und nur die Butter hat noch einen Preis. Die Schweine sind sehr wohlfeil, und die Käse gelten in Kappeln gegen 11 ß. Die Witterung hat das Säen begünstigt, aber die Trockenheit viele Mäuse hervorgebracht.

— **20. Oktober.** Von Kopenhagen meldet man die Anwesenheit des Prinzen Pontecorvo. Man hat dort gute Miene zum bösen Spiel gemacht und ihn gut empfangen. In Helsingör hat er im Hause des schwedischen Konsuls seine katholische Religion abgeschworen. In 14 Tagen kommen die Prinzessin Pontecorvo und Prinz Oskar dort.

— **13. November.** Auch in Kiel wurde Hochzeit der Prinzessin Charlotte von Hessen gefeiert.

— **20. November.** In der von der schleswig-holsteinischen Kanzlei übernommenen Redaktion des Königl. Altonaer Almanachs sind eine Menge Unrichtigkeiten und Fehler zu finden, da man sich nicht die Mühe gegeben hat, Berichte und Erkundigungen über die Güter einzuziehen.

— **8. Dezember.** In Kopenhagen versucht man die letzten Deutschen im Gouvernement, wie z. B. den Finanzminister Grafen Schimmelmann, zu stürzen, was aber diesmal noch nicht gelungen ist. Dort ist das erste neue Linienschiff vom Stapel gelaufen und hat den Namen „Phönix" erhalten.

— **23. Dezember.** Das Dekret Napoleons vom 16. Dezember mit der Einverleibung der Hansestädte, Oldenburgs usw. ins französische Reich ist noch immer das Tagesgespräch, und man will noch immer nicht glauben, daß der Herzog von Eckmühl, Marschall Davoust, Gouverneur der 3 Departements ist. — Auch in Dänemark soll Geldnot sein, und der Termin vom 12. Dezember ist vielfach nicht inne gehalten. Dabei erhalten die dänischen Gutsbesitzer viermal so viel für ihr Korn als wir und haben viermal so wenig Abgaben, als wir in den Herzogtümern. Es soll ein neues Papiergeld geschaffen werden, welches das Leihinstitut in Kiel ausgeben soll. Damit sollen die schuldigen Kapitalien der Gutsbesitzer ausbezahlt werden, und wer sie nicht annehmen will, muß noch 1 Jahr warten. Werden die Fremden unter diesen Umständen ihr Geld in unsern Gütern lassen? Solche Maßregeln untergraben jeden Kredit!

1811, 23. Januar. Der Umschlag ist sehr still, und die Geldschwierigkeiten sind zahllos. Das Gouvernement hat unsern Kredit total mit seinen Assignaten verdorben, und die Hamburger und Lübecker Geldnegotianten haben 200 000 ℛ︁, die sie bei uns anlegen wollten, zurückgezogen! Einer unserer reichsten Edelleute, Blome von Hagen, wäre beinahe ins „Einlager" gekommen, weil er nicht 60 000 ℛ︁ in Assignaten aufnehmen wollte. Graf Christian Stolberg von Windebuy ging es fast ebenso. Doch das Spiel geht bei Rathlev lustig fort. Ein Herr v. Plessen aus Mecklenburg hat vom Minister Hammerstein 12 000 ℛ︁ gewonnen! — Ein Deklamator und Mimiker, Patrik Peale, giebt hier hübsche Vorstellungen. Es soll ein Herr von Seckendorf, Kammerpräsident in Hildburghausen, sein.

— **22. Februar.** Herr Potalis, dessen Frau eine Comtesse Holk, die in Emkendorf erzogen wurde, ist bei Napoleon in Ungnade gefallen. — Ebenso wie in Oldenburg sind in Hamburg und Lübeck alle Kassen unter Siegel, und man hat Anleihen machen müssen, damit die Maschine nicht stille steht.

— **13. März.** Mit Schweden, das doch allein nur den Frieden mit England vermitteln kann, sind Streitigkeiten wegen der dänischen Piraten ausgebrochen, die jetzt glücklich beigelegt sind. Es waren schon Kriegsgerüchte im Schwange, da der General Ewald von Rendsburg nach Kopenhagen berufen wurde. Dies alles wäre nie passiert, wenn noch Graf Bernstorff Minister des Auswärtigen wäre. — Die Minister von Sachsen und Preußen haben namens der Familie Reuß gegen den Verkauf des hiesigen Fideikommißgutes Reuß protestiert, was aber ihnen nichts nützen wird, da der König seine, dem Prinzen Reuß Vater geliehenen 400 000 ℛ︁ verliert. Unser Gesandter in Rußland, C. Blome, hat eine Anleihe auf seine Güter Heiligenstedten usw. von 100 000 ℛ︁ gemacht, um in Rußland durch den dortigen Cours zu gewinnen. — Es wird hier noch stets in Kiel an dem Plan gearbeitet, den Kredit der Gutsbesitzer zu heben, und es sind Pläne von Graf Christian Rantzau auf Dänisch-Nienhof und von Baron Eggers vorgelegt worden.

— **31. März.** In Kiel ist die Nachricht von der Geburt des Königs von Rom in Paris in 3 Tagen angelangt, was erstaunlich ist. — Wir haben ein neues Reglement über die Pässe erhalten, aber da man in Hamburg für 8 Schilling ein Attest erhalten kann, das die dänischen Behörden anerkennen müssen, so kann alles Gesindel zu uns herein kommen. — Durch den schleswig-holsteinischen Kanal sind französische Kanonenschaluppen, für die Ostsee bestimmt, passiert.

— **6. April.** Der französische Gesandte in Kopenhagen hat zur Geburt des Königs von Rom ein Volksfest arrangieren wollen, was nur mit Mühe verhindert worden ist.

— **7. Mai.** Der General Köller Banner, so bekannt bei der Affäre Struensee, hat sich mehrere Messerstiche in Altona versetzt und ist daran gestorben. — Vorige Woche hat man einem Branntweinbrenner 1000 Tonnen Roggen zu 1000 ℳ angeboten, und er hat den Handel nicht abgeschlossen. — Wir haben einen prachtvollen Frühling und können eine schöne Ernte hoffen, aber der Preis von Roggen ist 3 ₰, Weizen 7—8 ₰, Hafer und Gerste 3 ₰. Unsere letzte Hoffnung, die Butter, fällt nun auch, und die Hamburger haben uns angezeigt, daß sie nur die Butter in den Tonnen bezahlen würden. Die Käse sind unverkäuflich, und man thut ganz gut, sie mit den Schweinen zu verfüttern, indem man sie nicht erst fabriziert. Das einzige gut Verkäufliche ist gemästetes Vieh, aber der Landmann hat sich meistens nicht darauf eingerichtet.

— **29. Juni.** Großes Aufsehen macht hier das versuchte Attentat auf den König, von einem verabschiedeten schwedischen Offizier, namens Schmeerfeld, verübt. Man erzählt sich die Sache so: Der Hof war in Friedrichsberg, wo nur ein Posten aufzieht, aber mehrere Schilderhäuser stehen bleiben. Hinter einem solchen hatte sich S. verborgen und hatte sich ins Palais geschlichen. Der Adjutant v. Qualen sieht, als er vor dem König die Treppe herunterkommt, einen Menschen mit dem Hut auf dem Kopfe vor der Treppe stehen. „Was wollen Sie?" fragt er. „Den König sprechen," sagt S. „Heute nicht," sagt Qualen und nimmt dem S. den Hut vom Kopfe. Der König erkennt S. und sagt auf Französisch zu Q.: „Ich will nicht mit diesem Menschen sprechen." Der Adjutant nimmt S. beim Arm, und als der Mantel sich verschiebt, entdeckt er eine Pistole. Mit Hülfe der Schildwache wurde S. arretiert, bei dem sich noch 2 geladene Pistolen fanden. S. soll aussagen, er habe sich selbst vor den Augen des Königs erschießen wollen.

— **20. September.** Der Landgraf Karl von Hessen ist noch sehr schwach nach einer Art Schlaganfall. Trotzdem läßt er nicht nach, sich in Prophezeiungen zu ergehen, und sagt jedem: Noch im Jahre 1811 werden wir Frieden haben, und im Jahre 1812 wird das goldene Zeitalter anfangen. Wir werden also sehen!

— **2. Oktober.** Man spricht auch hier von einem Besuch des Kaisers Napoleon in Hamburg und ist neugierig, ob unser König dann hingeht. — Die Militärschule wird von Rendsburg nach Kopenhagen verlegt, was sehr mit Bedauern gesehen wird.

— **29. Oktober.** Das Institut, das jetzt für die adligen Güter gegründet worden ist, gründet sich auf eine fremde Anleihe von 500 000 Thalern, wofür die Güter, die auf 36 Mill. taxiert sind, haften. Viel nützen wird die Sache aber nicht.

— **15. November.** Der alte General v. Binzer ist in Kiel gestorben und wird vielfach betrauert.

— **16. Dezember.** Die Universität Kiel freut sich sehr über ihre Schwesteruniversität Christiania, die nun glücklich zustande gekommen ist. — Herr Wulff, Besitzer mehrerer Güter, ist von Kopenhagen mit einer Anleihe von 50 000 Thalern Assignaten in Kiel angekommen, was sehr großes Aufsehen macht.

(Schluß folgt.)



Bücherschau.

Carstensen, H. C., Chronik des Dorfes und Kirchspiels Leck und der Karrharde. Herausgegeben von Gregers Nissen in Altona. Selbstverlag des Herausgebers. (1889.) 99 S. Preis? — Vorliegende Arbeit bietet Aufzeichnungen des früheren Organisten in Leck H. C. Carstensen, welche von dem Herausgeber für den Druck bearbeitet sind. Das Notizenhafte haben sie dadurch nicht verloren. Der Titel verspricht mehr, als das Buch enthält, denn von der Karrharde ist nur wenig die Rede. Die die ältere Geschichte behandelnden Abschnitte sind dürftig und bieten nichts Neues; das Verzeichnis der Prediger in Leck z. B. ist in seinem ältern Teile fast wörtlich aus Jensens kirchlicher Statistik entlehnt, was wohl hätte bemerkt werden können. Über die interessante Sprachenfrage erfahren wir wenig (vergl. jetzt den betreffenden Abschnitt in Sach, Das Herzogtum Schleswig. II.) Auch mancherlei Mißverständnisse und Unrichtigkeiten sind nicht vermieden, z. B. S. 16 „gegen die Insel Aerö und einem schönen Gebiete; S. 33 beatin statt beati; S. 42: „Küster Ordinari" ein ordinierter Küster? S. 43: Stände des neuerbauten Amboni? S. 44: Jensen sagt nichts davon, daß P. Paysen 1530 Hardesvogt wurde; die Jahreszahl 1530 ff. bei ihm will sagen, daß in diesem und den folgenden Jahren der Genannte noch im Amte war. S. 45: Verteilung der Fixin? (statt Fixa); S. 49: Kateget statt Katechet. Der Hauptwert des anspruchslosen Büchleins liegt in dem, was über Einrichtungen und Ereignisse dieses Jahrhunderts mitgeteilt wird.

Preetz. Witt.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 12. Dezember 1899.

Melchior Hofmanns Aufenthalt in Schleswig-Holstein.

Von F. Konstmann.

II.

Es hatte sich nun nach und nach eine solche Erbitterung gegen den Kürschner angesammelt, daß König Friedrich, der ihm bisher noch einen Rückhalt gewährt hatte, dem Drängen der Geistlichkeit und seines Sohnes Christian nachgeben und eine öffentliche Disputation zwischen Hofmann und seinen Gegnern ausschreiben mußte. Bei der herrschenden Stimmung konnte sie kaum etwas anderes werden, als ein Verhör des Ruhestörers, bei dem das Urteil im voraus feststand.

Das Gespräch sollte am zweiten Donnerstag nach Ostern (am 8. April 1529) im Franziskanerkloster zu Flensburg unter allgemeiner Beteiligung des Adels und der Geistlichkeit stattfinden.

Die lutherische Partei verstärkte sich auf diesem bedrohten Punkte durch einen ihrer bewährtesten Führer. Von Hamburg erschien nämlich auf Aufforderung des Prinzen Christian Johann Bugenhagen, gewöhnlich Dr. Pommer oder Pomeranus genannt. Mit ihm kamen drei Geistliche aus Hamburg an, unter denen besonders Stephan Kempe sich bei der Disputation bemerkbar machte. Mehrere namhafte Geistliche Schleswig-Holsteins waren zugegen, so Hermann Tast, der bekannte Husumer Reformator, der von dem König und dem Herzog sehr geschätzt wurde, und Nikolaus Boie der Ältere aus Wesselburen, ein Vetter des Meldorfer Boie, des Freundes von Heinrich von Zütphen. Von den Anhängern Hofmanns erschienen Johann v. Kampen und Jakob Hegge. Hofmann rief auch Karlstadt zu Hülfe, mit dem er sich schon längere Zeit geistig verwandt fühlte. In der Abendmahlslehre stimmten sie zwar nicht völlig überein, trafen aber doch zusammen in der Bekämpfung der leiblichen Gegenwart des Herrn in den Elementen. Karlstadt kam auch in Holstein an; da aber Hofmann für ihn kein freies Geleit erwirken konnte, mußte er das Land schleunigst wieder verlassen, so daß er auf dem Kolloquium nicht zugegen war. „Die Lutherischen triben solches alles darum vieleicht, dass sy sich vor demselben doctor förchten," schreibt Hofmann.

Über das Religionsgespräch (Kolloquium) zu Flensburg haben wir zwei ausführliche Originalberichte. Der eine ist von Bugenhagen auf Grund der Protokolle herausgegeben worden, den andern verfaßte Hofmann nach seiner Erinnerung und gab ihn in Straßburg heraus. Aus dieser Schrift, deren Einleitung eine Übersicht über die bisherige Wirksamkeit des Verfassers enthält, haben wir mehrere Zitate angeführt; sie ist betitelt „Dialogus."

Bugenhagens Bericht ist objektiv und zuverlässig, Hofmanns Mitteilungen tragen polemische Färbung; aber offenbare Unwahrheiten kommen darin nicht vor,

und er ergänzt in mehreren Punkten und in sehr interessanter Weise den Bericht Bugenhagens.

Aus der Zeit vor der Disputation erfahren wir z. B. mehrere charakteristische Einzelheiten. Am Tage vorher übersandte Hofmann dem Herzog ein von Dr. Martin Luther 1523 verfaßtes Büchlein, um damit nachzuweisen, daß Luther in früheren Jahren ähnlich über das Abendmahl gelehrt habe wie er. In dem Sendschreiben „vom Mißbrauch der Messen," das hier offenbar gemeint ist, läßt Luther in der That das Abendmahl nicht nur als ein Gedächtnismahl des Todes Christi zu seinem Rechte kommen, sondern Brot und Wein wird auch als „Pfand und Zeigen der Zusagung Christi" aufgefaßt; Hofmann übersieht aber, daß Luther auch in jener Schrift die wahre Gegenwart Christi in den Elementen, nicht aber ihre Trennung von dem äußeren Siegel und eine bloß geistliche Mitteilung durch das Wort lehrte. „Auf die Realität der Gegenwart Christi in Brot und Wein kam Luther alles an, und um Klarheit in diesem Punkte war es der lutherischen Partei auch auf dem Kolloquium so ausschließlich zu thun, daß sie für eine Differenz in diesem Lehrstück sich durch keine andere Konzession entschädigen ließ."

Am Abende desselben Tages hatte Hofmann eine Unterredung mit Herzog Christian. Dieser ermahnte ihn lange vergebens zum Nachgeben und fügte dann drohend hinzu: „So du bei diesem grund stan bleibest, so will ich dir disen finger geben, wo du davon kumpst."

„Aus der Antwort Hofmanns ersieht man, wie fest er entschlossen war, dem Martyrium für seine Überzeugung sich zu unterziehen, und wie er sich auch zu dem glaubenskräftigen Tone eines Luther zu erheben vermochte."

„Mit Recht," sagt er, „mag mir nichts geschehen, und wenn alle gelerten in der christenheit uff einem hauffen stunden; so aber got die verhenknuss gibt, das mir gewalt geschicht, so künd ir mir nur den alten fleischlichen rock nemen, aber am jüngsten tag gibt mir Christus mein herr und gott ein neuwen."

Da warf der Herzog verwundert ein: „Melchior, darffstu so hart gegen mir reden, was thustu dann vor dem schlechten volk?"

Hofmann aber fuhr fort: „Wann alle Keiser, König, Fürsten, Bebst, Bischöff, Cardinel uff einen hauffen stünden, so soll und muss die warheit bekandt sein zu der eer gottes, das wol mir mein herr und gott verleihen."

Als der Herzog am andern Morgen mit Bugenhagen den Hof des Franziskanerklosters betrat, fragte er Hofmann nach seinen Anhängern. Hofmann, dessen Märtyrermut aufs höchste gestiegen war, antwortete: „Ich weiss von keinem anhang, ich stand für mich in Gottes wort, also thu ein yeder!"

Nun wandte sich Bugenhagen herablassend an ihn mit der Frage, wie er doch zu einer solchen Meinung vom Abendmahl käme. Seine Ansicht, erwiderte Hofmann, sei schriftgemäß, während seine Gegner von der Wahrheit abgewichen seien und Zwietracht in das Volk Gottes gebracht hätten.

Bezeichnend für seinen damaligen Standpunkt, auf dem er immer noch für einen Schüler Luthers gelten und einen völligen Bruch mit ihm vermeiden wollte, sind dann seine weiteren Worte: „Lieber Pomeranus, was ist es anders, denn das wir uns also hadern und ein kiff halten umb das Sprewer (die Spreu); dann wir halten all ja das Weytzenkörnlein unnd Eyfer umb Christo. Aber umb das Sprewer reissen wir uns. Der ein will, das Weytzenkörnlein unnd das Sprewer sey ein ding und in einander vermenget. Der ander will, das Sprewer un Weytzenkörnlein yedes für sich sein werck habe."

Unterdessen hatte sich die Kirche des Barfüßerklosters gefüllt. Der Adel und die Geistlichkeit hatten die für sie reservierten Plätze eingenommen, und der übrige

Raum war von einer zahlreich herzugeströmten Volksmenge besetzt. „Die Thüren,“ heißt es in Krohns Geschichte der Wiedertäufer, „standen offen, und es hatte sich eine so gewaltige Menge von allerlei Ständen, Edelleuten, Bürgern und Bauern zu der Disputation versammelt, daß einer auf dem andern stand und niemand mehr hinein konnte.“ Hofmann schätzte die Anwesenden auf 400 Personen.

Herzog Christian übernahm den Vorsitz. Bugenhagen, der, ohne sich aktiv an dem Wortkampfe zu beteiligen, als Obmann fungieren sollte, leitete die Verhandlungen durch ein Gebet ein, das mit einem Vaterunser schloß, bei welchem die ganze Versammlung niederkniete.

Darauf wurden sechs Protokollführer erwählt; sie wurden bei ihrer Seelen Seligkeit verpflichtet, die Reden nach bestem Wissen wortgetreu niederzuschreiben.

Die eigentliche Disputation wurde damit eröffnet, daß Johann Ranzau, Hofmeister und Amtmann auf Gottorf, der berühmte Feldherr, der 30 Jahre später Dithmarschen eroberte, den Kürschner über seine Schmähworte gegen die Prediger zur Rede stellte.

Hofmann erwiderte, er habe sie darum falsche Propheten genannt, weil sie sich unterfingen, durch ihre Abendmahlslehre Christum an einen besonderen Ort zu binden.

Hierauf erhob sich Hermann Tast und entwickelte in ausführlichen Worten die lutherische Abendmahlslehre. Der Grund ihres Glaubens sei das klare Wort Christi, und jedermann möge beurteilen, ob sie deswegen Lügner, Ketzer, Seelenmörder, falsche Propheten, Bösewichter und Gottes Ehrdiebe genannt zu werden verdienten. Schließlich fordert er den Gegner auf, irgend einen Prediger mit Namen zu nennen, der sich gerühmt habe, er könne Christum in ein Stück Brot hineinzaubern.

Im weiteren Verlauf der Disputation, an der sich neben Hermann Tast als dem Hauptgegner auch Nikolaus Boie, Stephan Kempe, Reventlow und Prinz Christian beteiligten, entwickelte nun Hofmann auch seine Ansicht vom Abendmahl.

„Durch das ganze alte Testament,“ so führte er aus, „hat Gott auf zweierlei Weise seinen Willen kund gethan, durch Worte und durch äußere Zeichen. Dem Adam gab er die Verheißung, daß des Weibes Same die Schlange überwinden werde; er bestätigte sein Wort durch die Röcke von Fellen, die er ihm und Eva anzog. Noah erhielt zu der Verheißung das Zeichen des Regenbogens, Abraham das der Beschneidung; den Kindern Israel bekräftigte er das Bundeswort durch das Passahlamm. Wie es Gottes Art von jeher gewesen ist, so handelte auch Christus, *indem er neben den Einsetzungsworten Brot und Wein als äußere* Zeichen verordnete. Diese nannte er seinen Leib und sein Blut, obgleich beide doch nur „im Wort“ durch den Glauben empfangen werden. Aber diese Bezeichnung geschieht mit demselben Recht, mit dem Gott die Beschneidung einen Bund nannte. Die Ausdrucksweise Christi ist jedenfalls nicht so zu verstehen, als ob durch sie der Leib des Herrn in das Brot gebracht werde, sondern das Wort und mit ihm der geistige Leib Christi wird durch den Glauben in das Herz aufgenommen, das Siegel und Zeichen aber, mit dem keine Veränderung vorgeht, in den Mund. Christus kann nimmermehr in eine Monstranz gefaßt werden. Das Brot bedeutet figürlich und sakramentlich den Leib Christi. Doch sind die Elemente nicht schlecht Brot und Wein; denn ihre Eigenschaft als Symbole der Erinnerung an den Tod Christi verleiht ihnen eine höhere Weihe. Die Einsetzungsworte Christi dagegen sind nicht figürlich zu fassen; andernfalls soll man sie auch nicht ganz nach dem Buchstaben verstehen. Joh. 19 steht auch: „Weib, siehe, das ist dein Sohn,“ obwohl Johannes nicht Marias natürlicher Sohn war. Ebenso spricht Maria zu Jesu: „Dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht,“ da Joseph doch nicht Jesu Vater gewesen ist. So deutet Jesus zwar auf das Brot, meint aber seinen Leib, den er durch das Wort den Jüngern geistig spendet.

Daß das Brot nicht Jesu Leib sein kann, geht daraus hervor, daß das Brot gebrochen war, als das Abendmahl eingesetzt wurde, während sein Leib erst gebrochen werden sollte. Daraus folgt auch, daß der Gläubige Christum isset, aber der Ungläubige nur das Siegel; denn Christus kann nur im Glauben gegessen werden. Auch ist Christus gen Himmel gefahren; er kann also nicht im Sakramente sein, sonst müßte er zwei Leiber haben."

Bugenhagen faßte die Argumente Hofmanns in längerer Ausführung zusammen, und seine Erörterungen, die von der Versammlung beifällig aufgenommen wurden, schrieb er später, da die Sekretäre dem Flusse seiner Rede nicht hatten folgen können, aus der Erinnerung nieder und fügte sie den Akten bei.

Nach Erledigung der Abendmahlsfrage verlangte Herzog Christian, daß Hofmann noch über die Taufe verhört werde, da er geäußert haben solle, man könne auch ohne Wasser taufen.

Hofmann erwiderte, er habe weder in seinen Büchern noch in seinen Vorträgen etwas Besonderes über die Taufe gelehrt. Ohne Wasser könne man ja nicht taufen; man müsse ihn mißverstanden haben.

Damit war die Verhandlung mit Hofmann zu Ende, und es kam nun Johann von Kampen an die Reihe, den Johann Ranzaus Schwester, Vorsteherin des Klosters in Itzehoe, dort als Prädikanten angestellt hatte. Als er vorgetreten war, fuhr ihn Ranzau barsch an: „Was sagt Ihr vom Sakrament? Ihr mögt wohl in der Schrift bewandert sein, das rüge ich nicht; aber ich kenne Euch als einen verzweifelten Buben, das habt Ihr an meiner Schwester bewiesen. Sagt an jetzt!" Joh. v. Kampen erklärte, daß er ebenfalls nicht glauben könne, daß der ganze Christus leibhaftig im Brot sei, und daß der leibliche Genuß des Abendmahles Nutzen bringe.

Weit weniger zuversichtlich trat Jakob Hegge, ein Geistlicher aus Danzig, auf. Er gab zu, daß Zweifel an der lutherischen Abendmahlslehre in ihm entstanden seien; er wolle sich aber gerne belehren lassen.

Nachdem ihm Bugenhagen gesagt hatte, daß man die Zweifelnden nicht wie die Irrlehrer verwerfe, schickte sich das Volk schon zum Weggehen an. Da stürzte noch atemlos ein gewisser Johann Barse herein und benahm sich mit Worten und Geberden so, daß er allgemeine Heiterkeit erregte. Er wolle von den Deuteleien an den Einsetzungsworten nichts wissen; er glaube strikte nach der Schrift. Das Fleisch Christi essen sei aber nichts Anderes als glauben. Das lehre Augustin in seinen Homilien, und er glaube dem Augustin mehr als dem Pomeranus.

Ihm antwortete Stephan Kempe und suchte nachzuweisen, daß Augustin ein Vorläufer der lutherischen Abendmahlslehre sei.

Hierauf wurde die Disputation geschlossen, die Akten wurden unterschrieben und beim Könige eingereicht.

Am Tage darauf versammelte der König seine Ratgeber, um über die Sakramentierer das Urteil zu fällen. Einige rieten, gegen Hofmann mit äußerster Strenge vorzugehen, da er so oft sich zu Feuer, Rad und Galgen erboten habe und auch in der Versammlung noch sich zu den drohenden Worten habe hinreißen lassen: „Wenn man in dem Abendmahlsartikel nicht übereinkommt, so wird es viel Blutvergießens kosten, wie es bereits viel Bluts gekostet hat; und wer ist des alles schuldig, denn ihr, die ihr mit euerm Predigen die Leute also lehret." Andere waren für die mildere Strafe der Landesverweisung, und ihnen schloß sich König Friedrich an.

Am Sonnabend (10. April) hatte sich die Menge wieder in der Kirche des Barfüßerklosters eingefunden, um das Urteil zu hören. Die Hoffnung, daß noch der eine oder andere widerrufen werde, ging nicht in Erfüllung. So wurde ihnen denn durch Johann Ranzau verkündet, daß sie binnen zwei Tagen nach ihrer

Heimkehr ihren Wohnort und binnen drei Tagen darauf das dänische Reich zu verlassen hätten. Die Sakramentierer, die sämtlich Fremde waren, brachten ohne Widerrede ihrer Überzeugung dieses Opfer.

Jakob Hegge widerrief später in Hamburg vor Bugenhagen. Johann von Kampen setzte sein abenteuerliches und schwindelhaftes Leben fort. Schließlich kam er nach Soest, wo er eine Zeitlang als Bahnbrecher der Reformation eine leitende Rolle spielte, wie er denn überhaupt ein zwar verkommener, aber doch gewandter und begabter Mann war. Der aus Sachsen nach Soest gesandte Dr. Johann de Brune, der die Stellung eines Superintendenten erhielt, durchschaute ihn jedoch und ruhte nicht, bis er den Rat über die unlautere und verbrecherische Vergangenheit des Mannes durch authentische Dokumente aufgeklärt hatte. 1533 wurde Johann von Kampen des Predigtamts für unwürdig erklärt und aus der Stadt verbannt. Seine weiteren Schicksale sind unbekannt.

Auch Melchior Hofmann fügte sich in das durch den Ausweisungsbefehl über ihn verhängte Schicksal. Bei seinem Auszuge aus Kiel scheint es aber nicht ohne Unruhe und Vergewaltigung hergegangen zu sein. Darüber schreibt er selber im Dialogus: „Uf ein solch urteil des Pomers ist der Kürssner mit weib und kind uss dem land verjaget, und im sein huss geplündert, und sind im an bücher und truckerzüg als gut als tusend gulden genomen, und stunden auch die unglaubigen hart nach seinem halss, das si in wolten underwegen umbbringen, aber Got half im."

Diese Anklage hat Bugenhagen nicht zu entkräften vermocht. Er macht zwar eine ironische Bemerkung über die Reichtümer, die Hofmann während seines zweijährigen Aufenthalts in Kiel so schnell erworben haben wolle; aber damit war die Thatsache des Überfalls und der Beraubung nicht widerlegt.

Ein solches Ende nahm die Wirksamkeit des Kürschners in unserer Provinz; die lutherische Reformationskirche hatte ihn förmlich ausgestoßen. Er hat sich für kurze Zeit den Zwinglianern zugewandt, um dann ganz und gar zu den Sektierern überzugehen, mit denen er ja von früher her Berührungspunkte hatte. Unter den Wiedertäufern hat er nachher eine hochangesehene Stellung eingenommen und ist von vielen als der Prophet Elias angesehen worden, der vor der Wiederkunft Christi als Zeuge erscheinen sollte. 1533 wurde er in Straßburg um seiner Lehre willen ins Gefängnis geworfen, wo er bis zu seinem zehn Jahre später erfolgten Tode im Turmverlies verblieb.

Man kann nicht ohne lebhaftes Bedauern auf den Lebenslauf des Mannes zurückblicken. So viel Frömmigkeit, solch feuriger Eifer, so seltene Beredsamkeit, verbunden mit einem so durchaus ernsten, sittlichen Lebenswandel, daß keiner seiner zahlreichen Gegner ihm darüber irgend einen Vorwurf machen konnte — alle diese Eigenschaften hätten ihn eines besseren Schicksals würdig gemacht. Aber wir haben schon gesehen, daß der Keim zu seinem Unglück in seiner Persönlichkeit lag. Indes fällt auch ohne Zweifel ein Teil der Schuld auf seine schroffen theologischen Gegner, besonders auf Amsdorf.



Das Gottesgeld.

Von J. Kinder in Plön.

Das Gottesgeld, welches wir heutzutage noch bei dem Abschlusse des Gesindemietsvertrages in Gestalt eines Thalers überreichen, gehört zu den ältesten Verkehrszeichen der Vergangenheit. Im Mittelalter finden wir es unter dem Namen Gottespfennig bei dem Kaufgeschäft. Damals, als man sich im täglichen

Verkehr der Schrift viel weniger bediente als jetzt, die meisten Leute überhaupt weder lesen noch schreiben konnten, ersetzte er schriftliche Urkunden und Zeugen. Fast alle Stadtrechte Schleswig-Holsteins haben dem Gottespfennig dieses Gewicht beigelegt. So bestimmte das Hamburger Stadtrecht: „Wann en Mann kofft eenen Kop unde den Gades-Pennig darupp gifft, de Kop schall to Rechte stede wesen" (Wesph. Mon. ined. IV 3003). Wenn den Gegenstand des Gesindevertrages Dienstleistungen bilden, welche eine Person einer anderen für einen bestimmten Zeitraum verspricht, so hat er eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Kauf, und deshalb wohl hat man sich auch hier des Gottespfennigs bedient. Schon das älteste lübsche Recht enthält den Satz: „Wenn einer dem anderen einen Gottespfennig giebt auf einen Kauf oder auf ein Gelübde, so ist das ebenso fest als ein anderer Kauf, es sei denn, daß sie beiderseits freiwillig von dem Kauf zurückkommen und den Gottespfennig zurückgeben." Das revidierte lübsche Recht vom Jahre 1586 zieht zum Vergleich römische Rechtsgebräuche heran, indem es vorschreibt: „Wenn einer auf gethanenen Kauf, Pakt, Miete oder Dienst den Gottespfennig oder arrham giebt, so ist solches alles kräftig, es wäre denn, daß alsofort, ehe sie sich scheiden, in continenti die arrha wiederum zurückgegeben oder gefordert würde."

Das Wort arrha stammt her aus dem Hebräischen, bedeutet soviel als Unterpfand, Anzahlung, Handgeld. Es mag hier dahingestellt bleiben, ob der germanische Gottespfennig aus der römischen arrha hervorgegangen ist.

Das neue ditmarsische Landrecht vom Jahre 1567 handelt besonders ausführlich vom Gottespfennig. „Wer dem andern Gut, bewegliches oder unbewegliches verkauft, wenn sie des Kaufes und des Kaufgeldes einig sind und der Gottespfennig darauf gegeben ist, so sind beide den Kauf zu halten schuldig. Will der Käufer den Kauf nicht halten, so ist er des Gottespfennig verlustig, will aber der Verkäufer den Kauf nicht halten, so soll er dem Käufer am nächsten Tage den Gottespfennig doppelt wiedergeben, überdies dem Käufer den nachgewiesenen Schaden erstatten."

Auffällig bleibt hier die Bevorzugung, welche das Gesetz dem Käufer oder Mieter einräumte. Der Käufer verlor bei der Rückgängigmachung des Vertrages nur das Gottesgeld, während der Verkäufer in solchem Falle das doppelte Gottesgeld und außerdem noch Schadenersatz zu geben verpflichtet war. Diese Bevorzugung scheinen noch jene Antiquitätenhändler für sich in Anspruch zu nehmen, welche von Ort zu Ort ziehend nach Altsachen suchen, solche zu hohen Preisen ankaufen und dem Verkäufer einen Thaler Handgeld geben mit dem Versprechen, die gekauften Sachen später abzuholen und zu bezahlen, letzteres aber oftmals unterlassen.

Der Gottespfennig galt hier zu Lande niemals als Anzahlung oder als ein Teil des Kauf- und Mietsgeldes, sondern war nur ein besonders sichtbares Zeichen, welches durch Hingabe und Annahme den Geschäftsabschluß markierte. Als solches ist er bis in die Neuzeit hinein bei Verträgen mancherlei Art im Gebrauch gewesen. Man gab ihn dem Schulmeister, wenn er für den Schuldienst angenommen wurde, z. B. urkundlich 1649 dem Präceptor Ludwig in Plön, auch den Pastoren bei der Übernahme des Predigtamtes. Aus den Kirchenrechnungen ist ersichtlich, daß u. a. 1577 der Pastor Michael Smedt in Brockdorf, 1584 der Diakonus Klaus Benecke in Krummendieck, 1617 der Pastor M. Heinrich Vogler in Collmar, 1631 der Diakonus Caspar Zickel daselbst das Gottesgeld erhielten.

Auch bei den Verlöbnissen fand der Gottespfennig von alters her Verwendung. Der Bräutigam gab ihn der Braut. Zu der Zeit, als die Rechtsverbindlichkeit des Ehebundes noch auf der gültigen Verlobung beruhte, galt die Überreichung des Gottes- oder Traupfennigs als notwendiger Abschluß des Verlöbnisses.

Am längsten erhielt sich seine Bedeutung in unseren Marschen. Noch 1565 verfügte das Münsterdorfische Konsistorium: „Damit alle Irrungen vermieden werden, sollen die Verlöbnisse nicht allein von den Eltern, Vormündern, Verwandten und Werbern beredet und beschlossen werden, sondern es sollen dazu auch ohne Vorzug unbescholtene Leute, die unparteiisch und glaubwürdig als Zeugen sind, hinzugezogen werden, welchen das Ehegelübde und die Bedingungen, welche von beiden Seiten gestellt werden, vorzutragen sind. Darauf soll auch ein eheliches Verlöbnißbier nach eines jeden Vermögen getrunken und ein Gottespfennig von Bräutigam und Braut gegeben und von der Braut angenommen werden. Fehlt etwas von diesem, so soll das Verlöbniß für kraftlos gehalten werden."

Aber auch im Holsteinischen wurde bis in unser Jahrhundert hinein vielfach die Sitte beobachtet, der Braut eine Münze als „Handtreue" zu schenken. Vor mir liegt eine solche silberne Schaumünze von dem Hamburger Stempelschneider Loos, welche auf der einen Seite eine weibliche Figur vor einem Brandaltar, zur Seite einen epheuumrankten Baumstamm mit der Umschrift „Fest und treu vereint," auf der Rückseite die Worte „Bis wir Staub und Asche sind" zeigt.

Ferner vertrat der Gottespfennig wohl zuweilen die Stelle unserer heutigen Zustellungsurkunden. Wenn jemand wegen einer Schuld sich zum Einlager zu stellen versprochen hatte, d. h. sich in ein bestimmtes Haus hineinzubegeben und darin solange in freiwilliger Schuldhaft zu verweilen, bis die Schuld bezahlt sei, trotzdem aber durch den Gerichtsdiener zum Einlager gemahnt werden mußte, so übergab dieser bei der Mahnung dem Schuldner eine kupferne Münze, den „Einmahnungssechsling." Solches wird z. B. 1626 berichtet von dem Plöner Ratsdiener.

Der Name Gottespfennig dürfte darauf zurückzuführen sein, daß man im Mittelalter Verträge zumeist in der Kirche abschloß, dort auch die häufig von Geistlichen geschriebenen Vertragsdokumente deponierte und zum Danke dafür ein Geldstück in den Gotteskasten legte. Die alten Lateinschreiber gebrauchten für Pfennig das römische Wort denarius (zur Zeit der spätrömischen Kaiser eine Kupfermünze) und übersetzten Gottespfennig mit denarius sancti spiritus. Noch heute schreiben wir Pfennig in der Abkürzung mit ∂. Mag man dann auch in der Regel zum Gottesgeld die kleinste Münze genommen haben, so griff man doch bei wichtigeren Gelegenheiten zu wertvolleren Stücken. Die Schulmeister erhielten gewöhnlich einen Thaler, die Pastoren zwei Thaler. Dem Pastor Habakuk Meier ließ die Marienkirchengemeinde in Flensburg 1604 sogar einen Portugalöser im Werte von 30 Mark als Gottespfennig überreichen. Auch zu Traupfennigen wurden nicht selten Goldstücke gewählt.

Jetzt nimmt bei uns bekanntlich nur noch das Gesinde das Gottesgeld an. Es ist eine weitverbreitete Meinung, daß ohne dasselbe kein Gesinde rechtsgültig gemietet werden könnte. Allerdings besagt der § 8 der Schleswig-Holsteinischen Gesindeordnung, daß zur Rechtsbeständigkeit des Mietvertrages eine mündliche Übereinkunft verbunden mit der Annahme des Gottesgeldes genüge. Allein das Obergericht zu Glückstadt erkannte schon am 17. Februar 1854 dahin, daß das Geben und Nehmen des Handgeldes kein unerläßliches Erfordernis des Gesindevertrages sei. Es lassen sich andere Vertragsbestimmungen denken, insbesondere schriftliche. Wenn aber nur mündlich verhandelt ist, so muß die Darreichung des Gottesgeldes hinzutreten (Urteil des Kammergerichts vom 9. Dezember 1880). Im allgemeinen ist es freilich immer ratsam, den Mietsthaler zu geben, weil das Gesinde, wenn es den Dienstantritt verweigern möchte, den Einwand erheben könnte, sich in dem guten Glauben befunden zu haben, daß ohne Gottesgeld kein bindender Vertrag geschlossen sei.

Das Gottesgeld geht in das Eigentum des Gesindes über, wenn es den Dienst antritt, und kann dann nicht mehr zurückgefordert werden. Anders liegt die Sache, wenn der Dienst nicht angetreten wird. Es kommt leider nicht selten vor, daß jemand bei Eingehung des Mietsvertrages das Gottesgeld angenommen hat, sich trotzdem anderweitig vermietet und den Thaler behält. Der Mieter ist dann in der Regel geneigt, Klage wegen Betruges zu erheben. Da ist jedoch Vorsicht geboten. Zum Begriff des Betruges gehört, daß schon bei der Annahme des Gottesgeldes die Absicht bestanden hat, den Dienst nicht antreten zu wollen. Diese Absicht nachzuweisen, dürfte in den meisten Fällen unmöglich sein. Dem Mieter steht aber zweifellos die Zivilklage auf Zurückgabe des Gottesgeldes offen und ein Anspruch auf Schadenersatz zu. Die Höhe des Schadenersatzes hat die Gesindeordnung auf einen halben Jahreslohn festgesetzt, sofern als der Rücktritt von dem Gesindevertrage vier Wochen vor der üblichen Dienstantrittszeit angezeigt wurde. Wenn diese Anzeige jedoch nicht rechtzeitig oder überhaupt garnicht gemacht ist, so kann noch der nachweisliche Schaden eingeklagt werden, soweit als er den halben Jahreslohn übersteigt.

Von gewisser Seite wird in letzter Zeit gegen die alten Gesindeordnungen Front gemacht und versucht, diese als nicht mehr den Arbeitsverhältnissen angemessen zu beseitigen. Sollten diese Bestrebungen Erfolg haben, was meines Erachtens verfrüht und zu beklagen sein würde, dann wird auch die letzte Spur des Gottesgeldes bei uns verschwinden.



Nachrichten aus den Herzogtümern im Anfange dieses Jahrhunderts.

(Aus alten Briefen.)

(Schluß.)

1812, 13. Januar. Der Umschlag ist nur wenig besser als der vorige von 1811. Aber wie sieht es mit dem „goldenen Zeitalter“ des Landgrafen Karl aus? Die Spannung zwischen Rußland und Frankreich wird ja immer größer, und Napoleon hat seinem Freunde Alexander niemals den Protest im März 1811 wegen der Wegnahme Oldenburgs vergessen. Wie wird sich Schweden in diesem Kampfe stellen, mit Frankreich oder mit Rußland, das ihm doch Finnland genommen, gehen? Und was wird mit uns, mit Dänemark? Wenn England, Rußland und Schweden zusammenhalten, so kann leicht das kleine Dänemark vernichtet werden, denn Napoleon kann uns nicht viel schützen. Wenn Schweden neutral bliebe, so wäre schon vieles gewonnen, aber ein Kronprinz Bernadotte kann es nicht.

— **5. Februar.** Der erste Konkurs eines Gutsbesitzers ist der des Ministers von Oldenburg, H. D. v. Hammerstein, Besitzer von Petersdorf. Er hat freilich selbst durch sein enormes Spielen dazu beigetragen und nicht allein Geld, sondern auch seine Weinkeller, seine Equipage usw. im Umschlag 1811 an Herrn v. P. verspielt. Kammerherr v. Neergaard wird wohl Petersdorf kaufen, hat aber selbst schon an 10 Güter.

— **26. März.** Der Krieg scheint unvermeidlich zu sein, denn mit Preußen und Österreich sind Verträge wegen Stellung von Truppen gegen Rußland abgeschlossen worden. Dabei scheint Schweden seine Augen mehr als je auf unser Norwegen geworfen zu haben und unterhandelt bald mit Napoleon, bald mit Rußland darüber.

— **11. April.** Man scheint bei uns die Hoffnung zu hegen, neutral bleiben zu können, doch müssen 10000 Mann in den Herzogtümern stehen, wenn Hamburg nicht so stark wie sonst besetzt wird. Am besten wäre es freilich, die Hansestädte selbst zu besetzen.

— **26. Mai.** Napoleon hat Paris am 9. Mai verlassen und wird länger in Dresden, wohin alle Fürsten bestellt sind, verweilen. Über eine halbe Million Soldaten wälzen sich gegen Rußland heran. — In den Herzogtümern steigt wieder die Not mit Einquartierung und Verproviantierung der Truppen.

— **25. Juli.** Schweden rüstet sehr und soll einen Subsidienvertrag mit England über 100000 Pfund Sterling für den Monat abgeschlossen haben. Bei uns sind alle halbjährlich beurlaubten Soldaten einberufen worden, was bei der bevorstehenden Ernte sehr traurig ist.

— **3. August.** Herr Hansen von Ascheberg hat sein Gut mit 200 000 ℛ︁𝓉 Schaden an einen Herrn Schleiden verkaufen müssen, und andere werden folgen. — Herr v. Rumohr, der Stifter des Bothkamper Fideikommisses, ist gestorben, und Herr D. H. v. Bülow, sein Neffe, erbt diesen prächtigen Besitz.

— **11. September.** Der König von Westfalen, Jerome, hat sich von der großen Armee in Rußland nach Hause begeben, nachdem er einen Streit mit Napoleon gehabt hat. — Der Kieler Umschlag, d. h. die Zahltage sollen auf den 1. April 1813 vertagt worden sein, was von gar keinem Nutzen ist. — Ein Herr Wedel, Besitzer vom kleinen adligen Gut Freudenholm bei Preetz, hat seinen Konkurs erklären müssen.

— **6. Oktober.** Napoleon hat am 7. September bei Borodino einen Sieg erfochten; er scheint wirklich unbesiegbar zu sein. — Es begiebt sich eine Deputation aus den Herzogtümern nach Kopenhagen, der traurigen Geldverhältnisse wegen, und hier will man uns neue Lasten auflegen.

— **15. November.** Trotz aller schlechten, traurigen Zeiten werden doch die Güter ziemlich hoch verkauft. So ist Sophienhof bei Preetz von Herrn Willms an einen Herrn E. v. Ewald verkauft worden. Auch die von den Gebrüdern H. und D. F. Renck in Neumünster angelegten Tuchfabriken machen gute Geschäfte, weil sie für das Militär arbeiten. Die dortigen Maschinen werden durch Pferde getrieben.

— **20. Dezember.** Welche Wendung auf dem Kriegstheater in Rußland! Nachdem schon länger Gerüchte über den Rückzug kursierten, die aber von den Franzosenfreunden bezweifelt wurden, nimmt das 29. Bulletin vom 3. Dezember jedem den Zweifel. Was wird man nun bei uns thun? Jetzt wäre es Zeit, sich energisch für die eine oder die Partei zu erklären; aber ich fürchte, man wird einfach lavieren wollen.

1813, 13. Januar. Wir sind mitten im Umschlag, aber in welchem? W. von Marutendorf hat seine Gläubiger versammelt, um einen Accord vorzuschlagen. Er hat ungefähr 400 000 ℛ︁𝓉 in verschiedenen Gütern stehen, aber ebensoviele Schulden! Er will seine Güter hingeben, bis die Zeiten sich bessern, verlangt aber 1200 ℛ︁𝓉 Revenuen und ungefähr 2800 ℛ︁𝓉 in verschiedenen Annehmlichkeiten. — Die neue Ordonnanz hinsichtlich einer Reichsbank hat jeden zu Boden geschmettert, und in den Zahlungen ist kompleter Stillstand eingetreten, da die Hamburger jeden Schilling zurückhalten! Und dabei die Zurücksetzung der Herzogtümer gegen das Königreich Dänemark, das viel weniger zu zahlen braucht! Unser Land ist einfach ruiniert!

— **27. Januar.** Die meisten Herren sind vom Umschlag fortgezogen, ohne ihre Angelegenheiten zu ordnen. — In Hamburg fürchtet man die Annäherung der französischen Reservearmee, und nun gerade strotzt die Bank von Geld, das hierher hat gehen sollen. — Ein Brief aus Berlin vom 18. d. Mts. spricht schon von der Ankunft der Russen dort, und noch hat Preußen sich in nichts entschieden.

— **31. Januar.** Kiel wird wohl recht in Ungnade fallen, denn es hat des Königs Geburtstag garnicht gefeiert, und die Listen für Ball und Diner haben keine Unterschriften gehabt. Der Professor der Beredsamkeit machte seinen Discours sehr kurz, indem er andeutete, er könne nicht über die Gegenwart sprechen, weil diese zu traurig sei, und könne auch die Vergangenheit nicht loben. — Die blauen Zettel, obgleich durch die Ordonnanz vom 5. d. Mts. fixiert, haben schon 50 % verloren. Das ist eine Probe des Vertrauens zur Reichsbank! Mit welchem Geld will man nun seine Tagelöhner auf dem Lande bezahlen?

— **12. Februar.** Der König von Preußen ist in Breslau, und man hofft von Minister Steins Anwesenheit dort das beste. In Hamburg gärt es sehr, und der französische General Corsa St. Cyr hat nur wenig Truppen.

— **20. März.** Vorgestern sind die Russen unter Tettenborn in Hamburg eingezogen und mit Jubel empfangen worden. Viele Kieler sind nach Hamburg gezogen, um die Befreier zu sehen. Der König von Preußen hat einen Aufruf an sein Volk erlassen und Frankreich den Krieg erklärt.

— **10. April.** Bei Lüneburg ist ein schöner Sieg erfochten worden, und General Murat ist gefallen! Bei uns herrscht noch stets die Zauderpolitik, und man wagt nicht, gegen die Franzosen zu marschieren und Hamburg mit zu besetzen.

— **14. Mai.** Graf Joachim Bernstorff ist unverrichteter Sache von England zurückgekehrt, da Dänemark für den Frieden keine Zugeständnisse machen will! So werden wir doch Norwegen verlieren! Und unsere Stellung bei Hamburg, heute mit den Russen, morgen gegen sie! Alles flieht aus Hamburg und Altona, nachdem Vandamme die Wilhelmsburg und die Veddel eingenommen hat, von wo aus beide Städte bombardiert werden können. Und dabei haben 40 Holsteiner vom Regiment Oldenburg ihr Leben lassen müssen.

— **18. Mai.** Also Dänemark wieder Alliierter von Napoleon, der die Affäre von Wilhelmsburg gnädigst vergeben hat! Unsere Truppen ziehen sich also von Hamburg zurück,

das bald von den Franzosen besetzt werden wird. — Das akademische Konsistorium in Kiel hat eine Eingabe gegen das Reichsbankgeld gemacht und eine — Nase erhalten! Der König hat dem Landgrafen gesagt, daß das neue System der Finanzen das Vaterland gerettet habe! — Prinz Christian von Dänemark soll also uns Norweger erhalten.

— **21. Mai.** Man erwartet in Kiel die Schweden unter dem Kronprinzen, der seine Abreise nach Deutschland in einer Proklamation angezeigt hat, und die Kieler Kassen sind nach Rendsburg gebracht worden. Kiel ist voll von Hamburgern, die viel Geld mit sich führen. Es soll nun ein Landsturm errichtet werden, und der Herzog von Holstein-Beck soll ihn kommandieren. Und dabei welcher schöne Frühling in diesem eisernen Zeitalter!

— **2. Juni.** Die Franzosen sind wieder in Hamburg, und der Stadt ist eine Kontribution von 48 Millionen Francs aufgelegt worden. Das kann Hamburg unserm Gouvernement gutschreiben! Und dabei die Alliierten immer mehr auf dem Rückzuge nach der Schlacht bei Bautzen! Man spricht sogar von einem Waffenstillstande!

— **8. Juni.** Herr Amsink von Schönweide hat nun auch seinen Konkurs erklären müssen, nachdem er sich vergebens Geld aus Kopenhagen hat holen wollen. Das Gut hat ein holländischer Kaufmann v. Hollen aus Hamburg für 167 000 ℛ︀ gekauft. — Die Franzosen haben Lübeck ebenso wie Hamburg behandelt und den Belagerungszustand erklärt. Die Mündung der Trave hat man mit Steinschiffen verstopft, um sich von dorther zu sichern; 35 Einwohner sind als Geiseln aufgehoben worden. Selbst einen dänischen Unterthan, einen Herrn v. Ehrenstein, der den „Hamburger Correspondenten" während der russischen Okkupation redigiert hat, wollte man auf dänischem Gebiet in Tremsbüttel verhaften. Er entkam aber nachts im Hemde. Vandamme hat selbst mit zwei verkleideten Gendarmen einen Herrn Godeffroy auf seinem Landgute bei Altona arretieren wollen; dieser hat sich aber auf seinem Speicher versteckt und sich so gerettet. — Unser Johannismarkt ist vorübergegangen, ohne daß sich die Geldverhältnisse geändert haben. — Der Kongreß in Prag scheint nicht zustande zu kommen, und der Krieg wird wohl im August wieder beginnen.

— **19. Juli.** In Hamburg soll eine Art Hungersnot sein, aber wir dürfen unsere Produkte nicht dort absetzen. In Lübeck hat man 500 Personen, darunter angesehene Leute, aufgehoben und läßt sie an den Befestigungen von Hamburg arbeiten. Ebenso ist es einigen Kielern ergangen, die zufällig in Hamburg waren. — Die Engländer sollen Cuxhaven besetzt haben und Glückstadt bombardieren wollen!

— **10. August.** Napoleon unterhandelt mit Österreich, was ihm aber wohl nicht viel nützt, und der Kronprinz von Schweden ist in Schlesien angekommen, um sich mit Preußen und Rußland zu besprechen. — Der Kanonikus Schlüter von Depenau hat nun seinen Konkurs erklären müssen, und man spricht auch von Baron Eggers auf Gaarz.

— **11. September.** Der Krieg also im vollen Gange. Davousts Division hat keinen Erfolg gehabt, und er hat sich hinter die Steckenitz zurückgezogen.

— **24. Oktober.** Also „die Entscheidungsschlacht geschlagen!" Was wird unser Schicksal sein? Kommen nun die Schweden und die Freicorps, um Dänemark zu bestrafen, da sie schon nach Norden, wie es heißt, aufbrechen?

— **16. November.** Die Schweden unter dem Kronprinzen, Russen und deutsche Truppen unter Woronzoff, Dörnberg und Walmoden konzentrieren sich an der Elbe bei Boizenburg, um Holstein zu besetzen.

— **1. Dezember.** Der Kronprinz Karl Johann ist über die Elbe gegangen, und Davoust hat sich hinter die Hamburger Befestigungen zurückgezogen! Der arme Prinz Friedrich von Hessen soll nun mit seinen 9000 Mann die ganze Grenze decken. Gewiß wird er die Waffenehre retten, aber mehr kann er nicht.

— **18. Dezember.** Das waren angstvolle Tage! Nachdem sich unsere Truppen — es sind ja meistens Holsteiner, und so fochten Deutsche gegen Deutsche — an mehreren Punkten, wie bei Siek und besonders bei Bornhöved tapfer durchgeschlagen hatten, kamen sie ziemlich ermattet in Kiel an, um noch einmal bei Seheſtedt am 10. sich tapfer zu wehren und sogar zu siegen, bis sie Rendsburg erreichten. Vorgestern ist der Kronprinz Karl Johann in Kiel angekommen, und am 14. ist ein vierzehntägiger Waffenstillstand außer für Glückstadt und Friedrichsort abgeschlossen worden. Gott gebe, daß es zum Frieden kommt!

1814, 12. Januar. Man unterhandelt in Kiel eifrig und hofft, daß es zum Resultat kommt. Die Kosaken streifen schon bis Jütland, und Tettenborn ist in Hadersleben. Rendsburg ist befestigt worden, so gut es in der Eile ging. Vor einigen Tagen waren in Kiel an den Straßenecken Plakate mit der Unterschrift Karl Johanns angeschlagen, die zur Bildung eines cimbrischen Corps aus Schleswig-Holsteinern aufforderten. Es war wohl ein Coup, um dem dänischen Unterhändler Bourke etwas anzutreiben, und die Plakate waren auch in einigen Stunden heruntergerissen, obgleich an 7000 Mann in Kiel liegen.

— **16. Januar.** Welch ein Winter! Die Schneemassen häufen sich mehr und mehr!

Der Friede mit Schweden und England ist nun glücklich abgeschlossen worden, aber mit Verlust von Norwegen und Helgoland! Man kann kaum in den Straßen Kiels gehen, und der Schnee liegt bis in die ersten Etagen. Einige Straßen, wie die Faulstraße, sind unpassierbar.

— **2. Februar.** Der Friede ist nun ratifiziert, aber leider nicht mit Rußland abgeschlossen worden, und Hamburg wird vergebens vom General Bennigsen belagert. Lübeck ist darin viel glücklicher und seit dem 5. Dezember frei.

— **6. März.** Bei Hamburg sind vielfach Gefechte vorgefallen, besonders ein für die Franzosen sehr blutiges bei der Wilhelmsburg. Dabei hat Davoust an 30000 Menschen, die sich nicht verproviantieren konnten, ausgewiesen; sie starben in Altona und Umgegend vor Hunger. Nun plündert er nach und nach die Bank aus. — Welcher Widerstand Napoleons in Frankreich!

— **10. April.** Also die Verbündeten in Paris und das Reich des Korsen hat ein Ende! Nur uns in den Herzogtümern scheint kein Friede zu kommen, denn die Russen überschwemmen Südholstein. — Vom Umschlag war natürlich keine Rede, und jeder hilft sich bei diesem partiellen Staatsbankerott so gut er kann. Einige machen sogar Fideikommisse und hoffen damit ihr Vermögen zu retten. So hat der alte Blome zu Hagen, Dobersdorf und Schädtbeck ein Familienfideikommiß gestiftet.

— **28. April.** Hamburg ist nun frei von seinen Drängern, die ihm über 100 Mill. Mark Banko gekostet haben, und auch wir würden aufatmen, wenn nicht die starke Einquartierung wäre, trotz der 6 % des Wertes von allem Grundeigentum.

— **22. Mai.** Nach einer Berechnung, die ziemlich genau sein soll, sind seit 1800 72 Millionen ℛ𝓉 Schulden vom Gouvernement gemacht worden, und ebenfalls ist die Zettelschuld von 10½ Millionen auf 140 Millionen gestiegen.

— **12. Juni.** Der Pariser Friede vom 30. v. Mts. nützt uns nicht viel, denn die Russen haben sich noch verstärkt und Rekruten eingezogen. Es scheint, als ob hier eine Art Beobachtungscorps für Frankreich stehen bleiben soll.

— **18. Juni.** Man spricht nun von einem bevorstehenden Kongreß der Mächte zu Wien, wohin sich unser König auch begeben wird, und man spricht davon, das für Norwegen erhaltene Schwedisch-Pommern gegen Lauenburg, das wohl Preußen zufallen wird, umzutauschen.

— **17. August.** Überall wird auf den Gütern geklagt, daß die Russen die Jagd ruinieren, und die Beamten, namentlich die Prediger, können die Einquartierung nicht mehr tragen.

— **9. September.** Überall sind Streitigkeiten zwischen den Richtern und Gutsherren über Kriegsschäden ausgebrochen. So hat der Pächter von Wahlstorf 2800 ℛ𝓉 gefordert, doch hat man auf 2200 ℛ𝓉 heruntergehandelt. Viele Gutsbesitzer wollen Holz schlagen und verkaufen, müssen aber wegen Eichenverkauf in Kopenhagen vorfragen.

— **13. Oktober.** Es heißt, daß der Friedenstraktat mit Rußland ausgewechselt werde und dann die Russen fortgingen. Wir haben auch die von Hannover erhalten, weil der Prinz von Cumberland in Hamburg, wo er fast immer betrunken sein soll, es so mit Graf Bennigsen abgemacht hat.

— **28. Oktober.** Also Norwegen an Schweden übergeben und die kurze Rolle, die Prinz Christian von Dänemark dort als König gespielt, rasch vorbei! Heute wird in Kiel der Geburtstag der Königin durch einen Ball in der „Harmonie" gefeiert, zu dem die russischen Offiziere geladen worden sind.

— **8. November.** Der König will Wien schon am 15. November verlassen, da er dort beim Kongreß nichts erreichen kann. Prinz Christian ist in Aarhuus angekommen, was wohl eine Art Verbannung sein soll. Andere sagen, er werde den König in Schleswig treffen und nächstens die Prinzeß Karoline Amalie von Augustenburg heiraten.

— **28. November.** Statt der Russen erhalten wir wieder dänische Einquartierung, ein Kavallerieregiment, das von Flensburg kommt.

— **9. Dezember.** Das Finanzkollegium proponiert uns Gutsbesitzern wieder eine Anleihe von 1 Mill. Spezies. Die Russen marschieren ab, stecken aber vielfach noch beim Abschied Häuser, wie in Quarnbek, an.

— **18. Dezember.** Jetzt sind die Kieler Studenten, die gegen das Verbot des Rektors nach Sehestedt marschiert waren, um den Tag des Gefechts im vorigen Jahre zu feiern, zitiert worden und werden wohl ins Karzer kommen.

— **23. Dezember.** Die Rendsburger Kasse macht bekannt, daß von den Gütern 700000 ℛ𝓉 Restanten an Steuern seien.

— **31. Dezember.** Nun schließt sich dies für die Herzogtümer verhängnisvolle Jahr, und hoffentlich können wir auf einen langen Frieden rechnen, obgleich man sich in Wien wegen Sachsens sehr uneinig ist. Der König ist noch nicht von Wien zurückgekehrt, da man ihn dort mit Feten zurückhält. Bekannt ist seine Antwort an den Kaiser Franz, der

ihm sagte: „Majestät, Sie gewinnen alle Herzen hier!“ — „Aber keine einzige Seele!“ — Zu Lauenburg erhalten wir noch 2 Mill. ₰ für Schwedisch-Pommern, aber auch das wird unsere Finanzen nicht viel bessern, trotzdem wir alles bewilligen, so gestern wieder in der Versammlung die Anleihe von 1 Mill. ₰ Spezies.

Was sich das Volk erzählt.

Von J. Maaß in Lübeck.

De Ünneïrsk'n ore de Hog'nstein. Dicht vör Teschog up de südwestlich Siet, dor is 'n lütt'n Barg un bab'n up'n Barg is 'n kupperlich'n Hügel, dicht bire Sandkuhl. De Hügel weer vull grote Granitblöck, anne Nordsiet stünn ein'n heil' grot'n Block, de woll as Ingangspurt dent harr. Hier wahnt'n in ol'n Tied'n Ünneirsk'n, van de noch hüt des Dags allerhand vertellt ward. So ward segt, dat de Ünneirsk'n 'n grot'n Kät'l harrn; un wenn de Teschoger Bur denn mal bruk'n wull'n, so güng ein na den Hügel hen un röp: „Ünneirske, leihnt mi jug'n Kät'l![1]) Denn güng he 'n bät'n weg, un wenn he werre köm, so stünn 'n grot'n Kät'l dor. He nöm denn, un wenn he 'n nog brukt harr, denn bröch he 'n werre hen un sett em mit 'n lütt Geschenk up de sülwig Stär hen, wo he em wegnahm'n harr, un röp: Ünneirsk'n! ik bring jug jug'n[2]) Kät'l werre un dank ok välmals. Dormit güng he sine Weg'.

As einmal ein Frug[3]) van de Ünneirsk'n nich verlöst[4]) warrn kunn, donn hal'n se inne Nacht sik 'n Frug ut Teschog, ut Vagts[5]) Hus. As de Frug naß'ns[6]) glücklich verlöst wier, donn säd'n de Ünneirsk'n de Frug ut Vagts Hus väl'n Dank un nörigt'n[7]) ehr, as se weg güng, se mug sik doch vun dat, wat dor in de Eck leg, un wat as Sagelspöhn utseg, so väl in ehr'n Schoot nähm'n, as se wull. Se dach: Wat sall ik mit dei Sagelspöhn! Doch besünn se sik un rakt sik de ganze Schört vull. Se künn jä dorvun wat in ehr Fotspoen[8]) ströj'n,[9]) dat se den annen Mord'n[10]) noch seihn künn, wo se herkam'n wier. Dat deer se denn un ströj jümmer wat achter sik hen bet vör ehr Husdör. As se äwer den annen Mord'n besüht, wat se in ehr Schört nabehol'n harr, denn wier dat lute Goldsand. Äwer as se nu ehr Spor werre nasök'n wull, donn fünn se ok nich ein einziges Kurn.

Ins[11]) smeit de Buer in Vagts Hus Bookweiten äwe.[12]) Dor köm 'n ohl swart Hahn un sammel sik flitig van den Bookweiten. De Buer jög[13]) de Hahn weg, se köm awer jümmer werre. Toletz wür he bös un smet mit 'n Bessen na de Hahn un dröp ehr; un donn wer't 'n Ünneirsk, de sik in ehrn Büdel ünne de Schört 'n orig bet'n Bookweit'n söcht harr. Ob de Buer ehr den Bookweit'n wegnahm'n hett, ward nich vertellt, man glöwt dat awer nich.

Wenn de Teschoger dor plögten, wo de Ünneirsk'n wahnt'n, denn sett'n de Ünneirsk'n ehr männigmal Pannkok'n hen, un de Plögers let'n sik den got smeck'n. Naß'n[14]) sett'n se den lerrig'n Töller werre up desülwig Stär hen un säd'n Dank. Ins harrn de Knecht'n sik ok schön dick ät'n in so 'n Pannkok'n; awer ein ull leg'n Kierl mak sien Unrat up den Töller un sett em dormit hen, wo he em fun'n harr. Van de Tied af hebbt de Ünneirsk'n nich ins werre Pannkok'n hensett; se sünd sülwst wegtreckt öwer't Water, awer kein Minsch weet, wohen.

[1]) euren Kessel. [2]) euren. [3]) Frau. [4]) entbunden. [5]) Eigenname. [6]) nachher. [7]) nötigten. [8]) Fußspuren. [9]) streuen. [10]) Morgen. [11]) einst. [12]) Beim Kornreinigen: Überwerfen des Korns mittels der Wurfschaufel. [13]) jagte. [14]) Nachher. — Teschog liegt im Fürstentum Ratzeburg.



Volkshumor in Frage und Antwort.

Von H. Eschenburg in Holm.

God'n Dag! Na, wo geit? — Ümmer up twee Been, as so'n halben Hund.

Wat gift Nies? — All dat Ole ward flickt.

Wo heest du? — a. So as min Nam is. b. So as de Preester mi döft hett. (Holm.)

Wat büs vör een? — Min Mudder ern Sœhn.

Wo olt büst du? — As min lütte Finger un grotn Tön.

Wonehr? — Pingsmandag, wenn 'n Buck upt Jis lammt.

Wat hett dat kost? — Geld.

Wonehm? — a. Up günt Sid günt (jenseits) achter ol Metj ern Backabn. b. Up günt Sid günner — wo de lütte Gös barfot gaht. (Kaltenkirchen.)

Wat schall dat heten? — Dat schall keenen Nam hebbn.

Wat fehlt di? — 'n Büdel vull Geld.

Wat is dat vörn Stück? — a. Dat is dat Stück, wo vergangn Jahr de Röben west sünd. (Kaltenkirchen.) b. Dat is 'n Stück ut de Muskist (Dullkist).

Wat is 'r los? — All wat nich fast is.

Zu dem Laufenden: Wonehm is dat Füer? — Upn Herd. (Ünnern Teeketel.)

Wo geit dat to? — Wo't apen geit.

Wat is dat? — Dat is Fiekkamm (eine Art Zeug), daer hett min Vader 'n Büx vun. Een Stück is 'r œverblevn. Daer heff ik 'n Jack vun kregen. (Der Volksmund will wissen, daß diese Antwort im Konfirmandenunterricht gegeben worden ist, als der Pastor den Katechismus aufsagen ließ und sich mit der Frage: „Was ist das?" an einen Knaben wandte, dem er dabei die Hand auf die Schulter legte.)

Wat seggst vun dat Ei? — Dat is 'n Perkükenei.

Wat kikst mi an? — Büs dat Ankiken nich wert?

Schall mi dat gelln? — Den de Büx paßt, de kann se antrecken.

Wat is de Klock? — a. Klock is 'n Klock, un denn lat ol Lüd gahn. (Kaltenkirchen.) b. Klock is 'n Drach, wenn s' up 'n Nack nimmst. c. De Klock is 'n Drach, — un wenn de Löd (Gewichte) nich glik mitnimmst, mußt tweemal gahn. d. Dreevirtel upn Büxenknop. (Kaltenkirchen.)

(Frage dessen, der zu einer Gruppe tritt.) Wat deit de Rat? — De Börgermeister fehlt noch.

Is de Rat vull? — Ne! Kannst noch Börgermeister wardn, wenn düsterblaue Strümp an hes. (Kaltenkirchen.)

Wat geit di dat an? — Dat geit mi so vel an, dat ik mitsnacken kann!

Schamst di nix? — Ik heff mi mal schamt, do heff ik up 'n Sünnabend keen Speck kregen. (Kaltenkirchen.)

So geit 't her in e Welt: de een holt 't mit 'n Büdel, de anner mit 't Geld. Wonehm holst du mit? — Mit de Hann.

Wo heet dat elfte Gebot? — Lat di nich verblüffen.

Büs wull bang? — Bang gerad nich — œwer ik meen man.



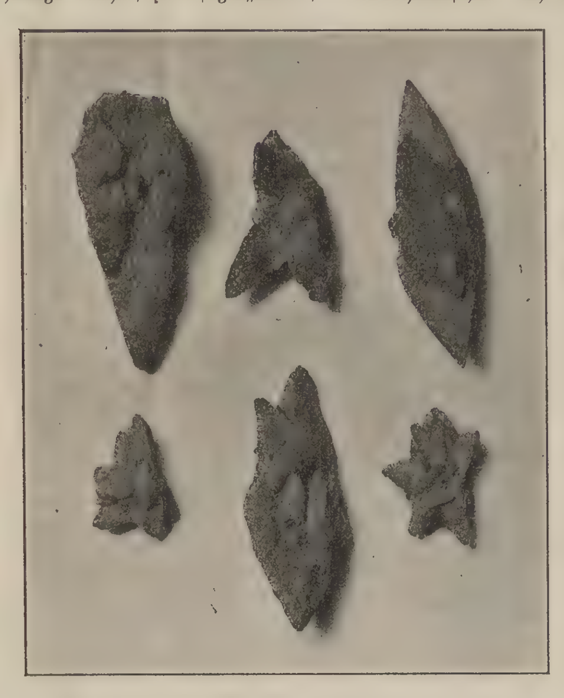
Fragen und Mitteilungen.

1. Gemeinschaftsgefühl. Schön äußert sich noch heute das Gemeinschaftsgefühl auf den meerbedrängten Halligen an der schleswig-holsteinischen Westküste. Da derjenige Bauer, der Land am Strande gekauft hat, bei den fortwährenden Landverlüsten, die die See ihm zufügt, ziemlich rasch verarmen müßte, so bilden die Bewohner einer Warfbool, einer Gruppe von Hofstellen, eine Genossenschaft unter einem jährlich wechselnden Boolskurator, um die dem Einzelnen durch die See aufgebürdete Last auf die Schultern aller gleichmäßig zu verteilen. Darum verteilen sie die Schiften oder Bruderteile, d. h. die jährlich wechselnden Stücke ihres Mäh- und Weidelandes derart, daß jeder Bauer soviel davon erhält, als er nach seinem Kaufbrief verlangen kann. (Elard Hugo Meyer, D. V. S. 16.)

2. Über das Vorkommen von Pseudo-Gaylüssit im Marschboden unserer Provinz hatte ich in Nr. 9 der „Heimat" einige kurze Andeutungen gegeben und gebeten, mir weitere Angaben über die Verbreitung dieser „Gerstenkörner" in unseren Marschen zu unterbreiten und wenn möglich mir das Mineral in natura zuzusenden. Das ist geschehen. Durch die Freundlichkeit des Herrn Gymnasiallehrers Voß in Husum erhielt ich eine kleine Sendung wohlerhaltener Exemplare, desgleichen von Herrn Pauls in Hamburg-Eilbeck, Wandsbecker Chaussee 391, einem früheren Landwirt in Eiderstedt. Dem zuletzt genannten Herrn verdanke ich auch interessante Angaben über die Art des Vorkommens im Marschboden, über das erste Bekanntwerden in unserer Provinz und über die Präparationsmethode des Minerals. Mit Erlaubnis des Herrn Einsenders gebe ich einige beachtenswerte Punkte aus seinem Briefe wieder: „Schon in den dreißiger Jahren wurden die betreffenden Naturgebilde von meinem sel. Vater bei Beaufsichtigung der sog. Kleiarbeiten beobachtet und in vielen Exemplaren sorgfältig gesammelt und aufbewahrt, weil dieselben an der Luft erhärtet ganz leicht zerbröckeln. Da in meiner Heimat, Kating im Kreise Eiderstedt, von den Apothekern in der Umgegend keine weitere Aufklärung über diese interessanten Objekte zu erlangen war, nahm mein ältester Bruder, welcher zu seiner weiteren Fachausbildung als Apotheker im Jahre 1840 die Universität Berlin bezog, davon einige Exemplare mit, um von den dortigen Dozenten der Chemie und Mineralogie, u. a. Professor Mitscherlich, nähere Auskunft zu erlangen. Dieselben erregten bei den dortigen Herren als völlige Neuheiten oder jedenfalls nur selten vorkommende Erscheinungen bedeutendes Aufsehen. In gleicher Weise waren einige Exemplare, welche ich während meines Besuches der damaligen polytechnischen Schule in Karlsruhe 1846

bis 1849 dem Hofrat Walchner und anderen Dozenten der Mineralogie, denen ich besonders hübsche Exemplare vorzeigte, noch vollständig neu und zugleich namenlos. Später sind dieselben mehrfach gefunden[1]) und in den Männern der Wissenschaft zugänglich gemacht worden. Dieselben werden nicht in allen Landgemeinden Eiderstedts gefunden und in den dortigen Fennen auch nur nester- oder horstweise. . . . Mir sind als zum Teil recht reiche Fundorte bekannt: einzelne Besitze in den Landgemeinden Kating, Wisch, Kotzenbüll und Tetenbüll, wo sie zahlreich und in besonders schönen Exemplaren gefunden worden sind." (Die mir von Herrn Voß übersandten „Gerstenkörner" stammen aus der Gegend von Poppenbüll. B.)

Der Marschboden besteht aus mehreren Schichten. Auf die Ackerkrume (Mutterboden, Humusschicht) folgt in einer Tiefe von durchschnittlich 1 Fuß ein schwerer, stark wasserhaltiger Lehm, der sog. „Stört," in Dithmarschen auch wohl „Dwow" genannt, in einer Mächtigkeit von 3 Fuß. Darunter liegt in 3—4 Fuß Mächtigkeit unmittelbar über dem feinen Seesande, dem ursprünglichen Meeresboden, die Kleierde, auch wohl Wühlerde genannt. Diese wird bei den sog. Kleiarbeiten zur Verbesserung der „müde" gewordenen Ackerkrume benutzt. Die Arbeiten werden hauptsächlich zur Winterszeit bei Tauwetter verrichtet und darum das „Winterkleien" genannt. Der Landmann gräbt 6—8 Fuß breite Gräben, welche mit ihrer Sohle bis auf den Meeressand reichen. Zunächst wird die Ackerkrume nach beiden Seiten hinausgeworfen, in gleicher Weise der „Stört" und schließlich die Kleie, welche alsdann, ähnlich wie beim Bemergeln, in Haufen über die Fenne verteilt und später auseinandergeworfen und durch das Pflügen mit der Humusschicht vermengt wird. Sehr bezeichnend heißt in Dithmarschen das Kleien auch „dat Unnerutdieken." Die steife Lehmschicht wird wieder in die Gräben geworfen, und die unvermeidlichen Längsfurchen werden durch das Pflügen ausgefüllt. Der Acker ist wieder geebnet.



Pseudo-Gaylüssite (sog. „Gerstenkörner") aus dem Marschboden von Eiderstedt.[2])

Die „Gerstenkörner" werden mit der Kleie gehoben. Sie liegen in Knollen. Die Kleie, welche diese einschließen, ist von besonderer Güte; denn sie ist wenig oder garnicht mit Sand vermischt.

Nach dieser kleinen Abschweifung zitiere ich aus dem Schreiben des Herrn Pauls weiter: „Sobald man die kleinen Gebilde (in der Volkssprache „Gerstenkörner") in der Kleischicht beim Ausheben mit dem Arbeitsgerät trifft, thut man gut, dieselben sofort gegen den Zutritt der Luft wieder zu bedecken. Am zweckmäßigsten ist es, sie in ein Gefäß mit Wasser zu geben, weil sie sonst gar leicht zerfallen oder wenigstens ihre Außenfläche verändern, rauh werden. . . . Jetzt werden die „Gerstenkörner" nur noch selten gefunden,

---

[1]) Außer am Dollart auch in Nevada und bei Sangerhausen in Thüringen. B.

[2]) Eine weitere Darlegung über Vorkommen und Wesen dieses Minerals habe ich in Nr. 523 des „Prometheus" vom 18. Oktober d. J. veröffentlicht. Dem Verleger, Herrn Rud. Mückenberger, Berlin, Dörnbergstr. 7, verdanke ich die leihweise Überlassung des Klischees zu der photographischen Darstellung typischer Exemplare aus meiner Sammlung. Ich kann meinen Dank nicht besser bethätigen, als wenn ich den Lesern der „Heimat" diese zweifelsohne vornehmste unserer illustrierten Wochenschriften über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft (herausgegeben von Dr. Otto N. Witt. Preis vierteljährlich 3 M.) zur Lektüre nachdrücklichst empfehle. B.

indem (auf Eiderstedt) die ausgedehnte Graswirtschaft indirekt die Meliorationsarbeit des Kleiens zugleich mit dem eigentlichen Ackerbau aus wirtschaftlichen Gründen vertrieben hat."

Weil die „Gerstenkörner" als ein für unsere Provinz charakteristisches Mineral besondere Aufmerksamkeit verdienen, kann ich nicht unterlassen, unsere Mitglieder zu bitten, weitere Angaben über das Vorkommen zu machen und, wenn möglich, mir die Fundobjekte einzusenden. Ich werde mich in jeder Weise erkenntlich zeigen. Barfod.

3. Ein sehr seltener Gast der Ostsee scheint der Leierfisch (Callionymus lyra) zu sein, der im September und Oktober d. J. von Eckernförder Fischern in drei Exemplaren von je 20 cm Länge mit der Heringswade in der Eckernförder Bucht gefangen wurde. Die Fische erregten durch ihre prächtige Färbung (daher die Namen Goldgrundel und Schmuckgrundel) und durch die eigentümliche Form ihrer vorderen Rückenflosse, deren nach hinten sich stufenweise verkürzende Strahlen den Saiten einer Leier verglichen werden können (Leierfisch), die Aufmerksamkeit der Fischer, welche in dankenswerter Weise mir die bis dahin nicht in der Förde beobachteten Fische zustellten. Meine Vermutung, daß es sich hier um den Leierfisch handle, fand durch die Bestimmung, die im hiesigen zoologischen Institut vorgenommen wurde, ihre Bestätigung. Sowohl Möbius und Heincke („Die Fische der Ostsee") als auch Professor W. Marshall („Die deutschen Meere und ihre Bewohner") verneinen das Vorkommen des Leierfisches für die Ostsee. — Von den in der Eckernförder Bucht gefangenen Leierfischen habe ich ein Exemplar dem hiesigen zoologischen Institut überwiesen. Hinkelmann, Oberfischmeister in Kiel.

4. Rebhuhn und Igel auf Sylt. Für Vogelfreunde wird die Mitteilung Interesse haben, daß das Rebhuhn, das vor 4 Jahren durch Jagdliebhaber hierher verpflanzt wurde, sich außerordentlich stark vermehrt hat und selbst in den Lister Dünen beobachtet worden ist. — Ein anderer Gast, der sich auf unserer Insel heimisch eingerichtet hat, ist der gemeine Igel. Mitte der siebziger Jahre ist er, wahrscheinlich durch Faschinenlieferungen, hierher gekommen. Er hat sich stark vermehrt, nicht zur Freude der Bewohner. Er hält sich nämlich mit Vorliebe in den Bergentenlöchern auf, die von den Syltern aufgemacht werden, um den Bergenten das Nestmachen zu erleichtern. Man heimst dafür einen Teil der Eier ein und läßt dem Vogel nur 3—4 Eier zum Brüten. Durch die Gegenwart des Igels werden die Bergenten vertrieben, in ihrem Brutgeschäft gestört und die Nestlochbesitzer in der Eierernte benachteiligt.

Norddörfer-Sylt, den 19. Oktober 1899. Koopmann.

5. Kattsund und Ramsharde. Durch die „Flensburger Nachrichten," die Flensburger Norddeutsche Zeitung" und die „Heimat" (Nr. 9) habe ich im Laufe des verflossenen Sommers gefragt nach Vorkommen und Bedeutung der obigen beiden Namen für Straßen und Stadtteile. Es sind mir darauf mehrere mündliche und schriftliche Mitteilungen zugegangen, für die ich hierdurch meinen besten Dank ausspreche. — Veranlaßt durch meine Anfrage, hat auch ein in Flensburg erscheinendes dänisches Blatt, „Det lille Blad," in Nr. 74 seines 12. Jahrganges einen bezüglichen eingehenden Aufsatz veröffentlicht, und Herr Langfeldt hat in Nr. 10 der „Heimat" ebenfalls meine Frage gründlich beantwortet.

Trotzdem, und nebenbei auch zur Ergänzung der letztgenannten Antwort, wird eine Zusammenstellung und Mitteilung des Resultats meiner Nachforschungen von Interesse sein.

a. Kattsund. Der Name kommt, nach den mir gewordenen Mitteilungen, vor in folgenden Städten: Lund, Malmö (in Schweden), Kopenhagen, Nakskov (auf Laaland), Svendborg (auf Fühnen), Aalborg, Hadersleben, Flensburg, Schleswig, Eckernförde, Lübeck, Heiligenhafen und Zeven (in Hannover), in der Regel als Benennung kurzer, enger Straßen. Die genannten Städte liegen, mit Ausnahme von Zeven (worüber später), nördlich der Elbe, am Wasser (ausgenommen Lund) und haben von jeher Schiffahrt getrieben. Anzunehmen ist darnach, daß die Benennung nordischen Ursprungs ist und mit der Schiffahrt zusammenhängt. Nun sagt nach dem „Lille Blad" eine 1887 erschienene dänische Schrift „Mellem Østersø og Vesterhav" (Zwischen Ostsee und Westsee), wie auch Pierers Lexikon: „Auf Altnordisch heißt Kati soviel als Fahrzeug, Schiff, Boot." Darnach wäre denn Katsund (nicht Kattsund) ein Hafen für kleine Fahrzeuge, ein Bootshafen oder auch wohl die Passage dahin. — Sehen wir darauf hin die Lage dieser Straße in den genannten Städten an: In Flensburg (wo die eine Häuserreihe dieser Straße kürzlich abgebrochen und der Name seit einigen Jahren offiziell verschwunden ist) liegt sie recht weit vom Hafen ab, in nächster Nähe des Südermarktes. Es reichte aber früher der Hafen bis hierher, und unter einem anliegenden Hause fand man seinerzeit bei Gelegenheit eines Baues noch Reste eines Bootes. Es können also hier im innersten Winkel des Hafens sehr wohl die Boote ihren Platz gehabt haben. — In Kopenhagen, Lübeck, Heiligenhafen und Eckernförde liegt der Katsund in unmittelbarer Nähe des Hafens, ist möglicherweise früher ein Teil davon gewesen. In Königsberg ist, nach Mitteilung eines geborenen Königsbergers, der Katsund „ein senkrecht auf den Pregel stoßendes Stück Hafen und keine Straße." Wie die Lage dieser Straße in

den übrigen genannten Städten ist, darüber habe ich keine so genauen Angaben erhalten, nur heißt es von Zeven: „Es ist eine Häuserreihe gegenüber einem See" (der mit der Oste in Verbindung steht). — Wenn somit in den genannten Städten die Abstammung des Katsundes von Kati angenommen werden kann, so stellt sich die Sache schon bedenklicher in Hadersleben. Mein Gewährsmann schreibt: Der Katsund läuft von Norden nach Süden und war vor einigen Jahren an der Westseite zum Teil nicht ausgebaut. Der dänische Name ist ohne Zweifel der ursprüngliche. Katsund erinnert an Kattegat, obwohl sich schwerlich annehmen läßt, daß durch die jetzt relativ hoch belegene Straße sich ehemals ein Wasserlauf, ein „Sund" erstreckt habe. Da aber — wie noch auf alten Stadtbildern zu ersehen — nördlich um Hadersleben eine Wasserverbindung zwischen dem Hafen und dem Damm (Alt-Hadersleben) gewesen ist, so kann es wohl möglich sein, daß in diesem nördlichen Gewässer der Bootshafen gewesen und der „Katsund" dorthin geführt habe. — Noch bedenklicher erscheint die Abstammung des Namens in Schleswig, wo der „Kattsund" an der dem Hafen entgegengesetzten Seite auf der Höhe liegt und zu Hafen und Booten absolut keine Beziehung gehabt haben kann. Ebenso steht es wohl in Lund, welche Stadt ja „nicht am salzen Wasser" liegt. — Dr. Sach sagt in seiner „Geschichte der Stadt Schleswig" 1875, S. 49: „Der sich in vielen Städten wiederholende Name „Kattsund" gilt überall von solchen Plätzen und Straßen, die in der nächsten Nähe früherer Befestigungen lagen. Dies ist auch in dem ersten Teile des Namens ausgedrückt. Katt (Katze) nannte man in der alten Belagerungskunst nicht allein ein bewegliches Schutzdach, ein schweres Geschütz, sondern auch eine besonders erhöhte Schanze, wovon man die übrigen Werke beherrschte. In Norddeutschland erklärte man geradezu: „blokhuse syn Katten genomet." Der am höchsten Bollwerke der Angelboe-Wirki durch die Wälle führende Durchgang wird darum hier (in Schleswig) mit Kattsund bezeichnet" Ein Gewährsmann fügt diesem hinzu: „Im Dänischen finden wir ja auch das Wort Kat (pl. Katte) als Bezeichnung der Deckschanzen in einer Bastion." (Vgl. auch Langfeldt in Nr. 10 d. Bl.) Diese Abstammung des Namens paßt für Schleswig, möglicherweise auch für Hadersleben und Lund („eine alte dänische Stadt"), also doch nur für eine kleine Anzahl dieser Namen. Welche Abstammung die richtige ist, wird wohl unentschieden bleiben müssen. Möglich ist, daß beide gleichberechtigt sind, und an einem Orte von dieser, an einem andern von jener ausgegangen worden ist, je nach Lage und Umständen. Schließlich wäre noch die Möglichkeit einer Übertragung des Namens von einem Orte zum andern, etwa nach rein äußerlicher Ähnlichkeit einer kleinen Straße oder eines Platzes, anzunehmen. So möchte ich z. B. diesen Namen in dem kleinen Orte Zeven als übertragen ansehen, weil dort die Königin Christine von Schweden (Mitte des 17. Jahrhunderts) eine Zeitlang gewohnt haben soll.

b. Ramsharde. So heißt bekanntlich der nördliche Teil der Stadt Flensburg. Holdt sagt darüber in „Flensburg früher und jetzt" 1884, S. 21: „Ramsharde nahm (mit St. Johannis) bei Entstehung der Stadt mehr den Charakter einer Vorstadt an," und S. 4: „Die Ramsharde wurde 1284 (als Flensburg Stadtrecht erhielt) der Stadt einverleibt." S. 21 in einer Note fügt er hinzu: „Der Name Ramsharde findet sich auch bei andern Städten für Gassen und Bezirke, die ursprünglich im Burgrechte lagen, z. B. in Apenrade, Assens usw." Das ist eine oft gehörte Annahme, die aber nicht überall zutrifft. In Flensburg war also die Ramsharde schon 1284 vorhanden; das Schloß (Duburg) wurde aber erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts erbaut. In Apenrade liegt die Ramsharde auch nicht in der Nähe des Schlosses. — Die angezogene Schrift „Mellem Østersø og Vesterhav" giebt an, daß auch der Name Ramsharde vorkomme in Nestved (auf Seeland), Odense, Kjerteminde, Assens und Svendborg (auf Fühnen) „und mehreren dänischen Städten." Ob bei allen diesen Städten je ein Schloß oder eine Burg gewesen ist, kann ich nicht sagen, bezweifle es aber, und dann kann auch hier die von Holdt angegebene Auffassung nicht überall zutreffen. Da aber nach Dr. Wolff (s. Langfeldt) der Name in Flensburg erst 1451 urkundlich vorkommt, ist der Stadtteil wohl erst durch die Befestigung abgeschnitten worden. — Die dänische Schrift faßt die Ramsharden überall als Vorstädte auf, mit dem in „irgend einem Buche" gefundenen Zusatz, daß der Name „Rams" auf die niedrigeren („ringere") Teile der Bevölkerung hindeuten solle, welche ihren Aufenthalt „außen vor der Stadt" hatten. — Interessant ist eine auf diese im Volke lebende Anschauung hinweisende spätere Übertragung dieses Namens. Zwei Gewährsmänner schreiben nämlich, daß ein Teil der langen Straße in Arnis „im Volksmunde" Ramsharde genannt werde, und der eine fügt hinzu, daß er dort von alten Leuten erfahren habe, der Name sei erst in den Jahren 1830—40 aufgekommen und zwar aus folgender Veranlassung: „In der betreffenden Gegend dieser Straße wohnten damals zwei „Kopenhagenfahrer," die stets in Zank und Streit lebten, weil jeder den andern im Handel zu übervorteilen suchte. Dies wurde bald ortsbekannt und veranlaßte die Benennung."

Das wäre denn das bis jetzt erreichte Resultat dieser meiner Nachforschungen. Einstweilen wird damit die Sache wohl als abgethan ruhen müssen.

Flensburg, im November 1899. J. J. Callsen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 1. Januar 1899.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.

Die vorliegende Nummer wird auch als Probenummer versandt und ist deshalb in größerer Anzahl gedruckt worden. Für etwaige Beitrittserklärungen wolle man sich der eingelegten Postkarte bedienen.

An die Leser.

Die erfreuliche Teilnahme, mit der die Leser die Bestrebungen der „Heimat" begleiten, sowie die stetige Erweiterung des Mitgliederkreises verpflichten die Schriftleitung einerseits, die bisher beschrittene Bahn auch fernerhin innezuhalten, fordern aber andererseits zu immer größerer Vorsicht in der Auswahl des Lesestoffes auf, damit die Zeitschrift nur wirklich Wertvolles biete. Allerdings kann nicht jede Nummer jedem Geschmack gerecht werden; dazu ist das Gebiet unserer Vereinsbestrebungen zu umfangreich. Daß aber alle Einzelgebiete im Laufe des Jahrganges berücksichtigt werden, möge die nachfolgende Zusammenstellung zeigen, in der die Abhandlungen, die für den neuen Jahrgang vorliegen oder in naher Aussicht stehen, gruppenweise geordnet sind.

Altertumskunde: Das Danewerk. — Ein Denkmal aus der vorgeschichtlichen Zeit — Biographieen: Friedrich Christian von Augustenburg. — Hauptmann Delius. — J. H. Fehrs. — Friedrich Hebbel. — Franz Hegewisch. — Melchior Hoffmann. — Wilhelm Jensen. — Peter Hiort Lorenzen. — Generalsuperintendent Nielsen. — Jürgen Wullenweber. — Geschichte: Der Schwedenkönig Karl X. Gustav in Schleswig-Holstein. — Auch ein Franzosengrab in Holstein. — Haltung der Stadt Schleswig bei der Erhebung der Herzogtümer. — Aus eigenen Erlebnissen während der Feldzüge 1848—51 und der Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee. — Lieder, Ansprachen, Aufrufe usw. aus den Kriegsjahren. — Die Eckernförder Denkmäler (zum 5. April). — Der Barrikadenkletterer von Kolding). — Erinnerungen eines alten Schleswig-Holsteiners. (Schlacht bei Idstedt. Aus der Gefangenschaft.) — Aus der Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins. — Kirchengeschichte: Aus dem vorreformatorischen Husum. — Melchior Hoffmanns Aufenthalt in Schleswig-Holstein. — Bilder aus dem Streit über die Adlersche Agende. — Kulturgeschichte: Schuldverhältnisse im Jahee 1589. — Ein dunkles Blatt aus alter Zeit. — Ein Blick in das Leben eines Stapelholmer Bauern zur Zeit des 30jährigen Krieges. — Ein Dithmarscher Bauernhof im 16. Jahrhundert. — Das Geschlecht der Wittorf und ihr Hof Brammer. — Das tägliche Leben in einem sächsischen Dorfe vor 60 Jahren. — Das Christianspflegehaus in Eckernförde. — Das Gottesgeld. — Post- und Verkehrsverhättnisse in Schleswig-Holstein. — Eine Gildefeier. — Ringreiten in Henstedt. — Vom Erntefest in Holm. — Jugend- und Volksspiele. — Sprichwörter, volkstümliche Ausdrücke und Redensarten usw. — Volksreime. (Erste Sammlung: Wiegenlieder.) — Volkshumor in Frage und Antwort. — Heimatliche Grüße und Segenswünsche. — Volkskunde und Photographie. — Kunstgeschichte: Hans Gudewerdt. — Landeskunde: Gesamtcharakter der Marschen. —

Die Rolande Schleswig-Holsteins. — Ein Ausflug nach Silt. — Die Entstehung des Fleckens Kellinghusen und seine ersten Bewohner. — Die alte Festung Christianspries, das jetzige Friedrichsort. — Der Meggerkoog. — Die Duburg. — Die Troiburg. — Naturkunde: Der Krabbenfang bei Büsum. — Die Entwickelung des Flußaals. — Ergebnisse der Versuchsfischerei über die Tierwelt im Kaiser Wilhelms-Kanal. — Einwanderung von Tieren und Pflanzen. — Unsere insektenfressenden Pflanzen. — Anfang und Ende der Salzgewinnung in Schleswig-Holstein. — Über Meteorbeobachtungen.

Dazu kommen neben den Artikeln, die in der vorliegenden Nummer ihren Anfang nehmen, noch zahlreiche kleinere Mitteilungen, vor allen aus den Gebieten der Kulturgeschichte und der Naturkunde, sowie zusammenhängende Jahresübersichten über alle Gebiete, die der Verein pflegen will. Auch Gedichte werden nach wie vor eingestreut werden; hoffentlich gelingt es auch, die Wünsche nach guten Erzählungen aus unserm Volksleben mehr zu befriedigen, als bisher geschehen konnte. Wo Bilder notwendig oder auch nur wünschenswert sind, werden sie nicht fehlen.

So wird die „Heimat" denn auch im neuen Jahre ihre Liebe zum großen deutschen Vaterlande dadurch bethätigen, daß sie unsere Landsleute heimisch zu machen sucht in der Heimat. Denn „wenn einer an seiner Heimat, am Geburtsorte, am Vaterhause, an der Scholle nicht haftet, so hängt er auch nicht am Vaterlande, so fehlt seiner Vaterlandsliebe, seiner Volksliebe, seiner Deutschheit, mit der er in der modernen Welt prahlen will, das Zentrum, so fehlt ihr das Herz."

Kiel, im Dezember 1898. Heinrich Lund.

Bücherschau.

1. Sylter Lustspiele. Mit Übersetzung, Erläuterungen und Wörterbuch herausgegeben von Professor Dr. Theodor Siebs. I. Erich Johannsens „Freier von Morsum," II. Erich Johannsens „Liebeswerbung auf Sylt." Greifswald. Julius Abel, 1898. 224 S. 8. Preis 3 M.

2. Sölring Soong fan Erich Johannsen. Sylter Lied. Deutsch von Theodor Siebs. Musik von Wilhelm Berger. Eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Carl Simon, Musikverlag Berlin SW. 1898. Preis 60 Pf.

Bei der Herausgabe der unter 1 genannten Lustspiele hatte Professor Dr. Siebs, der bereits 1886 zuerst Sylt aufsuchte und die verschiedenen friesischen Dialekte der schleswigschen Westküste und der nordfriesischen Inseln an Ort und Stelle zu studieren Gelegenheit hatte, das Ziel vor Augen, „den vielen Fremden, die so oft von Westerland nach altem friesischen Gut auf die Suche gehen, ein Stück echter Sylter Volksart in Sylter Sprache zu zeigen" und die Insulaner zu mahnen, „ihre Sprache als ein teures Kleinod fernerhin zu ehren und heilig zu halten. Er wollte Gelehrte und Ungelehrte darauf aufmerksam machen, „was für ein wertvoller Schatz diese ehrwürdigen Reste alter Sprache sind."

In der That ist Professor Dr. Siebs, dessen Fertigkeit, Sprachmaterial der verschiedensten Dialekte friesischer Zunge aufzuzeichnen und wiederzugeben, ich bereits vor 12 Jahren bewunderte, wie kein anderer berufen, der Sylter Friesensprache, die heute von *etwa 3000 Syltern als Umgangssprache noch gesprochen wird*, ein Denkmal zu setzen. Denn obwohl bereits 1809 eine Komödie von J. P. Hansen in Sylter Sprache erschienen und wiederholt gedruckt worden ist, und obwohl C. P. Hansen Sagenstoffe, Sprichwörter usw. in dieser Sprache aufzeichnete, so hat sich der Sylter Dialekt bisher nicht zur Schriftsprache aufschwingen können. Dr. Siebs hat nun in dem vorliegenden Werke den Versuch gemacht, einen für wissenschaftliche Zwecke auf alle Zeit hinaus brauchbaren Stoff in einer Schreibung zu liefern, die ein getreues Abbild des Gesprochenen ist. Die grammatikalischen Bemerkungen sind in jeder Beziehung zutreffend und ausreichend, zumal sie durch ein ca. 3000 Worte umfassendes Wörterbuch ergänzt und illustriert werden.

Die Stoffe der beiden Lustspiele sind interessant, da sie beide einen Einblick in die Zeit thun lassen, in der sich das ganze Volksleben noch um den Seefahrerberuf der Insulaner drehte. Es sind Scenen aus dem vorehelichen Leben der Mädchen und jungen Männer, wie ich dieselben in meinem Buche: „Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt. Hamburg 1891." (S. 273—299) zu schildern versucht habe. Die Siebssche Übersetzung ist schön und wird, wo immer sich deutsche Bühnen zur Aufführung der Sylter Lustspiele entschließen, bei guter Darstellung reichen Beifall ernten, wie ihn die Originalstücke des begabten Volksdichters Erich Johannsen bereits wiederholt auf der Heimatsinsel geerntet haben.

Das als Komposition besonders bearbeitete Sylter Lied aus dem „Frier fan Moasum" wird überall Freunde finden; sein Inhalt bringt in schöner Form zum Ausdruck, daß auch die heutige Generation der Sylter mit dankerfülltem Herzen bestrebt ist, in angestammter Friesentreue für Recht und Freiheit einzutreten, wie einst Uwe Jens Lornsen, der größte Sohn der Insel Sylt, es gethan hat.

Beide Werke sind wertvolle Beiträge zur deutschen Litteratur und der schleswig-holsteinischen, derjenigen der engeren Heimat insbesondere. Mögen sie unter den Lesern der „Heimat" viele Freunde finden! Christian Jensen.

Sammlung der plattdeutschen Litteratur.

Seit Jahren bin ich damit beschäftigt, die Litteratur der plattdeutschen Sprache zu sammeln, welches in dem ganzen Umfange nirgends geschieht, aber sehr wünschenswert ist.

Dies ist mit den im Buchhandel zu habenden Erscheinungen auch schon ziemlich weit gediehen. Außer der neuplattdeutschen Litteratur umfaßt meine Sammlung alles bezügliche Sprachwissenschaftliche, Volkstümliche (Sagen, Märchen, Rätsel, Sprichwörter, Lieder und Reime), vieles über die plattdeutsche Bewegung in Nordamerika, die mittelniederdeutschen Litteratur-Denkmäler, ferner Chroniken, Religions-, Rechts- und Urkundenbücher in Auswahl und Proben der oberdeutschen Dialekte und der verwandten Sprachen, Friesisch, Holländisch, Vlämisch und Englisch, zusammen bis jetzt etwa 1400 Bände.

Es sind mir aber noch besonders erwünscht plattdeutsche Artikel aus Zeitungen, die Statuten usw. plattdeutscher Vereine, Hochzeits- und Karnevalslieder, Gelegenheitsgedichte usw. sowohl handschriftlich als gedruckt, und Aufsätze über Plattdeutsch, plattdeutsche Dichter und Werke, um deren gütige dauernde Zusendung ich hiermit herzlich bitte, und zwar Eigenes wie auch zu Gesicht Kommendes von anderer Seite, um so eine möglichst vollständige Sammlung des Niederdeutschen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts zu erreichen. — Auch kurze biographische Notizen über die plattdeutschen Dichter und örtlich genaue Dialektbestimmungen werden erbeten.

Es liegt in meiner Absicht, diese ganze Sammlung so zu hinterlassen, daß dieselbe zusammenbleibt und der Sprachwissenschaft und anderen Interessen zugänglich gemacht wird.

Hannover, Schillerstraße 39a, im November 1898. M. Börsmann.

Vereins-Angelegenheiten.

Dem geschäftsführenden Ausschuß gehören z. Zt. folgende Herren an: Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstr. 4, Beisitzender. — Rektor Lund, Kiel, Düppelstr. 72, Schriftleiter. — Lehrer Barfod, Kiel, Friedrichstr. 66, Schriftführer. — Lehrer Th. Doormann IV, Kiel, Kirchhofsallee 70, Kassenführer. — Hauptlehrer Eckmann, Ellerbek, Beisitzender.

Bem. Die Satzungen sind besonders gedruckt worden und können vom Schriftführer des Vereins bezogen werden. Die bisherigen Leser finden sie in Nr. 1 des Jahrganges 1897, S. III; den Probenummern sind sie beigelegt worden.

Neue Mitglieder.

(L. = Lehrer.)

1 Adolphsen, L., Stuttebüll. — 2. Bruhn, Gemeindevorsteher, Dörphof. — 3. Haselaff, L., Adelby. — 4—5. Hencke, Buchhändler, Wilster. Hennings, Kustos am botanischen Garten, Berlin. — 6. Lehrerbibliothek zu Großenwiehe. — 7 Mett, Kunst- und Handelsgärtner, Eutin. — 8. Nissen, Postassistent, Kiel. — 9 Ottens, Oberlehrer, Kiel. — 10—17. Präparanden: Hansen, Matthiesen, Paulsen, Peters, Petersen I, Petersen II (sämtlich in Hadersleben); Lesch und Plogstert (in Kiel). — 18. Rathje, Hauptlehrer, Flensburg. — 19. Gräfin Scheel-Plessen, Sierhagen. — 20—27. Seminaristen: Bornholt, Eggers, Lorenzen, Petersen II, Schümann, Studt (sämtlich in Hadersleben); Brandenburg, Kröger (in Ratzeburg). 28. Starnitzky, Kgl. Reg.-Sekretär, Schleswig. — 29—31. Teut, Postverwalter, Fuhlsbüttel. Thomsen, L., Flensburg. Truelsen, Rüdestraße pr. Satrup. — 32. Wolters, Kunstmaler, Kiel.

Zur Nachricht:

1. Die Mitgliederzahl unseres Vereins beziffert sich z. Zt. auf reichlich **2300.** Für das Jahr 1898 wurden allein **464** Mitglieder (gegen 438 für 1897) gewonnen, ein Beweis dafür, daß die „Heimat" in erfreulichem Aufgange begriffen ist Um auch späteren Nachbestellungen genügen zu können, wird die „Heimat" laut Beschluß des geschäftsführenden Ausschusses in 2800 Exemplaren gedruckt werden.

2. Die Jahrgänge 1892 und 1895 sind vergriffen. Wer an der Beschaffung derselben besonderes Interesse hat, dem empfehlen wir, eine diesbezügliche Offerte (Preis der gespaltenen Petitzeile 15 Pf.) im Anzeigenteil der „Heimat" aufzugeben.

3. Die Jahrgänge 1893, 1894 und 1896 werden unsern Mitgliedern für 1,20 Mk. pr. Band portofrei nachgeliefert; die Jahrgänge 1891, 1897 und 1898 können nach wie vor zum Preise von 2 Mk. pr. Band portofrei bezogen werden.

4. Die Anschaffung der geschmackvollen Original-Einbanddecke (grüner Kaliko mit den drei Wappen unsers Vereinsgebietes und auf dem Rücken mit Titel in Golddruck) zum Preise von 60 Pfg. sei den Mitgliedern besonders empfohlen. Unser Expedient, Herr Küster Rohwer, nimmt Bestellungen entgegen und versendet die Decken portofrei mit dem Monatsheft.

5. Von der einliegenden Postkarte, welche sowohl zur Anmeldung neuer Mitglieder, als auch zur Mitteilung von Adressen behufs Zusendung von Probenummern an solche Personen, bei denen das Interesse für unsere „Heimat" vorausgesetzt werden darf, dienen kann, bitten wir fleißigen Gebrauch machen zu wollen. Durch das freundliche Entgegenkommen unsers Druckers, Herrn A. F. Jensen, Vorstadt 9, sind wir nämlich in der Lage, das Januarheft in 800, das Aprilheft in 400 uns gratis zur Verfügung gestellten Exemplaren als Probenummer versenden zu können.

6. Um Irrtümer zu vermeiden, bitten wir, daß Geldbeträge nur an unsern Kassenführer, Herrn Lehrer Doormann, Kirchhofsallee 70, gesandt werden.

7. Herr Rohwer bittet die verehrlichen Mitglieder, bei Adressenveränderungen usw. stets die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen, wodurch ihm mühevolles Suchen und vielerlei Irrtümer erspart bleiben.

8. Die Abmeldefrist für 1898 ist mit Schluß dieses Jahres verstrichen (§ 8 unserer Satzungen). Später einlaufende Abmeldungen können nicht berücksichtigt werden.

Kiel, am 15. Dezember 1898.

Der Schriftführer:
H. Barfod, Kiel, Friedrichstr. 66 III.

Anzeigen.

Anzeigen für die „Heimat" sind prompter Erledigung halber einzusenden **nur** an den Expedienten der Zeitschrift, Küster Rohwer, Kiel.

Die Mitglieder, welche ihre Wohnung verändern, werden ersucht, solches der unterzeichneten Expedition rechtzeitig mitzuteilen.

Küster Rohwer,

Kiel, Waisenhofstraße 43 a,

neben der Jakobi-Kirche.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 2. Februar 1899.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Däppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Einzahlung der Beiträge für 1899.

Bei Einzahlung der Beiträge für das Jahr 1899 bitte ich die geehrten Mitglieder, folgendes zu beachten:

1. Allen Geldsendungen mittels Postanweisung wolle man 5 Pfg. Bestellgeld beifügen. Seit dem 1. Jan. beträgt die Postgebühr für Sendungen unter 5 ℳ. nur noch 10 Pfg.
2. Wo an einem Orte oder in einer Gegend mehrere Mitglieder sind, wollen diese sich zu gemeinsamer Einsendung des Beitrages möglichst vereinigen.
3. Wie in früheren Jahren, so wird auch in diesem Jahre in folgenden Ortschaften die Einkassierung der Beiträge durch eins unserer Mitglieder erfolgen, und ich habe den betreffenden Herren zur Legitimation die Quittungen bereits übersandt: Altona (Lehrer Schacht), Apenrade (Hauptlehrer Christiansen), Burg a. F. (Lehrer Voß), Eckernförde (Rektor Lorenzen), Ellerbek (Lehrer Prange), Elmshorn (Lehrer Wieck), Eutin (Lehrer Koll), Flensburg (Lehrer em. Callsen), Flottbek (Lehrer Struve), Gaarden (Lehrer Frank), Hadersleben (Lehrer Kraft), Hamburg (Lehrer Gripp), Heide (Hauptlehrer Siercks), Helgoland (Rektor Kuhlmann), Husum (Gymnasiallehrer Voß), Itzehoe (Kantor Hatje), Kiel (Küster Rohwer), Lübeck (Hauptlehrer Pechmann), Marne (Lehrer Momsen), Meldorf (Lehrer Rothmann), Neumühlen (Hauptlehrer Kaehler), Neumünster (Lehrer Struve), Nortorf (Lehrer Pahl), Oldesloe (Kantor Blunck), Preetz (Lehrer Struve), Rendsburg (Lehrer Ruge), Schleswig (Lehrer Greve), Schönkirchen (Amtsvorsteher Wiese), Segeberg (Seminarlehrer Rottgardt), Ütersen (Lehrer Christiansen), Wandsbek (Lehrer Timm), Wellingdorf (Lehrer Jessen), Wesselburen (Rektor Peters).
4. Sehr lieb wäre es mir, wenn bei Geldsendungen die den Adressen vorgezeichneten Nummern angegeben würden, da hierdurch mühevolles Suchen und leicht entstehende Irrtümer vermieden werden.
5. Infolge eines Abkommens des Buchbindermeisters, Herrn Riemer, mit dem geschäftsführenden Ausschuß ist es mir möglich, bei Mehreinsendung von 60 Pfg. den Mitgliedern die Einbanddecke des Jahrgangs 1898 mit dem nächsten Heft der „Heimat" portofrei zuzusenden.
6. Besonders mache ich die geehrten Mitglieder darauf aufmerksam, daß nach § 9 unserer Satzungen die Beiträge spätestens bis zum 1. April eingesandt werden müssen, und gebe zu bedenken, daß Nachnahmesendungen den Mitgliedern unnötige Kosten und dem Kassenführer sehr viel Mühe verursachen.

Kiel, Januar 1899. Th. Doormann, Kirchhofs-Allee 70.

Die diesjährige Generalversammlung

wird voraussichtlich am zweiten Pfingsttage (22. Mai) in Husum stattfinden. Alle, welche bereit sind, durch Vorträge, Mitteilungen usw. den Verlauf der Versammlung zu fördern, werden gebeten, dies baldigst dem Vorsitzenden, Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstraße 4, mitzuteilen. Bis jetzt ist ein Vortrag angemeldet worden von Herrn Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek: „Über die Bedeutung der Ortsnamen in Schleswig-Holstein."

Der geschäftsführende Ausschuß.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung. — L. = Lehrer.)

33. Bahr, Stadtrevisor, Bahrenfeld. 34. Bechstein, Graveur, Kiel. 35. Beeck, Postgeh., Schwartau. 36. Bolln, Postgeh, Schwartau. 37. Bruhn, Inspektor, Klostersee b. Cismar. 38. Buchholz, cand. theol., Kiel. 39. Burmeister, Inspektor, Krumbeck (Meckl.-Strelitz). — 40 Carstens, Verwalter, Osdorf b. Altona. — 41. Dethmann, L., Ratzeburg. 42. Dießbrock, Kaufmann, Hamburg. — 43. Ehrich, Klein-Flottbek. — 44. Frahm, Kaufmann, Berlin 45. Fränkel, Redakteur, Oldenburg i. H. 46. Freundlich, Barbier und Lotterie-Kollekteur, Hamburg. — 47. Gebhardt, Lotterie-Kollekteur, Hamburg. 48. Gimmini, Seminarist, Eckernförde. — 49. Hamann, Organist, Mildstedt. 50. Hansen, Agent, Norburg. 51 Hartmann, Meiereiverwalter, Gr.-Vollstedt. 52. Hauschildt, Organist, Dagebüll. 53. Frau Senator Hollesen, Rendsburg. — 54. Jaacks, Mühlenbesitzer, Mucheln b. Selent. 55. Johanniter-Hospital in Plön. 56. Johannsen, Postassistent, Wesselburen. — 57. Katzenstein, Kunstmaler, Westerland. 58. Dr. Krey, prakt Arzt, Sonderburg. 59. Dr. Knuth, Kreisphysikus, Apenrade. — 60. Lorenzen, Stadtsekretär, Hadersleben. 61. Lorenzen, Seminarist, Ratzeburg. — 62. Matthiesen, Maler, Ostenfeld. 63. Möller, L., Eiderstede. — 64. Niese, Rechtsanwalt, Kiel. — 65. Oldorf, Bäckermeister, Hamburg. — 66. Pauls, Hamburg-Eilbek 67. Petersen, Lehrer und Lektor, Dänisch-Nienhof b. Gettorf. — 68. Schinkel, Postbote, Klein-Flottbek. 69. Schmaljohann, L., Sterup. 70. Schröder, Landwirt, Mielberg b. Schleswig 71. Schröder, Agent, Kiel. 72. Schur, General-Agent der „Victoria," Kiel. 73. Siemonsen, L., Norburg. 74. Spielvogel, Seminarist, Eckernförde. 75. Stamm, Postassistent, Wesselburen. — 76. Frau Taubmann, Neustrelitz. 77. Frl. Thiessen, Kindergärtnerin, Osdorf. 78. Thormählen, Landmann, Klein-Sommerdeich. 79. Frl. Toosbuy, Flensburg. — 80. Frau Kreistierarzt Vollers, Altona.

Der Schriftführer:

Kiel, am 13. Januar 1899. H. Barfod, Kiel, Friedrichstr. 66 III.

Briefkasten.

F. Sch. in F. Eine Erweiterung der Darstellung wird nicht nötig sein. — G. F. M. in E. Angenommen. — C. St. in L. Desgl. — F. M. in R. Antwort brieflich.

Eingegangene Bücher.

Heranziehung der Privatlehrerinnen zur Invaliditäts- und Altersversicherung. Vortrag des Herrn Landesversicherungsrats Hansen. Kiel, 1898. — Roller, Vollständiger Lehrgang einer einfachen, in wenig Stunden erlernten Stenographie. Berlin, 1897. — Bücher der Heimat. Ein Wort an die deutsche Lesewelt. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. — Kock, Schwansen. Kiel, 1898. — Voß, C., Johann Meyer und seine Bedeutung als deutscher Volksdichter. Festschrift zum 70. Geburtstage des Dichters. 1. Aufl. Kiel, 1899. — Vorläufiger Bericht der Handelskammer zu Kiel über ihre Thätigkeit sowie über Lage und Gang des Verkehrs im Jahre 1898. 27. Jahrgang. Kiel, 1899. — Mutter Erde. Ill. Monatsschrift. Berlin, Spemann. Nr. 1—13. — Ferdinand Avenarius, Kunstwart. Rundschau über Dichtung, Theater, Musik und bildende Künste. 12. Jahrgang. Oktoberheft 1898. München.

Bücherschau.

Tümpel, Dr. R., Die Geradflügler Mitteleuropas. Beschreibung der bis jetzt bekannten Arten mit biologischen Mitteilungen, Bestimmungstabellen und Anleitung für Sammler, wie die Geradflügler zu fangen und getrocknet in ihren Farben zu erhalten sind. Mit zahlreichen schwarzen und farbigen Abbildungen, nach der Natur gemalt von W. Müller. Eisenach: M. Wilckens, 1898. 1. und 2. Lieferung. S. 1—48; 4°. Preis der Lieferung 2 ℳ. — Endlich einmal ein Werk, das dazu angethan ist, die Aufmerksamkeit der Naturfreunde und Insektensammler auf eine bisher geradezu stiefmütterlich behandelte Insektenordnung zu lenken und den Wahn, als wären Käfer und Schmetterlinge des alleinigen Studiums wert, zu zerstören! Diese Nichtachtung ist kaum zu verstehen. An Wegen und Rainen, an Teichen und Gräben, auf Wiesen und Mooren jagen die Libellen, das Elitekorps der Geradflügler, in graziösem Fluge an uns vorüber; Hunger und Liebe sind die Triebfeder ihrer Hast. Aus dem Gebüsch läßt die Heuschrecke ihre zirpenden Laute vernehmen — süße Wohllaute für das Ohr des Knaben, der nach langem Suchen das Versteck spielende „Pferdchen" in sein Kartenhäuschen daheim gefangen setzt. Libellenschwärme haben manchen Beobachter in Verwunderung gesetzt; Schwärme von Heuschrecken haben oft genug, wenn auch weniger bei uns, Not und Verderben gespieen und die Hoff-

(Fortsetzung siehe S. VII.)

(Fortsetzung von S. VI.)
nungen des fleißigen Landmannes mit einem Schlage vernichtet. Wieviel volkstümliche Namen haben besonders die Libellen aufzuweisen! Und doch fanden selbst diese vor dem Sammler keine Gnade. Der Gründe sind mancherlei: Die zumeist nur in naturwissenschaftlichen Zeitschriften zerstreut vorliegende Litteratur war weniger bekannt und der Mehrzahl schwer zugänglich. (Unter dem vom Verfasser veröffentlichten Verzeichnis über Libellenlitteratur vermisse ich die schätzenswerte Arbeit von Dr. A Schwaighofer [Marburg a. d. Drau]: „Die mitteleuropäischen Libellen.") Üble Erfahrungen mit Bezug auf die schlechte Konservierung infolge mangelhafter Präparation der weichen Insektenleiber schreckten den Anfänger von der Anlage einer Sammlung zurück. Und doch bietet gerade die Beschäftigung mit den Libellen gegenüber dem Sammeln von Käfern und Schmetterlingen nicht zu unterschätzende Vorteile. Nicht nur, daß das geschäftige Treiben der Libellen (sie sind mit einer einzigen Ausnahme Tagestiere) dem sinnigen Beobachter eine Fülle von biologischem Material darbieten, daß wohlpräparierte Seejungfern in ihrem farbenprächtigen Gewande und durch ihre schlanke Gestalt („Segler der Lüfte") Schaustücke bieten, welche hinter den Faltern in keinerlei Weise zurückstehen: die verhältnismäßig geringe Artenzahl der Geradflügler bietet die Gewähr, daß man bei einiger Ausdauer eine annähernd vollständige Sammlung unserer heimischen Arten zusammenfügt — auch ein Stück Heimatkunde. Ein Verzeichnis unserer nordelbischen Käfer erschien von Preller bereits 1854 und wurde später ergänzt. Beiträge zur Insektenfauna unserer Provinz erschienen wiederholt in den „Schriften des Naturw. Ver. f. Schleswig-Holstein." Die Geradflügler haben bisher keine Bearbeitung gefunden. Wer hilft mir, ein solches Verzeichnis herauszugeben? Natürlich nicht für die „Heimat," sondern für die Publikationen des eben genannten Vereins. Die Biologie der Geradflügler giebt manche Rätsel auf, deren Lösung dem Sammler Gelegenheit zu neuen eigenen Beobachtungen geben; Mitteilungen darüber dürften auch den größeren Leserkreis der „Heimat" interessieren. Weiterhin sind die Geradflügler (mit Ausnahme der wenigen Blasenfüßer, Physopoda) zu allermeist in größeren Arten vertreten, deren Bestimmung keine allzu großen Schwierigkeiten bietet. Für die Libellen kommen z. B. hauptsächlich nur die Stellung der Augen und das Geflügelgeäder in Betracht; Schwierigkeit macht eigentlich nur die Bestimmung der Agrioniden. In dem vorliegenden Werke wird diese Klippe sowohl durch eine durchsichtige Bestimmungstabelle als auch durch naturgetreue farbige Abbildungen beseitigt. Die Aufzucht der Libellenlarven im Aquarium ist weit interessanter als die der trägen Raupen. Die Konservierungsmethode der Libellen ist äußerst einfach und verbürgt guten Erfolg. Und zuletzt möge man bedenken, daß der Fang der geschwinden Libelle dem Körper diejenige Bewegung verschafft, deren er im Freien oft dringend bedürftig ist. — — Im vorliegenden, splendid ausgestatteten Werke findet der Sammler die beste Stütze. Mit frischem Ton setzt es in die Darstellung der Lebensweise und des Körperbaues der Libellen ein; beide werden stets in Zusammenhang gebracht. Dem Bau der Augen, dem Flugmuskelapparate und der Art des Fliegens, dem Nerven- und Verdauungssystem ist eine ausführliche Darstellung gewidmet; gute Abbildungen dienen der Anschauung. Durch Bild und Text werden vor allem die termini technici erläutert, deren Kenntnis für das Bestimmen unerläßlich ist und welche bei steter Übung dem Gedächtnis bald eingeprägt sind. Ein besonderes Kapitel behandelt den Fang, ein anderes das Präparieren der Libellen für die Sammlung. Empfohlen wird das Aufschneiden und Ausstopfen des Abdomen mit Watte, welche mit einer Lösung von Borsäure in erwärmtem Alkohol getränkt ist. Die kleinen Agrion-Arten sind einige Tage in Alkohol mit einem Zusatz von 2—3 % Formaldehyd zu legen. Weniger umständlich dürfte folgende Methode sein: Man zieht mittels einer Stopfnadel einen Wollfaden der Länge nach durch den Hinterleib und zwar so lange, bis er trocken heraustritt, schneidet vorn und hinten ab, so daß er dem zarten Leib eine sichere Stütze bietet. Agrion-Arten habe ich mit einem Zwirnsfaden durchzogen und stets gute Resultate erzielt. Der Bestimmung dienen ausführliche analytische Tabellen und vorzügliche farbige Abbildungen, welche auf besonderen Tafeln beigegeben sind und dem Werke hohen Wert verleihen. Die von Ris (Zürich) herausgegebenen Abdominalzeichnungen der Agrionmännchen und die Analanhänge von Cordulia und Lestes sind leider nicht berücksichtigt worden und leisten beim Bestimmen doch so vorzügliche Dienste. — Unsere heimischen Libellenarten sind sämtlich abgebildet, zumeist paarweise. Tafel XII enthält eine Darstellung der verschiedenen Larvenformen, deren Beschreibung für eine der nächsten Lieferungen angekündigt wird. Leider sind dem Künstler einige Unrichtigkeiten auf Tafel V und VIII unterlaufen, indem die Weibchen von Cordulia flavomaculata, Aeschna pratensis und mixta mit Männchen-, das Männchen von Cordulia metallica mit Weibchenflügeln versehen sind. Im Text wird sonst richtig bemerkt, daß bei den in Rede stehenden Familien der Analwinkel der Männchen eckig ausgeschnitten, bei den Hinterflügeln der Weibchen abgerundet ist. — Das ganze Werk wird höchstens 15 ℳ. kosten, angesichts der prächtigen Ausstattung kein zu hoher Preis. Die Anschaffung wird durch das Erscheinen desselben in Lieferungen erleichtert. Möchte es auch in unserm Leserkreise zahlreiche Subskribenten finden und zum Studium der Geradflügler ermuntern! Barfod.

Anzeigen.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 3. März 1899.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Einzahlung der Beiträge für 1899.

Bei Einzahlung der Beiträge für das Jahr 1899 bitte ich die geehrten Mitglieder, folgendes zu beachten:

1. Allen Geldsendungen mittels Postanweisung wolle man 5 Pfg. Bestellgeld beifügen. Seit dem 1. Jan. beträgt die Postgebühr für Sendungen unter 5 ℳ. nur noch 10 Pfg.
2. Wo an einem Orte oder in einer Gegend mehrere Mitglieder sind, wollen diese sich zu gemeinsamer Einsendung des Beitrages möglichst vereinigen.
3. Wie in früheren Jahren, so wird auch in diesem Jahre in folgenden Ortschaften die Einkassierung der Beiträge durch eins unserer Mitglieder erfolgen, und ich habe den betreffenden Herren zur Legitimation die Quittungen bereits übersandt: Altona (Lehrer Schacht), Apenrade (Hauptlehrer Christiansen), Burg a. F. (Lehrer Voß), Eckernförde (Rektor Lorenzen), Ellerbek (Lehrer Prange), Elmshorn (Lehrer Wieck), Eutin (Lehrer Koll), Flensburg (Lehrer em. Callsen), Flottbek (Lehrer Struve), Gaarden (Lehrer Frank), Hadersleben (Lehrer Kraft), Hamburg (Lehrer Gripp), Heide (Hauptlehrer Siercks), Helgoland (Rektor Kuhlmann), Husum (Gymnasiallehrer Voß), Itzehoe (Kantor Hatje), Kiel (Küster Rohwer), Lübeck (Hauptlehrer Pechmann), Marne (Lehrer Momsen), Meldorf (Lehrer Rothmann), Neumühlen (Hauptlehrer Kaehler), Neumünster (Lehrer Struve), Nortorf (Lehrer Pahl), Oldesloe (Kantor Blunck), Preetz (Lehrer Struve), Rendsburg (Lehrer Ruge), Schleswig (Lehrer Greve), Schönkirchen (Amtsvorsteher Wiese), Segeberg (Seminarlehrer Rottgardt), Ütersen (Lehrer Christiansen), Wandsbek (Lehrer Timm), Wellingdorf (Lehrer Jessen), Wesselburen (Rektor Peters).
4. Sehr lieb wäre es mir, wenn bei Geldsendungen die den Adressen vorgezeichneten Nummern angegeben würden, da hierdurch mühevolles Suchen und leicht entstehende Irrtümer vermieden werden.
5. Infolge eines Abkommens des Buchbindermeisters, Herrn Riemer, mit dem geschäftsführenden Ausschuß ist es mir möglich, bei Mehreinsendung von 60 Pfg. den Mitgliedern die Einbanddecke des Jahrgangs 1898 mit dem nächsten Heft der „Heimat“ portofrei zuzusenden.
6. Besonders mache ich die geehrten Mitglieder darauf aufmerksam, daß nach § 9 unserer Satzungen die Beiträge spätestens bis zum 1. April eingesandt werden müssen, und gebe zu bedenken, daß Nachnahmesendungen den Mitgliedern unnötige Kosten und dem Kassenführer sehr viel Mühe verursachen.

Kiel, Januar 1899. Th. Doormann, Kirchhofs-Allee 70.

Die diesjährige Generalversammlung

wird voraussichtlich am zweiten Pfingsttage (22. Mai) in Husum stattfinden. Alle, welche bereit sind, durch Vorträge, Mitteilungen usw. den Verlauf der Versammlung zu fördern, werden gebeten, dies baldigst dem Vorsitzenden, Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstraße 4, mitzuteilen. Bis jetzt ist ein Vortrag angemeldet worden von Herrn Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek: „Über die Bedeutung der Ortsnamen in Schleswig-Holstein."

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung. — L. = Lehrer.)

81. Agge, Ober-Postassistent, Ahrensbök. 82. Beckmann, Gastwirt, Todesfelde. 83. Behrendsen, L., Weibek. 84. Bünz, Heide. 85. Dr. med. Butzbach, Apenrade. 86. Claussen, Bureaugehilfe, Tellingstedt. 87. Dau, Bielefeld, Restauration „Modersohn." 88. David, Hufner, Altengörs. 89. Esmarch, Pastor, Bergenhusen. 90. von Essen, L., Wilster. 91. Fehrs, Husum. 92. Gleis, stud. med., Leipzig. 93. Gloe, Pastor, Osterhever. 94. Hansen, Hofjuwelier, Kiel. 95. Hansen, Hufner, Brandsbüll b. Norburg. 96. von Hedemann, Regierungsassessor a. D., Güldenstein b. Lensahn. 97. Henningsen, Apotheker, Husum. 98. Dr. med. Huß, Apenrade. 99. Jensen, Postverwalter, Sterup. 100. Professor Kaftan, Steglitz b. Berlin. 101. Frau Dr. Koch, Schleswig. 102. Krey, Hofbesitzer, Osterbürge b. St. Michaelisdonn. 103. Kroß, Apotheker, Husum. 104. Frl. Krumm, Altona. 105. Frl. Leopold, Kiel. 106. Lorenzen, Rektor, Eckernförde. 107. Marx, Kgl. Forstsekretär, Glashütte. 108. Matthiesen, Landes-Bauinspektor, Itzehoe 109. Mentzel, Apotheker, Bremen. 110. Professor Dr. Paulsen, Steglitz b. Berlin. 111. Peters, Hauptlehrer, Hamburg. 112. Petersen, Bildhauer, Kiel. 113. Petersen, L., Westerland. 114. Petersen, L., Husum. 115. Rahn, Handlungsreisender, Stade. 116—121. Ratzeburger Seminaristen: Bünz, Claussen, David, Ehlers, Meier. 122. Rehder, Seminarist, Hadersleben. 123. Rehder, Amtsgerichtsrat, Preetz. 124. Schlüter, Techniker, Hochkamp b. Nienstedten. 125. Stender, Bäckermeister, Husum. 126. Tödt, Buchbinder, Kiel. 127. Truelsen, Bankkassierer, Eckernförde. 128—152. Ütersener Seminaristen: Burmeister, Dechow, Dreessen, Eberhard, Friedrichs, Groth, Hatje, Henningsen, Hinrichs, Jürgens, Könnecke, Kröger, Lembrecht, Mumm, Pein, Peters, Quast, Rheder, Schlüter, Schröder, Schulte, Thede, Thode, Wiese, Wulff. 153. Wilckens, Verwalter, Dänisch-Nienhof b. Gettorf.

Zur Nachricht.

1. Unser Verein zählt jetzt genau **2400** Mitglieder.
2. Es stehen noch etwa 200 Exemplare der Januar-Nummer als Probehefte zur Verfügung. Indem ich den verehrlichen Mitgliedern für die auch in diesem Jahre wieder reichlich eingegangenen Adressen danke, bitte ich, mit weiteren Adressen zu dienen. Die persönliche Werbung im Freundes- und Bekanntenkreise verbürgt jedoch den größten Erfolg.
3. Unser Schriftleiter beabsichtigt, der Bedeutung des denkwürdigen Tages von Eckernförde (5. April 1849) entsprechend, das Aprilheft besonders reichhaltig auszustatten. Von diesem Hefte stehen uns 400 Exemplare für Agitationszwecke zur Verfügung.
4. In allernächster Zeit werden auch die Jahrgänge **1891, 1893** und **1898 vergriffen** sein. Wem um deren Besitz zu thun ist, der wird hiermit gebeten, seine Bestellung möglichst schnell einzureichen.

Der Schriftführer:

Kiel, am 11. Februar 1899. H. Barfod, Friedrichstraße 66 III.

Eingegangene Bücher.

Friedr. Krauss, Die Eiszeit und die Theorieen über die Ursachen derselben. Ravensburg, Maier. — K. Helm, Der Landeserschließung nähere Erläuterung. Nachwort zu „Ein Jahrhundert Arbeit." (Mit einem Begleitwort an den Vorsitzenden des Deutschen Radfahrerbundes.) Stettin, Leon Saunier. — Dr. Wilhelm Haacke, Bau und Leben des Tieres. (Aus der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt." Drittes Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner. — Mutter Erde. Eine Wochenschrift. Technik, Reisen und nützliche Naturbetrachtung in Haus und Familie. 1. Jahrgang, Nr. 1—12. Gesamtpreis des Jahrgangs 15,60 *M.* Stuttgart, W. Spemann.

Briefkasten.

P. H. in S. Besten Dank. Die Bastlösereime werden der Sammlung unserer Volkssprichwörter, die schon zahlreiche andere enthält, einverleibt werden. — M. P. in N. Dasselbe gilt von den von Ihnen eingesandten Wiegen- und Spielliedern; auch die alte Prophezeiung, die Sage, sowie die Grüße, Wünsche usw. werden demnächst an geeigneter Stelle verwendet werden. — Die nächste Nummer wird in ihren Hauptartikeln der großen Zeit vor 50 Jahren und vor allem dem Tag und den Männern von Eckernförde gewidmet sein; für Erinnerungen, Mitteilungen usw., besonders von Augenzeugen, werde ich, soweit möglich, gern noch Raum zur Verfügung stellen.

Bücherschau.

Reling und Bohnhorst, Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen, ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Litteratur. Beiträge zur Belebung des botanischen Unterrichts und zur Pflege sinniger Freude in und an der Natur, für Schule und Haus gesammelt. Dritte, vermehrte Auflage. Gotha, E. F. Thienemann, 1898. XVI u. 411 S.; 8°. Preis brosch. 4,60 M., gebd. 5,50 M. — In jüngster Zeit sind mehrere Werke dieser Art erschienen; das vorliegende nimmt unter ihnen einen hervorragenden Platz ein. Eine Würdigung dieses Buches, dessen Inhalt so ganz und gar in den Rahmen unserer Vereinsarbeit tritt, habe ich seiner Zeit im 5./6. Heft der „Heimat" (1895) veröffentlicht. Jetzt liegt das Werk bereits in 3. Auflage vor. Neu aufgenommen sind folgende Pflanzen: Glockenblume, roter Fingerhut, Natternkopf und Steinsame, Feigwurz, Augentrost. Der Kranz der poetischen Blüten wurde vornehmlich durch zwölf Dichtungen von J. Trojan vermehrt. Andere wurden gestrichen, manche gewiß mit Unrecht: „Abseits" von Theodor Storm, „Das Habermus" von Hebel und die Andersenschen Märchen „Buchweizen" und „Flachs." Der englische Mistelbrauch hätte vielleicht durch das Gedicht von Freiligrath: „Für das schwarze Land" passend illustriert werden können. — Daß die Verfasser trotz ihrer fleißigen Arbeit nicht immer den neuesten Forschungsresultaten Rechnung getragen haben, beweist die unveränderte Wiedergabe des Kapitels „Der Weinstock." So wird z. B. von neueren Forschern die asiatische Heimat des Weinstocks sehr in Frage gestellt. An der Hand tertiärer Funde von Blättern und Beeren dieser Kulturpflanze wird bewiesen, daß dieselbe ursprünglich wohl auch im Abendlande, speziell in Deutschland, allgemein verbreitet gewesen ist. Bronner kam in seiner Schrift: „Die wilden Trauben des Rheinthals" bereits vor 40 Jahren zu dem Resultat, daß viele unserer kultivierten Reben Abkömmlinge der deutschen Urrebe seien; dadurch wird zugleich die Nachricht, daß die Römer den Weinstock nach Germanien verpflanzt hätten, sehr erschüttert. Die Verfasser weisen (mit Schleiden) darauf hin, daß das konstante Verbreitungsgebiet der Rebe den Beweis dafür liefere, daß die Temperatur sich innerhalb 3000 Jahre nicht um 1/10 Grad verändert habe. Sie vergessen aber, daß noch zu Anfang unsers Jahrhunderts an vielen Stellen Norddeutschlands (Berlin, in der Lausitz, selbst bei Hamburg) blühender Weinbau getrieben worden ist. Aus dem Rückgange der Weinkultur hat unser Mitglied, Schiller-Tietz, in einem Aufsatz im „Prometheus" (1895) auf den auch sonst erwiesenen Rückschlag in unsern klimatischen Verhältnissen dieses Jahrhunderts geschlossen, der sich vor allem in einer Ausgleichung der Winter- und Sommertemperatur (milde Winter — kühle Sommer) bemerkbar macht. Ferner heißt es: „Leider wissen wir über die Natur des Bouquets fast gar nichts." Etwas weiter sind wir doch gekommen. Wir wissen, daß das Bouquet des Weines sowohl ein Produkt der Rebe als auch der Gärung ist. (Vergl. „Neue Wege der Gärkunde und die Malton-Weine" von Schiller-Tietz.) — Im übrigen aber wiederhole ich meinen früher ausgesprochenen Wunsch: Möge dieses Werk nicht verfehlen, dies oder jenes Mitglied anzuregen, in seinem Kreise nach Gleichem oder Ähnlichem zu forschen! Barfod.

Anzeigen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 4. April 1899.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

An die Leser.

Die vorliegende Nummer, die gleichzeitig als Probenummer ausgesandt wird, gedenkt vor allem des gewaltigen Ereignisses, dessen fünfzigsten Jahrestag uns der bevorstehende fünfte April bringt. Mit den Bewohnern der Stadt Eckernförde wird sich unser ganzes Land vereinigen, um das Gedächtnis jener Zeit zu feiern, und unsere „Heimat" darf nicht zurückbleiben. Es schien nicht nötig, den Verlauf des Tages aufs neue eingehend darzustellen; dies ist bereits vielfach in Geschichtswerken, Festschriften, Lesebüchern usw. geschehen, und auch unsere Zeitschrift hat in früheren Jahrgängen ausführliche und kürzere Einzeldarstellungen gebracht (1896, S. 142: v. Osten, Der Sieger von Eckernförde; 1897, S. 197 ff.: W. Jessen, Die Gallionfigur des dänischen Linienschiffes „Christian VIII."; 1897, S. 195, 210, 227: Eine Erinnerung an den Kampf von Eckernförde). Aber die Stimmung jener Tage aufs neue wachzurufen, einzelne Scenen des Kampfes, die besonders charakteristisch sind, nach den Erinnerungen eines Mitkämpfers zu schildern, in Wort und Bild die Helden von Eckernförde vorzuführen, das wird eine Aufgabe unserer Festnummer sein. Leider haben wir dem Bilde Jungmanns nicht das Theodor von Preußers an die Seite stellen können; es scheint keins vorhanden zu sein. Deshalb sind als Ersatz dafür zwei Artikel aufgenommen worden, in denen aus seinem früheren Leben berichtet wird. Der erste, aus der Feder des Postdirektors a. D. F. v. Levetzow, eines früheren schleswig-holsteinischen Offiziers, hätte eigentlich schon in den abgeschlossenen Jahrgang hineingehört; da die in Betracht kommende Nummer keinen Platz bot, ist er für diesen Zweck zurückbehalten worden. Der zweite, von Prof. Dr. Klaus Groth, hat bereits in den Erinnerungsblättern an die vierzigjährige Jubelfeier des Tages von Eckernförde gestanden, die vor 10 Jahren unter dem Titel „Der 5. April" von W. Spethmann in Eckernförde herausgegeben worden sind; der Herr Verfasser hat ihn auch uns freundlichst zur Verfügung gestellt. — Wegen Mangel an Platz hat die Artikelreihe „Die geschichtliche Entwickelung des Herzogtums Schleswig" unterbrochen werden müssen; die nächste Nummer wird die Fortsetzung bringen.

Lund.

Briefkasten.

T. in F. Ihr Vorschlag, die Hünengräber betreffend, wird erwogen; eine Mitteilung wird demnächst erfolgen.

Einzahlung der Beiträge für 1899.

Nach unsern Satzungen hätten mit diesem Heft die rückständigen Beiträge durch Postnachnahme eingezogen werden sollen. Da indes noch sehr viele Mitglieder den Beitrag nicht eingezahlt haben, so würde die Versendung unter Nachnahme für die Expedition sowohl, wie für den Kassenführer ganz erhebliche Mühe verursachen. Ich bitte darum nochmals, die rückständigen Beiträge jetzt einsenden zu wollen, und verweise dabei auf die im vorigen Heft ausgesprochenen Wünsche. Th. Doormann, Lehrer,
Kiel, Kirchhofsallee 70.

Die diesjährige Generalversammlung

wird voraussichtlich am zweiten Pfingsttage (22. Mai) in Husum stattfinden. Alle, welche bereit sind, durch Vorträge, Mitteilungen usw. den Verlauf der Versammlung zu fördern, werden gebeten, dies baldigst dem Vorsitzenden, Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstraße 4, mitzuteilen. Bis jetzt sind Vorträge angemeldet worden von Herrn Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek: „Über die Bedeutung der Ortsnamen in Schleswig-Holstein" und von Herrn Lehrer Barfod in Kiel: „Neue Forschungen über die Entwicklung der Bienen."

Eingegangene Bücher

Die Denkmalpflege. Herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung, Berlin W., Wilhelmsstr. 89. Schriftleiter: Otto Sarrazin und Oskar Hosfeld. I. Jahrgang Nr. 1—3. (Vom Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten der Bibliothek des Vereins als Geschenk überwiesen mit dem Bemerken, daß auch die künftig erscheinenden Lieferungen nachfolgen werden.) — Deutscher Tierfreund. Illustrierte Monatsschrift für Tierschutz und Tierpflege. Herausgegeben von Dr. Robert Klee und Professor Dr. William Marshall. Verlag: Carl Meyers Graphisches Institut, Leipzig-Reudnitz. Jahrgang 3, Heft 3. (Mit dem Herausgeber dieser Zeitschrift ist ein Tauschverkehr eingeleitet worden.)

Fragen und Anregungen

Der Weihnachtsbaum in Schleswig-Holstein. In einem Artikel der „Heimat" (Jahrgang 1891) von Herrn Dr. med. H. L. Krause in Kiel, überschrieben „Zur Geschichte des Weihnachtsbaumes," heißt es S. 221: „Wann ist der Weihnachtsbaum in seiner heutigen Gestalt in Schleswig-Holstein bekannt und allgemein geworden und welche älteren Gebräuche hat er etwa verdrängt? Eine Antwort auf diese Fragen kann zur Zeit nicht gegeben werden." Der Aufsatz schließt indessen mit folgenden Weisungen für eine etwa noch anzustellende gründliche Untersuchung: „Die Zeit der Einführung des Weihnachtsbaumes in den Herzogtümern wird sich ermitteln lassen aus der Erinnerung älterer Leute, aus Zeitungen (Anpreisung von Bäumen und Wachsstock, Polizeiverordnungen über den Verkauf der Bäume), Kalendern (an Stelle des Schweineschlachtens wird der Tannenbaum Titelbild für Dezember) u. dergl. Es ist wünschenswert, daß dabei auf Lichter und Äpfel geachtet wird, denn es ist nicht ganz sicher, ob der blühende Baum (Lichter) und der fruchttragende (Äpfel) gleichen Ursprungs sind."

Den hiermit gewiesenen Weg der Untersuchung möchte der Unterzeichnete einschlagen und bittet demgemäß die geehrten Leser der „Heimat," ihn durch Zusendung von einschlägigen Mitteilungen namentlich aus der Erinnerung älterer noch gedächtniskräftiger Leute*) freundlichst zu unterstützen.

Flensburg (Friesische Straße 68), den 18. März 1899.

Prof. H. Hansen, Oberlehrer a. D.

---

*) Angabe des Namens, Alters und Standes der Gewährsleute, sowie der in Betracht kommenden Gegenden oder Ortschaften und möglichst genaue Angabe der Zeiten ist wünschenswert. — Die schätzbaren Mitteilungen der Herren E. Stegelmann und J. Callsen in den Jahrgängen 1895 und 1896 sind mir bekannt. H.

Aus der Sammelmappe.

Das teure Zeugnis. Eines Nachmittags saß der Herr Bürgermeister von H., der nie aus dem Gleichgewicht kam, auf der Bank vor seiner Thür, als zwei Arbeiter sich nicht entblödeten, unter seinen Augen einen respekt- und polizeiwidrigen Faustkampf abzuhalten. Ein Bürger, in dessen Brennerei die beiden Kämpfer zu arbeiten pflegten, ging zufällig vorüber und wurde gleichfalls Zuschauer des Exzesses. — Selbigen Abend wurden alle drei, die beiden Kämpfer und ihr Brotherr als Zeuge, zitiert, andern Tages unfehlbar vor dem Stadtoberhaupte zu erscheinen. So geschah es.

„Ji hebbt güstern prügelt, ji beiden; dat is gegen de Ordnung!“ fuhr er die Arbeiter an.

„Ja, Herr Börgermeister,“ erwiderte der eine, „wi hebbt uns awer ok all wedder verdragen.“

„Dat is en Sak, de hier nich hen hört. Dat's man blot, dat is gegen de Ordnung, un darfœr hebbt ji à Mann en Daler to betalen, un en anner Mal kamt ji to Lock!“

„Awer,“ erklärten die Verurteilten, „wi hebbt keen Daler.“

Der Bürgermeister aber ließ sich nicht irre machen, sondern, sich gegen den Zeugen wendend, entschied er: „Denn mutt he betalen!“ Volksbuch 1847.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung. — L. = Lehrer.)

154. Bartram, Tuchfabrikant, Neumünster. 155. Begeest, Maschinenführer, Neumünster. 156. Dr. Bohls, Lehe. 157. Ehlers, Kaufmann, Kitzingen a. Main. 158. Filipp, L., Lübeck. 159. Flinker, Kaufmann, Kl.-Flottbek. 160. Frl. Frandsen, Lehrerin, Kiel. 161. Hennings, L., Lübeck. 162 Frl. Hildebrandt, Lehrerin, Kiel. 163. Hildebrandt, Postmeister, Westerland a. Sylt. 154. Höfner, Kaufmann, Kl.-Flottbek. 165. Hormann, Redakteur, Ahrensbök. 166. Frl. Kühn, Lehrerin, Kiel. 167. Looft, Vorschullehrer, Neumünster. 168—175. Lübecker Seminaristen: Dechow, Dose, Münchow, Seehaus, Vitens, Weber, Werner, Wulff. 176. Nissen, Predigtamtskandidat, Nustrup pr. Gabel. 177. Petersen, Flaschenmeister, Nienstedten. 178. Rethwisch, Rezitator, Altona. 179. Schmidt, Rentner, Norburg. 180. Schwennen, Apotheker, Westerland a. Sylt. 181. Frl. Schwensen, Lehrerin, Wik b. Kiel. 182. Sievers, L., Lübeck. 183. Frl. Stehn, Erzieherin, S. Francisco. 184 Stöven, Amtsgerichts-Sekretär, Altona. 185—195. Segeberger Seminaristen: Ehlers, Gerken, Harder, Koppe, Kruse, Schmaljohann, Schröder, Schwarke, Spethmann, Steenbock, Stender. 196. Thomsen, Präparand, Barmstedt. 197—202. Tonderaner Seminaristen: Dittmann, Frahm, Grünberg, Koch, Lensch, Lorenz. 203. Warncke, L., Lübeck. 204. Prof. Dr. Wisser, Eutin. 205. Witt, Kreistierarzt, Sonderburg.

Die Mitgliederzahl beträgt z. Zt. **2450.** — Der Unterzeichnete bittet um Zusendung von Adressen behufs Verbreitung des uns in 400 Exemplaren für Agitationszwecke zur Verfügung stehenden Aprilhefts der „Heimat.“

Der Schriftführer:

Kiel, am 16. März 1899. H. Barfod, Friedrichstraße 66.

Anzeigen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 5. Mai 1899.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Däppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:

Zum 24. April 1899.

Der Vorstand des Vereins hat beschlossen, Herrn Professor Dr. Klaus Groth an *seinem achtzigsten Geburtstage zum Ehrenmitgliede unsers Vereins zu ernennen.* Das ist zunächst geschehen, weil wir wissen, wie sehr unser berühmter Landsmann unsere Bestrebungen teilnehmend begleitet und wirksam unterstützt, vor allem aber wegen seiner großen Bedeutung für unsere Heimat und unser Volkstum. — Klaus Groth hat es verstanden, unserm schweigsamen Volksstamme die Rede zu geben und ihn in der Sprache des Dichters zu verklären. Er hat unsere Landsleute geschildert, wie sie in ihrem innersten Kerne sind, und ein Bild unseres Volkslebens gezeichnet, das nicht untergehen wird, wenn auch der alles ebnende Zeitstrom dereinst in hoffentlich noch ferner Zeit selbst die letzten Reste unserer Eigenart hinweggeschwemmt haben wird. Er hat die Sprache unseres Volkes, die tiefverachtete, emporgehoben auf einen Ehrenplatz und gezeigt, daß auch sie, gleich ihrer hochdeutschen Schwester, fähig ist, des Herzens tiefste Gedanken und verborgenste Gefühle formvollendet auszudrücken. Sein Quickborn hat ihn zu einem berühmten Manne gemacht, und dieser Ruhm wird bleiben und wachsen von Geschlecht zu Geschlecht; doch hat er durch seine epischen Dichtungen, durch seine plattdeutschen Erzählungen und seine hochdeutschen Gedichte bewiesen, daß seine Kraft sich nicht in seinem ersten Werke erschöpft hat. Sind diese späteren Dichtungen auch weniger bekannt, so sind sie doch seines Ruhmes würdig. Dazu hat er in wissenschaftlichen Darlegungen festgestellt, welche Rechte die Mundarten der Schriftsprache gegenüber haben, und in erster Reihe der Kämpfer gestanden, die es bewirkt haben, daß heute die Mundarten gerechter gewürdigt werden als in der hinter uns liegenden Zeit. So sieht er nun, da es Abend wird, auf ein Leben zurück, das, wenn auch reich an Arbeit und Sorge, an Enttäuschung und Verkennung, doch reich gesegnet gewesen ist. Möge er sich der verdienten Anerkennung noch lange freuen; möge von den Jahren, die nun folgen, das Wort gelten: Um den Abend wird es licht sein!

Am 17. April d. J.

hat unser Ehrenmitglied, Frau Direktor J. Mestorf, ihren siebenzigsten Geburtstag gefeiert. Der Vorstand des Vereins hat ihr die herzlichsten Glückwünsche ausgesprochen in der festen Überzeugung, damit die Gedanken unserer Mitglieder ausgedrückt zu haben. Unser Land verdankt der hochverehrten Dame sehr viel, und unsere Zeitschrift ist ihr ganz besonders verpflichtet, da sie trotz ihrer Arbeitslast doch gern bereit gewesen ist, in unseren Spalten ihre Forschungen in weitere Kreise zu tragen. Möge es ihr vergönnt sein, noch lange in körperlicher und geistiger Frische dem Museum vorzustehen und ihrer Wissenschaft und damit auch unserem Lande zu dienen!

Was sich das Volk erzählt.

1. „Wi kriegt nix!" Ein Tagelöhner fährt einstmals mit einer Schiebkarre zur Mühle, Mehl zu holen. Schon früher hatte er bei demselben Müller Mehl erhalten, ohne es bezahlt zu haben. Langsamen Schrittes karrt er längs der Straße, tief in Gedanken versunken. Ob ihm der Müller wohl wieder ohne Bezahlung Mehl lassen wird? Die Achse des Schiebkarrenrades knarrt bedächtig: „Wi kriegt nix! Hier kriegt wi nix! Wi kriegt nix! Hier kriegt wi nix!" (Langsam in entsprechendem Tonfall zu sprechen.) Richtig, es wird so. Mit eilenden Schritten kehrt er heim, tüchtig schimpfend und fluchend auf den Müller. Da schreit ihm die Achse zu: „Dat heck mi woll dacht! Dat heck mi woll dacht! Dat heck mi woll dacht!" (Schnell!)

2. „Fe — — — ett!" Ein Mann karrt mit einer Schiebkarre durchs Dorf. Da knarrt die Achse: „Fe — — — ett! Fe — — — — ett! Fe — — — — ett!" Der Mann zornig darüber, beginnt schimpfend schneller zu fahren. Da schreit die Achse: „Dat heck mi woll dacht! Dat heck mi woll dacht!"

3. „Hallunk!" Ein Trinker erzählt: Wenn ich mit der gefüllten Kümmelflasche in der Tasche meines Weges gehe, so ruft der Kümmel mir fortwährend zu: „Hallunk! Hallunk! Hallunk!" (Infolge des Schüttelns beim Gehen.) Das laß ich mir nicht bieten! Ich nehme einen kräftigen Schluck. Kaum habe ich die Flasche wieder eingesteckt, so hör' ich abermals: „Hallunk! Hallunk! Hallunk!" Ich finde keine Ruhe, bis die Flasche geleert ist. (Aus dem Fürstentum Lübeck.) G. F. Meyer in Eckernförde.

Aus der Sammelmappe.

Kirchmesse zu Wewelsfleth. (Einige Bemerkungen auf einer kleineren Reise. 1798.) Am vorigen Sonntage ward die jährliche Kirchmesse, die jedesmal am ersten Sonntag nach Trinitatis einfällt, gehalten. Nach geendigtem Gottesdienst kamen alle benachbarte junge Marschbewohner zu diesem Feste in Kariolen angefahren. Auf dem kleinen ganz artig bebauten Marktplatz standen ungefähr 15 Buden und Zelte aufgeschlagen. Die Waren, die darin feilgeboten wurden, waren große runde, schlaffhängende Hüte, wie die Männer sie tragen, seiden Band, alles dunkelbraun mit Zäckchen an den Seiten, nichts Buntes oder Neumodiges, bloß der alten Kleidertracht gemäß; etwas Spielzeug und Konfekt. Weder Galanteriewaren noch Schuster, die bei uns den Markt füllen, noch Töpferwaren sah man hier. Die Belustigung der jungen Leute die vorzüglich den ersten Tag zu Markte fahren, bestand in einem langsamen, einförmigen Tanze, bei welchem der junge Kerl wechselsweise auf einem Beine in die Runde springt und das Mädchen ihm Schritt vor Schritt nachgeht. Doch wird auch jetzt schon das Walzen beliebt. Die übrige Gesellschaft sitzt und trinkt Wein. Der Knabe von 14 Jahren trinkt mit dem Mädchen von 12 Jahren seine Bouteille, das Glas mit gestoßenem Zucker vollgefüllt, wozu das schwerste Konfekt genossen wird. Kein Bier noch Branntwein ist an diesem Tage zu sehen. Jeder trinkt Wein und spricht nur vom zu Wein gehen. Montags kommen die Eltern und bringen ihre Kinder wieder mit. Das Thun und Treiben und Genießen ist ganz das nämliche. Wein findet man in jedem Hause, weil jeder Einwohner am Markte in diesen Tagen die Erlaubnis hat, ihn zu schenken.

Prov.-Ber. 1798, 6. Heft.

Einzahlung der rückständigen Beiträge.

Allen, die ihre Beiträge noch nicht gezahlt haben, wird die Juni-Nummer unter Nachnahme zugesandt werden.

Aus der Sammelmappe.

Pest in Bargstedt. Im Anfange des 18. Jahrhunderts verbreitete sich die Pest von Rendsburg bis Bargstedt, an welchem letzten Orte damals viele Menschen starben. Um diese ansteckende Krankheit von Nortorf abzuhalten, wurde veranstaltet: daß die Gevattern, welche die Kinder zur Taufe brachten, bei einem Hügel, etwa 50 Schritt von Nortorf bleiben, alsdann einer derselben den Leuten im nächsten Hause zurief, welche es dann den Predigern ansagten, die alsdann wohl verwahrt nebst dem Küster zu dem Kinde und Gevattern kamen und ihr Amt verwalteten. — Auch wurden die an der Pest zu Bargstedt Verstorbenen nicht auf dem Nortorfer Kirchhofe begraben, sondern ohnweit Bargstedt wurde ein Platz zum Pestkirchhofe oder Begräbnisort mit großen Felssteinen abgesondert, wo die Bargstedter Verstorbenen, so lange die Pestzeit dauerte, begraben wurden. Dieser ehemalige Begräbnisplatz ist noch bis diesen Tag größtenteils mit großen Felssteinen in Form eines länglichen Vierecks umgeben.

H. L. Domeier. Aus den Mitteilungen eines Greises. Prov.-Ber. VIII, I 187.

Die Schweden vor Nortorf. Die Schweden, welche bis Neumünster standen, hatten im Anfange des vorigen Jahrhunderts den Nortorfern eine große Summe als Brandschatzung ankündigen lassen; den andern Tag sollten, wie man feindlicherseits drohte, etliche tausend Schweden das Verlangte abholen, oder man wollte Nortorf in Rauch aufgehen lassen. Nun wurden von den Nortorfern und den nächsten Dörfern alles, was Schießgewehr hatte, zusammengezogen, und von Seedorf, Schülp, Timmaspe bis Gnutz, oder eine Strecke von mehr als einer halben Meile, Wachtfeuer angelegt, geschossen, getrommelt, gelärmt. Ein paar Nortorfer sprengen in Krogaspe, nach Neumünster zu, aus, es käme König Friedrich IV. von Rendsburg mit vielen Tausenden, um die Schweden in Neumünster anzugreifen. Dieses Gerücht brachten die schwedischen Vorposten, welche die Wachtfeuer um Nortorf herum sahen, zu dem in Neumünster kommandierenden General, und noch in selbiger Nacht wurde Neumünster von den Schweden in der Stille verlassen, und Nortorf war wenigstens auf einige Tage von feindlichem Überfall befreiet. Binnen der Zeit kam die dänische Armee wirklich, und Nortorf durfte für dasmal die angedrohte Brandschatzung nicht bezahlen.

H. L. Domeier. Aus den Mitteilungen eines Greises. Prov.-Ber. VIII, I 188.

Die diesjährige Generalversammlung

wird nach soeben eingegangener Mitteilung des Herrn Gymnasiallehrers Voß am Mittwoch, d. 24. Mai in Husum stattfinden. Alle, welche bereit sind, durch Vorträge, Mitteilungen usw. den Verlauf der Versammlung zu fördern, werden gebeten, dies baldigst dem Vorsitzenden, Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstraße 4, mitzuteilen. Bis jetzt sind Vorträge angemeldet worden von Herrn Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek: „Über die Bedeutung der Ortsnamen in Schleswig-Holstein" und von Herrn Lehrer Barfod in Kiel: „Neue Forschungen über die Entwicklung der Bienen." Die Tagesordnung kann erst in der nächsten Nummer, die rechtzeitig erscheinen soll, veröffentlicht werden.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

206. Beck, Brauereibesitzer, Preetz. 207. Blunck, Fabrikant, Wankendorf. 208. Bock, Lehrer, Glückstadt. 209. Dau, Hamburg-Eimsbüttel. 210. Diercks, Lehrer, Travemünde. 211. Diercks, Tierarzt, Lunden. 212. Dohrn, Rentner, Heide. 213. Dohse, Kaufmann, Bornhöved. 214. Fürsen, Amtsvorsteher, Wankendorf. 215. Gäde, Nahe i. Holst. 216. Goldschmidt, Kaufmann, Hamburg-Eimsbüttel. 217. Göttsch, Lehrer, Schmalensee bei Bornhöved. 218 Hauff, Inspektor, Schillsdorf bei Bornhöved. 219. Hauschildt, „Gasthof zur Linde," Bornhöved. 220. Heldt, Buchbinder, Eckernförde. 221. Hoff, Lehrer, Flensburg. 222. Jaeger, Torpedo-Ober-Ingenieur, Friedrichsort. 223. Lienau, Werkmeister, Eckernförde. 224. Meyer, Lehrer, Nusse. 225. Möller, Lehrer, Ütersen. 226. Neelsen, Bahnhofsverwalter, Tingleff. 227. Petersen, Kantor, Tating. 228. von Seydlitz, Werftbetriebssekretär, Kiel. 229. Stange, Mittelschullehrer, Tondern. 230. Theede, Schlossermeister, Eckernförde. 231. Wiedemann jun., Kaufmann, Eckernförde.

Die Mitgliederzahl unsers Vereins beziffert sich nunmehr auf etwa **2480.** Unser Aprilheft hat allseitige Anerkennung gefunden und dürfte darum als Probeheft besonders werbekräftig sein. Es steht in noch reichlich 100 Exemplaren zur Verfügung, weshalb unsere Mitglieder gebeten werden, mit neuen Adressen zu dienen. Wegen der nicht unbeträchtlichen Porto-Ausgaben sieht sich der geschäftsführende Ausschuß genötigt, den Versand von Probeheften einstweilen einzustellen. Dies kann ohne Bedenken geschehen, umsomehr, als „Die Heimat" durch ihren Inhalt Gewähr für Werbung weiterer Freunde unserer Vereinsbestrebungen bietet.

Der Schriftführer:

Kiel, am 10. April 1899. H. Barfod, Friedrichstraße 66.

Anzeigen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 6. Juni 1899.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:

IX. Generalversammlung

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

am Mittwoch, den 24. Mai 1899, mittags $11^1/_2$ Uhr

in **Husum** (Hensens Garten-Etablissement).

Tagesordnung.

I. Geschäftliches:
1. Rechnungsbericht und Entlastung des Kassenführers.
2. Geschäftsbericht des Schriftführers und des Schriftleiters.
3. Antrag des geschäftsführenden Ausschusses, die Zahl der nach § 5 unserer Satzungen geforderten Beisitzenden auf drei zu erhöhen.
4. Ev. Wahl zweier Beisitzenden.
5. Wahl eines Rechnungsprüfers.

II. Vorträge:
1. „Über die Bedeutung der Ortsnamen in Schleswig-Holstein." (Hauptlehrer Eckmann-Ellerbek.)
2. „Die Fische und andere Nutztiere des Kaiser Wilhelm-Kanals mit besonderer Berücksichtigung der Lebensverhältnisse des Herings." (Königl. Oberfischmeister Hinkelmann-Kiel.)

III. Mitteilungen:
1. „Neue Forschungen über die Entwicklung der Bienen." (Lehrer Barfod-Kiel.)

2. „Über die Entstehung und den Ausbau des Wachszellengebäudes.“ (Lehrer Steenhusen-Westerhever.)

Nach Schluß der Versammlung wird gegen 1 Uhr unter Führung des Ortsausschusses eine Wanderung durch die Stadt angetreten zur Besichtigung des Theodor Storm-Denkmals, des Schloßgartens, der Marktanlagen und des Gasthauses „Zum Ritter St. Jürgen.“ In der Kirche des Gasthauses wird Gymnasiallehrer Voß-Husum einen Teil der Kunstschätze vorführen und einige Mitteilungen über die Geschichte des Gasthauses bringen.

Gemeinsames Mittagsmahl in Hensens Garten um 2 Uhr (à Couvert 2 *M.*).

Um 4 Uhr Wagenfahrt an die See. Dazu werden Wagen von Bürgern der Stadt unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

Für den Donnerstag ist bei genügender Beteiligung eine Fahrt in See nach Süderoog und zurück in einer Tide geplant.

Gäste, auch Damen, sind herzlich willkommen!

Anmerkung:

1. Vorherige Anmeldungen zur Teilnahme am Mittagsmahl und an der Wasserfahrt sind dringend erwünscht und werden von Gymnasiallehrer Voß in Husum oder vom Schriftführer, Lehrer Barfod in Kiel, entgegengenommen.
2. Ankunft der Züge in Husum: von Jübek 10^{10}, von Heide 11^{02}, von Garding, Tönning 10^{55} und von Tondern 7^{57}.
   Abfahrt der Züge: nach Jübek 6^{20}, nach Tondern 9^{43}, nach Heide 6^{01} und nach Tönning-Garding 10 Uhr.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

232. Becker, Amtsgerichtssekretär, Eddelak. 233. Beckmann, Regierungs-Supernumerar, Schleswig 234 Cords, Obergärtner, Nienstedten. 235. Feddersen, Lehrer, Sönnebüll bei Bredstedt. 236. Frers, Uhrmachergehülfe, Köln a. Rh. 237. Gehrts, Kanzleigehülfe, Eddelak. 238. Gosch, Lehrer, Rantrum. 239. Grimm, Sommerstedt. 240. Haase, Kgl. Steuereinnehmer, Neumünster. 241. Hansen, Delikatessenhändler, Hamburg. 242. Hansen, Schleswig. 243. Johannsen, Bredstedt. 244. Mädchenschule in Sande bei Bergedorf. 245. Molzen, Kaufmann, Rügge pr. Mohrkirch Osterholz. 246. Müller, Reg.-Baumeister, Husum. 247. Paulsen, Reg.-Supernumerar, Schleswig. 248. Paulsen, Amtsgerichtsrat, Kiel. 249—291. Präparanden: Beck, Bracker, Burmeister, Engelbrecht, Filter, Fürstenberg, Garber, Gehrt, Heuck, Hilbert, Hinsch, Holm, Jakobsen, Johannsen I, Johannsen II, Kähler, Knudsen, Korff, Kuhr, Lempfert, Lüdecke, Meng, Mohr, Nissen, Nothorn, Paape, Ruhnke, Sander, Serk, Siems, Thode, Timm, Voß, Witt (sämtlich in Barmstedt); Beckmann, Ehlers, Heuck, Joost, Lammers, Rathmann, Rauberg, Struckmann (sämtl. in Kiel); Frerck in Hadersleben. 292. Frl. Reese, Lehrerin, Altona. 293. Reimer Schulz, Buchhändler, Wesselburen. 294—299. Seminaristen: Becker, Ehrenberg, Michaels, Nagel (sämtlich in Tondern); Saggau in Ratzeburg; Schwarz in Lübeck. 300 Thode, Maurermeister, Achterwehr. 301. Tode, Stadtverordneter, Neumünster. 302. Türen, Lehrer, Ulsnis. 303. Voß, Rechtsanwalt und Notar, Wesselburen. 304. Woebs, Kaufmann, Kiel. 305. Zelck, T., Lehrer, Lübeck.

Die Mitgliederzahl unsers Vereins beträgt z. Zt. **2553.**

Kiel, am 4. Mai 1899.

Der Schriftführer:
H. Barfod, Friedrichstraße 66.

Druckfehler-Berichtigung. In Nr. 5, S. 111, Zeile 20 v. u. ist statt Figuren Spuren zu lesen.

Aus der Sammelmappe.

Störer Kringel. Ein berühmtes Produkt hiesiger Gegend sind die Störer Kringel. Sie werden und können nur hier gebacken werden. Acht Bäcker, deren in Wewelsfleth 4 und 4 auf Störort wohnen, backen und verschicken sie. Wie bedeutend ihr Absatz ist, bezeugt die Thatsache, daß auf jedem Hamburger Markt, deren drei im Jahre sind, vier dieser Bäcker für 1000 Mark Kringel hinfahren und alle dort absetzen.

Prov.-Ber. 1798, S. 144.

Klaus Groth-Denkmal.

Zum achtzigsten Geburtstage Klaus Groths ist ein Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für den Dichter veröffentlicht und auch unserer Zeitschrift mit der Bitte um Abdruck zugesandt worden. Er konnte, da er zu spät eintraf, in die vorige Nummer nicht mehr aufgenommen werden, wird aber auch jetzt noch, nachdem der Festesjubel verrauscht ist, willige Herzen finden. Unter Fortlassung der Eingangsworte, die sich auf den Jahrestag beziehen, lautet er folgendermaßen:

An solchem Ehrentage pflegen nach guter deutscher Sitte Freunde und Bekannte sich einzustellen, um den, der ihnen in seinem langen Leben ans Herz gewachsen ist — und ans Herz gewachsen ist er uns allen, der Dichter von „Min Modersprak" —, zu beglückwünschen und ihm in treuer Dankbarkeit ihr Angebinde darzubringen.

Denn hat Reuter uns den erquickenden Humor niederdeutsch denkender Menschen in seiner Urwüchsigkeit und Geradheit geschenkt, so ist es Klaus Groth gewesen, der in erster Linie die herzgewinnende Innigkeit, das Gefühlvolle und den tiefen sittlichen Gehalt unserer Muttersprache zum Ausdruck gebracht hat, die in ihrem schlichten Gewande unsere gesunde Volksseele am lautersten offenbart.

Beiden danken wir es daher, wenn es noch heute weite Striche im deutschen Vaterlande giebt, die sich mit der niederdeutschen Sprachtracht die mit ihr verbundene Kraft und Biederkeit bewahrt haben, daß es hüben und drüben Freunde die Menge giebt, welche ihr Niederdeutsch als Ehrenkleid hegen und pflegen.

Beiden dankt es Wissenschaft und Litteratur, daß ihr ein schon verloren geglaubtes Kleinod gerettet und ein unerschöpflich sprudelnder Lebensborn neu eröffnet wurde.

Und doch kündet noch kein sichtbares Zeichen die Dankbarkeit, die wir dem Sänger des Quickborn schulden.

Das Jubelfest unseres Achtzigjährigen möge uns daher vereinen, um diese Dankesschuld abzutragen.

Denn kein herrlicheres Geschenk, kein schöneres Gefühl giebt es für einen Greis, als wenn er sich an seinem Lebensabend sagen kann, daß er nicht vergeblich gewirkt hat und ihm noch bei Lebzeiten ein Zeichen unauslöschlicher Dankbarkeit entgegengebracht wird.

Lasset uns daher sein Bild zu dauernder Erinnerung in Erz und Stein schaffen, damit es Zeugnis ablege von dem Zusammenhalten seiner Niederdeutschen, den Sänger des Quickborn zu ehren, zu werben für „uns leev Modersprak."

Und darum schlagen wir denn heute den niederdeutschen Sturmmarsch, damit die Brüder und Freunde uns überall hören und auch die, welche bisher noch lau waren, zur Thatkraft erwachen.

Brüder und Freunde unserer Sache, steuert bei, ein jeder nach seinen Kräften, damit wir unserm großen Dichter und unserer niederdeutschen Sache dies Zeichen unserer Dankbarkeit begründen können.

Berlin, im März 1899.

C. W. Allers, Capri. Hermann Allmers, Rechtenfleth a. W. Dr. Cornicelius, Charlottenburg. Dr. Karl Eggers, Senator, Rostock. Forkel, Bürgermeister, Heide i. Holst. Fuß, Oberbürgermeister, Kiel. Prof. Dr. Hermann Grimm, Geh. Regierungsrat, Berlin. Prof. Dr. Julius O. Grimm, Münster i. W. Dr. phil. C. Hansen, Stadtbibliothekar, Antwerpen. Hüthe, Generalarzt a. D., Capri. Jessen, Direktor der Handwerkerschule, Berlin. H. Krumm, Oberlehrer, Kiel. Ferdinand Lange, München. Prof. Dr. Max Müller, Oxford (England). Prof. Dr. Friedrich Paulsen, Berlin. Prof. Dr. Reiman, Organist an der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche. Prof. Dr. Sachau, Geh. Regierungsrat, Berlin. Heinrich Seidel, Berlin. H. Siercks, Direktor der Gewerbeschule, Heide. Dr. Julius Stinde, Berlin. Dr. Stuhlmann, Schulrat, Hamburg. Dr. Theodor Thomsen, Oberlandesgerichtsrat, Hamburg. Dr. Emil Thomsen, Landgerichtsrat, Altona. Dr. Thomsen, Stadtverordneten-Vorsteher, Kiel. Johannes Trojan, Berlin.

Geschäftsführender Ausschuß:

Erich Kohlhammer, Assistent der Chemie, Berlin. Dr. jur. Schrader, Berlin, Köthener Straße 22 I. Nicol. Bachmann, Maler, Berlin.

Briefkasten.

Eingegangen Beiträge von P. A. in H.; P. J. C. A. in R.; J. L. in F.; H. H. in F.; L. in W.; W. E. in T. — P. J. C. A. in R.: Wegen des Bildes ist geschrieben worden. — D. S. in Sch.: Besten Dank für das Bild; es soll benutzt werden.

Anzeigen.

Tauschverkehr.

Lehrer **Barfod, Kiel,** Friedrichstraße

bietet an:

Seltene Mineralien: Eisenkiesel, Dravit × in Margaroderit, Topas × vom Schneckenstein im Vogtlande, Gips × in Schwalbenschwanzform, beiderseits ausgebildete Quarz ×, Coelestin, verschiedene Abraumsalze aus Staßfurt, Steinsalz usw.

1 Exemplar der seltenen Frucht der Meerpalme (Coco de mer) von den Seychellen.

wünscht:

Boraciten in größeren ×× im Anhydrit von Segeberg (größere Partieen werden auch angekauft). Versteinerungen der Kreide.

Bessere Mineralien.

Lebende Schlangen (giftlose) und andere Reptilien, ferner Amphibien und Fische für das Terrarium bezw. Aquarium.

Fraßstücke von Insekten.

Franko gegen franko.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 7. Juli 1899.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:

Klaus Groth †.

Kurz nach dem Ehrentage, den ihm seine dankbaren Freunde und Verehrer bereitet hatten, ist Klaus Groth dahin gegangen, und mit allen Landsleuten unserer engeren Heimat, mit allen Gebildeten, soweit sie Verständnis für echte und volkstümliche Poesie besitzen, mit allen Kämpfern für unsere plattdeutsche Mundart blickt auch unser Verein trauernd dem großen Dichter, dem treuen Freunde unserer „Heimat," unserm Ehrenmitgliede, nach.

An einem herrlichen Frühlingsmorgen haben wir uns zu unvergeßlich schöner Feier um seinen Sarg vereinigt. Man hatte ihn, der mit ganzer Seele an der Natur hing, draußen im Freien aufgebahrt; in seinem einzig schönen Garten, den er selbst angelegt, unter der Blutbuche, die für ihn gepflanzt worden, stand sein Sarg, und in glänzendem Sonnenschein, unter dem Gesange der Vögel, die er so sehr geliebt, unter dem Klange des Liedes, das er gedichtet, unter den Worten des Redners, der seinem tiefsten Wesen verständnisvoll nachging, haben wir sein Bild noch einmal an uns vorüberziehen lassen und schmerzbewegt, aber dankbaren Herzens der Stunden gedacht, in denen wir dort hinter jener niederen Thür seinen Worten lauschen durften. Und dann haben wir ihn zur Höhe des Friedhofs hinaufgeführt und ihn unter Blumen gebettet. So haben wir von ihm Abschied genommen, er von uns; aber von ihm heißt es: Er nimmt Abschied, aber er bleibet!

Heinrich Lund.

Briefkasten.

Ankert Heinrich, Leitmeritz: Besten Dank für die freundlichen Grüße zur Jahresversammlung. — J. M. in F.: Ich bin zu gelegentlicher Verwendung bereit, muß aber um Geduld bitten. Der dritte Abschnitt würde als zu speziell vielleicht fehlen können. — Verborgene Schätze. E. Angenommen. — H. H. in Fl.: In einer der nächsten Nummern. — Eingegangen: K. in B. bei W.: Seltene Hühnereier.

9. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck
zu Husum am 24. Mai 1899.

Der geschäftsführende Ausschuß war der Einladung der städtischen Behörde in Husum gefolgt. Die Versammlung zählte etwa 80 Personen; unter ihnen befanden sich auch einige Damen und verschiedene Gäste, die zum großen Teile ihren Beitritt in unseren Verein anmeldeten. Als Versammlungslokal war vom Ortskomitee, das in dankenswerter Weise die Versammlung vorbereitet hatte, Hensens Gartenetablissement gewählt. Den Vorsitz führte in Vertretung von Rektor Peters, der im Auftrage der Kieler Armenkommission die von der Armenverwaltung nach Lauenburg und Mecklenburg aufs Land geschickten Kinder zu besuchen hatte, unser Schriftleiter Rektor Lund, der die Versammlung kurz vor 12 Uhr eröffnete und zunächst dem Herrn Bürgermeister Menge das Wort zur Begrüßung erteilte. Nachdem der Herr Bürgermeister die Teilnehmer an der Generalversammlung im Namen der städtischen Kollegien und der Husumer Bürgerschaft herzlich willkommen geheißen hatte, sprach er seine Freude darüber aus, daß der Verein auch einmal im alten Nordfrieslande sein Wanderzelt aufgeschlagen habe. Zwar sei die „graue Stadt am Meere" nicht in der Lage, ihre Gäste auf weitschauende Berge und in schattige Buchenwälder zu führen. Jedoch auch die Westküste habe ihren Reiz, wenn ihr auch eine etwas herbe Poesie innewohne. Husum und seine Bürger würden aber in der Ausübung der Gastfreundschaft hinter keiner andern Stadt zurückstehen. Rektor Lund dankte zunächst für den warmen Willkommsgruß und hob hervor, daß es das erste Mal sei, daß der Verein bei seiner neunjährigen Wirksamkeit gewürdigt werde, von einer Stadtvertretung direkt eingeladen zu werden. Es lasse sich daraus erkennen, daß unsere Bestrebungen hier guten Boden fänden, was ja auch schon aus dem Umstande hervorgehe, daß hier vor kurzem der Beschluß gefaßt worden sei, das alte Sachsenhaus in Ostenfeld anzukaufen und nach Husum zu versetzen. Der Umstand, daß dieser Beschluß gerade hier gefaßt werden konnte, wo man noch im Anfange dieses Jahrhunderts die schöne Marienkirche, die einzige bedeutende spätgotische Kirche im Herzogtum, einiger unbedeutender Risse wegen, zerstört hat, beweise einen tiefgehenden Wechsel der Anschauungen. Die Liebe zur Heimat, die bei uns vor allem durch die politischen Ereignisse erzeugt worden sei, bethätige sich mehr und mehr auch in dem liebevollen Interesse an all den kleinen und großen Eigentümlichkeiten unsers Landes und seiner Bewohner, an den Überbleibseln ferner Vergangenheit, an heimischer Natur, heimischer Geschichte, heimischer Dichtung und Kunst. In dieser immer mehr erstarkenden Heimatsliebe liege die beste Gewähr für eine Vertiefung und Bereicherung unserer Liebe zum großen deutschen Vaterlande. Durch diese von lebhaftem Beifall begleitete Ansprache eröffnete Rektor Lund die Verhandlungen und erteilte unserm Kassenführer, Lehrer Doormann, das Wort zu seinem Kassenbericht. Einnahme und Ausgabe balancierten mit 5133,43 ℳ. Für den Druck der „Heimat" wurden 2292,25 ℳ., für die Expedition 1093 ℳ., an Honorar für Mitarbeiter 376,25 ℳ., für Klischees 173 ℳ., an Porto 197,53 ℳ., für den Druck der Adressen 162,25 ℳ., an Honorar für den Vorstand 420 ℳ. usw. bezahlt. Dem Kassenführer wurde Entlastung erteilt. Schriftleiter und Schriftführer verzichteten mit Rücksicht auf die Kürze der Zeit auf Erstattung ihres Geschäftsberichtes. Rektor Lund begründete kurz den Antrag des geschäftsführenden Ausschusses, die Zahl der nach § 5 unserer Satzungen geforderten Beisitzenden auf drei zu erhöhen, mit dem Hinweis auf den erfreulichen Zuwachs an Nichtlehrern unter unsern Mitgliedern. Der Antrag fand einstimmige Annahme. Gewählt wurden der Königliche Oberfischmeister Hinkelmann und der Stadtverordnete Rentier Ferdinand Kähler, beide in Kiel. An Stelle des ausscheidenden Rechnungsprüfers, Lehrers Runge, wurde Lehrer Suhr I in Kiel gewählt. Sodann folgte die Verlesung des Ehrenbriefes mit der Ernennung des Gymnasial-Oberlehrers J. Rohweder in Husum zum Ehrenmitgliede unsers Vereins. Im Ehrenbriefe heißt es u. a.: „Sie haben sich seit einer langen Reihe von Jahren mit großem Erfolge bemüht, das Leben unserer heimischen Vogelwelt eingehend zu studieren. Mit Fug und Recht gelten Sie als der größte Ornithologe unsers engeren Vaterlandes. Als solcher werden Sie auch über die Grenzen unserer Heimat hinaus gewürdigt. Das beweist allein schon die Thatsache, daß Sie zur Mitarbeit an der revidierten Neuausgabe des großen Naumannschen Vogelwerkes herangezogen worden sind... Das ist um so mehr anzuerkennen, als Sie sich aus eigener Kraft, auf nichtakademischer Laufbahn das Maß der Kenntnisse und die Gabe exakter Beobachtung aneigneten, welche unerläßlich sind, um selbst den hervorragendsten Ornithologen der Jetztzeit als ebenbürtiger

(Fortsetzung siehe S. XXVII.)

(Fortsetzung von S. XXVI.)
Forscher an die Seite zu treten . . . Wenn nun unser Verein am heutigen Tage bestrebt ist, an seinem bescheidenen Teile Ihnen eine Auszeichnung zuteil werden zu lassen, so haben Sie es neben Ihrer ornithologischen Bedeutung für unser Land vor allem dem Umstande zu verdanken, daß Sie nicht nur durch Ihre litterarischen Beiträge für die Monatsschrift „Die Heimat" Interesse und volles Verständnis für die Thätigkeit des Vereins bekundet, sondern auch unserm Schriftleiter als sachkundiger Berater treu und willig zur Seite gestanden haben."

Es erhielt zunächst Hauptlehrer Eckmann-Ellerbek das Wort zu seinem Vortrage: „Über die Bedeutung der Ortsnamen in Schleswig-Holstein." Der mit Beifall aufgenommene Vortrag zeugte von Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Sachkunde. An der Debatte beteiligte sich besonders Lehrer Carstens-Dahrenwurt, der weniger Gewicht auf die Zurückführung der Ortsnamen auf Personennamen legen wollte und stattdessen betonte, daß der Name die Sache bezeichne und darum der Erklärer der Namen die Örtlichkeit kennen müsse. Gestreift wurde die Frage, ob manche unserer Ortsnamen nicht Aufschluß gäben über einstige Ansiedelungen der Urwenden (Kelten) in unserem Lande.

Als zweiter Redner betrat der Königliche Oberfischmeister Hinkelmann-Kiel die Tribüne und führte in seinem Vortrage: „Die Fische und andere Nutztiere des Kaiser Wilhelm-Kanals mit besonderer Berücksichtigung der Lebensverhältnisse des Herings" und an der Hand zahlreicher Präparate die wichtigsten Resultate seiner seit 1896 betriebenen Versuchsfischerei vor, welche im April dieses Jahres durch die Entdeckung von Laichplätzen der Heringe im Kanal zu einem vorläufigen Abschluß gelangt sind. Referent erntete für seine auf eigener Forschung beruhenden interessanten Ausführungen lebhaften Beifall. Unter den Präparaten verdient das Glas mit den an Pflanzen klebenden Heringseiern besonders hervorgehoben zu werden. Sämtliche Präparate wurden dem Gymnasium in Husum geschenkt.

Beide Vorträge werden in der „Heimat" abgedruckt werden.

Der Unterzeichnete machte kurze Mitteilungen über „Neue Forschungen über die Entwicklung der Bienen," welche darin gipfeln, daß Dickel, Lafranchi, Landois u. a. die von Dzierzon aufgestellte Theorie der Parthenogenesis für die normal befruchtete Königin verneinen und stattdessen zu folgendem Schluß gelangen: Jede normal begattete Königin legt stets befruchtete, indifferente Eier. Die Geschlechtsrichtung wird durch die Arbeiterinnen bestimmt, indem diese die Eier mit gewissen Drüsensekreten behandeln und den ausschlüpfenden Larven verschiedenes Futter verabreichen.

Lehrer Steenhusen-Westerhever hatte einen Vortrag: „Über die Entstehung und den Ausbau des Wachszellengebäudes" angekündigt. Laut brieflicher Mitteilung war er durch Krankheit in der Familie am Erscheinen verhindert.

(Schluß folgt.)

Mitteilungen.

4. Ein seltener Gast unter unseren Vögeln ist der Rosenstar (Pastor roseus Temm.), von dem Professor Dr. Dahl in seiner schätzenswerten Arbeit „Die Tierwelt Schleswig-Holsteins" (vgl. „Die Heimat," IV, S. 241, 1894) mitteilt, daß der in Südosteuropa, Afrika und Asien heimische Vogel sich nur selten zu uns verfliegt. Vor einigen Tagen wurde mir ein Weibchen des Rosenstars, das von einem Landmann in Ottendorf bei Kiel geschossen worden war, zum Bestimmen überwiesen. Der Vogel hatte in Gesellschaft unsers gemeinen Stares (Sturnus vulgaris) den Garten des Landmannes besucht. — Der Rosenstar gleicht unserm Star an Größe, Gestalt und Lebensweise vollkommen, hält sich auch gern in seiner Gesellschaft auf und sucht dem weidenden Vieh die Insekten ab. In seiner Färbung ist er auf den ersten Blick einer Elster nicht unähnlich: Kopf, Hals, Flügel und Schwanz zeigen schwarze Färbung mit grünem, purpurfarbenem und blauem Schimmer; doch fehlt letzterer dem Weibchen. Ebenso sind Brust, Bauch, Rücken und die kleinen Deckfedern der Flügel bei diesem nur schwach fleischfarben, beim Männchen rosenrot. Das Genick ziert ein herabfallender Federbusch, der nach Belieben aufgerichtet werden kann; beim Weibchen sind die Nackenfedern kürzer. Wie bei uns, so wird der Rosenstar auch nur selten in Mittel- und Süddeutschland beobachtet. Für Mitteilungen über weiteres Vorkommen des schönen Vogels in unserer Provinz wäre ich dankbar. — Schade ist's, daß bei ausgestopften Exemplaren das zarte Rosenrot nach Bechsteins „Naturgeschichte der Hof- und Stubenvögel" so schnell verbleicht.

Kiel, Juni 1899. Barfod.

Anzeigen.

Tauschverkehr.

Lehrer **Barfod, Kiel,**

bietet an:

Seltene Mineralien: Eisenkiesel, Dravit × in Margaroderit, Topas × vom Schneckenstein im Vogtlande, wasserhelle Topas × aus Utah, Aragonit × von Bastennes in den Pyrenäen, Gips × in Schwalbenschwanzform, beiderseits ausgebildete Quarz ×, Coelestin ×, Pyrit × und Dendriten, Chamoisit, Thüringit, Cyanit, Prasem usw.

wünscht:

Boracit × im Anhydrit von Segeberg, Versteinerungen der Kreide.

Bessere Mineralien.

Biologische Objekte aller Art.

Franko gegen franko.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 8. August 1899.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:

9. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

zu Husum am 24. Mai 1899.

(Schluß.)

Nach Schluß der Versammlung unternahmen die Teilnehmer unter Führung des Ortskomitees einen Rundgang durch die aus Anlaß der Generalversammlung festlich geschmückte Stadt, besichtigten das Theodor Storm-Denkmal, den Schloßgarten, die Marktanlagen und das Gasthaus „Zum Ritter St. Jürgen." In der Kirche dieses Gasthauses gab Gymnasiallehrer Voß-Husum einige Mitteilungen über die Geschichte des Gasthauses: Zu Anfang des 15. Jahrhunderts entwickelte sich Husum durch den Durchgangsverkehr von Holland nach Flensburg zu einer aufblühenden Handelsstadt. Bald entstand das Bedürfnis nach einer Herberge für erkrankte Reisende. Nachdem Christian I. das in Husum bestehende Stift von allen Steuern befreit, das Stift selbst durch Schenkungen und Vermächtnisse ein Vermögen erlangt hatte, wurde es in ein Siechenhaus für Leprakranke umgewandelt. St. Jürgen gab als Schutzpatron aller Siechen und Kranken dem Stift seinen Namen. Durch Aufhebung der Vikarien gelangte das Stift zu großem Reichtum. Der letzte Mönch verließ bei Nacht und Nebel das Kloster. Zu den bedeutendsten Bewohnern des Gasthauses zählt Hans Brüggemann, der nach dem maßgeblichen Urteil des Hans Rantzau hier seine letzten Lebensjahre verbracht hat. Nach irrtümlicher Angabe von Dr. Sach soll Brüggemann den St. Jürgen geschnitzt haben. Die Kanzel der Kirche des Gasthauses stammt von Johann von Gronningen, einem Schüler Brüggemanns, ferner eine Thür und der Rahmen eines Bildes. — —

An der gemeinsamen Mittagstafel in Hensens Gartenetablissement beteiligten sich reichlich dreißig Personen. Bürgermeister Menge hatte Ansichten und Pläne des alten Sachsenhauses, Gymnasial-Oberlehrer Rohweder mikroskopische Präparate von Foraminiferen aus dem Nordseeschlick vor Husum ausgestellt. Für die Wagenfahrt an die See hatten

Bürger der Stadt in anerkennenswerter Weise Wagen unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Auf die Dampferfahrt in See nach Süderoog und zurück in einer Tide mußte leider wegen zu geringer Beteiligung verzichtet werden.

Zum Schluß will ich noch des freundlichen Grußes gedenken, den unser Mitglied Herr Heinrich Ankert aus Leitmeritz in Böhmen der Generalversammlung zugesandt hatte.

Kiel, am 12. Juni 1899. Der Schriftführer:
Barfod.

Bücherschau.

Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas. Herausgegeben von Dr. Carl R. Hennicke in Gera. V. Band (Raubvögel). Mit 71 Chromo- und 4 schwarzen Tafeln. Gera-Untermhaus: Fr. Eugen Köhler (1899). IV u. 334 S.; gr.-Fol. — Der Text des vorliegenden Bandes bietet eine willkommene Gelegenheit, den Anteil unseres jüngst ernannten Ehrenmitgliedes, Gymnasial-Oberlehrers J. Rohweder in Husum, an der Neubearbeitung des großen „Naumann" kurz zu skizzieren. Seine sowohl als auch die von andern Ornithologen mitgeteilten Beobachtungen, Ergänzungen usw. sind durch eckige Klammern gekennzeichnet; der Urtext des Altmeisters wird auf diese Weise pietätvoll vor fremder Feder bewahrt. Rohweder ist speziell bemüht gewesen, seine dem schleswig-holsteinischen Boden entwachsenen Beobachtungen in die Naumannschen Schilderungen einzuflechten, so daß das ganze Werk manche wertvolle Beiträge zur Kunde unserer heimischen Vogelwelt bietet. Allein dadurch schon gewinnt das Werk für uns an Interesse. Zum Kapitel „Nutzen der Schleiereule" (S. 9) teilt Rohweder mit, wie er in einem Maikäferflugjahre ein altes Pärchen beim Fang von Maikäfern nach Art der Fliegenschnäpper beobachten konnte; die reichliche Beute wurde den fünf hungrigen Jungen zugetragen. — Der an unserer waldarmen Westküste seltene Waldkauz (Syrnium aluco L.) nistet im Husumer Schloßgarten. — Der Merlinfalke (Falco aesalon Tunst.) wurde von Rohweder an der Westküste und auf den Inseln beobachtet; mit Vorliebe sucht der schöne Vogel die „Kratts" zur Nachtruhe auf. — Eingehend ist die Lebensweise des Seeadlers (Haliaetus albicilla L.), welcher an der Westküste Schleswigs und auf den friesischen Inseln überwintert, erforscht. Im Kampfe mit dem stürmischen Westwind ermattet, findet der Vogel trotz seiner Kraft und Ausdauer in den Wellen sein Grab. — Die Häufigkeit des kleinen Schreiadlers (Aquila pomarina Brehm) wird von Rohweder bestritten. — Das Vorkommen des Kuttengeiers (Vultur monachus Linn.) wird in drei Fällen konstatiert. — — Der Bearbeiter des Hauptteiles dieses Bandes, Oberförster v. Riesenthal, ist noch während des Erscheinens desselben der ornithologischen Wissenschaft durch den Tod entrissen; mit diesem Werke hat er sich ein dauerndes Denkmal gesetzt. In erster Linie wird der Förster und Waidmann aus dem Text vielseitige Belehrungen schöpfen. Bezüglich der Abbildungen gilt, was früher gesagt ist, nur in noch erhöhtem Maße: alle Künstler haben auf jedem Blatt ihre völlige Meisterschaft bewiesen. Aus der Gruppierung, scenischen Darstellung und lebensvollen Auffassung geht klar hervor, daß die Künstler, selbst Ornithologen, nach der Natur gezeichnet und mit Scharfblick beobachtet haben. Das Folio-Format (28 × 40 cm) gestattete durchweg eine Darstellung in 1/2 natürlicher Größe. Sechs Tafeln mit Eiern und vier mit den Raubvogelfängen bilden eine wertvolle Ergänzung. Die Verlagsbuchhandlung Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus hat weder Kosten noch Mühe gescheut, auch diesen Band würdig auszustatten. In Anerkennung für die neue Ausgabe von „Naumanns Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas" ist derselben der Herzoglich Anhaltische Verdienstorden für Wissenschaft und Kunst verliehen worden. Das empfiehlt das Werk mehr als genug. Hoffentlich bleibt der pekuniäre Gewinn nicht aus. Möchte das Werk auch bei uns willige Abnehmer finden und dazu berufen sein, dem Studium unserer Vogelwelt immer neue Freunde zuzuführen! Das Erscheinen in Lieferungen erleichtert die Beschaffung in hohem Maße. Zögere niemand, dies Werk zu bestellen, um so mehr, als es nicht ausgeschlossen sein könnte, daß die Verlagsbuchhandlung angesichts der großen Herstellungskosten gezwungen wäre, den Preis des gesamten Werkes für später eintretende Subskribenten zu erhöhen. Und wo dem Einzelnen die Mittel zur Beschaffung versagt sind, da ist es geradezu Pflicht der Verbände (Volks-, Kreis-, Vereinsbibliotheken), dies Werk auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Barfod.

Briefkasten.

H. H. in Fl., F. v. L. in H.: In nächster Nummer. — P. v. H. auf G.: Angenommen. — W. J. in E.: Besten Dank. Veröffentlichung in Verbindung mit der Biographie. — Mehrere Antworten demnächst brieflich.

Mitteilungen.

1. Der Barrikadenkletterer von Kolding. (Vergl. Nr. 6, S. 129—130.) Herr H. Hansen in Flensburg hat dieser Mitteilung gegenüber den Wunsch geäußert, Herr v. Osten möge „den stringenten Beweis" führen, „daß der vielbesprochene Barrikadenkletterer der im Jahre 1890 in Flensburg verstorbene Herr Stegemann gewesen sei." „Das Führungsattest beweist an sich nicht, daß derjenige, dem es ausgestellt ist, der Barrikadenkletterer gewesen ist." „Können sich nicht in demselben Gefecht zwei verschiedene Handlungen durch seltenen Mut ausgezeichnet haben?" — „Nahe liegt auch die Vermutung, daß Herr v. Osten seine Kunde von den im Artikel erwähnten Hinterbliebenen des tapfern Mannes empfangen habe. Aber, wenn das der Fall ist, in welcher Gestalt? Hat der heldenmütige Mann schriftlich hinterlassen, daß er der Barrikadenkletterer gewesen sei? Ist das festgestellt, dann halte ich den Beweis für erbracht; denn ein Held wird sich nicht fremde Heldenthaten andichten. Sind aber die Erzählungen des Verstorbenen erst durch das Medium der Hinterbliebenen gegangen, dann sind wir vor allerlei Mißverständnissen und Verwechselungen nicht sicher."

Herr v. Osten, dem dieser Wunsch mitgeteilt worden ist, bemerkt dazu:

Schon bald nach der Schlacht bei Kolding wurde bekannt, daß sich am 20. April bei der Einnahme der Stadt ein Jäger vom 2. Korps in besonderer Weise verdient gemacht habe. Im August desselben Jahres erfuhr ich in Wilster auf einer Urlaubsreise, daß Adolf Stegemann dieser Held gewesen sei. Diese Angabe wurde mir später in Ütersen durch einen früheren Oberjäger vom 2. Korps bestätigt, der zugleich bemerkte, daß man Stegemann scherzweise den „Barrikadenkletterer" genannt habe. — Als ich nun im vorigen Jahre auf den Gedanken kam, über den alten Kampfgenossen einen kleinen Artikel zu schreiben, wandte ich mich an einen Freund in Wilster mit der Bitte, mir über das spätere Leben des kühnen Jünglings einige Notizen zukommen zu lassen. Aus dem Antwortschreiben entnahm ich u. a., daß Stegemanns Sohn in Kiel als Lehrer angestellt sei. Selbstverständlich setzte ich mich sogleich mit dieser neuen Quelle in Beziehung. Herr Stegemann war so freundlich, mir nicht nur das Führungsattest seines Vaters zur Durchsicht und beliebigen Benutzung zu übersenden, sondern auch die Mitteilung zu machen:

„Über die That meines Vaters weiß ich nur, daß er die Barrikade unter dem Feuer der Dänen erklettert, mit auf den Kopf gelegtem Tornister den Querbalken ausgehoben und die Pforten aufgesprengt hat. Bei dieser Gelegenheit hat er drei Schüsse bekommen: zwei durch das dicke Fleisch des Beines und einen auf das Schulterblatt. Letzterer muß wohl durch irgendwelchen Zufall in seiner Kraft geschwächt worden sein, da er sonst wohl ernsthaftere Folgen gehabt hätte. — Vater wurde für seine That zum Oberjäger ernannt."

Die Sache wäre in Flensburg gewiß weiter bekannt geworden, wenn die Kameraden es mit Rücksicht auf die politischen Parteiverhältnisse nicht vorgezogen hätten, sich möglichst neutral zu halten.

2. Lichterscheinung. In der Nacht vom 16. auf den 17. Juni, 5 Minuten nach 12 Uhr, nahm ich folgende Lichterscheinung im Sternbilde des großen Bären wahr: Es erschien bei völlig klarem Himmel plötzlich ein helles, blitzähnliches Licht; nach dem Verschwinden desselben zeigte sich ein Lichtstreifen von mehreren Metern Länge und etwa ½ Meter Breite. Derselbe stand unbeweglich und verschwand nach etwa 30 Sekunden. Ein Kollege von mir hat dieselbe Erscheinung gesehen. Möchte vielleicht einer der geneigten Leser der „Heimat" mir Aufklärung über die Erscheinung geben?

Böttcher, Lehrer in Sillerup.

Eingegangene Bücher

Chronik des Dorfes und Kirchspiels Leck und der Karrharde. Von H. C. Carstensen, weil. Organist und 1. Lehrer in Leck. Herausgegeben von Gregers Nissen in Altona. Selbstverlag des Herausgebers. — Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 5. Bändchen: Luft, Wasser, Licht und Wärme. Acht Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie von Prof. Dr. Blochmann. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Teubner. 1899. Preis 1,15 ℳ. — Die Pflege des Obstbaums in Norddeutschland mit besonderer Berücksichtigung der schleswig-holsteinischen und ähnlicher klimatischer Verhältnisse. Zweite vermehrte Auflage. Mit 51 Abbildungen. Von E. Lesser, Provinzial-Wanderlehrer für Obstbau in Kiel. Stuttgart 1899. Preis 1,40 ℳ. — Publikationen des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte. I. Reihe, 1. Heft: Quellen und Bearbeitungen der schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte. Systematisch und chronologisch zusammengestellt von F. Witt, Pastor in Preetz. Kiel 1899. — Geschichte des Kirchspiels Neuenkirchen an der Stör. Von D. Detleffen, Gymnasialdirektor in Glückstadt. Kiel 1898. — Zur Flora von Röm. I u. II. Von Justus Schmidt in Hamburg. (Sonderabdruck aus der Deutschen Botanischen Monatsschrift. 1899, Nr. 1—3.)

(Fortsetzung folgt.)

Anzeigen.

Tauschverkehr.

Lehrer **Barfod, Kiel,**
bietet an:
Seltene Mineralien: Eisenkiesel, Dravit × in Margaroderit, Topas × vom Schneckenstein im Vogtlande, wasserhelle Topas × aus Utah, Aragonit × von Bastennes in den Pyrenäen, Gips × in Schwalbenschwanzform, beiderseits ausgebildete Quarz ×, Coelestin ×, Pyrit × und Dendriten, Chamoisit, Thüringit, Cyanit, Prasem usw.

wünscht:
Boracit × im Anhydrit von Segeberg, Versteinerungen der Kreide.
Bessere Mineralien.
Biologische Objekte aller Art.

Franko gegen franko.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 9. September 1899.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung. L. = Lehrer.)

306. Bielenberg, Mittelschullehrer, Gaarden. 307. Bladt, L., Flensburg. 308. Broderius, Landmann, Lohe pr. Hohn. 309. Brügge, Altona. 310. Carstensen, Postassistent, Rothenkrug. 311. Carstensen, L., Sterdebüll pr. Bredstedt. 312. Carstensen, Hofbesitzer bei Husum. 313. Dall, Amtsgerichts-Sekretär, Altona. 314. Debus, Vorschullehrer, Neumünster. 315. Frl. Dreesen, Altona. 316. Franssen, Rentner, Westerwohld. 317. Fuhrmann, Eisenbahn-Betriebs-Sekretär, Altona. 318. Dr. Graeber, Gymnasial-Direktor, Husum. 319. Groth, Weinhändler, Rüdesheim a. Rh. 320. Hagendefeldt, Bankkassierer, Westerland. 321. Dr. med. Hansen, Preetz. 322. Hansen, Hamburg-St. Pauli. 323. Helliesen, L., Lägerdorf. 324. Hensen, Husum. 325. Honnens, L., Hjortwatt. 326. Johannsen, Gemeindevorsteher, Hagenberg pr. Norburg. 327. Kloock, L., Husum. 328. Kühl, L., Stelle pr. Weddingstedt. 329. Möller, Husum. 330. Momsen, Reg.-Landmesser, Hadersleben. 331. Nachtigal, Leipzig. 332. Nissen, Zahntechniker, Flensburg. 333. Nissen, L., Jugwershörn b. Witzwort. 334. Nissen, Kantor, Oldenburg. 335. Prange, Hamburg-Uhlenhorst. 336—339. Präparanden: Grot, Nissen in Barmstedt, Lange, Pilenz in Oldesloe. 340. Dr. med. Saenger, Neumühlen. 341. Schlüter, L., Schülp pr. Nortorf. 342. Schoer, L., Kl.-Schenkenberg pr. Reinfeld. 343. Schurbohm, L., Simonsberg b. Husum. 344. Siemons, L., Husum. 345. Soltau, Buchhändler, Flensburg. 346 bis 373. Seminaristen: Runge in Tondern; Bach, Bewarder, Blaas, Boye, Dahl, Grothkopp, Jensen, Lammers, Marquardsen, Martini, Möller, Müller, Nickelsen, Reichel, Reimers in Eckernförde; Alpen, Boie, Braker, Harvst, Karnath, Kleve, Pätau, Sach, Scharnweber, Strube, Vagt in Ratzeburg. 374. Tams, L., Husum. 375. Weinreich, königl. Baurat, Husum. 376. Wieck, L., Itzehoe. 377. Lucht, L., Brux pr. Bokelholm.

Die Mitgliederzahl unsers Vereins beträgt z. Zt. **2625.**

In ihrem eigenen Interesse werden unsere Mitglieder gebeten, sich rechtzeitig die geschmackvolle Einbanddecke für 1899 zum Preise von 0,60 M. bei unserm Expedienten, Herrn Küster Rohwer, Waisenhofstraße 43a, zu bestellen. Die Decke wird alsdann mit dem Dezemberheft den Bestellern portofrei zugestellt werden.

In gegebener Veranlassung mache ich darauf aufmerksam, daß der Austritt aus unserm Verein nur durch besondere Abmeldung erfolgen kann; die Mitgliedschaft erlischt nicht ohne weiteres mit dem Ablauf des Kalenderjahres. Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen (§ 8 unserer Satzungen).

Kiel, am 12. August 1899.

Der Schriftführer:
H. Barfod, Friedrichstraße 66.

Briefkasten.

L. A. in P.: Ihr Wunsch, daß die „Heimat" häufiger Gedichte und Erzählungen bringen möge, wird von vielen Lesern geteilt; andere sind dagegen der Ansicht, daß derartige Stoffe nicht in unsere Zeitschrift hineingehören. Sie sehen, daß die Ansichten einander schroff gegenüberstehen. Doch habe ich Grund zu der Hoffnung, daß auch die Gegner der litterarischen Beiträge ein vorsichtig abgewogenes Maß ertragen werden. Daß in den letzten Nummern Gedichte gefehlt haben, hat nur seinen Grund in Raumverhältnissen, die mich bei Herstellung einer jeden Nummer einengen und mich immer aufs neue zwingen, die Mitarbeiter um Geduld zu bitten. — K. in Fl.: „Melchior Hoffmann" in nächster Nummer. — Th. M. in A.: Angenommen, kann aber vor der Mitte des nächsten Jahres nicht verwendet werden. — L. E. in E.: Christianspflegehaus nächstens. — Lg. (Habichte und Krähen): Bitte um Angabe der Namen des Einsenders und des Beobachters.

Fragen und Anregungen.

Straßennamen. 1. Es giebt (gab) eine Straße „Kattsund" in Flensburg, Schleswig, Eckernförde, Lübeck, Ütersen, Heiligenhafen, Hadersleben, Königsberg, Zeven (Hannover), Kopenhagen, Nakskov, Svendborg, Lund und Malmö. Wo kommt der Name sonst noch vor? Liegt solche Straße in der Nähe des Wassers oder auf einer Anhöhe, und was ist davon bekannt? (Was Dr. Sach in seinen historischen Werken darüber sagt, ist mir bekannt, auch was dänische Schriftsteller angeben, u. a. „Mellem Østersø og Vesterhav.") — 2. Es giebt eine Straße (oder einen Stadtteil) mit Namen Ramsharde in Flensburg, Apenrade, Svendborg, Assens, Næstved, Odense, Kjerteminde. Wo sonst noch? Wo liegt solche Straße: in der Mitte oder an der Peripherie der Stadt? Was ist davon bekannt? Dänische Schriftsteller bezeichnen Ramsharde als Vorstadt; es giebt aber auch eine andere Auffassung.) J. J. Callsen in Flensburg.

Straßennamen. 1. Existiert eine zutreffende Erklärung für den Namen des Dorfes Kattrepel im Kreise Süderdithmarschen? Seit wann besteht das Dorf? — 2. In welchen Städten Schleswig-Holsteins giebt es einen Straßennamen Jungfernstieg? Ist es immer der Name für eine Promenade nahe einem Flusse, einer Bucht usw.? Früher (in den sechziger Jahren) hieß so auch eine kleine Allee in Eckernförde nahe dem Ufer der Bucht.[1]) — 3. In welchen Städten Schleswig-Holsteins kommt die Bezeichnung Twiete vor, und zwar ev. mit Zusätzen? Sind es immer schmale Nebenstraßen, welche von Hauptstraßen abzweigen oder solche verbinden? Etwaige Antworten, welche mich wegen der Straßennamen Hamburgs interessieren, erbitte ich an untenstehende Adresse. Ich würde diese Antworten gern zusammenstellen und s. Zt. in der „Heimat" mitteilen.

C. Rud. Schnitger in Hamburg, Hinter der Landwehr 25 II.

Aus der Sammelmappe.

1. Lorenz Jensen in Viöl. Im Jahre 1807 verstarb in Viöl bei Husum der Hufner Lorenz Jensen, ein merkwürdiger Mann in seiner Art. Er behielt äußerlich ganz die Viöler Einfachheit und fuhr mit seinem Torf zu Markt gleich seinen Nachbarn, war dabei aber belesen, hatte eine Bibliothek von mehreren hundert Bänden, reiste zu Fuß nach Pyrmont zum Brunnen, unterstützte Studierende und Seminaristen und vermachte, da er unverheiratet war, zuletzt den größten Teil seines Vermögens zu milden Zwecken. Den beiden größeren Distriktsschulen vermachte er 50 Mark, den kleineren zusammen auch 50 Mark jährlich. Er stiftete auch das Predigerwitwenhaus zu Viöl und vermachte Legate zum Besten des Armenwesens. Nach der Kirchlichen Statistik von Jensen (S. 753.)

2. Streng bestrafter Ungehorsam. „Hans Kistenmacher, ein junger Mensch und eines Bürgers Sohn in Heiligenhafen, wollte nach dem Tode seiner Eltern den Freunden und Vormündern nicht gehorsam sein, deswegen ihn gedachte Leute bei der Obrigkeit anklagten, ihn ins Gefängnis auf der königlichen Burg setzen und Red' und Antwort von seinem Mutwillen geben ließen. Vorbitte und Jugend machten, daß man ihm diesmal verzieh, weil er Besserung angelobte und Bürgen stellte. Kaum aber war er frei, so fuhr er fort, wo er's gelassen. Schimpfte die, so ihn warnten, schlug seinem Schwager den Ofen entzwei, zerhieb ihm eine Thüre und Tonne mit einem Beile. Dieserwegen wurde er im Dezember zu Heiligenhafen auf dem Markte, allen Ungehorsamen und Trotzigen zum Exempel, mit dem Schwert hingerichtet." Volksbuch für 1847.

---

[1]) Die Allee heißt noch heute so. Auch in Kiel ist ein Jungfernstieg, früher ein breiter Fußweg nahe dem jetzt zugeschütteten Galgenteich, heute eine Straße.

Mitteilungen.

Aussteuer einer Bauerntochter zu ihrer Hochzeit in Holm, Kreis Pinneberg, vor 120 Jahren. (Aus einem Kaufkontrakt vom Jahre 1770.) Die Tochter Johanna Margaretha bekömt zur Berathungs Zeit vom Käufer zur Aussteuer ein unsträfliches Bett mit 6 Hauptküßen, zum Ehrenkleide 10 Rigsbankdaler (= 30 Schillinge = 2,25 M.), an Linnenzeug alles Dinges 10 Stck. sodann 10 Stuhl Küssen, einen Coffre oder 6 Rigsbankdaler, eine eichene Lade, eine Kuhe nächst der Besten, eine Seite Speck, eine Tonne Rocken Mehl, eine Tonne Bier und einen freien Austritt am Ehrentage.

H. Eschenburg in Holm.

Bücherschau.

Up ewig ungedeelt. Die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848. Herausgegeben von Detlev von Liliencron. Mit zwei Buntdruckbildern und 98 Illustrationen. Gr. 8°. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter), Königl. Hofbuchhandlung. — Das Werk enthält eine volkstümlich geschriebene Geschichte der Erhebung und des Krieges. Es beginnt mit dem Sängerfeste in Schleswig und führt über den traurigen Abschluß unserer damaligen Kämpfe hinaus bis zur Befreiung Schleswig-Holsteins. Der Anhang enthält dann noch eine von der Freifrau Adda v. Liliencron abgefaßte Schilderung der Heldenthaten ihres Vaters, des „Trommlers von Kolding," kleine Mitteilungen und Erinnerungen an die Kriegsjahre und die Drangsalsperiode, einen Abdruck des Offenen Briefes und einige Gedichte (von H. Zeise, Elise Rehberg und Fritz Reuter). Die Illustrationen sind zumeist interessante Reproduktionen von gleichzeitigen Darstellungen, außerdem finden sich Porträts, Karten ꝛc. „Das Buch „Up ewig ungedeelt" soll ein Volksbuch werden, ein Volksbuch sein. Wenn auch in erster Linie, wie das natürlich ist, die Schilderung der Erhebungsjahre darin berücksichtigt worden ist, so wurde andrerseits besonders ins Auge gefaßt, mehr Einzelzüge als „Geschichte", mehr Episode als „Generalstabswerk", mehr Humor als kalte Diplomatie zu geben. Denn noch einmal sollte soviel wie möglich alles herangezogen, erzählt und der Nachwelt aufgehoben werden, was Schleswig-Holstein in diesen Jahren erlebt gelittten und gekämpft hat." Gewiß wird an dem Werke hie und da manches zu tadeln sein; im ganzen muß aber anerkannt werden, daß es von Lieferung zu Lieferung immer mehr dem Ziele, ein Volksbuch zu werden, nahe gekommen ist. Es kann daher mit gutem Gewissen jedem empfohlen werden, der sich, ohne zu Quellenstudien Zeit zu haben, über die Geschichte jener großen Zeit orientieren will. Zweifellos wird es in unserem Lande eine ähnliche Beliebtheit erlangen, wie früher das Buch des Grafen Baudissin.

Rudolf Eckart, Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel. 2. Aufl. Göttingen, Wunder. — Das Werk hat den ausgesprochenen Zweck, ein Volksbuch zu sein, und verzichtet deshalb auf alles gelehrte Beiwerk. Es enthält Rätselfragen, Rätsel aus der Menschenwelt, aus der Tierwelt, aus der Pflanzenwelt und über Naturerscheinungen, außerdem noch einen Nachtrag und die Lösungen. Im ganzen umfaßt das 145 Seiten starke Heft 1042 Rätsel und Rätselfragen. In der angehängten Zusammenstellung der Rätsel-Litteratur vermißt man mit Befremden die ausführliche und wissenschaftlich wertvolle Sammlung von R. Wossidlo (Bd. 1 der Mecklenburgischen Volksüberlieferungen, Wismar 1897; vgl. Heimat 1897, S. XXXI). Von diesem hervorragenden Sammler kennt der Verfasser, nach dem Verzeichnis zu urteilen, nur ein älteres Heftchen von 1885. — Im ganzen beruht das Heftchen auf eingehendem Sammelfleiß und wird allen, die sich für die Gedankenkreise unseres Volkes interessieren, eine willkommene Gabe sein. **

Dr. Franz Söhns, Unsere Pflanzen. Ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 8°. IV u. 136 S., geb. 2.40 M. — Das interessanteste Büchlein ist „in erster Linie für den Lehrer bestimmt, dann aber auch für jeden, der all den farbenbunten Blumensprößlingen des Waldes und des Gartens ein Herz voll Naturfreude entgegenbringt." Es versucht, dem Freunde unserer Pflanzenwelt den Blick zu öffnen für den tiefen Inhalt der volkstümlichen Benennungen; es geht den Spuren der alten Götterlehre und des späteren Aberglaubens nach, wie sie sich in den Bezeichnungen offenbaren, und läßt uns dabei einen tiefen Einblick in das Seelenleben unserer Altvorderen thun; dabei nimmt es stets auf die eng damit zusammenhängende Stellung der Pflanzen in der Volksmedizin Rücksicht. Kleine legendenartige Erzählungen, die sich an manche Pflanzennamen knüpfen, bezeichnende und sinnige Pflanzensagen sowie die Hinweisungen auf die Bedeutung der einzelnen Pflanzen in der Dichtung werden ohne Zweifel nicht nur erfrischend wirken, sondern auch den Sinn für Pflanzensymbolik sowie für poetische Auffassung der Natur überhaupt wecken und pflegen. Der dichterische Hauch, der das ganze Buch durchzieht, die freudige Wärme, die die Darstellung erfüllt, die von allseitiger Beherrschung des Gebietes zeugende Darstellungsweise berechtigen zu der Hoffnung, daß der Verfasser durch einen stetig sich erweiternden Leserkreis für seinen Sammelfleiß belohnt werden möge. Wb.

Anzeigen.

Anzeigen für „Die Heimat"
bitte ich mir bis zum 15. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pf. Bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein. Ad. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstr. 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 10. Oktober 1899.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Mitteilungen.

1. Erwiderung von H. Hansen in Flensburg auf die „Gegenbemerkungen" des Herrn v. Levetzow in Nr. 9 S. 192 (zu vergl. Nr. 4 u. 5 dies. Jahrg.) Ganz einverstanden bin ich mit Herrn v. Levetzow hinsichtlich der Unfreiheit König Friedrichs VII. Bekannt ist ja jene eventuelle „Selbsthülfe der Verzweiflung" der Kopenhagener Bürgerrepräsentanten vom 21. März 1848. Weniger bekannt ist eine Mitteilung der Schrift „Die vormärzlichen Schleswig-Holsteinischen Offiziere am 24. März 1848" (Schleswig, Bergas 1884), entnommen aus „Unsere Zeit," Jahrg. 1858, wo es heißt, daß „eine Kopenhagener Zeitung, welche für ministeriell galt, ungescheut und ungerügt aussprach: der König würde, wenn er in der schleswig-holsteinischen Sache nachgäbe, nicht nur seinen Thron, sondern auch seinen Kopf verwirken." Als ich das zuerst las, glaubte ich es mit einer Erdichtung der mir übrigens ganz unbekannten „Neuen Zeit" zu thun zu haben. „Verhielte es sich so," sagte ich mir, „wie würde an den verschiedenen Höfen unsere Diplomatie davon zur Kennzeichnung der Kopenhagener eiderdänischen Demokratie den ausgiebigsten Gebrauch gemacht, wie würde die schleswig-holsteinische Presse immer wieder daran erinnrrt, wie würden wir deutschen Flensburger Knaben den dänischgesinnten Nachbarn zu antworten gewußt haben, wenn sie unsere wackeren schleswigholsteinischen Beamten, Offiziere und Soldaten „Meineidige" schalten!" Herr v. Levetzow, der in seinen „Erinnerungen eines Schleswig-Holsteinischen Offiziers" (Schleswig, Bergas 1890) die erstgenannte Schrift unter seinen Quellen nennt (S. 192), scheint jener Mitteilung ebensowenig Glauben geschenkt zu haben; wenigstens habe ich sie in seinem Buche vergebens gesucht. Es fehlt ihr ja auch bei einer so mittelbaren und unbestimmten Quellenangabe jede Beweiskraft — Trotzdem ist die Mitteilung wahr. Durch einen hervorragenden Kenner der Quellen zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte habe ich das Blatt und die Stelle erfahren. Es ist das Blatt, welches die Anschauungen der durch das Kopenhagener Volk an diese Stelle gehobenen eiderdänischen Ministeriumshälfte, die Anschauungen von Orla Lehmann, Tscherning, Hvidt und Monrad, vertrat. Es ist „Fædrelandet" Nr. 106 vom 19. April 1848. Die damalige Situation war folgende: Oberst v. Bonin hatte von Rendsburg aus am 16. April vom General v. Hedemann u. a. verlangt, daß die dänischen Truppen das Herzogtum Schleswig räumen sollten. Mit Bezug darauf äußert sich „Fædre-

landet“ (S. 831 Z. 23 v. u. ff.) also: „Und auf solche Forderungen sollte der König von Dänemark eingehen können! Könnte er das, so wäre das Wort der Aufrührer und Meineidigen wahr, so wäre er unfrei, wäre er Preußens Satrap, des Bundes elender Sklave. Könnte er darauf eingehen, so wäre er unwürdig, über ein edles Volk zu herrschen, seine Krone und sein Kopf wären verwirkt.“ — Wer sich von der Richtigkeit der Übersetzung überzeugen will, kann auf der Flensburger Gymnasialbibliothek an jedem Sonnabend mit Ausnahme der Ferien die erste Hälfte des Jahrgangs 1848 von „Fædrelandet“ zur Einsicht sich vorlegen lassen. Wahrscheinlich wird auch auf der Kieler Universitäts-Bibliothek sich ein Exemplar befinden. Die darin enthaltene Drohung könnte am 21. April vom Könige gelesen worden sein und trotzdem, daß vorläufig obige preußische Forderung inzwischen abgelehnt war, ihn zu jenem „merkwürdigen Spazierritte“ veranlaßt haben. Aber — und hier beginnt die Meinungsverschiedenheit — das war doch unmöglich, da der König nicht beim dänischen Heere im südlichen Schleswig, sondern in Fredericia damals sich aufhielt. Zum Beweise führe ich zu dem in Nr. 9 Bemerkten noch Folgendes an:

1. Nach dem Schleswig-Holsteinischen Geschichtskalender 1848—1851 eines schleswig-holsteinischen Offiziers a. D. (Braunschweig, Schwetschke u. Sohn 1857) kehrte der König am 13. April 1848 von Schleswig nach Flensburg zurück.
2. „Fædrelandet“ vom 17. April 1848: Se. Majestät der König kam am 15. d. M. abends $6^1/_2$ Uhr von Apenrade her in Hadersleben an, begleitet von seinem Gefolge und 400 schleswigschen Bauern zu Pferde. An des Königs Seite ritt auf Sr. Majestät Befehl Lauritz Skau.
3. „Fædrelandet“ vom 20. April: Infolge eines von dem Leibarzte Sr. Majestät des Königs in die gestrige Nummer von „Berlingske Tidende“ eingerückten und von Fredericia den 18. datierten Bulletins hat Allerhöchstderselbe durch die Anstrengungen, denen er sich auf der Reise in Schleswig ausgesetzt hat, sich eine Brusterkältung (Bronchitis) zugezogen, welche einen Aderlaß notwendig macht und Se. Majestät nötigen wird, einige Tage das Bett zu hüten.
4. „Fædrelandet“ vom 21. April: Ein Brief aus Fredericia vom 19. meldet, daß „Se. Majestät der König sich in guter Besserung befand, obgleich Allerhöchstderselbe noch das Bett hüten mußte.“
5. „Fædrelandet“ vom 22. April: Am Schlusse eines Briefes von Schloß Gottorp den 20. April heißt es: Die Nachricht von der Krankheit des Königs hat hier das lebhafteste Bedauern hervorgerufen.

Wären dies alles Lügen gewesen, sie hätten nur sehr kurze Beine haben können. — Ich glaube vielmehr, nun bewiesen zu haben, daß in der That der Brekendorfer Bauer sich geirrt hatte. H. Hansen.

2. Krähen und Habichte. Herr Erik Bonde, Landwirt in Broballigfeld, Dampfschiffstation Hardeshoi, auf der Insel Alsen, erzählte mir: Vor einiger Zeit ging ich morgens durch meinen Wald. Da gewahrte ich zwei Habichte, die einem Krähenpaar das Nest streitig machten und es nach langem, erbitterten Kampf in Besitz nahmen. Nach ihrer Niederlage flogen die Krähen bald fort, und da sie lange nicht wiederkamen, ging auch ich. Am nächsten Tage führte mich mein Weg an derselben Stelle vorbei. Zu meinem Erstaunen gewahrte ich, wie die beiden Krähen um das Nest herumflatterten und fortgesetzt einzelne Teile von unten her wegrissen. Am zweiten Tage schon hatten sie es so weit zerstört, daß die Habichte an einen Aufenthalt darin nicht mehr denken konnten und sich nach einer anderen Wohnung umsehen mußten. — Wollten die Krähen an den Räubern ihres Nestes Rache üben, oder war es ihnen nur um das Material zu einem Neubau zu thun? Lg.

3. Meteor. Am 9. August lag ich bei einer Übung des Seebataillons auf Feldwache östlich von Lutterbek in der Propstei. Kurz vor 10 Uhr abends beobachtete ich mit Kameraden den Sternenhimmel, an dem uns in der Nord-Süd-Richtung ein sehr helles Meteor mit langem, starkem Schweif erstrahlte. Die Lichterscheinung dauerte vielleicht $2^1/_2$—3 Sekunden. Lange, Einj. Gefreiter, 4. Komp. Kais. Seebataillons.

Verschollene Adressen.

Langermann, Lehrer, Oldenburg i. H.
Dr. phil. Chr. Greve, Lübeck, Kohlmarkt 1.
Wells, Lehrer, Lockstedt.

Um Auskunft über den gegenwärtigen Aufenthalt bittet der Schriftführer: Barfod, Friedrichstraße 66 III.

Der Tauschverkehr unter den Mitgliedern der „Heimat."

Bei der Gründung unseres Vereins wurde der „Heimat" u. a. auch die Aufgabe zuerkannt, den Tauschverkehr unter den Mitgliedern zu vermitteln (vergl. § 3 der „Satzungen"). Natürlich kommen hierbei in erster Linie Naturgegenstände (Insekten, Konchylien, Pflanzen, Mineralien, Gesteinsarten, Petrefakten usw.), besonders insoweit diese der heimischen Natur angehören, in Betracht. Selbstverständlich sind auch jene Gegenstände eingeschlossen, welche in irgend einer Beziehung zur Landeskunde stehen, z. B. schleswig-holsteinische Altertümer, Kunstwerke, Bilder, alte Schriften, Briefmarken, Siegel, Münzen. Leider ist bisher nur selten davon Gebrauch gemacht worden, trotzdem eine gewiß nicht kleine Anzahl unserer Mitglieder diesem oder jenem Zweige des Sammelwesens ihre Aufmerksamkeit widmet. Vielleicht haben die Interessenten die Kosten für das Inserat gescheut, weil sie glaubten, daß diese nicht im Verhältnis zum erwünschten Erfolge ständen. Ich gebe aber zu bedenken, daß die „Heimat" jetzt bereits einen Leserkreis von mehr als 2600 Mitgliedern um sich vereinigt und hoffentlich in Zukunft eine immer größere Verbreitung nehmen wird. Möchte die „Heimat" auch in diesem Sinne ein geistiges Band sein, das ihre Leser fest umschlingt!

Um diesem Wunsche möglichst bald eine greifbare Gestalt zu verleihen, stellt der geschäftsführende Ausschuß den Mitgliedern des Vereins zunächst die Hefte 11 und 12 der „Heimat" nach Maßgabe des für die Tauschzwecke vorhandenen Raumes zur Verfügung. Zunächst handelt es sich nämlich darum, zu ermitteln, ob und in welchem Umfange ein Bedürfnis für einen durch die „Heimat" zu fördernden Tauschverkehr unter den Mitgliedern vorhanden ist. Von dem Ergebnis dieser Untersuchung ist die Stellungnahme des geschäftsführenden Ausschusses insbesondere zu den auch künftig zu gewährleistenden Vergünstigungen abhängig. Hoffentlich ist unsere Anregung von Erfolg begleitet. Für die Inserate wird folgende Form in Vorschlag gebracht:

Lehrer Barfod, Kiel

bietet an:

Seltene Mineralien (Coelestin ××, Steatit-Pseudomorphosen nach Quarz ×× u. Calcit ××, Aragonit ×× von Bastennes, doppelt ausgebildete Quarz ×× von Suttrop, Schneckensteiner Topas ××, schöne Pyrit ×× von Lehesten in Thüringen usw.

wünscht:

Bessere schleswig-holsteinische Mineralien (Boracit von Segeberg, Pseudo-Gaylüssite aus dem Marschboden, Versteinerungen der Kreide usw.)

Biologische Objekte aller Art.

Kiel, am 14. September 1899.

Der geschäftsführende Ausschuß:
J. A.: Barfod, Schriftführer.

Eingegangene Bücher.

Jahres-Bericht der Handelskammer zu Kiel für 1898. XXVII. Jahrgang. Kiel, 1899. — Albert Johannsen, Deutscher Humor. 1. Abteilung. Schleswig-holsteinischer Humor. 1. Lieferung. Husum. Verlag: „Deutscher Humor." — Mitteilung der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte. 17. Heft: Das Kieler Varbuch (1465—1546). Herausgegeben von Dr. jur. Hermann Luppe in Kiel. Kiel 1899. — Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Autorisierte, vom Verfassrr durchgesehene Übersetzung von Leo Bloch. Leipzig, Teubner. 1899. — Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin. Herausgegeben von dem Vorstande des Museums-Vereins. 4. Heft: Feldeinfassungen und Durchlässe in Ost-Holstein. Von O. Schwindrazheim in Hamburg. Berlin 1899. — Dr. E. Bade, Praxis der Aquarienkunde. Aus der Praxis für die Praxis. Magdeburg, Creutz. — (Besprechung vorbehalten.)

Briefkasten.

F. K. in Fl.: Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich Ihren Artikel, der bereits gesetzt ist, nicht mitbekommen konnte. Es ist Ebbe in der Kasse; ich muß deshalb die folgenden Nummern dünner machen, und da die Fortsetzungen begonnener Arbeiten viel Raum beanspruchen, mußte anderes zurücktreten. Es wird deshalb auch mancher Artikel, der schon für diesen Jahrgang bestimmt war, bis zum nächsten Jahre aufgespart werden. Ihren M. Hoffmann werden Sie natürlich in nächster Nummer finden. — H. Sch. in K.: Schwarzdrossel angenommen. — Über einige eingegangene längere Artikel folgt in nächster Zeit briefliche Mitteilung.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 11. November 1899.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Die Jubiläumslitteratur über den Tag von Eckernförde.

Die fünfzigjährige Wiederkehr des 5. April 1849, der seiner Zeit eine ganze Flut von Broschüren, Memoiren und Gedichten ins Leben gerufen hat, wurde die Veranlassung für eine Neuauflage einiger der größeren dieser Arbeiten, für neue Bearbeitungen, dichterische wie prosaische, für Zusammenstellungen von zerstreuten, bisher wenig bekannten Einzeldarstellungen aus Memoiren und Zeitungen wie auch für die Lichtung des Dunkels, das über manchen Begebenheiten des Tages noch schwebte.

Neu aufgelegt wurde die Darstellung des Kampfes durch den Sieger von Eckernförde: „Eckernförde und der 5. April 1849, eine artilleristische Episode, aktenmäßig dargestellt von Eduard Jungmann, Major a. D. der schleswig-holsteinischen Artillerie; neue aus dem Nachlasse des Verfassers ergänzte Auflage. (Herausgegeben von dem Sohne Jungmanns, Verlag von C. Heldt in Eckernförde, Preis 80 Pfg.)", ferner die Einzelausgabe von Johann Meyers „Gröndunnersdag bi Eckernför." Wünschenswert wäre noch eine neue Auflage der im Buchhandel anscheinend völlig vergriffenen Schrift von Professor K. Jansen: „Der Tag und die Männer von Eckernförde" gewesen.

Einer sehr dankenswerten Arbeit hat sich Willers Jessen in Eckernförde, der Verfasser des 1897 in der „Heimat" erschienenen Artikels über den Verbleib der Gallionfigur von „Christian VIII.", unterzogen durch eine Sammlung und Bearbeitung von Auszügen aus zeitgenössischen Broschüren, Zeitungen usw. Die Festschrift „Der Ehrentag von Eckernförde" (Verlag von C. Heldt in Eckernförde, Preis 1,50 M.), welche sich schon äußerlich durch stattliches Format, geschmackvollen Druck (Schwensen in Eckernförde) und gut gelungene Abbildungen [1]) auszeichnet, wird durch eine Ode Johann Meyers an Jungmann und Preußer eröffnet. Von dem reichhaltigen Inhalt interessieren insbesondere die bisher ungedruckten, originellen Aufzeichnungen des noch heute in Eckernförde lebenden alten, braven Mitkämpfers Henning Heesch, die Erinnerungen dreier Dänen (aus dem Buche „Den Gang, jeg drog afsted") und die ergänzenden Einzelheiten, die größtenteils den Berichten des Premierlieutenants v. Lilienstein entnommen sind. Ein bisher in dieser Voll-

[1]) Die Gallionfiguren von „Christian VIII." und der „Gefion," Porträts von Jungmann, Clairmont, Heesch, die Gräber, Denkmäler und ein Faksimile v. Preußers, mit Bleistift geschriebenem letzten Rapport an Jungmann.

ständigkeit noch nirgends gegebenes Litteraturverzeichnis, das kurz und treffend den Inhalt jeder angeführten Schrift skizziert, ermöglicht dem Leser ein weiteres Eindringen in die Sache.

Sehr erfreulich ist für uns Schleswig-Holsteiner die Thatsache, daß auch im übrigen Deutschland unseres Ruhmestages gedacht worden ist, und zwar nicht nur in Zeitschriften und Tagesblättern, die längere und kürzere Artikel über die Vorgänge am 5. April gebracht haben. Oberlehrer Hermann Ulrich in Greiz veröffentlicht eine kleine Schrift von 130 Seiten, betitelt: „Das Bataillon Reuß in Schleswig-Holstein 1849 und der Kampf bei Eckernförde“ (Selbstverlag des Verfassers), eine Arbeit, die wohl geeignet ist, manche fälschlichen in Deutschland verbreiteten Meinungen zu beseitigen und überhaupt über den ganzen Krieg von 1849 auch dort etwas mehr Licht zu verbreiten. Es ist dies um so dankenswerter, als die meisten populären Geschichtswerke — sit venia verbo! —, deren Verfasser von irgend einer Buchhandlung „den ehrenvollen Auftrag erhielten“ usw., über den Krieg von 1848—50 eine ganz unglaubliche Unkenntnis an den Tag legen, die sich entweder im vollständigen Verschweigen oder in der Entstellung der einfachsten, hier allgemein bekannten Thatsachen äußert. — Der Verfasser der zitierten Schrift kennt dagegen die Hauptquellen für die Ereignisse des 5. April und giebt unter kritischer Benutzung derselben eine richtige und lesbare Darstellung des Kampfes. Er beleuchtet u. a. auch das Verhalten des Herzogs Ernst, „niemand zu Liebe und niemand zu Leide,“ rein sachlich und kommt dabei selbstverständlich auch zu dem Ergebnis K. Jansens. Neu sind für uns die von Ulrich aus dem Reußer Archiv geschöpften, recht interessanten Einzelangaben über die Kopfzahl des Bataillons, die Offiziere desselben, die Unkosten usw., wie auch die Beobachtungen und Angaben einzelner von ihm befragter, noch lebender Reußer Veteranen. Jedenfalls ist die Anschaffung des Büchleins für unsere hiesigen Bibliotheken empfehlenswert.

Dr. Gloy.

Eingegangene Bücher.

Wegweiser durch Hamburg und Umgebung, herausgegeben vom „Verein zur Förderung des Fremden-Verkehrs“ in Hamburg. 94 Seiten, reich illustriert, mit Plänen. Druck und Verlag von F. W. Rademacher, Hamburg. — Die Elektrizität. Ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung. Mit 54 Abbildungen. Für jedermann verständlich, kurz dargestellt von Dr. Bernhard Wiesengrund. 4. verbesserte Auflage, teilweise bearbeitet von Prof. Dr. Rußner. Preis 1 ℳ. Frankfurt a. M., H. Bechhold. — Aus Natur und Geisteswelt, 10. Bändchen: Unsere wichtigsten Kulturpflanzen. Sechs Vorträge aus der Pflanzenkunde von Dr. K. Giesenhagen. Mit 40 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1899. Geb. 1,15 ℳ. — Nataly v. Eschstruth, Illustrierte Romane und Novellen. 1. Lieferung. Leipzig, Paul List. Preis 40 Pfg. — Fritz Stier-Somlo, Aus der Tiefe. Gedichte. Verlag von Joh. Sassenbach, Berlin-Paris. Preis 1 ℳ. — Chronik von Bordelum und den Fürstlich Reußischen Kögen. Von L. Hanstedt, Pastor. Bordelum, 1899. Im Selbstverlage des Verfassers. — Friedrich Hebbel. Der Genius. Die künstlerische Persönlichkeit. Drama und Tragödie. Drei Studien von Johannes Krumm. Flensburg 1899. (Besprechung vorbehalten.)

Anfrage.

Gelegentlich der Vorbereitung der schleswig-holsteinischen Kriegsfestspiele wurde ich gebeten, Nachforschungen nach dem Text zweier Lieder aus der Erhebungszeit anzustellen, und bitte daher die Leser der „Heimat,“ mir, wenn irgend thunlich, Mitteilungen zukommen zu lassen über die beiden folgenden Lieder:

1. Reicht mir die Büchse von der Wand
   Für Schleswig-Holstein stammverwandt.
2. So ist's vorüber; alles ist geendet,
   Du bist geopfert, armes Vaterland.

Etwaige Kosten werden bereitwilligst erstattet. Bruhn, Lehrer in Wesselburen.

Briefkasten.

Chr. K. in B.: „Flachsbereitung“ für die Januar-Nummer bestimmt, vorausgesetzt, daß die Bilder bis dahin fertig sind. — Th. M. in A.: „Unvergeßliche Tage für Lübecks Einwohner“ angenommen. — J. L. in P.: Ihr Wunsch, das alte „Handwerksburschenlied“ in der „Heimat“ abzudrucken, wird sich, sobald Platz vorhanden ist, erfüllen lassen. Einige Lieder aus der Erhebungszeit werden auch noch folgen. — Die Schriftleitung bittet, es zu entschuldigen, daß in den letzten Nummern mehr als sonst kleinere Lettern verwendet worden sind; es ist geschehen, um trotz der Beschränkung auf 16 Seiten, die durch unsere Kassenverhältnisse nötig geworden ist, einen reicheren Inhalt bieten zu können.

Bücherschau.

Knuth, Prof. Dr. Paul, Handbuch der Blütenbiologie unter Zugrundelegung von Hermann Müllers Werk: „Die Befruchtung der Blumen durch Insekten." Leipzig: W. Engelmann, 1898 u. 1899. I. Band: Einleitung und Litteratur. Mit 81 Abbildungen im Text und 1 Porträttafel. XIX u. 400 S.; 8°. Preis ungebunden 10 ℳ. II. Band: Die bisher in Europa und im arktischen Gebiet gemachten blütenbiologischen Beobachtungen. 1. Teil: Ranunculaceae bis Compositae. Mit 210 Abbildungen im Text und dem Porträt Hermann Müllers. 697 S.; 8°. Preis ungebunden 18 ℳ. 2. Teil: Lobeliaceae bis Gnetaceae. Mit 210 Abbildungen im Text, einer Porträttafel, einem systematisch-alphabetischen Verzeichnis der blumenbesuchenden Tierarten und dem Register des II. Bandes. 705 S.; 8°. Preis 18 ℳ.

Die Blütenbiologie ist die Lehre von den mannigfaltigen Einrichtungen, welche zur Befruchtung der Blüten, d. h. also zur Übertragung des Blütenstaubes auf die Narbe, getroffen sind, mit besonderer Berücksichtigung der Bestäubungsvermittler, unter denen das Heer der Insekten die bedeutendste Rolle spielt. Konrad Sprengel war der Entdecker dieses „Geheimnisses" der Wechselbeziehungen zwischen Bestäubung und ihrer Vermittler; Darwin zog die Blütenbiologie als wesentliches Beweismittel für seine Theorie von der „Entstehung der Arten" heran; Hermann Müllers klassisches Werk: „Die Befruchtung der Blumen durch Insekten" zeichnete alsdann die Richtlinien für den Ausbau des heute stolz dastehenden Baues der Blütenbiologie, die sich infolge des ungeheuren Materials, das in den beiden letzten Dezennien durch zahlreiche Forscher angehäuft wurde, zu einer besonderen Disziplin der Pflanzenbiologie entwickelt hat. Je mehr sich nun der Kreis der Freunde und selbstthätigen Forscher blütenbiologischer Untersuchungen erweiterte, desto dringender wurde der Wunsch nach einem Werke wach, das dazu bestimmt ist, die bisherigen Resultate der Blütenbiologie klar und übersichtlich zusammenzufassen, umsomehr, als das in allen Teilen treffliche Werk von Loew: „Blütenbiologische Floristik" nur die mittel- und nordeuropäische Flora berücksichtigt hat. Das vorliegende „Handbuch" stellt sich die Aufgabe, das in der Litteratur sehr zerstreut vorkommende und teilweise schwer zugängliche Material der Flora der ganzen Erde einheitlich zusammenzufassen. Natürlich nimmt die europäische Pflanzenwelt den breitesten Raum ein; ihr ist der umfangreiche II. Band gewidmet. Die außereuropäischen blütenbiologischen Beobachtungen beabsichtigt der Verfasser in einem III. Bande niederzulegen. Professor Knuth, der den älteren Lesern unserer „Heimat" durch seine in unserer Monatsschrift veröffentlichten blütenbiologischen Aufsätze sattsam bekannt sein wird und der speziell unsere heimische Flora analytisch und biologisch bearbeitet hat, ist aber mehr als Kompilator. Er ist in seinem Handbuch zunächst ein Kritiker, der sich bemüht, durch die Resultate eigener Forschung die Widersprüche in den Angaben der verschiedenen Beobachter betreffend die Blüteneinrichtungen zu lösen. Fast Seite für Seite begegnet uns der Forscher, der bestrebt ist, die Kenntnis von den Blüteneinrichtungen und der Blütenbesucher unserer Gewächse zu erweitern. Und diese Studien sind zur Hauptsache unserm heimatlichen Boden entwachsen. Der Forschertrieb führte den Verfasser auch in die Fremde. Soeben ist er von seiner „Reise um die Erde" nach Kiel zurückgekehrt; keine Kosten und Mühen hat er gescheut, um auch mit seinem III. Bande als kritischer und schaffender Forscher hervorzutreten. Besondere Beachtung verdient der I. Band, in dem der Verfasser einen kurzen Überblick über die geschichtliche Entwickelung der Blütenbiologie giebt. Daran schließt sich die Einführung in die allgemeine Blütenbiologie. Den Schluß bildet eine Zusammenstellung der gesamten blütenbiologischen Litteratur; das Verzeichnis führt nicht weniger als 2871 Nummern auf und wurde am 1. April 1898 abgeschlossen. Die äußere Ausstattung ist tadellos. Man darf auf das Erscheinen des Schlußteils des „Handbuches" gespannt sein.

Barfod.

Tauschverkehr.

Lehrer Hansen in Apenrade

bietet an:

Schröder: Topographie von Schleswig (1854), Stadt Schleswig (1827), Schlösser und Herrenhäuser (1862). Schröder und Biernatzki: Topographie von Holstein usw. (2 Bde., 1855—56). Olearius: Gottorfische Kunstkammern (1674), angeb. Holst. Chronik. Olearius: Mandelslos morgenländische Reisebeschreibung (1658) — und anderes.

wünscht:

Altertümer aus Fayence, Steingut, Porzellan, Glas und Metall. Besonders erwünscht runde oder achteckige Schauteller aus Messing.

Näheres brieflich.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 12. Dezember 1899.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

An die Leser.

Der jetzt abgeschlossene Jahrgang hat nicht alles bringen können, was die Januar-Nummer in Aussicht gestellt hat, da einerseits die gewünschte Erweiterung des Raums noch nicht ermöglicht werden konnte, andererseits aber manche Arbeiten mehr Platz einnahmen, als anfangs angenommen worden war. Auch mit den versprochenen Jahresberichten über unsere verschiedenen Arbeitsgebiete sind wir über einen guten Anfang nicht hinausgekommen, da die meisten der in Aussicht gestellten Übersichten noch nicht eingegangen sind. So bleibt also dem neuen Jahrgang die Aufgabe, alte Verpflichtungen einzulösen und das Begonnene fortzuführen. Daß ich die Geduld der Mitarbeiter oft auf eine harte Probe stellen muß, beklage ich sehr, doch kann ich's nicht ändern. Ich habe aber wenigstens versucht, die am längsten lagernden Manuskripte im laufenden Jahrgang abzudrucken.

Der neue Jahrgang wird selbstverständlich die beiden großen Erinnerungstage von Hemmingstedt und Idstedt gebührend berücksichtigen, daneben aber auch sonst noch manche Erinnerung an das Jahr 1850 wachrufen. Vor allem wird die stattliche Reihe der Biographieen, von der aus äußeren Gründen in diesem Jahre nur einige Proben gegeben werden konnten, im neuen Jahrgange ihre Stelle finden. Zu den bereits früher aufgezählten Namen sind noch einige hinzugekommen; ich nenne Magnussen, Willatzen und Harro Harring. Es ist erfreulich, daß durch diesen Zuwachs die Gebiete der heimatlichen Litteratur und Kunst mehr zu ihrem Rechte kommen. Eine Angelegenheit, die im Leserkreise besonderes Interesse erregt, die Deutung der Ortsnamen, wollen Arbeiten von Eckmann und Langfeldt in vorsichtiger Weise fördern; die Sprichwörtersammlung und die Zusammenstellung der Volksreime sollen fortgesetzt werden; außerdem stehen zahlreiche interessante schleswig-holsteinische Volksmärchen zur Verfügung, die wir den unermüdlichen Forschungen des Herrn Professors Wisser in Eutin verdanken. — Besonders erfreulich ist es, daß in der letzen Zeit zahlreiche Mitteilungen und Anregungen eingegangen sind; es zeigt sich dadurch, daß das Interesse an unsern Bestrebungen immer weiter vordringt.

Ich muß mich mit Rücksicht auf den Raum auf diese Andeutungen und auf die willkürlich herausgegriffenen Beispiele beschränken; hoffentlich genügen sie, um den Lesern zu beweisen, daß die „Heimat“ auch im neuen Jahre auf der betretenen Bahn weiter vorwärts streben wird.

Lund.

Bücherschau.

Dr. L. Meyns schleswig-holsteinischer Hauskalender. 32. Jahrg. Garding, Lühr & Dircks. 50 Pfg. — Ein alter Bekannter klopft an die Thür der schleswig-holsteinischen Familien. Seit 31 Jahren ist ihm bereitwillig Einlaß gewährt worden. Das Kalendarium hat ein ziemlich „gewöhnlich" Gesicht, insoweit wir seine Notizen so oder ähnlich auch in andern Kalendern finden. Der zweite, rein litterarische Teil läßt uns aber sofort den Schleswig-Holsteiner erkennen. Landsmännische Schriftsteller und Dichter berichten uns aus den Tagen der ruhmreichen Vergangenheit, von den Großthaten der trotzigen Dithmarscher und von den Freiheitskämpfen der Achtundvierziger; oder sie wollen uns in ihrer Weise einen Blick thun lassen in die schleswig-holsteinische Volksseele. — Johann Meyer leitet diesen Teil ein mit einem „Prolog." Er versucht an der Jahrhundertwende zu zeigen, wie uns die letzten 100 Jahre gefördert haben auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Indem er das Recht der plattdeutschen Sprache — die er so sicher handhabt — nutzt, versetzt er der modernen Philosophie und Kunst allzu scharfe Hiebe. — Emil Pörksen bringt Meyers Biographie und eine Würdigung seiner dichterischen Persönlichkeit. — Unter den geschichtlichen Darstellungen ist besonders die lebensvolle Schilderung der Schlacht bei Hemmingstedt von A. Bartels hervorzuheben, deren Anschaulichkeit unterstützt wird durch eine der „Heimat" entnommene Karte. v. Osten, der Kenner schleswig-holsteinischer Geschichte, ist durch zwei Beiträge vertreten. Sehr interessant sind die „Miscellen," und es ist wünschenswert, daß Heinrich Theen seine Mitteilungen in einem spätern Jahrgang fortsetzt. — Unter den Dichtern begegnen wir alten Bekannten, die längst von den Lesern des Kalenders geschätzt werden: Joh. Meyer, J. Mähl, J. F. Ahrens und vielen andern. Zum ersten Male tritt Wilh. Lobsien an dieser Stelle auf, dessen Namen man schon oft in unsern besten Zeitschriften lesen konnte. Seine rein lyrische Dichternatur offenbart sich auch hier in den beiden einfachen, klar abgetönten Stimmungsbildern, die zu dem Schönsten gehören, was der Kalender bietet. — Das Tendenzstück „Der Orden zum goldenen Apfel" von Stubbe ist als solches eine wohlgelungene Streitschrift im Kampfe gegen die Unmäßigkeit. — So will der Kalender ernst unterrichten, fromm erbauen und heiter unterhalten: Wünschen wir, daß er seinen Zweck erreiche! K. Jungclaus.

Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas. Herausgegeben von Dr. Carl R. Hennicke in Gera. Gera-Untermhaus: Fr. Eugen Köhler (1899). VII. Band. (Ibisse, Flughühner, Trappen, Kraniche, Rallen.) Mit 20 Chromtafeln. 207 S.; gr. Fol. 6 ℳ. — Mit vorliegendem Bande tritt ein Wechsel in der Autorschaft der den Familien vorangestellten anatomischen Monographien ein: Nitzsch ist gestorben; sein Freund und Studiengenosse Rudolf Wagner hat die Fortsetzung jener Arbeiten übernommen und mit trefflichem Geschick begonnen. Folgende Vögel werden mit anerkannter Gründlichkeit behandelt: Löffler, dunkelfarbiger Sichler, Steppenhuhn, Land-, Spieß- und Wüstenflughuhn, Groß-, Zwerg- und asiatische Kragentrappe, Jungfern-, Mönchs- und gemeiner Kranich, gemeines Wasserhuhn, gemeines Teichhuhn, gesprenkeltes, kleines, Zwerg- und Wiesen-Sumpfhuhn, Wasserralle und Waldrapp. Die Mehrzahl dieser Vögel ist im südlichen oder östlichen Europa heimisch und wird bei uns nur gelegentlich als seltene Gäste beobachtet. Besonderes Interesse erheischt die ausführliche Monographie des Steppenhuhnes (Syrrhaptes paradoxus), das gelegentlich seiner im Jahre 1888 erfolgten zweiten großen Masseneinwanderung in Europa auch unsere Provinz überflog. Gymnasial-Oberlehrer J. Rohweder in Husum konnte mit einem Gelege von drei Eiern und mit zwei einzelnen Eiern den Beweis dafür liefern, daß das Steppenhuhn versucht habe, hierzulande zu brüten. Auch wurden einzelne hierzulande überwinternde Männchen beobachtet. Leider erfüllte sich die Hoffnung auf Wiederkehr dieser schönen Gäste nicht — gewiß zum allergrößten Leidwesen unserer Jäger. — Auch in diesem Bande hat sich die Kunst der ornithologischen Wissenschaft innig vermählt; jedes Bild ist ein wahres Kunstwerk. Die Technik hat diesen Bund besiegelt, aus dem ein Werk erstanden ist, das allezeit unserer Nation zur Ehre gereichen wird. Möchte darum bei uns zu Lande der „Naumann" willige Käufer finden, um so mehr, als gerade unsere heimische Vogelwelt in unserm Ehrenmitgliede J. Rohweder einen so vorzüglichen Bearbeiter gefunden hat! Barfod.

Bitte.

Der Unterzeichnete bittet, ihm Nachrichten über den am 19. Februar 1861 in Kiel verstorbenen Universitäts-Zeichenlehrer Theodor Rehbenitz zukommen zu lassen. Rehbenitz muß 1790 geboren sein, aber wo und an welchem Tage? Im Jahre 1828 stellte er in Rom bei Anwesenheit des damaligen preußischen Kronprinzen in einer Ausstellung deutscher Künstler ein Bild „Adam und Eva" aus; dort wurde er als Holsteiner bezeichnet. Seine Illustration zu Oskar von Redwitz' Amaranth, 1 Blatt, Lithographie, in groß Folio, ist bekannt. R. v. Fischer-Benzon, Kiel, Dammstraße 18.

Fragen und Mitteilungen.

1. Weihnachtsfragen. „Krichst du en Taxboom?“ so fragte in den vierziger und fünfziger Jahren kurz vor Weihnachten häufig ein Flensburger Junge aus weniger bemittelter Familie seinen besser situierten Nachbarn, mit dem Zusatze: „Ik krieg man wat up min Fatt.“ In einer Familie pflegten die Kinder sich als würdige Empfänger dem Christkinde zu empfehlen durch die in folgendem Gebete enthaltenen tugendhaften Entschlüsse:

„Kindlein Jesus, kumm un bring mi wat
Up min Fatt.
Ik will smuck na de School chahn un wat lee—ern
Un min Vadder un Mudder hö—ern.“

Demjenigen, was im Jahre 1896 Herr J. Callsen über die Weihnachtsfeier zu Flensburg mit Bezug auf jene Zeit in der „Heimat“ mitgeteilt hat, kann ich im ganzen nur beipflichten, wenn auch nach meiner Erinnerung der Weihnachtsbaum im Mittelstande doch schon eine etwas weitere Verbreitung gefunden hatte.

Nun aber möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser auf das in der Anfangsfrage vorkommende Wort „Taxboom“ lenken. Gemeint ist der Weihnachts-Tannenbaum, während man nach dem Wortlaut an den Taxus denken möchte. Woher stammte nun wohl jene Benennung, die hier in Flensburg auf eine im Freien wachsende Tanne meines Wissens nie angewandt worden ist? Kann sich einer der geehrten Leser erinnern, daß er in andern, zunächst schleswigschen, Gegenden den Weihnachtsbaum so hat bezeichnen hören? Man könnte ja annehmen, daß in ältern Zeiten hier der Taxus die Stelle des Tannenbaumes bei der Weihnachtsfeier vertreten habe; allein darüber ist mir nichts bekannt. Dagegen lese ich in dem von Herrn Dr. med. Krause in Kiel geschriebenen, im Jahre 1891 S. 219 ff. in dem Novemberheft veröffentlichten Aufsatze „Zur Geschichte des Weihnachtsbaumes“ auf S. 220 u. — damals war ich noch nicht Leser der „Heimat“ — nachträglich Folgendes: „Im Brandenburgischen wird am Ende des vorigen Jahrhunderts der mit Äpfeln prangende Taxusbaum gepriesen, später lieferten die Kieferwälder die Festbäume für Berlin, dann gewann die Fichte die Oberhand.“ Im Anschluß an diese Mitteilung erlaube ich mir die weitere Frage: Kann einer der Leser vielleicht für Schleswig-Holstein denselben Gebrauch nachweisen? Es wäre ja auch möglich, daß nur der Name, nicht zugleich die Sache vom Süden sich hierher verbreitet hätte.

Zugleich erlaube ich mir, nochmals auf die Anregung zur Forschung über das ganze interessante Thema: „Der Weihnachtsbaum in Schleswig-Holstein“ hinzuweisen, die ich (vielleicht, weil zur Unzeit) vergeblich im Aprilheft dieses Jahrgangs S. XIV versucht habe. Lassen Sie uns doch nicht warten, bis die jetzt achtzigjährigen, noch gedächtniskräftigen Leute, welche über die erste Verbreitung des Weihnachtstannenbaumes in unserm engeren Vaterlande berichten können, ausgestorben sind.

Flensburg (Friesische Straße 68), im November 1899 H. Hansen.

2. Vom Hühnerhabicht. Herr A. Freese in Ahrenlohe berichtet, daß ein Hühnerhabicht ob seiner Mordgier in der Verfolgung eines Singvogels so aller Vorsicht vergaß, daß er von dem Landmann S. mit dem Spazierstock zu Boden geschlagen und gefangen genommen werden konnte.

Bitte um Auskunft

über den gegenwärtigen Aufenthalt folgender Mitglieder:

Fehrs, H., Husum, Markt 196.
Rohde, Oberlehrer, Hamburg-St. Pauli, Antonistr. 12.

Der Schriftführer: Barfod, Friedrichstr. 66.

Tauschverkehr.

Lehrer A. Struck, Schönwohld bei Kiel

bietet an:	wünscht:
Waldpflanzen (einschl. Kryptogamen).	Strandpflanzen (einschl. Kryptogamen). Sorgfältiges Einlegen der Pflanzen ist Bedingung.

